HOFMANNSTHAL

JAHRBUCH ZUR EUROPÄISCHEN MODERNE

12/2004

Rombach Verlag Freiburg

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Hofmannsthal
Jahrbuch · Zur europäischen Moderne
12/2004

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

HOFMANNSTHAL

JAHRBUCH · ZUR EUROPÄISCHEN MODERNE 12/2004

Im Auftrag der Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft

herausgegeben von

Gerhard Neumann · Ursula Renner

Günter Schnitzler · Gotthart Wunberg

Rombach Verlag Freiburg

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

© 2004, Rombach Druck- und Verlagshaus GmbH & Co. KG,
Freiburg im Breisgau
1. Auflage. Alle Rechte vorbehalten
Typographie: Friedrich Pfäfflin, Marbach
Herstellung: Stiehler Druck & media GmbH, Denzlingen
Printed in Germany
ISBN 3-7930-9375-1

https://doi.org/10.5771/9783966216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Inhalt

Hugo von Hofmannsthal und Rudolf Kassner
Briefe und Dokumente
samt ausgewählten Briefen Kassners
an Gerty und Christiane von Hofmannsthal
Mitgeteilt und kommentiert von
Klaus E. Bohnenkamp
Teil II 1910–1929
7

Hugo von Hofmannsthal und Karl Graf Lanckoroński
Briefe und Zeugnisse
Herausgegeben und eingeleitet von
Konrad Heumann
191

Martin Stern
Verschwiegener Antisemitismus
Bemerkungen zu einem widerrufenen Brief
Hofmannsthals an Rudolf Pannwitz
243

Armin v. Ungern-Sternberg
»Das rätselhafte Leben zu einer fruchtbaren
Wirklichkeit zu gestalten«
Eduard von Keyserlings Erzählungen:
Scherz, Melancholie und tiefere Bedeutung
255

Axel Hecker
Das Loch der Zeit
Über Franz Kafkas »Ein Landarzt«
287

Benno Wagner
»Die Majuskel-Schrift unsres Erden-Daseins«
Kafkas Kulturversicherung
327

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Kai-Marcel Sicks
Sollen Dichter boxen?
Brechts Ästhetik und der Sport
365

Hofmannsthal-Bibliographie 1.9.2003 bis 31.8.2004
Zusammengestellt von G. Bärbel Schmid
405

Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft e.V.
Mitteilungen
433

Siglen- und Abkürzungsverzeichnis
435

Anschriften der Mitarbeiter
445

Register
447

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Hugo von Hofmannsthal und Rudolf Kassner

Briefe und Dokumente

samt ausgewählten Briefen Kassners an Gerty und Christiane von Hofmannsthal

Mitgeteilt und kommentiert von Klaus E. Bohnenkamp

Teil II 1910–1929

Kassner an Gerty von Hofmannsthal[1]

Hotel Ste Anne
10, Rue Ste Anne
Paris. 20/5 10.
<Freitag>

Liebe Gerty!
Vielen Dank für Ihre freundliche Karte. Protzen Sie bitte nicht mit Ihrer Vergessensfähigkeit, die haben Sie gar nicht. Die würde auch gar nicht zu Ihnen passen. Zu Ihnen paßt ein langes, langes Gedächtnis, ein Gedächtnis, das gleichsam immer länger wird … Es ist übrigens gar nichts Schlechtes, auch gar nichts Unelegantes – ein so langes, treues Gedächtnis. Man kann sogar auch ein ganz verfluchter Kerl sein mit so einem langen Gedächtnis.

Mir geht es gut hier. Körperlich vielleicht nicht so sehr, habe viel Kopfschmerzen, mein Magen etc. Dafür aber geistig. Werde wieder Schriftsteller sein diesen Sommer.[2] Sogar ganz tüchtig. Und das Andere wird mir ganz wurst sein, aber wirklich ganz Wurscht. Eine kleine Weile. Eine große Weile. Je nach dem. Und trotzdem habe auch ich ein langes Gedächtnis – Aber so auf meine geheimnisvolle Art.

Sehe einige Menschen. Rilke, Gide, Rysselberghe[3] etc. Holitscher ist

[1] 1 Bogen mit gedrucktem Briefkopf; 4 beschriebene Seiten.

[2] Kassner konzipiert in diesen Monaten seine »Elemente der menschlichen Größe«.

[3] Theo van Rysselberghe (1862–1926), belgischer Maler, Freund André Gides. Hofmannsthal, der ihn Ende August 1903 in Weimar im Hause Kesslers kennengelernt hatte (BW Kessler, S. 51, 480), wird ihm einige Monate später, im Oktober 1910, in Neubeuern begegnen,

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

auch wieder da.[4] Lerne russisch bei einer kleinen fetten, blonden Russin, die immerfort vor lauter noch unerwiederten Gefühlen, Hoffnungen, Einbildungen etc kocht u. dabei auch ein wenig transpieriert. Gehe auch in die Theater. Das Material ist wohl sehr gut, die Haltung dafür aber minder, die Regie die vor 40 Jahren.

Was machen Ihre Freunde? Eingeschlossen Zifferer?[5] Oder ist der gar nicht Ihr Freund? Wer sind eigentlich alle Ihre Freunde? Der Reihe nach? Und wo halte ich? Und wo der im Grunde grobe Louis?

Nun adieu! Alles Gute Hugo.

Ihr

Rud. Kassner

Gegen Ende der Pariser Frühsommer-Wochen kommt es am 12. Juni 1910 zu der denkwürdigen Begegnung zwischen Kassner und Harry Graf Kessler. Dieser lädt Rilke und Kassner, dem er kurz zuvor – wohl am 9. Juni – bei Theo van Rysselberghe vorgestellt worden war, zum Frühstück im Restaurant Laurent an der Nordseite der Champs-Elysées ein. Im Verlauf der Unterhaltung gewinnen beide Partner einen durchaus zwiespältigen Eindruck voneinander. In der Bilanz, die Kassner rückblickend in einem undatierten Brief an Elsa Bruckmann

als der Maler Dora von Bodenhausen mit ihren Kindern porträtiert (vgl. BW Nostitz, S. 96; Carina Schäfer, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 13. 1. 2002, Nr. 11, S. 54).

[4] Ähnlich heißt es an Lili Schalk: »Ich gehe sehr viel spazieren, auch viel in die Theater, sehe nicht zu viele Menschen. Außer Hollitscher, doch den behandle ich mehr als Legat als Person. Meine französischen Freunde sind sehr liebe Menschen, aber ich bin so merkwürdig schnell fertig mit ihnen. Und dann sind sie alle so entsetzliche Literaten u. heimliche oder offene Cliquemenschen. Und das ist alles nicht das was ich brauche. […] Rilke sehe ich nicht oft. Leider! […]: Mit dem kann ich reden. […] Übrigens soll ich morgen Kessler treffen. Bin neugierig.« (Neue Zürcher Zeitung, 9. 9. 1973, S. 50; dort auf den 8. Mai 1910 datiert, was offenkundig auf »8. Juni« zu korrigieren ist, da Rilke erst um den 12. Mai 1910 in Paris eintrifft und die angekündigte erste Zusammenkunft mit Kessler vor dem 12. Juni stattfindet.)

[5] Der Schriftsteller Paul Zifferer (1879–1929), seit 1908 Feuilletonredakteur der Wiener »Neuen Freien Presse«; die erhaltene Korrespondenz mit Hofmannsthal (BW Zifferer) wird am 18. August 1910 durch ein Antwortschreiben Zifferers eingeleitet, das eine nähere Bekanntschaft voraussetzt. Wenig später, am 1. September 1910, wird Zifferer Hofmannsthal berichten, Fürstin Thurn und Taxis habe ihm »aus Lautschin einen langen und lieben Brief geschrieben: ich soll über den Kassner schreiben. Es ist nett, daß sie sich so viel Mühe gibt. Und ich möchte ja selber gerne den Kassner und das Publikum der Neuen Freien Presse zusammenbringen. Aber wie die Brücke finden? Es ist eine verteufelte Aufgabe. Ich zerbreche mir den Kopf, um die richtige Form zu finden; where is a will…« (BW Zifferer, S. 22). Zifferer wird in der Folge keinen Artikel über Kassner veröffentlichen.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

zieht, kommt indirekt auch Hofmannsthal zu Wort: »Die so vielfach gewünschte und auch betriebene entre vue zwischen Kessler u. mir hat stattgefunden. Er ist ein wirklich sehr höflicher, sehr hübscher Mensch, durchaus ehrlich u. temperamentvoll, aber Dilettant bis in die Knochen u. eigentlich ohne Geist im strengen Wortsinn. Der arme Hofmannsthal nannte mir ihn einmal ›groß‹. Wenn Kessler eine Frau wäre, so würde ich sagen: Dieses Urtheil gehört zu Hofmannsthals erotischen Mißverständnissen; so ist es nur allgemein albern u. ein Zeichen von seiner Menschenunkenntnis. Kessler u. ich zankten uns beinahe […] zu Rilke's großem Schrecken, ein Wort mehr u. ich wäre grob geworden, weil ich gewisse Dummheiten nur noch mehr als persönliche Beleidi<gu>ngen auffassen kann. Doch zuletzt schieden wir ganz friedlich.«[6]

Während Gerty und Hugo von Hofmannsthal sich in der zweiten und dritten Junidekade am Lido von Venedig aufhalten, begibt sich Kassner Ende des Monats für knapp vier Wochen erneut nach London und nimmt hier unter derselben Adresse Wohnung wie zwei Jahre zuvor.

Kassner an Gerty von Hofmannsthal[7]

20 Margaret St. London W.
1/7 10.
<Freitag>

Wenn mich die niedliche Gerty noch einmal so lange auf einen Brief warten läßt, wird sie gar keinen mehr bekommen sondern vielleicht nur eine Ansichtspostkarte mit einer nicht besonders schönen Ansicht, Mansion house, oder Towerbridge. Oder sonst etwas.

Ich habe in Paris gar keine besonders schönen Frauen gesehen. Dafür aber hier. Obwohl diesen hier wieder manches andere fehlt. Diese schöne, elegante, mondäne Engländerin ist durch alle Prüderie hindurch zu einer ihr ganz eigenthümlichen, höchst unnatürlichen Schamlosigkeit gekommen, über die Italiener und Ungarn, vielleicht auch Deutsche sehr entzückt sein dürften, die mir aber höchst peinlich ist. So eine ganz unmenschliche Sache! Besonders wenn sie, wie man das hier jetzt sehr oft trifft, ausgezeichnet französisch spricht u. das auch weiß. Ich weiß nicht, ob es auf der Welt etwas Frivoleres im Herzen gibt als diese Londoner

[6] Vgl. Rainer Maria Rilke und Rudolf Kassner, Freunde im Gespräch. Briefe und Dokumente. Hg. Von Klaus E. Bohnenkamp. Franfurt a. M., Leipzig 1997 (künftig zitiert als: Freunde im Gespräch), S. 29f.

[7] 1 Blatt, 2 beschriebene Seiten.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Welt, die augenblicklich um König Ed. schwarz geht.[8] Auszunehmen sind da nur wahrscheinlich die ganz großen Familien u. Namen. Übrigens ist sie sehr amüsant und voll ergötzlicher Situationen. Wenn ich Engländer wäre, würde ich Gesellschaftscomödien schreiben.

Gut, daß Sie Artzibascheff lesen. Das Buch ist gut, dabei bleibt es. Trotz allen erotischen Aufdringlichkeiten.[9] Es muß wohl in mir ein Russe sein, ich finde mich selbst in ihren Büchern wieder u. auch andere sehen es.

In London gibt es wundervolle Dinge zu sehen, eine Ausstellung chinesischer Bilder u. dann die Anna Pavlowa.[10] Ich schwöre jetzt bei ihr.

In 10–14 Tagen gehe ich nach Frankreich zurück. In die Bretagne oder nach Dieppe in die Normandie. Viel Glück zur Automobiltour.[11]

Grüße an Sie u. Hugo u. Hans, wenn Sie ihn sehen, und Mimi u. etc etc.

Rud. Kassner

8 König Edward VII., geb. am 9. September 1841, war am 6. Mai 1910 gestorben.

9 M<ichael> Artzibaschew, Ssanin. Roman. Dt. von André Villard und S. Bugow. Mit Einleitung von André Villard. München, Leipzig: Georg Müller 1907; ab 1909 zahlreiche Neuauflagen (mit sämtlichen die Konfiskation des Werkes in deutscher Sprache betreffenden Gerichtsbeschlüssen und Sachverständigengutachten; die Zensur hatte 1908 konstatiert, der Roman sei »geeignet, das Scham- und Sittlichkeitsgefühl eines normal empfindenden Lesers in geschlechtlicher Beziehung gröblich zu verletzten«); zur gleichen Zeit erschienen auch andere Übertragungen, so die von Stefanie Goldenring (Berlin 1908) und L<ully> Wiebeck (Berlin 1909). Kassner selbst hatte das Buch, einem Brief an Lilli Schalk vom 30.7.1909 zufolge, bereits im Vorjahr gelesen und es auch Martin Buber am 29.9.1909 empfohlen. In einer – später gestrichenen – Bemerkung seiner Einleitung zu Gogols »Toten Seelen« (1925) wird er den nicht namentlich genannten »Verfasser des ›Ssanin‹« in der von ihm postulierten »Korrespondenz zwischen den Dichtern und Zaren Rußlands« als Nikolaus II. zugehörig betrachten: Rudolf Kassner. Sämtliche Werke. Hg. Von Ernst Zinn und Klaus E. Bohnenkamp. Pfullingen 1969–1991 (künftig zitiert als: KW mit Band- und Seitenzahl), IV, S. 653.

10 Anna Pawlowa (1882–1931), russische Tänzerin; von 1909–1911 Solistin und Partnerin von Vaslav Nijinsky in Diaghilews »Ballets Russes«, deren Aufführungen Kassner – zusammen mit Rilke – zuvor in Paris besucht hatte (vgl. Freunde im Gespräch, S. 29). Der Tod Edwards VII. hatte Diaghilews Hoffnung auf ein Londoner Gastspiel im Jahre 1910 zunichte gemacht; die Pawlowa hingegen gastiert dort im Palace-Theatre (Richard Buckle, Diaghilew. Deutsch von Jürgen Abel. Herford 1984, S. 166). In einem späten Gespräch mit A. Cl. Kensik wird sich Kassner erinnern: »Ich habe den Nijinsky im Pas de deux mit der Pawlowa, mit der <Tamara> Karsawina wiederholt gesehen, im ›Spectre de la rose‹, im ›Carnaval‹, im ›Après-midi‹; aber ich habe sie nicht so bewegt, mich verwandelnd, entschwerend empfunden, nicht so bedeutend gesehen, wie ich's hätte tun sollen. Das habe ich versäumt. Wagner war dagegen« (Neue Zürcher Zeitung, 7.9.1958, Blatt 6, Sp. 7).

11 Die Fahrt, zusammen mit dem Ehepaar Friedmann, führt im letzten Julidrittel »über

https://doi.org/10.5771/9783966216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Letztlich entscheidet er sich für die Bretagne und das kleine Seebad St. Lunaire, wo er, von London kommend, am 21. Juli 1910 eintrifft[12] und in den folgenden Wochen, »bei Ebbe auf den dunklen Steinen des Meeresstrandes sitzend«, an seinen »Elementen der menschlichen Größe«[13] arbeitet, die er als gültige Ausführung dessen betrachtet, was der »Dilettantismus« als Skizze vorgelegt habe[14] – jene schmale, vor fast einem Jahr schon abgeschlossene Schrift, deren ungeduldig erwartete Druckfassung ihn in den ersten Augusttagen erreicht. Sie wird unverzüglich an die Freunde verschickt, zu denen neben Chamberlain, Fürstin Taxis,[15] Lili Schalk oder Elsa Bruckmann auch Hugo von Hofmannsthal gehört.

Kassner an Hofmannsthal[16]

<St. Lunaire, August 1910>

Der | Dilettantismus
von | Rudolf Kassner
Frankfurt am Main | Literarische Anstalt | Rütten & Loening
Die Gesellschaft. Sammlung sozialpsychologischer Monographien
Herausgegeben von Martin Buber. Vierunddreissigster Band

Mit vielen Grüssen
von
R.K.
St. Lunaire August 1910
(Bretagne)

München an den Bodensee (eine Landschaft, die ich nicht kenne und mir lange wünsche) dann über den Arlberg nach Tirol hinein« (BW Schnitzler, S. 251; vgl. BW Oppenheimer II, S. 27). Am 28. Juli schreibt Hofmannsthal von der Stilfser Jochstraße an Helene von Nostitz: »Wir fahren mit alten Bekannten Auto – sind gestern, von Konstanz, hier hergekommen, hier ist das rauhe böse Engadin nahe« (BW Nostitz, S. 92f.).

12 An Rilke schreibt Kassner am 23. 7. 1910: »Seit vorgestern bin ich wieder in Frankreich, in der Bretagne. Noch Sommerfrischler« (Freunde im Gespräch, S. 31).

13 KW VII, S. 97.

14 Kassner an H. St. Chamberlain, 6. 8. 1910.

15 Sie liest das »kleine Buch vom Dilettantismus« in Lautschin Rilke vor, der am 15. und 16. August »immer wieder darin <liest>«, es als »das Vorgefühl unaufhörlicher Aufgaben« betrachtend (Freunde im Gespräch, S. 33f.).

16 FDH 1546; Anstreichung Hofmannsthals auf S. 60 zur Gestalt des »Ödipus« als das »dem Dilettanten entfernteste Wesen«, die Passage wird Kassner in der überarbeiteten Fassung der »Essays« von 1923 (KW III, S. 7–47) streichen (dort nachgetragen auf S. 639). Hofmannsthal bereitet in diesen Wochen im Verein mit Max Reinhardt die Uraufführung seiner

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Eine briefliche Äußerung Hofmannsthals an Kassner über dieses Werk ist nicht erhalten; doch wird er am 8. September 1910 aus Aussee der Fürstin Taxis bekunden: »[…] nach vielen Wochen wo ich kaum ein Buch in die Hand genommen hatte, trug ich wieder mit Lust allerlei in mich hinein«; neben »Herder, Grimms kleinere<n> Schriften«, den »Werke<n> des verschollenen Georg Büchner« oder »Kleists Briefen« habe er »das höchst seltsame Buch von Rilke«[17] und »den ›Dilettantismus‹ von Kassner« gelesen: »was für ein vorzügliches Buch eines wirklich von ihm geschaffenen genre, Philosophie im alten Sinne«.[18]

In St. Lunaire führt Kassner »wieder einmal mein wahres Sommerleben, sitze am Meer im heather von Schmetterlingen u. Bienen umsummt u. arbeite u. habe das Gefühl, es wird etwas Gutes. In London war es sehr bewegt u. jetzt thue ich den Mund höchstens <am> Abend auf nach dem Essen u. zwar nicht so sehr mir zur Lust als aus Hygiene. Denn wenn man den ganzen Tag mit sich allein ist, so exaltiert man sich doch so, daß ich wenigstens nicht schlafen kann.«[19] Einer vergleichbaren Stimmung verdankt sich der folgende, kurz vor dem Aufbruch nach Paris geschriebene Brief.

Kassner an Gerty von Hofmannsthal[20]

Le Golf Hotel
Saint-Lunaire (Ille-et-Vilaine)
Cote d'Émeraude
5/9. 10

Niedliche Gerty!
Ich war sehr schlecht aufgelegt u. da erhalte ich Ihren lieben Brief u. da fühle ich mich danach etwas menschlicher. Man ist manchmal sehr dumm u. weiß gar nicht wohin es hinaus will u. da hört man eine menschliche Stimme u. man ist wieder dort wo man sein will und soll.

Ich brauche immer ab u. zu so Lebenszeichen von Menschen, die ich gern habe u. ich freue mich da immer über den Inhalt des Briefes weit

Bearbeitung des Sophokleischen »König Ödipus« in der Münchner Musikfesthalle vor (SW VIII Dramen 6, S. 131–184; s. Anm. 21) und ist daher offen für jede Ödipus-Bemerkung.

17 Gemeint sind die »Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge«, die im Mai 1910 erschienen waren.

18 BW Rilke, S. 190.

19 Kassner an Elsa Bruckmann, 12. 8. 1910.

20 2 Bogen, gedruckter Briefkopf; 8 beschriebene Seiten; mit Umschlag: L'Autriche / Fr. Gerty v. Hofmannsthal / Aussee / Steiermark / Oesterreich. Poststempel: St. Lunaire, 5. 9. 10.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

hinaus. Auf »Neuigkeiten« kommt es gar nicht an. Ich fahre morgen nach Paris

26 Av. d. Champs Elysées

Der Sommer war insofern sehr gut als ich gut gearbeitet habe. Aber sonst menschlich (Sie brauchen sich das nicht ganz mit »weiblich« zu übersetzen) ohne Erfolg, meine Gespräche waren mehr Sprachübungen. Doch wie gesagt gearbeitet habe ich gut u. jetzt in Paris brauche ich noch einen superben Monat (mein Geburtsmonat Sept. ist immer der beste) u. ich komme sehr stolz nach Wien. So Mitte Nov. Ich dachte Hugo käme nach Paris.[21] Ich hätte Sie gern in Paris herumgeführt. Denken Sie sich im October habe ich ca 8 rendez-vous in Paris von London aus, nehmen Sie also das 9te an. Ich rechne Sie ganz extra u. werde immer sagen: in Paris habe ich (8 + 1) rendez-vous. Nehmen Sie die 8 aber nicht zu ernst, es sind einige häßliche aber sehr liebenswürdige Mütter darunter u. ich habe Angst davor. Aber in meiner übermüthigen Existenz in London war es schon mein Gemeinplatz geworden: So we will see each other at Paris in October. Und jetzt bekomme ich immer Ansichtskarten mit: Au revoir in October.

Bitte grüßen Sie Jakob u. ich lasse ihm sehr für seinen freundlichen Brief[22] danken.

Von Lili[23] habe ich gar nichts gehört. Meine treueste Briefschreiberin ist noch die Fürstin Taxis. Von der Bruckmann erhalte ich immer eine Karte mit dem Versprechen eines Briefes. Die modernen Frauen sind alle zerstreut. Sie sind es vielleicht weniger als andre oder in einer mehr eigenthümlichen Art. Und das ist besser.

Ich lese wenig; wenn ich arbeite, kann ich gar nichts lesen. Höchstens den Curszettel. Bin viel spazieren gegangen. War oft in Dinard u. sah dort Frau Felsen[24] in Begleitung eines ganz infam aussehenden Herrn aus

21 Hofmannsthal unterbricht seinen Sommeraufenthalt in Aussee im August und September 1910 nur zu einer Reise nach Neubeuern und München, wo Max Reinhardt am 25. September »den König Ödipus von Sophokles, von mir übersetzt,« in der Musikfesthalle zur Uraufführung bringt (BW Degenfeld [1986], S. 29; SW VIII Dramen 6, S. 682; vgl. Grete Gulbransson, Der grüne Vogel des Äthers. Tagebücher. Bd. 1. 1904–1912. Hg. von Ulrike Lang. Frankfurt a. M. 1998, S. 326).

22 Der Briefwechsel zwischen Kassner und Jakob Wassermann ist nicht überliefert.

23 Lili Schalk.

24 Wohl Hermine Felsen, geb. von Rosthorn (1860–?), Schwester Rose Friedmanns.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Wien, aus dessen Gesicht die Infamie u. Häßlichkeit förmlich spukten. Diese Art von Frauen sind dann nicht mehr zerstreut. They cling … Schrecklich!

Louis der Schlosser als Naturgenießer muß sehr unterhaltend sein, wenn man den Muth hat seinen ganzen Humor dann auf ihn zu concentrieren.

Nun leben Sie wohl, liebe Gerty! Schreiben Sie immer wieder einmal.

Ihnen u. Hugo Alles Gute.

Ihr

Rud. Kassner

Am 6. September kommt Kassner nach Paris zurück; er logiert im Hôtel de L'Intendance in der rue de l'Université 50, das bis zur Abreise am 13. November sein Quartier bleiben wird, da sich die Renovierung der zuvor ins Auge gefaßten »Pension« in der Avenue des Champs-Elysées ungebührlich lang verzögert.[25] Paris aber empfindet er als »jetzt wunderschön«, als »doch die schönste Stadt der Welt. Diese wunderbare, trockene Luft! Diese Fernen u. Weiten, dieses Gehoben sein, sich Fortgeben, sich Auflösen«; und solche Eindrücke helfen darüber hinweg, daß sein täglicher Verkehr anfänglich beschränkt ist. »Ich sehe augenblicklich niemanden«, gesteht er Elsa Bruckmann am 17. September; »kenne in Paris nicht viele Menschen. Einige Maler, einige Schriftsteller, aber die gegenwärtige französische Literatur ist sehr blutlos u. unwirklich u. mir Wurscht, Wurscht, ich kann gar nicht sagen wie. Das ist alles todtes Zeug. Mich interessiert das politische Leben, auch das sociale Leben.« In diesem Brief fällt Kassner, angeregt durch Elsa Bruckmanns – nicht erhaltene – Äußerung, ein schneidend scharfes Urteil über Hofmannsthal: »Was Sie über Hofmannsthal sagen, ist sehr wahr, ich fühle es auch immer mehr u. manchmal ist mir als ginge es mit uns gar nicht weiter u. reden wir aneinander vorbei. Irgendwo tief unten ist er ganz unklar u. gibt nach. Da er so außerordentlich gescheit u. fein empfindend, resp. sensibel u. stimmungsfähig ist, so erschrickt man dann immer so vor dem anderen. Liebe Frau Bruckmann, lassen Sie sich das sagen: irgendwo sind alle unsere Wiener nicht wahr. Ohne es wahrzuhaben. Sie gehen um sich herum und immer wieder ist ein Wort da statt eines Dinges. Ich bin langsam dahinter gekommen u. mir war die Erkenntnis an Menschen die gern zu haben u. zu schätzen ich viele Ursache habe, nicht gerade angenehm. Bei Wassermann ist das viel deutlicher u. man erschrickt darum auch nicht sehr davor.«[26]

[25] Kassner an Elsa Bruckmann, 17. 9. 1910.

[26] Schon zweieinhalb Monate früher, am 1. Juli 1910, hatte er aus London Lili Schalks Kritik an Hofmannsthal vorbehaltlos bestätigt, ohne daß der eigentliche Anlaß deutlich

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Einen Monat später, inzwischen war das Ehepaar Bruckmann in Paris eingetroffen, geht wieder ein Brief an Gerty.

Kassner an Gerty von Hofmannsthal[27]

Paris 17/10 10.
50 rue de L'Université
Hotel de L'Intendance.
<Montag>

Niedliche Gerty. Unlängst hatte ich einen so schönen Brief mir zu recht gelegt, so recht einen Brief für ein Protectionskind. Heute fällt er mir nicht ein. Oder nur wenig fällt mir davon ein. Mir fiel damals ein, daß Ihre Welt wirklich so ist wie sie sie sehen u. aus lauter Bekannten besteht: dem Rilke, dem Schröder, dem Schlosser,[28] dem Kassner dem Schnitzler u. dem u. dem u. daß das ganz gut so ist. Und meines besteht manchmal nur aus der Kaiserin von China, die sehr schön ist oder Ihrer[29] Nichte, die noch schöner ist u. ich bin nicht dort sondern in Paris bei Bekannten oder in London bei Bekannten oder in Rodaun bei Bekannten u. das ist ganz gut so u. auch [nicht] wieder nicht ganz gut. Wie gesagt, darüber hatte ich mir unlängst einen Brief ausgedacht an Sie, nur hatte ich es mir damals noch schöner gesagt, so wunderschön daß die niedliche Gerty vor Freude darüber ganz roth geworden wäre.

Ja, die Bruckmanns sind hier, ich sehe sie ziemlich oft. Man ist ganz lieb, spricht viel u. allerhand u. hat einen ganz schrecklichen Theatermantel. Gerty, seien Sie nur ganz wunderschön angezogen wenn ich nach Wien komme. Wirklich einmal ganz erster Classe, so daß ich dann thue als kennte ich sie nicht u. allen Leuten sage: »Ich habe eine Frau auf der Ringstraße oder gar auf der Trambahn gesehen, die ist so wunderschön angezogen. Wer ist das?« Verschwenden Sie wie gesagt Geld. Viel Geld. Versuchen Sie wenigstens einmal Geld zu verschwenden.

würde, da die zugrunde liegende Bemerkung verloren ist: »Was Sie über Hugo H. sagen, ist nur zu wahr. Eigentlich muß es einem sehr leid thun, da er au fond ein guter Kerl ist. Und das dürfte immer ärger werden.«

27 3 Blatt, einseitig beschrieben.

28 Louis Friedmann.

29 Offensichtlich verschrieben statt: »ihrer«; eine Nichte Gerty von Hofmannsthals kommt nicht in Betracht.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Abb. 1: Gerty von Hofmannsthal
mit den Kindern Franz, Raimund und Christiane (FDH)

https://doi.org/10.5771/9783966216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Ich bleibe hier nur noch 3–4 Wochen, gehe dann nach Berlin auf einige Tage u. dann nach Lautschin, wo ich meine Arbeit beenden möchte. Ich wohne constant schlecht. Weiß gar nicht warum. Aber das umziehen ist mir ganz entsetzlich und so compromittiere ich mich lieber. Sie halten mich sicher für einen sehr praktischen Menschen? Ich habe mich auch die längste Zeit für einen solchen gehalten, bis ich eingesehen habe, daß fast alle anderen Menschen praktischer sind u. seitdem halte ich mich für unpraktisch.

In Wien freue ich mich nur auf bestimmte Menschen, auf das Ganze nicht besonders. Das Ganze ist hier in Paris zu schön. Sind Sie eigentlich schon wieder in Rodaun? Grüßen Sie mir bitte recht sehr Ihre Schwester.

Nun adieu. Alles Gute Ihnen u. Hugo.

Ihr aufrichtiger

Rud Kassner

Ende Oktober findet sich Rilke in Paris ein, und es beginnen jene knappen zwei Wochen, in denen beide Männer ihre Freundschaft in langen Gesprächen entscheidend vertiefen. Auch der gesellschaftliche Verkehr gewinnt neue Facetten: sie besuchen Theateraufführungen, fahren zu Rodin nach Meudon, treffen gemeinsame Bekannte wie André Gide, den jungen Norbert von Hellingrath oder Harry Graf Kessler, der am 18. November Hofmannsthal mitteilt: »Ich habe hier verschiedentlich durch Tschudi,[30] Rilke, Kassner von dir gehört und mich gefreut, daß die Nachrichten sämtlich gut lauteten.«[31] Dabei bezieht er sich offenbar auf eine Zusammenkunft, die Rilke seinerseits am 12. November Hofmannsthal gegenüber erwähnt hatte: »Von Kassner soll ich grüßen, ich bin viel mit ihm, gestern sah ich auch Kessler, dem ich von Ihnen erzählen mußte.«[32]

Während Rilke, von Kassner in seinem schwankenden Entschluß ausdrücklich bestärkt, nach Nordafrika aufbricht, begibt sich Kassner am 13. November nach Berlin, um »einige Leute <zu> sehen«,[33] und von dort am 24. weiter

[30] Hugo von Tschudi (1851–1911); von 1896 bis 1908 Direktor der Nationalgalerie in Berlin; ab 1909 Direktor der Bayerischen Gemäldesammlungen in München. Hofmannsthal war ihm Anfang 1905 in Berlin begegnet und hatte ihn spontan zu den »angenehmen neuen Bekanntschaften« gerechnet (BW Thun-Salm, S. 133).

[31] BW Kessler, S. 315.

[32] BW Rilke, S. 68.

[33] Kassner an Marie Olden, 29. 10. 1910; in diese Tagen fällt auch die erste Begegnung mit Gerhart Hauptmann; am 19. 11. 1910 notiert Hauptmann in sein Tagebuch: »Bei Frau von Mendelssohn Cassner kennen gelernt«; und am 21. 11. fügt er hinzu: »Die Gestalt Kassners«

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

nach Lautschin, wo ihn eine Einladung zum Jahreswechsel nach Schloß Neubeuern erreicht. Am 1. Dezember jedenfalls schlägt er Elsa Bruckmann vor: »Ich komme wahrscheinlich um den 28. herum auf 2–3 Tagen nach Neu Beuren. Kommen Sie beide doch auch.«[34] Wer diese Einladung ausgesprochen hatte, ist ungewiß. Wenn nicht Hofmannsthal, so möglicherweise Eberhard von Bodenhausen, der am 11. Dezember 1910 seiner Frau berichtet, er habe Walther Rathenau »auf 1–2 Tage in der ersten Januarwoche nach Neubeuern eingeladen.«[35] Und wenn er hinzufügt: »Hugo und Kaßner kennt er ohnehin«,[36] setzt diese Bemerkung Kassners geplante Anwesenheit voraus. Zu der jedoch wird es nicht kommen. In Wien versucht er vorderhand, sich in der vertrauten Hietzinger »Pension Schönbrunn« »langsam einzurichten«,[37] was anfänglich nur schwer gelingen mag: »Seit Paris bin ich so recht aus dem Geleise«, bekennt er Elsa Bruckmann am 13. Januar 1911; »erst seit ein paar Tagen fühle ich, daß ich dort weiterleben kann wo ich in Paris aufgehört habe[38] u. da verdanke ich wohl einiges der sehr zurückgezogenen Lebensweise in dem sehr schönen Hietzing. […] Nach Neubeuren bin ich nun nicht gekommen – es kommen bei mir immer Momente, wo ich mir ganz stricte sage: Jetzt bleibst du ein paar Monate still u. läßt alle Koffer, auch den allerkleinsten auf den Boden tragen – ein solcher Augenblick war da.«

(Gerhart Hauptmann, Tagbücher 1906–1913. Nach Vorarbeiten von Martin Machatzke hg. von Peter Sprengel. Frankfurt a. M., Berlin 1994, S. 273; vgl. KW IX, S. 231, 842).

34 Hugo und Elsa Bruckmann waren zusammen mit den Ehepaaren Hofmannsthal und Bodenhausen bereits zum Jahreswechsel 1908/09 in Neubeuern zu Gast gewesen; vgl. BW Kassner I, S. 124, Anm. 478.

35 Rathenau erwähnt diesen Reiseplan im Brief an Maximilian Harden vom 24. 12. 1910: »Vielleicht gehe ich später noch auf zwei bis drei Tage in die Berge« (Walther Rathenau – Maximilian Harden, Briefwechsel. Walther Rathenau-Gesamtausgabe, Hg. Von Hans Dieter Hellige und Ernst Schulin. Bd. VI, München, Heidelberg 1983, S. 626).

36 Eberhard von Bodenhausen. Ein Leben für Kunst und Wirtschaft. Düsseldorf, Köln 1955, S. 88.

37 Kassner an Marie von Thurn und Taxis, 9. 1. 1911.

38 Im November 1910 hatte Kassner in Paris neben der Arbeit an den »Elementen der menschlichen Größe« jene Aphorismen-Reihe konzipiert, die im Januar 1911 in der »Neuen Rundschau« als »Aus den Sätzen des Yoghi« erscheint (KW VI, S. 155–158). Während der eine Satz – »Wer von der Innigkeit zur Größe will, der muß sich opfern« – Rilke unmittelbar wie ein Leitwort zur eigenen Lebens-»Wendung« trifft (vgl. ebd., S. 612; Freunde im Gespräch, S. 39), wirkt ein anderer in Hofmannsthal offenbar erst spät nach; denn wenn er 1927 im Vorwort der Sammlung »Wert und Ehre deutscher Sprache« formuliert: »Darum kann man deutsch nicht korrekt schreiben. Man kann nur individuell schreiben, oder man schreibt schon schlecht« (GW RA III, S. 129), scheint in den prägnanten Adjektiven Kassners letzter Aphorismus nachzuklingen: »Eine Frau ist individuell angezogen. Ein Herr nur gut oder schlecht« (KW VI, S. 158).

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

In Neubeuern spätestens hätte Kassner erfahren können, daß der im Juni des Vorjahres abgeschlossene »Rosenkavalier« am 26. Januar 1911 an der Dresdner Hofoper unter Richard Strauss zur Uraufführung gelangen werde. Während Hofmannsthal mit seiner Frau den wahren Triumph auskostet, den die Premiere für ihn wie für den Komponisten bedeutet, hatte Kassner am 21. Januar dem Leiter des Insel-Verlags, Anton Kippenberg, das Manuskript seiner Studie »Von den Elementen der menschlichen Größe« zugesandt, in deren Konzeption und Niederschrift er sich in den vorangehenden Wochen und Monaten vergraben hatte. Die Verbindung zu Kippenberg hatte Rilke im Herbst 1910 gestiftet und damit die Voraussetzung jener fruchtbaren Zusammenarbeit mit dem Insel-Verlag geschaffen, die bis zu Kassners Tod über alle Wirren hinweg Bestand haben sollte.

Unter den Vorbereitungen zu seiner lange geplanten Reise nach Rußland und in Sorge um den Satz des Manuskriptes erhält Kassner Anfang März 1911 unvermutet einen Hilferuf Rilkes aus Ägypten, der letzten Station auf dessen Nordafrika-Fahrt, die sich insgesamt als wenig glücklich erwiesen hatte. Die außerordentlich hohen Kosten hatten ihn in eine finanzielle Notlage gestürzt, die Kassner zu lindern sucht, indem er verschiedene gemeinsame Freunde um Unterstützung für den Dichter bittet. Unter den Befragten sind Fürstin Taxis und Hugo von Hofmannsthal, der seinerseits »Bettelbriefe« verschickt, in denen er Rilkes »große Gêne und Bedrängnis« schildert: »Nun hat er an Kassner einen Brief geschrieben, daß er nicht weiß wie er über den Frühling und Sommer hinwegkommen soll. […] Kassner hat sich nun an mich gewandt, und wir wollen die Sache natürlich durchaus nicht an die große Glocke hängen sondern jeder nur an ein paar Menschen schreiben. […] Also bitte schicken Sie mir halt auch etwas, aber natürlich keine große Summe.«[39] Und so kann Kassner am 6. April eine erste Rate in Höhe von 1000 Kronen an Rilkes Pariser Bank überweisen, nachdem er schon am 2. dem Freund angekündigt hatte: »Sie werden Hofmannsthal in Paris haben.«[40]

Daß Kassner drei Tage später die Wiener Erstaufführung des »Rosenkavalier« am 8. April in der Hofoper besucht, ist nicht unwahrscheinlich, obschon entsprechende Äußerungen fehlen.[41] Der Abend, von Hofmannsthal durch ein

[39] Hofmannsthal an Julie Baronin Wendelstadt, 22.3.1911 (BW Degenfeld [1986], S. 537f.); ähnlich an Helene von Nostitz, 29.3.1911 (BW Nostitz, S. 104f.).

[40] Vgl. Freunde im Gespräch, S. 43–48. Hofmannsthal wird in der Tat Ende April nach Paris reisen, um sich dort zu »isolieren« und »in wirklicher Einsamkeit« zu arbeiten (vgl. BW Kessler, S. 326; BW Oppenheimer II, S. 31; BW Degenfeld [1986], S. 538); er wird daher auch Rilke nicht aufsuchen, sondern »in der absoluten Isoliertheit« leben und »von Menschen, die allenfalls anwesend wären«, »keine Notiz« nehmen (BW Bodenhausen, S. 127).

[41] Ein Exemplar der Ende Januar 1911 ausgelieferten Buchfassung (Der | Rosenkavalier | Komödie für Musik | von Hugo von Hofmannsthal. Berlin: S. Fischer 1911) aus Kassners Besitz ist bisher nicht aufgetaucht; Zitate und kritische Anmerkungen zeigen allerdings Kassners intime Vertrautheit mit dem Text.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

»Ungeschriebenes Nachwort« publizistisch vorbereitet,[42] kann freilich den überwältigenden Erfolg von Dresden nicht wiederholen. Hofmannsthal selbst wird ihn zwar am Folgetag als »sehr schön, mit Ausnahme der Marschallin und der Sophie alles weit besser als Dresden«,[43] beurteilen; wenn er jedoch hinzufügt, die Tage hätten ihn »ganz fabelhaft angestrengt, ich bin ganz tot, wie ich es in Dresden absolut nicht war,«[44] klingt offenbar eine Reaktion auf das Mißfallen des Publikums und der Presse nach, das auch Richard Strauss mit Staunen zur Kenntnis genommen hatte: »Wiener Aufführung des ›Rosenkavalier‹ war herrlich, Publikum dagegen sehr dämlich und Presse geradezu skandalös, doch sind die ersten 6 Vorstellungen bereits total ausverkauft. Unser armer Hugo wurde unglaublich verrissen, die Wiener sind eine rechte – bagagi!«[45]

Am 9. Mai bricht Kassner zu seiner ausgedehnten Rußlandreise auf, »strahlend«, wie Marie Taxis am 16. Mai Rilke bestätigt, der seinerseits am 11. März schon erfahren hatte, das erste Ziel werde St. Petersburg sein; »und dann erst das andere«.[46] In Petersburg bleibt er bis Ende Mai, und in diese Tage gehört die folgende kurze Nachricht.

Kassner an Gerty von Hofmannsthal[47]

Grand Hôtel d'Europe
St. Pétersbourg
<Mai 1911>

Liebe, liebe Gerty!
Nur viele Grüße von hier. Ich möchte gern mehr, ich möchte gern ganz anders schreiben. Doch muß es vielleicht so sein.

Ich sehe u. höre und sehe wieder u. fahre viel mit Taxis herum in den rasend schnellen russischen Fiakern u. ganz plötzlich, so gestern auf der Troïtska Brücke an einem herrlichen N. M.[48] mitten in der bewegtesten

[42] Ungeschriebenes Nachwort zum »Rosenkavalier«. Von Hugo von Hofmannsthal; in: Der Merker. Wien. 2. Jahrgang, Heft 12. II. März-Heft 1911, S. 488–489 (GW D V, S. 146–147).

[43] Vgl. auch BW Oppenheimer II, S. 31f.

[44] Hofmannsthal an Ottonie Degenfeld, Sonntag <9. 4. 1911>: BW Degenfeld (1986), S. 136 (dort irrtümlich: <10. 4. 1911>).

[45] Richard Strauss an Harry Graf Kessler, 12. 4. 1911; zitiert in: BW Kessler, S. 547.

[46] Freunde im Gespräch, S. 45, 48.

[47] 1 Bogen, gedruckter Briefkopf; 2 beschriebene Seiten.

[48] Lies: Nachmittag.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Menge im weißen Licht der Petersburger Sonne bin ich ganz wo anders.

Adieu, adieu, adieu!

Ihr

Rud. Kassner

Kassner hatte Anton Kippenberg im Januar dringend gebeten, mit dem Druck der »Elemente« bald zu beginnen, um vor Antritt der Reise »alles erledigt <zu> haben«. Doch zieht sich die Herstellung quälend in die Länge. Als der Verlag, auf beharrliche Nachfrage, schließlich am 23. Mai die Auslieferung des Buches »in etwa 8 Tagen« ankündigt, erteilt Kassner am 26. Mai den Auftrag, »an folgende Adressen Exemplare meiner ›Elemente der menschlichen Grösse‹ zu schicken«; dabei nimmt der Name »Hugo v. Hofmannsthal Rodaun« die erste Stelle ein.[49] Doch verzögert sich – für den Autor »unangenehm und durchaus unerwartet« – die »Ausgabe« weiter, da man, wie der Verlag am 8. Juni einräumt, »den Titel noch einmal neu drucken lassen« muß. Zwei Vorausexemplare werden ihm schließlich am 22. Juni nach Schleck in Kurland gesandt, wo er im Anschluß an einen mehrwöchigen Moskau-Aufenthalt kurz zuvor eingetroffen war. Wenn Anton Kippenberg ihm dorthin versichert, die restlichen Freiexemplare »Anfang nächster Woche« auf den Weg zu bringen,[50] gilt diese Zusage ohne Zweifel auch für den Hofmannsthal zugedachten Band.

Kassner an Hofmannsthal[51]

<Ende Juni 1911>

Von den Elementen | der | menschlichen Grösse
Von | Rudolf Kassner
(Motto)
Leipzig | im Insel-Verlag | 1911

[49] Es folgen, außer Familienangehörigen, u. a.: Lili Schalk, Fürstin Marie Taxis, Rainer Maria Rilke, Elsa Bruckmann, H. St. Chamberlain, Jakob Wassermann, Richard Beer-Hofmann, Paul Zifferer, Gottlieb Fritz, André Gide, Charles Drouin, Jean Schlumberger; von Schleck werden am 30. Juni nachgemeldet: Arthur Holitscher, Bernard Berenson, Eduard von Keyserling, und von Moskau am 19. Juli: Norbert von Hellingrath, Prinz Franz von Hohenlohe, Dr. Martin Buber.

[50] Insel-Verlag an Kassner, 8. 6. 1911; vgl. Freunde im Gespräch, S. 52.

[51] FDH 7566: KW III, S. 49–93.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Neben dieser in Leinen gebundenen Normalausgabe findet sich in Hofmannsthals Bibliothek ein zweites Exemplar in Gestalt der in bordeauxrotes Maroquinleder gebundenen Luxusausgabe,[52] die Kassner später persönlich überreicht haben mag; denn Hofmannsthal gehört – anders als Lili Schalk und Prinz Alexander von Thurn und Taxis, dem die Schrift gewidmet ist – nicht zu jenen, denen er vom Verlag aus ein solches Exemplar hat zukommen lassen.[53] Während Rilke die ihn tief berührende Lektüre der »Elemente« als eine seiner stärksten Leseerfahrungen schildert,[54] sind entsprechende Verlautbarungen Hofmannsthals nicht überliefert; auch weisen die beiden Exemplare weder Randbemerkungen noch Striche auf. Dennoch hat er die Bedeutung der Schrift ohne Zweifel zu würdigen gewußt; seine als nahezu notwendig zu erachtende Reaktion dürfte mit den übrigen Briefen dieser Dekade verloren gegangen sein. Im Oktober 1918 wird er sich im Zuge der Wiederaufnahme des ehemaligen Dramenstoffes »Der Kaiser und die Hexe« – diesmal als Vorwurf einer Erzählung – des letzten Kapitels erinnern, das unter dem Titel »Der Gott und die Chimäre« am Beispiel der grotesken Wasserspeier auf den Türmen von Notre-Dame in Paris das Wesen der Chimäre auszuloten sucht. Hofmannsthal notiert mit Blick auf die Hexe: »Der Charakter der Chimäre wie ihn Kassner entwickelt.«[55] Und noch wenige Monate vor seinem Tod, im Februar 1929, wird er den Rang der Studie Max Rychner gegenüber nachdrücklich hervorheben.[56]

Inzwischen weilt Kassner im kurländischen Schleck, auf dem »gewaltig großen, meist bewaldeten Gut« der Baronin Lulu von Behr, einer Cousine Otto von Taubes,[57] die ihm bisher nur aus der ins Jahr 1903 zurückreichenden Korre-

52 FDH 7565: Druck von Fr. Richter in Leipzig. Fünfundzwanzig Exemplare wurden auf holländischem Büttenpapier abgezogen. Davon ist dies Nr. 25.

53 Kassner an den Insel-Verlag, 30. 6. 1911.

54 Vgl. Freunde im Gespräch, S. 49 f., 52 ff.

55 SW XXIX Erzählungen 2, S. 210. Wenn der Kommentar (ebd., S. 391) auf »Rudolf Kassner: Die Chimäre. Ein Gespräch. Leipzig 1914« verweist, so läßt er sich vom Titel dieses Werks in die Irre führen; denn im dortigen Gespräch zwischen Lawrence Sterne und einem imaginären Rektor Krooks ist von »Chimären« an keiner Stelle die Rede; Kassner selbst wird später einmal zugeben: »Warum dieses Gespräch die ›Chimäre‹ heißt? – Ich weiß es selber nicht. Das sollen die andern herausfinden« (Rudolf Kassner zum achtzigsten Geburtstag. Gedenkbuch. Hg. von A<lphons> C<lemens>. Kensik und D<aniel> Bodmer. Erlenbach-Zürich [1953] [künftig zitiert als: Rudolf Kassner, Gedenkbuch], S. 210; zum Begriff der Chimäre ebd., S. 208–213).

56 Siehe S. 173.

57 Taube hatte, durch Vermittlung seines Vetters Hermann Graf Keyserling, im Januar 1903 Kassner in dessen Wohnung in der Wiener Karlsgasse kennengelernt; vgl. Otto von Taube, Wanderjahre. Erinnerungen aus meiner Jugendzeit. Stuttgart 1950, S. 164.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

spondenz vertraut war.[58] Hier antwortet er auf Gertys – nicht erhalten gebliebene – Briefe, die er in Moskau und Schleck empfangen hatte:

Kassner an Gerty von Hofmannsthal[59]

Schleck 4. 7. 11
<Dienstag>

Jetzt hat es lange keinen Brief gegeben, sehr lange. Man hat wahrscheinlich schon allerhand besondere Gedanken gehabt. Oder nein, man schreibt ja eben, daß man keine besonderen Gedanken hat. Das habe ich bes. aus dem vorletzten Brief in Moskau noch gesehen u. da habe ich mir gedacht, nun so warten wir ein wenig, bis etwas besseres kommt. Nun das ist gestern gekommen u. da schreibe ich wieder. Ich bin hier recht gern, es ist ja gar nicht so wie in Keyserlings Romanen, aber doch sehr sympathisch.[60] Ich vertrage mich mit meiner »unbekannten Freundin« sehr gut u. sie ist schon jemand u. doch ganz merkwürdig in meinen Büchern lebend. Im allgemeinen gebe ich darauf ja nicht viel, aber bei ihr ist es schon mehr als das Gewöhnliche. Meine große Passion ist hier Kutschieren. Jeden Tag kutschiere ich sie mit einem ihrer Kinder auf einem sehr schmalen langen Wagen der auch ganz niedrig ist durch den Wald, durch dick u. dünn, durch Sümpfe. Der Wald ist hier prachtvoll, es kommt ja der Elch hier noch vor. Ich mag sehr die Landschaft u. die langen langen Tage. Die Sonne geht um ¾ 10 unter. War auch in der Umgebung. Nur ist man sehr weit von allem. Nur 4mal wöchentlich die Post. Von Rodaun geht ein Brief 5 Tage. Schrecklich. In ca 10 Tage<n>

[58] Vgl. Kassner an Otto von Taube, 19. 3. 1903; am 5. 2. 1908 heißt es: »Ihre Cousine Behr« – sie hatte Kassner auf eines seiner Bücher hin geschrieben, vgl. Otto von Taube, Stationen auf dem Wege. Heidelberg 1969, S. 291 – »ist mir eine liebe unbekannte Freundin geworden, und von Zeit zu Zeit gehen lange Briefe hin u. her.« Die Korrespondenz zwischen Kassner und Lulu von Behr ist verloren.

[59] 2 Bogen, 7 beschriebene Seiten.

[60] Anspielung auf die baltischen Adelsromane Eduard von Keyserlings; Otto von Taube, Stationen auf dem Wege. Heidelberg 1969, S. 291f., berichtet, das Leben in Schleck habe Kassner »am meisten an das auf den Gütern des österreichischen Hochadels« erinnert, »etwa das der Thurn und Taxis in Böhmen, in Laučen.« Kassner selbst bestätigt Taube am 14. 7. 1911 aus Moskau: »Der Aufenthalt <in Schleck> war äußerst gelungen u. ich denke gern zurück.«

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

fahre ich nach Moskau zurück. (Slaviansky Bazar)[61] Ich mag heuer in keinen Luftcurort, die Idee der Sommergäste in einem Hotel ist mir peinlich. Gott, ich bin heut ganz zu mit Schlaf. Wahrscheinlich kommt ein Gewitter. Wenn ich den Brief aber heute nicht fertig mache, so geht er erst in zwei Tagen. Mein geliebtes Kind wird also heut einmal auch keinen besonderen Brief kriegen u. auf diese Weise sehen, was das heißt. Vielleicht will man aber auch keinen.

Alles Gute für Aussee …

Adieu, adieu!

Rud. Kassner

Von den nächsten Stationen gehen weitere Karten-Grüße an Gerty von Hofmannsthal; so am 10. August aus Kiew:

»Bin auf der Durchreise nach Yalta (Krim) Hotel de Russie. Sie müssen nächstens von Moskau meine Photographie[62] erhalten. Wie geht's? Alles Gute«[63]

61 Kassners Moskauer Hotel-Adresse: Hotel »Slaviansky Bazar« (Hôtel du Bazar Slave), Moskau, Nikolskaja 9; vgl. an den Insel-Verlag, Schleck, 30.6.1911.

62 Im Nachlaß von Hugo und Gerty von Hofmannsthal hat sich nur eine Photographie Kassners gefunden (FDH). Ob es sich dabei um die hier angekündigte handelt, ist fraglich; denn zum einen scheint Kassner auf dem Bild jünger als achtunddreißig Jahre zu sein, obwohl er den »bubenhafter Ausdruck«, den Otto von Taube bei einer Begegnung im Januar 1903 als hervorstechenden Eindruck konstatiert hatte, »noch so lange bewahren« konnte (Otto von Taube, Wanderjahre. Erinnerungen aus meiner Jugendzeit. Stuttgart 1950, S. 164). Auch der gemeinsame Freund Paul Graf Hohenstein erinnert sich aus dem Abstand vieler Jahrzehnte, man habe Kassner »in Wien vorzeiten den ›Mann mit dem schlimmen Bubengesicht‹ genannt« (in: Rudolf Kassner, Gedenkbuch [Anm. 55], S. 31). Zum anderen ist das Porträt nicht in Moskau entstanden, von wo Kassner es verschickt, sondern in Wien – immerhin könnte er die von dort erhaltenen Abzüge in Moskau zur Post gegeben haben –, und zwar, laut eingeprägtem Namen auf der Photographie und einem gleichlautenden Stempel auf dem Montage-Karton, im »K.u.k. Hofphot. Atelier Kosel, Wien I«. Hermann Clemens Kosel, 1867–1945, gelernter Buchbinder und später vor allem als Schriftsteller tätig, hatte das Atelier 1905 eröffnet und galt bis zum 1. Weltkrieg als einer der bedeutendsten Porträtphotographen Wiens. Trotz solcher Unsicherheit wird die Photographie um ihrer selbst willen an dieser Stelle als ein Dokument reproduziert, das Kassner, ohne schriftliche Widmung, zu welcher Zeit immer in Hofmannsthals Hand gelegt hat.

63 Ansichtskarte: Kiev, Parc du Château: Австрія / Frau Gerty von Hofmannsthal / Alt Aussee / Steiermark. Russischer Poststempel: Kiev: 28.7.11 a<lten> St<ils>.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Abb. 2: Rudolf Kassner. Photo Kosel, Wien (FDH)

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

In der zweiten Augusthälfte aus »Yalta«:

»Viele Grüße. Got my photo? Thanks for letter. In 3 Tagen nach Kiclowodsk.«[64]

Aus Kiclowodsk, das, wie zwei Tage später Elsa Bruckmann erfahren wird, »ja recht in den Ausläufern des K<aukasus>« liegt, »in einer zu einem Gebirge aufgeworfenen Steppe mit tausenden von kleinen Falken«, heißt es am 31. August: »Viele Grüße. Ist meine Photographie angekommen? Antwort bitte nach Hotel de Londres Tiflis für den Fall, daß sie nicht schon unterwegs sei. Schreibe nächstens!«[65]

Dies Versprechen erfüllt er bereits nach drei Tagen:

Kassner an Gerty von Hofmannsthal[66]

Kiclowodsk 3/9 11
<Sonntag>

Ich bekomme alle Briefe vom niedlichen Kind, keiner geht verloren, kein einziger, die Post scheint zwar unsere Correspondenz zu begünstigen, da mir viele andere verloren gehen. Wir wollen darum die Post loben, ein wenig.

Und ich hätte gedacht, daß die Photographie ein wenig mehr Eindruck gemacht hätte, daß man nicht gleich so kritisch sich vor sie hingestellt hätte, daß man lieber das als nichts hätte, daß man auch darin das gesehen hätte, daß man darum vor Freude die Hände zusammengeklappt hätte, ein wenig, kurz daß man … So aber gleich »fremder Herr«, wegstellen .. Sie ist ja ziemlich schlecht, aber einiges Gute ist darin, u. an dieses Gute hätte man sich wie alle guten Menschen klammern sollen in seiner Verzweiflung .. So aber …

Hier in Kiclowodsk ist es mir ganz gewaltig langweilig, doch erwarte ich hier einige Briefe, Empfehlungsbriefe für turkestanische Granden u. dann geht es weiter über den Kaukasus nach Tiflis u. von da über das kaspische Meer nach Bokhara, Samarkand … Hat das niedliche Kind

64 Ansichtskarte: Crimée. Nid de l'hirondelle: Австрія / Frau G. v. Hofmannsthal / Aussee / Obertressen 14 / Steiermark. Russischer Poststempel: Jalta, Datum unleserlich.

65 Ansichtskarte: Kiclowodsk: Австрія / Fr. Gerty v. Hofmannsthal / Aussee / Obertressen / Steiermark. Russischer Poststempel: Kiclowodsk, 18. 8. 11 a. St.

66 2 Blatt (liniert), 4 beschriebene Seiten.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

eine Ahnung, wo das ist? Man kann mir schreiben nach Taschkent Persiskaja Gostinitza, doch lieber nicht, da ich dort so nur einen Tag bin u. gleich nach Moskau von dort fahre – 86 Stunden, davon die Hälfte durch die kirkisische Steppe.

In Yalta war es ganz schön. Sehr schöne Frauen, nur sprachen sie schlecht französisch u. ich schlecht russisch und wenn man eventuell (ich sage eventuell) so weit ist, daß das Reden unwichtig wird, bin ich meist schon wieder beim Koffer packen .. Doch Spaß beiseite, ich war schon lange nicht so allein mit mir wie jetzt die ganze Zeit über u. das ist ganz gut.

Und was macht Jakob u. Julie? Und alle anderen? Zifferer? Grüßen Sie ihn.

Ca Mitte Nov. bin ich wohl wieder in Wien.

Alles Gute.

R.K.

Hofmannsthal selbst war am Tag zuvor Gegenstand eines Briefes an Elsa Bruckmann gewesen: Unter Hinweis auf »Gundolfs Aufsatz über Hofmannsthal, den ich vor 1½ Jahren bei Ihnen gelesen habe – Er war gut, aber doch ein wenig schief und George-Partei«[67] – resümiert Kassner: »Man soll übrigens die Antithese George u. Hofmannsthal lassen. Sie kann doch nur unreife Leute auf die Dauer beschäftigen. George liebt es ja die Welt als ästhetisches Phänomen anzusehen u. da soll er sich die Frage beantworten, ob Frivolität u. Verzweiflung nicht gleich wiegen, resp. gleich werthlos sind – wie gesagt ›hellenisch wolfskehlisch‹ angesehen.«

[67] Friedrich Gundolf, Das Bild Georges; in: Jahrbuch für die geistige Bewegung. Hg. von Friedrich Gundolf und Friedrich Wolters. Erster Jahrgang. 1910, S. 19–48 (nachgedruckt in: Friedrich Gundolf, Beiträge zur Literatur- und Geistesgeschichte. Hg. von Victor A. Schmitz und Fritz Martini. Heidelberg 1980, S. 121–149). Ausgehend von den drei Büchern: Ludwig Klages, Stefan George. Berlin 1902, Rudolf Borchardt, Rede über Hofmannsthal. Leipzig 1905, und Friedrich Wolters, Herrschaft und Dienst. Berlin 1909, unternimmt es Gundolf, nicht nur das »Bild Georges«, sondern – gleichsam als Gegenpol – auch das Hofmannsthals zu zeichnen.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

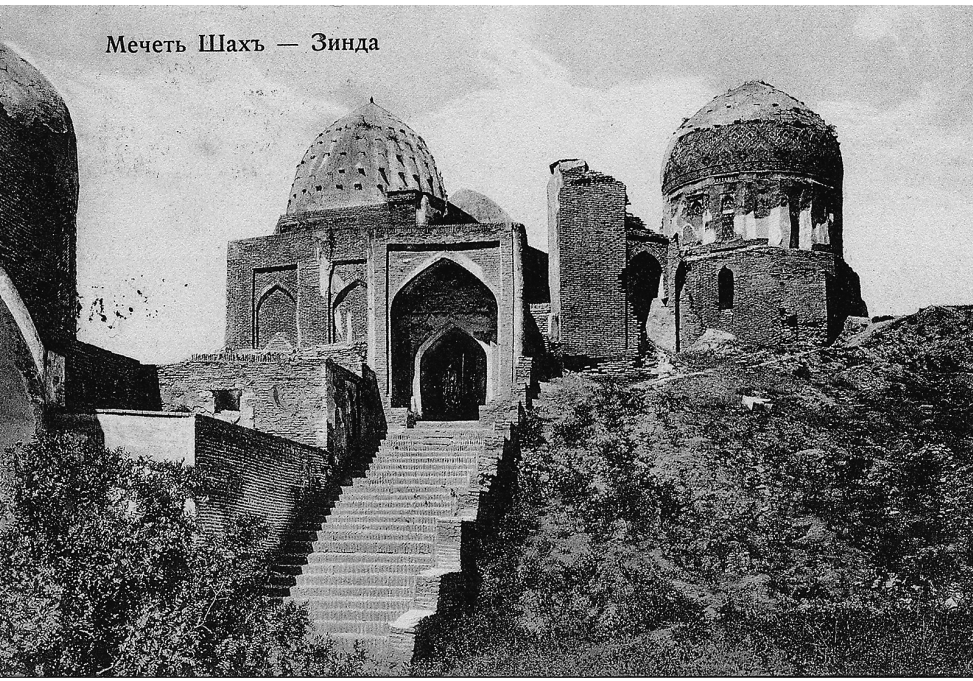


Abb. 3: Ansichtskarte Rudof Kassners an Gerty von Hofmannsthal aus Samarkand, 20. September 1911 (FDH)

Kassner an Gerty von Hofmannsthal[68]

Samarkand
20.9.11
<Mittwoch>

Viele Grüße von hier. Morgen drehe ich um u. 5 Nächte u. 4 Tage nach Moskau, Slaviansky von wo ich wieder einmal einen sehr schönen Brief aussenden werde.

R.K.

[68] Ansichtskarte: Австрія / Fr. Gerty v. Hofmannsthal / Rodaun / bei Wien. Umadressiert nach Aussee Obertressen 14. Russischer Poststempel: Samarkand / Bokhara, 8.9.11 a.St., d.h. Kassner hat die Karte am Vortag geschrieben.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Es spricht einiges dafür, daß Kassner sein Versprechen gehalten und – wie anderen Freunden[69] – so auch Gerty von Hofmannsthal aus Moskau geschrieben habe. Zudem läßt sich die folgende Anspielung auf »schlechtes Briefpapier« als Beleg einer solchen Nachricht verstehen, die dann als verloren zu gelten hätte.

Kassner an Gerty von Hofmannsthal[70]

Hotel de France Petersburg
17.10.11
<Dienstag>

Dank für Brief. Statt des schlechten Briefpapiers heute eine schöne Karte. Bin noch 2 Wochen da.
Rud. Kassner

Auf der Rückreise von Rußland legt Kassner in Duino einen Zwischenhalt ein. Er trifft dort ab 5. November für einige Tage mit Fürstin Taxis und Rainer Maria Rilke zusammen und berichtet ausführlich vom Zarenreich. »Ich hörte vorige Woche auch fast nur von Rußland sprechen, recht unmittelbar«, schreibt Rilke am 20. November an Sidie Nádherný. »Kassner war eben von dort hierhergefahren und verbrachte eine Woche mit uns; er war seit dem März[71] auf der Reise und ist ziemlich ausführlich herumgekommen bis an die persische Grenze, Tiflis, Taschkent, Buchara, die Krim, alles war ihm auf eine eigene Art gegenwärtig, so daß er es in uns eigenthümlich stark zur Wirkung brachte.«[72] Gültige Ausprägung werden diese Erlebnisse und Erfahrungen allerdings erst nach mehr als einem Vierteljahrhundert im 1938 erscheinenden »Buch der Erinnerung« finden, und zwar in dem von Beobachtungen und Erkenntnissen überquellenden Kapitel »Der magische Leib«, das Reminiszenzen an die großen Reisen der Jahre 1905 bis 1911 in Nordafrika, den beiden Indien und Turkestan verarbeitet.[73]

69 Kassner an Lili Schalk, 30.9.1911 (Neue Zürcher Zeitung, 9.9.1973, S. 50); an Elsa Bruckmann, 3. Oktober 1911.

70 Ansichtskarte: J. B. Chardin (1699–1779), Château de Cartes: Австрія / Frau Gerty v. Hofmannsthal / Rodaun bei Wien. Russischer Stempel: St. Petersburg, 4. Okt. 11 a. St.

71 Entweder Irrtum oder Mißverständnis Rilkes – Kassner war ja erst im Mai abgereist –, falls nicht eine mögliche Verlesung von »May« zu »März« vorliegt, die häufig bei Rilke-Transkriptionen begegnet.

72 Rainer Maria Rilke, Briefe an Sidonie von Nàdherný von Borutin. Hg. von Bernhard Blume. Frankfurt a. M. 1973, S. 137.

73 KW VII, S. 160–242.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Um den 11. Dezember findet sich Kassner in Wien ein. Offensichtlich nutzt er die nächste Gelegenheit zu einer Begegnung mit Hofmannsthal; das jedenfalls legt dessen Bemerkung an Ottonie von Degenfeld vom 15. Dezember 1911 nahe: »Auch Kassner macht einem viel Freude.«[74] Während der Genannte hier vermutlich ebenfalls von seinen russischen Eindrücken erzählt, dürfte Hofmannsthal über die Aufführung seines »Jedermann« gesprochen haben, die am 1. Dezember im Circus Schumann in Berlin unter Max Reinhardts Regie einen »über alle Erwartung großen und schönen Erfolg«[75] errungen hatte. Wohl bei dieser Gelegenheit übergibt er dem Freund jenes Exemplar der Anfang November erschienenen Buchfassung mit handschriftlicher Zueignung, von dem sich Kassner 1939 wird trennen müssen.[76]

Hofmannsthal an Kassner

<Ende 1911?>

Jedermann
Da Spiel vom Sterben des reichen Mannes
erneuert von | Hugo von Hofmannsthal
S. Fischer, Verlag, Berlin | 1911

Hatte Hofmannsthal Ottonie Degenfeld im erwähnten Brief vom 15. Dezember mit Blick auf Kassner geschrieben: »Sie müssen ihn bald sehen«, so erfüllt sich dieser Wunsch knapp drei Wochen später. Kassner trifft, von Groß-Pawlowitz kommend, wo er den Jahreswechsel verlebt, am 5. Januar 1912 auf Schloß Neubeuern ein; Hofmannstahl berichtet dem Vater am gleichen Tage: »Nachmittags bin ich mit Ottonie ausgefahren, natürlich im offenen Wagen und haben am Ende der Fahrt an der Bahn den Kassner abgeholt, der für 24 Stunden hierher gekommen ist, auf dem Weg nach München.« Das Gästebuch verzeichnet: »5. I. 12 – 7. I. 12 | Rudolf Kassner«, gefolgt von Einträgen Annette Kolbs (2.–9. 1.), Hugo und Gerty von Hofmannsthals (28. 12. 11 – 11. 1. 12) und Henry von Heiselers (7.–8. 1. 12); zu den weiteren Gästen zählen Eberhard und Dora von Bodenhausen, Rudolf Alexander Schröder, Alfred Walter Heymel und Fritz Behn.[77] Der Aufenthalt – Hofmannsthal meldet dem Vater am 6. Januar: »Kassner ist entzückt vom Schloss und gefällt auch den Damen sehr gut« – hat in Kassners Briefen keinen Niederschlag gefunden, abgesehen von jener späten Erinnerung des 26. Oktobers 1951, als er an Gerty über Dora von Boden-

74 BW Degenfeld (1986), S. 191.

75 Hofmannsthal an den Vater, 6. 12. 1911: SW IX Dramen 7, S. 267.

76 Vgl. BW Kassner I, S. 41, Anm. 132; der jetzige Standort des Exemplars und damit der Wortlaut der Widmung waren nicht zu ermitteln.

77 BW Degenfeld (1986), S. 583.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

hausen schreibt: »Ja, richtig, Mädi Bodenhausen – ich bin nun so gar nicht ›toll‹ – um Ihren Ausdruck zu gebrauchen – auf sie, nie gewesen, schon 1911 damals in Neubeuern nicht!« Offensichtlich aber hatte er den Gastgeberinnen unmittelbar im Anschluß an den Besuch mit freundlicheren Worten gedankt. Denn wenn Hofmannsthal am 17. Januar 1912 der Gräfin Degenfeld bekennt: »Freu mich so, wenn der Kassner mit Freude von Neubeuern und den Frauen spricht«,[78] bezieht er sich fraglos auf eine Bemerkung im vorangehenden – nicht erhalten gebliebenen – Brief Ottonie von Degenfelds, der »so schön und lieb und gut« war.

Kassner ist währenddessen tief versunken in die Neufassung seiner »Moral der Musik«, zu der ihn, unmittelbar nach der Rückkehr aus Rußland, eine Bergson-Lektüre angeregt hatte. Dabei leitet ihn die Absicht, das Ganze »von einigen mir heute entsetzlichen schlechten Angewohnheiten, Naseweisheiten, Unklarheiten, Affectationen zu reinigen, das Gute mehr zusammenzufügen« und auf diese Weise »aus einem mir heute nicht sehr lieben Buch ein mir liebes, aus einer literarischen Sache eine wirkliche Geistessache zu machen.«[79] Im Zuge dieser Arbeit ruft ihn in der dritten Januardekade die Fürstin Taxis zu sich, um ihm und Hofmannsthal »mit Herzklopfen« Rilkes »Erste Duineser Elegie« vorzulesen, die sie am 23. Januar erhalten hatte. »Beide« Zuhörer, so die Fürstin, sind »aufs tiefste ergriffen und würdigen sofort diese gewaltige Kraft«, sehr zur Freude Rilkes, »da ihre Zustimmungen ja eigentlich von sehr verschiedenen Centren herkommen und eine besondere Bedeutung darin liegt, wenn sie sich so begegnen.«[80] Als Kassner Ende April 1912 mit Rilke erneut in Duino zusammenkommt, lernt er die »sublime« Zweite Elegie kennen, mit der sich jener »absolut zum größten Lyriker unserer Zeit u. einem der größten aller Zeiten gemacht« habe.[81]

Von Duino begibt Kassner sich Anfang Mai »für einige Wochen« »bis 2te Hälfte Juni«[82] nach Paris, wo er auch Hofmannsthal begegnet, der, von Italien kommend,[83] am 25. Mai eingetroffen war und am 2. Juni dem Vater meldet: »Verlassen ist man hier gerade nicht, im Gegenteil ist ein embarras de richesse an

[78] BW Degenfeld (1986), S. 195.

[79] Kassner an Hugo Bruckmann, 19. 12. 1911.

[80] Rainer Maria Rilke und Marie von Thurn und Taxis, Briefwechsel. Hg von Ernst Zinn. Zürich und Wiesbaden 1951 (künftig zitiert als Rilke-Taxis, Briefwechsel), S. 97, 102; Marie von Thurn und Taxis, Erinnerungen an Rainer Maria Rilke. Deutsche Ausgabe bes. von Georg H. Blokesch. München, Berlin, Zürich 1933, S. 40–42. Kassner selbst erinnert sich 1954, Hofmannsthal habe »gleich nach der Entstehung […] die zwei ersten Duineser Elegien aus einem der Fürstin Taxis gehörenden Manuskript in deren Salon mit großer innerer Teilnahme« vorgelesen (KW X, S. 375); »Hofmannsthal las schön, las eindrucksvoll bis zum Preziösen vor« (ebd., S. 330).

[81] Kassner an Elsa Bruckmann, 22. 5. 1912.

[82] Kassner an Elsa Bruckmann, 22. 5. 1912.

[83] Vgl. BW Strauss (1978), S. 178 f., 181; BW Oppenheimer II, S. 34 f.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Menschen mit denen man größtenteils sogar etwas zu besprechen hat. Kessler, Reinhardt, die Russen,[84] Mariano Fortuny,[85] Kassner, alles haust in den umliegenden Hôtels.«[86] Kassner beginnt, nach Abschluß der ›zweiten‹ »Moral der Musik«, mit der schon seit Ende 1911 bedachten Umformung des »Indischen Idealismus« aus dem Jahre 1903. Er führt dieses Vorhaben – neben einer Übertragung von Gogols »Mantel«, die für die neugeschaffene Insel-Bücherei bestimmt ist – in Sils Maria bei St. Moritz fort, wo er vom 4. Juli bis 6. August im Hotel Waldhaus[87] eine, wie Rilke am 6. Juli von Marie Taxis hört, »strenge Kur durchmachen« muß.[88] Ob ihn dort jene »herzlichen« Grüße erreichen, die Hofmannsthal der Fürstin in der Annahme, Kassner werde in Kürze nach Lautschin kommen,[89] am 30. Juli aufgibt,[90] läßt sich nicht mehr bestimmen.

Die am 18. Juni 1912 im Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel angekündigte Neufassung der »Moral der Musik« wird Anfang August ausgeliefert. Schon am 22. Mai hatte Kassner Elsa Bruckmann wissen lassen, das Buch sei »jetzt gut, wirklich gut. Um ⅔ kürzer. Doch das Kürzen allein war es auch nicht.« Auf der Liste, die dem Verlag am 1. August 1912 mit den Namen jener Freunde und Verwandte zugeht, welche das Werk vom Verlag empfangen sollen – unter ihnen Elsa Bruckmann, Max Mell, Jakob Wassermann,[91] Richard

84 Gemeint ist Diaghilews Kompanie »Ballets Russes«, für die Hofmannsthal zusammen mit Vaclav Nijinsky, Diaghilew und Kessler die »Josephslegende« entwirft (vgl. BW Strauss [1978], S. 187; s. u. S. 53). Er zeigt sich vor allem von Nijinskys Interpretation des »Nachmittag eines Fauns« beeindruckt, dem er im Berliner Tageblatt am 11. 12. 1912 einen kleinen Essay widmen wird (GW RA I, S. 508–510).

85 Mariano Fortuny y de Madrazo (1871–1949), spanisch-venezianischer Maler, Kostüm- und Bühnenbildner.

86 Hofmannsthal wohnt mit seiner Frau Gerty im Hôtel de Castiglione, Rue de Castiglione 12; Kassner im Hôtel de Castille, Rue Cambon 37. Zu Hofmannsthals Aufenthalt und Begegnungen vgl. BW Bodenhausen, S. 145 f.: 26. 5. 1912: »Ich bin nun hier vor allem der wundervollen Russen wegen. Sie wollen mich ein wenig zum Hausdichter haben […]«; BW Degenfeld (1986), S. 227 f.: 10. 6. 1912 (rückblickend).

87 Freundliche Auskunft von Herrn Urs Kienberger, Hotel Waldhaus, Sils-Maria.

88 Rilke–Taxis, Briefwechsel, S. 168.

89 Marie Taxis jedenfalls bestätigt Hofmannsthal am 3. 8. 1912 (FDH), Kassner habe »seit Mitte Juli« in Lautschin sein wollen, sei aber krank geworden und nach Sils Maria gereist, »um sich zu erholen«.

90 BW Rilke, S. 197 f.

91 Unter den Restbeständen der Wassermannschen Bibliothek (Handschriftenabteilung der Stadtbibliothek Nürnberg) ist dieser Band nicht erhalten geblieben; vorhanden sind dort nur Kassners »Grundlagen der Physiognomik« von 1922 und »Essays« von 1923, jeweils in ungewidmeten Exemplaren, die keinerlei Lesespuren aufweisen (freundliche Auskunft von Frau Anne Isphording, Nürnberg).

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Beer-Hofmann, Paul Zifferer sowie Eduard und Hermann von Keyserling –, fehlen Marie Taxis und Hofmannsthal. Ihnen sendet er selbst eigenhändig gewidmete Exemplare, von denen das der Fürstin zugedachte Buch[92] verloren oder verschollen, der Hofmannsthal übermittelte Band jedoch in dessen Bibliothek erhalten geblieben ist.

Kassner an Hofmannsthal[93]

<Sils Maria, August 1912>

Rudolf Kassner
Die Moral der Musik
Aus den Briefen an einen Musiker |
Leipzig | im Insel-Verlag | 1912
Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage

Mit vielen Grüßen von
R.K.
Sils Maria im August 1912

Von Sils Maria fährt Kassner nach Groß-Pawlowitz, um die Gogol-Übersetzung zu vollenden, und weiter nach Lautschin und Leipzig – hier kommt er am 2. September mit Anton und Katharina Kippenberg zusammen –, ehe er wenig später in der britischen Hauptstadt eintrifft. Am 8. September schickt er Elsa Bruckmann »einen etwas erweiterten Gruß von London, wo ich seit ein paar Tagen bin. Zu meiner größten inneren Zufriedenheit allein, allein, allein! Ich hatte zuletzt zu wenig davon, wurde in Lautschin schon ganz nervös vor Menschengerede und in Leipzig beinahe krank vor Geschwätz«.[94]

Aus ähnlicher Stimmung lebt der Brief, den er einen Monat später an Gerty richtet.

92 Vgl. Marie Taxis an Rilke, 8.8.1912: Rilke–Taxis, Briefwechsel, S. 192; Freunde im Gespräch, S. 73.

93 FDH 3136: KW III, S. 381–464.

94 Mit Bezug auf die ihn quälenden Gespräche mit Katharina Kippenberg, der von ihm so genannten »Madame Instinctlosigkeit«.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Kassner an Gerty von Hofmannsthal[95]

4. 10. 12.
<London,> 103 Jermyn St.
<Freitag>

Liebe Gerty, heute kommt nur ein ganz unbedeutender Brief, warte schon seit einigen Tagen auf den guten Augenblick Ihnen zu schreiben, ich hatte ihn wohl schon dann und wann, aber immer, wenn ich ohne Feder u. Tinte war, heute wird mirs aber schon zu dumm, ich sitze vor Feder u. Tinte u. muß also schreiben, obwohl ich sehr schlecht aufgelegt bin oder traurig oder sonst wie und wunderbare Sachen mir ganz ferne erscheinen. Ihr letzter Brief war lieb u. gut. Das Glück, das Sie empfanden, ist Ihnen wie immer ganz angemessen, Sie dürfen u. sollen glücklich sein, nichts in Ihnen strebt dagegen u. so kommt das Glück zu Ihnen, weil es Sie nicht verdirbt und aus dem Geleise bringt. Es gibt Menschen, die sind für den Rausch geboren, andere für das Glück. Entsetzlich wäre es Sie einmal berauscht zu sehen, so ganz böse, aber gerade darum brauchen Sie weniger als andere das Glück zu fürchten. I. B. A.[96] bildet sich ein für den Rausch geboren zu sein, ist aber in Wahrheit nur für sich selber geboren u. das ist das [das] ärmlichste Los, das einen treffen kann. Gretel Wiesenthal ist für den Rausch geboren, sie hat aber die Affectation aus dem Rausch ein Glück machen zu wollen u. das geht nicht, c'est criard. Wen soll ich noch hernehmen? Paula Beer-Hofmann weiß wunderbar den Unterschied u hat ihn immer gewußt. Wen noch? Niemanden nenne ich mehr.

Ich werde gar nicht »viel« zu erzählen haben, bin sehr viel allein oder mit Herrn zusammen. Gestern lunchte ich mit einer entsetzlichen Frau zusammen, einer soi-disant Freundin von weiland Edward VII[97]

Bevor sich Kassner am 31. Oktober 1912 »für ein paar Tage nach Cambridge« begibt,[98] erreicht ihn in London der Insel-Almanach auf das Jahr 1913, in dem er zum erstenmal als Autor vertreten ist. Neben seiner – zweiten – Aphorismen-

[95] 1 Bogen, 4 beschriebene Seiten; Fragment.

[96] Offenkundig Irene Beate Auernheimer; s. Anm 132.

[97] Hier bricht das Manuskript ab; die folgende(n) Seite(n) samt Grußformel und Unterschrift sind verloren.

[98] Kassner an Anton Kippenberg, 30. 10. 1912.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Sammlung »Aus den Sätzen des Joghi«[99] enthält das Bändchen Hofmannsthals Anzeige der »Odyssee (deutsch von R. A. Schröder)« sowie Proben aus »Ariadne auf Naxos«,[100] die Kassner in seinem Dank an Kippenberg allerdings nicht erwähnt.[101] Doch ergibt sich schon bald nach Kassners Rückkunft in Wien am 9. November[102] die Gelegenheit zu einem Gedankenaustausch über die im August verschickte »Neuauflage der ›Moral der Musik‹«; Kassner versucht, Hofmannsthal »<s>einen Begriff des Dramas, vielmehr des dramatischen Menschen (in Verbindung mit dem staunenden) näher zu bestimmen«. Als man unweigerlich »auf Henri Bergson« gerät, den mittelbaren Anlaß zur Umarbeitung des Werkes, »sah Hofmannsthal« – so Kassner aus der Erinnerung von mehr als vierzig Jahren – »ein, durchschaute, wie Bergsons Begriff des élan vital, das, was ich Drama nenne, störe, unterbreche, nicht so: gar nicht aufkommen lasse, daß Welt mit so etwas im Leeren auszulaufen veranlaßt sei, zu einer Attrappe werde, […], zu etwas ohne Inhalt, auch daß die schöne Sprache, die man bei Bergson mit Recht rühmte, nicht dazu dienen könne, dergleichen zu verdecken.«[103] Und mit

99 KW VI, S. 159–161.

100 Kurz zuvor, am 25. Oktober, hatte in Stuttgart die Uraufführung der Oper stattgefunden, zu der zahlreiche Freunde und Bekannte angereist waren, und die sich, wie Marie Taxis am 27. Oktober Rilke erklärt, als »ein Erfolg, wenn auch kein colossaler« erwiesen hatte (Rilke–Taxis, Briefwechsel, S. 208ff.).

101 Anders als die »wunderbare« »Riesin« von Karl Vollmoeller oder Stefan Zweigs »gräßliche Dostojewskyballade« (»Der Märtyrer«), die ihn zur Wortkaskade: »Schlecht, jüdisch, literarisch, notzüchtig, alles mögliche!« hinreißt (Kassner an Anton Kippenberg, 30. 10. 1912). Abgesehen von diesem und dem nächstjährigen Almanach wird Kassner erst wieder in dem auf das Jahr 1926 vertreten sein, wohingegen Hofmannsthal – mit Ausnahme von 1925 und 1927 – alljährlich zu Wort kommt.

102 So Kassner an den Insel-Verlag: London, 7. 11. 1912.

103 Auch Arthur Schnitzler scheint diese innere Beziehung zwischen Kassner und Bergson bemerkt zu haben, wenn er sich wenige Wochen später, am 14. Dezember 1912, mit einem seiner besten Freunde, dem Juristen und Privatgelehrten Arthur Kaufmann (1874–1938), »über Kassner« und »über Bergsons Philosophie« unterhält (Arthur Schnitzler, Tagebuch [unter Mitwirkung von Peter Michael Braunwarth, Susanne Pertlik und Reinhard Urbach, hg. von der Kommission für literarische Gebrauchsformen der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Obmann: Werner Welzig] 1909–1912. Wien 1981, S. 374). Schnitzlers Urteil über Kassner ist, bei gelegentlich sanfteren Tönen, insgesamt ablehnend; am 3. Oktober 1923 zieht er im Brief an seine Frau Olga das Fazit: »Kassner hab ich immer, bei aller Hochachtung für die Schärfe seines Intellects und seiner Lebensenergie, als ein im höhern Sinn unreines Element empfunden (was nicht etwa Zweifel an seinem ›Charakter‹ bedeutet.)« Und wenn er hinzufügt: »Auch er ist eher satanisch als daemonisch zu nennen – und war es wohl von Anbeginn, – was ein Andrer, an den wir eben beide denken, durch eine Wurzelerkrankung seiner Schaffenskraft allmälig geworden ist«, so rückt er Kassner neben Hofmannsthal, wie Olga Schnitzlers Randbemerkung »H<ugo>« zeigt (Arthur Schnitzler, Briefe 1913–1931. Hg. von Peter Michael Braunwarth, Richard Miklin, Susanne Pertlik und Heinrich Schnitzler. Frankfurt a. M. 1984, S. 327, 953).

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

einem, wie Hermann Hesse es einmal genannt hat: »Schimmer von Koketterie«[104] fügt er in ironisch achtungsvoller Gebärde wie ein Goethescher Famulus an: »Es war immer schön und ersprießlich, mit Hofmannsthal über derlei ins Gespräch kommen zu können.«[105]

In diesen Tagen auch treffen die erbetenen Exemplare der Anfang November erschienenen »Mantel«-Übertragung in Wien ein.[106] Daß Kassner eines dieser Bändchen Hofmannsthal überreicht hat, ist sehr wahrscheinlich, obwohl sich in dessen Bibliothek kein entsprechender Beleg gefunden hat. Denn daß Hofmannsthal die Übersetzung samt der Nachbemerkung genau kennt, bezeugt sein am 29. August 1915 an Stefan Zweig gerichteter Vorschlag, einer für die »Österreichische Bibliothek« geplanten »Zusammenstellung schönster Briefe Lenaus an Sophie L<öwenthal>« ein »kurze<s> Nachwort« beizugeben,[107] »das ich mir nicht länger denke als jene 10–15 sehr gut geschriebenen Zeilen hinter Kassners Gogol-übersetzung«.[108]

Anders als mit dem Gogol-Bändchen steht es mit der grundlegend umgestalteten Fassung des einstigen »Indischen Idealismus«, welche Kassner seit Monaten überdenkt. Am 22. Mai schon hatte er Elsa Bruckmann erklärt, diese Arbeit mache »viel Mühe«, der einstige Text werde »fast ganz geändert. Was da steht, ist mit Ausnahme von vielleicht 10 Seiten Literatur. Und ich bin kein Literateur. Gar Nicht. Eher ein Droschkenkutscher oder ein Hanswurscht.« Das schließlich »ganz neue Buch«[109] wird – mit der Jahreszahl 1913 auf der Titelei – Mitte Dezember 1912 ausgeliefert. Drei Exemplare haben sich in Hofmannsthals Bibliothek gefunden; einmal ein Vorzugsexemplar in Ganzpergament,[110] sodann zwei Exemplare der normalen Leinenausgabe, das

104 Hermann Hesse, Neue deutsche Bücher. Literaturberichte für Bonniers Litterära Magasin 1935–1936. Hg. von Bernhard Zeller. Marbach a. N. 1965, S. 55.

105 KW X, S. 382f.

106 Der Mantel. Eine Novelle von Nicolaj Gogol. Ins Deutsche Übertragen von Rudolf Kassner. Insel-Bücherei Nr. 24. Leipzig 1912. Vgl. Insel-Verlag an Kassner, 11.11.1912, mit der Nachricht, die Freiexemplare seien heute nach Wien abgegangen; laut einer internen Notiz auf Kassners Schreiben vom 7.11. aus London hatte man sie »noch nicht geschickt weil Rückkehr aus London abgewartet«.

107 Nikolaus Lenau an Sophie Löwenthal. Österreichische Bibliothek Nr. 16; übernommen in die Insel-Bücherei als Nr. 101 (2). Die »Nachbemerkung« Stefan Zweigs erscheint anonym; vgl. dazu BW Insel, S. 614f.

108 BW Insel, S. 614. Kassners »Nachwort«: S.<54>; jetzt in KW VI, S. 162. Am 18. Januar 1921 wird Hofmannsthal den Verlag bitten, das Bändchen mit zahlreichen anderen Büchern an Gräfin Sibylle Castell-Castell zu schicken: BW Insel, S. 799.

109 Kassner an Anton Kippenberg, 3.12.1912.

110 FDH 7570: Druck von Fr. Richter in Leipzig. Fünfundzwanzig Exemplare wurden auf holländischem Büttenpapier abgezogen. Dieses Exemplar wurde über die Auflage gedruckt für (ein Name fehlt). Es spricht viel für die Annahme, daß es sich bei diesem – »namenlosen« – Band um eines jener beiden Exemplare handelt, die der Insel-Verlag in der zweiten

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

erste mit Hofmannsthals handschriftlichem Vorsatz-Eintrag: »Ramgut«,[111] das andere ein Widmungsexemplar, das, wie die Datierung zeigt, ohne Säumen an Hofmannsthal gelangt ist.

Kassner an Hofmannsthal[112]

<Wien, 17. Dezember 1912>

Der | indische Gedanke
von | Rudolf Kassner
Leipzig | im Insel-Verlag | 1913

für Hugo von Hofmannsthal von
R. K.
Wien 17. 12. 12.

Wie alle Werke seiner ersten Schaffensepoche unterwirft Kassner in diesem zweiten Lebensabschnitt auch das Buch »Der Tod und die Maske« einer gründlichen Durchsicht. Am 26. Dezember 1912 hatte er Martin Buber an eine gemeinsame Unterredung des Jahres 1908 in Berlin erinnert: »Ich glaube ich habe gehalten, was ich mir damals vor Ihnen versprochen habe. Von der Literatur, vom Worte, zu lassen. In dem Sinne habe ich auch die Moral der Musik umgearbeitet. Und in dem Sinne habe ich noch alles Künftige zu thun.« Sein Hinweis: »Ich bin sehr bei der Arbeit«, gilt nicht zuletzt der übergangenen und gekürzten Fassung von »Tod und Maske«, deren Manuskript Anton Kippenberg zwei Wochen zuvor, am 12. Dezember 1912, erhalten hatte.

Hofmannsthal verbringt diese »recht stille« Zeit in einem »mehr nach innen« gerichteten Rhythmus: »Arbeiten – kann man es Arbeiten nennen? Denken, fühlen – innerlich fühlen und sehen, wieder schwach und stumpf, alles auseinander – ein Buch, durch das Buch hindurch die Welt, wieder trübt sich die Scheibe«. Die »ganz ruhige<n> Tage« werden von »selten<en>« Besuchern unterbrochen, zu denen Kassner gehört.[113] Als er am 1. Februar 1913 zu Hofmannsthals 39. Geburtstag erscheint, liest dieser ihm Rudolf Alexander

Maidekade 1919 unter seinen Beständen findet und Kassner zusendet. »Wie bin ich zu der schönen Gabe gekommen?« fragt er am 15. Mai und eignet eines der Bücher am 24. Mai 1919 Rainer Maria Rilke zu (vgl. Freunde im Gespräch, S. 120). Das zweite Exemplar hat er offensichtlich zu gegebener Zeit Hofmannsthal anvertraut.

111 FDH 1547.

112 FDH 1570: KW III, S. 105–138 (dort in der zweiten, nur geringfügig überarbeiteten Ausgabe von 1921, s. S. 93).

113 BW Degenfeld (1986), S. 254, 258: Anfang Februar und 15. 3. 1913.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Schröders »Zwillingsbrüder-gedichte[114] vom ersten bis zum letzten« vor und findet bestätigt, daß sie Kassner, »waren, was sie einem geistig beweglichen, dem tieferen Anschauen zugewandten Menschen sein mußten«. Wenn er fortfährt, »das Ganze erschreckte ihn fast um seiner grandiosen Einzigkeit willen, das Einzelne riß ihn zur Bewunderung hin, die Hinstellung der wunderbar tiefsinnigen Antithese, die Reinheit der Durchführung, die Gewalt und Gedrungenheit des Ausdrucks – so erging es auch mir, als hörte ich sie zum ersten Mal«[115] – gelingt ihm fast beiläufig, die Würdigung des Werks mit der Hochschätzung des Zuhörenden zu verquicken. Kassner ist offensichtlich abermals gemeint, wenn Hofmannsthal am 27. März 1913, am Vorabend einer Italienreise, Max Mell verspricht: »[…] und den Besuch bei K., auf den ich mich sehr freue, machen wir, wenn ich zurückbin, was um den 20. April der Fall sein wird.«[116] Eben dieses nächste Treffen nutzt Kassner, um dem Freund »Tod und Maske« zu überreichen, dessen Belegexemplare ihm vier Tage früher zugegangen waren.[117]

Kassner an Hofmannsthal[118]

<Wien, 21. April 1913>
<Montag>

Der Tod und | die Maske
von | Rudolf Kassner
(Motto)
Leipzig | im Insel-Verlag | 1913
Zweite Auflage

für Hugo von Hofmannsthal
von Rudolf Kassner
Wien 21. IV. 13.

114 Rudolf Alexander Schröder, Die Zwillingsbrüder. Sonette. Im Auftrag von Alfred Walter v. Heymel wurde dieses Buch im Dezember 1908 bei W. Drugulin in Leipzig in einhundert Exemplaren gedruckt.

115 Hofmannsthal an R. A. Schröder, 1.2.1913.

116 BW Mell, S. 89.

117 Insel-Verlag an Kassner, 17.4.1913; die öffentliche Auslieferung wird am 29.4.1913 gemeldet.

118 FDH 1560. Auf dem hinteren Vorsatz finden sich Notate Hofmannsthals zum Märchen »Die Frau ohne Schatten« (N 4): »Kaiser sitzt nie mehr zu Gericht / verhängte nie ein Todesurteil, / einmal muß er es doch« (SW XXVIII Erzählungen 1, S. 292). – Vermutlich ist es diese zweite Auflage – und nicht die erste von 1902 –, die Christiane von Hofmannsthal

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Während sich Hofmannsthal den Sommer über zunächst »in einer durchaus productiven Stimmung« befindet[119] und »viel« arbeitet – neben dem neuen Vorspiel zur »Ariadne auf Naxos« versucht er, den Faden des »im vergangenen Herbst angefangenen« »Andreas« wieder aufzunehmen und das Libretto zur »Frau ohne Schatten« voranzutreiben[120] –, konzentriert sich Kassner auf sein Doppel-Werk »Die Chimäre / Der Aussätzige«. Auf Schloß Lautschin, wo er, »wie gewöhnlich«, im Juli eintrifft, liest er der Fürstin Taxis daraus vor, die ihrerseits Rilke bekundet: »es ist wieder wunderbar und rasend schwierig«.[121] Anläßlich eines von dort unternommenen Ausflugs zur Burg Kost, einer der besterhaltenen mittelalterlichen Anlagen in Böhmen,[122] schreibt

Kassner an Gerty von Hofmannsthal[123]

Kost <Juli (?) 1913>

Herzliche Grüße. Das ist also die Karte. Statt des Briefes. Sie werden wohl frieren wie wir hier.[124] Ich gehe spazieren u. lese Romane! Tunnel[125] etc Exemplar.[126] Ersteres ist une machine, letzteres nicht ohne Reize.

unter den zwischen »Okt. 1919 – <Dezember 1920>« gelesenen Büchern aufführt (TB Christiane, S. 86).

119 Hofmannsthal an den Vater, 18.7.1913: SW XXX Roman, S. 365.

120 BW Degenfeld (1986), S. 269, 275f.: Semmering, 16.6.; Aussee, 16.7.1913; BW Strauss (1978), S. 233ff.: 3. und 12.6.1913; BW Bodenhausen, S. 151: 12.8.1913.

121 Vgl. Marie Taxis an Rilke, 24.7.1913: Rilke–Taxis, Briefwechsel, S. 302.

122 Hugo Rokyta, Die böhmischen Länder. Salzburg 1970, S. 173; Burgen und Schlösser in den böhmischen Ländern. Hg. von Hugo Rokyta und Jiří Hilmera. Prag 1965, S. 124–127.

123 Ansichtskarte: Kost: Frau / Gerty v. Hofmannstahl / Obertressen / Aussee / Steiermark. Poststempel unleserlich; die Datierung ergibt sich aus dem Zusammenhang sowie dem Hinweis auf die beiden Romane; am 24. Juli 1913 nämlich erwähnt Marie Taxis Rilke gegenüber Kassners Anwesenheit und fügt hinzu: »Ja mir hat auch ›das Exemplar‹ riesig gefallen. Man fühlt es so wahr« (Rilke–Taxis, Briefwechsel, S. 301f.).

124 Über das kalte, regnerische Wetter in Aussee klagt auch Hugo von Hofmannsthal gegenüber Bodenhausen am 12.8.1913: »Das Wetter […] ist für mich, wie für den Landmann eine Katastrophe. Ich konnte in diesen 30 Tagen hier, nicht an mehr als 2 Vormittagen einen Arbeitsplatz im Wald benützen«, und am 16.8. heißt es: »Nun kommt das Frieren dazu: ich habe kein heizbares und zugleich ruhiges Zimmer. In einem Zimmer von 9° kann man kaum arbeiten« (BW Bodenhausen, S. 151, 153).

125 Bernhard Kellermann, Der Tunnel. Berlin: S. Fischer 1913.

126 Annette Kolb, Das Exemplar. Berlin: S. Fischer 1913. Das Buch hatte auch Hofmannsthals Wertschätzung gefunden; er las es Ende Mai/Anfang Juni 1913 »mit immer steigendem Vergnügen. Es ist ein besonderes und ein sehr reizendes Buch. Was unter Deutschen und deutschen Büchern so namenlos selten ist: ›Distinction‹ besitzt es in einem unglaublichen

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Ich schreibe Ihnen ganz geistreiche Karten, weil sie seit jenem Schönbrunner Abend[127] immer so geistreich reden. Bleibe noch eine Zeitlang da. Alles Gute

Rud. Kassner

Kassner an Gerty von Hofmannsthal[128]

Wien 6. 8. 13
<Mittwoch>

Liebe gute Gerty!
Heute habe ich wieder einmal Briefpapier. Da müssen Sie gleich einen Bogen davon bekommen. Ich bin wie Sie sehen in Wien, höchst geheimnisvoll im Hotel Continental am Quai u. will hier bis Samstag bleiben. Ich lebe wie in einer fremden Stadt, besuche vormittag die Museen u. sammle Eindrücke. Schade daß Sie nicht da sind. Da könnte ich Ihnen alle meine Eindrücke frisch mittheilen, Sie würden zuhören, aber nicht zu lange und mich dann unterbrechen u. von Ihren Eindrücken reden, von Büchern u. ich würde nur staunen und da würden Sie nur noch welche mehr hergeben u. überhaupt höchst bedeutend werden.

In Lautschin war es ganz gut, angenehme Leute, auch Placci, den ich sehr lieb gewonnen habe, Liechtenstein[129] u.s.w. Von Frauen Titi Taxis,[130] die lieb ist, aber ganz uninteressant, dann Vera Czernin,[131] die gar

Maas – ja diese seltene Materie ist es eigentlich aus der sich alles in dem Buch aufbaut […]« (an Annette Kolb, 2. 6. 1913: Hirsch, S. 473). Ähnlich hatte Ottonie von Degenfeld am 6. 7. 1913 den Roman als »recht gut« beurteilt und berichtet, daß Rilke in Paris davon »so lieb« gesprochen habe: BW Degenfeld (1986), S. 271.

127 Vermutlich Anspielung auf einen Besuch bei Kassner in dessen Wohnung in der Pension Schönbrunn.

128 2 Bogen, 7 beschriebene Seiten.

129 Fürst Franz von Paula Liechtenstein, s. BW Kassner I, S. 64, Anm. 231.

130 Titi von Thurn und Taxis, geb. Pauline Prinzessin von Metternich-Winneburg (1880–1960), seit 1906 verheiratet mit Prinz Max von Thurn und Taxis (1876–1939). Marie Taxis hatte Rilke am 24. 7. 1913 berichtet: »Hier sitzen wir alle, Alex, ich, Pascha« (der dritte Sohn der Fürstin: Prinz Alexander, gen. Pascha), »Placci, Titi etc« (Rilke–Taxis, Briefwechsel, S. 301).

131 Vera Gräfin Czernin (1882–1940), Tochter des Prinzen Egon zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, Bruders der Fürstin Marie Taxis, seit 1903 verheiratet mit Rudolf Graf Czernin (1881–1928); die Ehe wird 1922 geschieden.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

kein »Nixchen« ist, ach so gar keines. Ach daß die schönen Frauen nie dort sind wo man ist, das scheint ihr Witz zu sein immer wo anders zu sein. Aber wo? Und ist da niemand und nur Sie? Ich ärgere mich immer wenn Frauen mich gleichgiltig lassen oder gar sehr gemüthlich sind. Sie sind dann wie Bücher, die eigentlich nicht hätten geschrieben werden sollen oder die ich nicht geschrieben hätte. (Der Vergleich wird Ihnen schon gefallen, so einer mit Büchern. Vielleicht kriege ich noch einen ähnlichen) Samstag gehe ich nach Pavlowitz, wo ich so zwei Wochen bleibe.

Grüßen Sie Irene Beate[132] die männerlose. Und überhaupt noch den u. jenen, dem Sie gerade gut so einen guten Gruß appliciren können.[133] Was machen Sie alles? Ist Gretel[134] da? Lassen Sie sich vielleicht wieder einmal malen?[135] Mir ist unlängst aufgefallen wie doch Photographen u. Maler beide die Bilder, die Gesichter fälschen, wie eigentlich die mei-

132 Irene Beate Auernheimer, geb. Guttmann (1880–1967), Gattin von Raoul Auernheimer (1875–1948); siehe auch S. 34. Das Attribut »die männerlose« verdankt sich offenbar einer vorausgegangenen Mitteilung Gertys, derzufolge Auernheimer zu eben dieser Zeit auf dem Semmering weilt; am 13.7.1913 läßt er Stefan Zweig wissen, daß er »hier oben […], wo es sich sehr angenehm leben läßt«, »noch mindestens zwei Wochen zu bleiben gedenke« (The Correspondence of Stefan Zweig with Raoul Auernheimer. Ed. Donald G. Daviau and Jorun B. Johns. Columbia, South Carolina 1983, S. 44), ehe er, wie alljährlich, nach Aussee gehen wird.

133 In Aussee halten sich u. a. die Familien Jakob Wassermann und Georg von Franckenstein auf; vgl. BW Degenfeld (1986), S. 276.

134 Grete Wiesenthal war »in diesem Jahr« nicht nach Aussee gekommen; Hofmannsthal hatte »die Zimmer«, die sie sonst mit ihrem Mann, dem Maler Erwin Lang, zu bewohnen pflegte, dem »jungen Maler <Willy> Müller-Hofmann« »gegeben« (BW Degenfeld [1986], S. 279). Grete Wiesenthal hatte im Mai unter der Regie des Schweden Mauritz Stiller in Stockholm den Stummfilm »Das fremde Mädchen« gedreht, der auf Hofmannsthals gleichnamiger, von Grete Wiesenthal im September 1911 in Berlin mit großem Erfolg aufgeführter Pantomime beruht. (Das Filmscript nach Hugo von Hofmannsthal jetzt in: Leonhard M. Fiedler, Martin Lang, Grete Wiesenthal. Die Schönheit der Sprache des Körpers im Tanz. Salzburg 1985, S. 113–126.) An der glanzvollen Vorführung des Films, die Ende August 1913 »vor den Mitgliedern der höchsten Wiener Gesellschaft und Beamtenschaft« stattfindet, nimmt Hofmannsthal teil (vgl. Heinz Hiebler, Hugo von Hofmannsthal und die Medienkultur der Moderne. Würzburg 2003, S. 446). Offenbar hatte er im Juni zeitweilig erwogen, diesen Anlaß zu nutzen, um »Gretl und Erwin im August (Anfang September muß sie schon wieder nach Berlin) – für ein paar Tage nach Hinterhör <in Ottonie von Degenfelds Haus> zu locken« (BW Degenfeld [1986], S. 269).

135 In der Tat wird der Maler Anton Faistauer (1887–1930) im November 1913 Gerty und Sohn Raimund porträtieren; vgl. BW Degenfeld (1986), S. 289.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

sten Bilder nicht den Menschen gleichen, sondern deren ungenauem Geschwätz u. wie das alles einmal mausetod sein wird wie die Menschen selber. Da werden Sie mit Ihrer Liebe für alle Maler wieder protestieren aber das macht nichts.

Alles Gute.

Rudolf Kassner

Kassner an Gerty von Hofmannsthal[136]

Wien 1. 9. 13.
<Montag>

Meine liebe Gerty!

Nur ein ganz kleiner, ganz unbedeutender Brief, damit Sie nicht nur sehen, daß ich noch am Leben, sondern auch daß ich schon in Wien bin.[137] Höchst allein u. schweigsam und voller guter Gedanken und langer Spaziergänge. Ich glaube Franzl[138] ist der einzige, mit dem ich meine Einsamkeit unterbrechen könnte, da er schon seit langem und ganz besonders viel dirigiert, aber dazu wollen wir uns noch ein wenig Zeit lassen. Ach[139] wissen Sie, daß ich, als ich im August hier weilte, eines Abends im »Eisvogel« die Bekanntschaft mit Kokoschka machte. Es war aber nichts besonderes, ich kam gar nicht weit mit ihm, d. h. absolut nirgends hin, so daß ich ihm gar nicht einmal sagen konnte, ich hätte schon seit langem für ihn eine köstliche Bank ganz im Grünen, fern vom »Eisvogel«, für ihn u. noch jemanden. Er hat ein gutes Gesicht und sieht aus wie jemand, der sich fort listig mit sich selber entzündet. Darüber erzähle ich Ihnen noch, wenn oder wann Sie wollen.[140] Sind Sie noch

136 2 Bogen, 5 beschriebene Seiten.

137 Zurück aus Groß-Pawlowitz, wohin sich Kassner, wie im Brief vom 6. August angekündigt (s. S. 41), am 9. August 1913 begeben hatte.

138 Der Dirigent Franz Schalk.

139 Lesung unsicher, da verwischt.

140 Dieser Begegnung wird sich Kassner noch nach Jahren erinnern, dabei legt er den Schwerpunkt allerdings weniger auf Kokoschka als auf den von ihm als einen »der größten deutschen Lyriker« gerühmten Georg Trakl. Im Gespräch mit Wolfgang Schneditz, dem späteren Herausgeber des Bandes »Georg Trakl in Zeugnissen der Freunde« (Salzburg 1951), erzählt Kassner, daß er Trakl ein einziges Mal in Wien getroffen habe. »In einem Kaffeehaus, zusammen mit dem Maler Oskar Kokoschka; es war sehr komisch, denn es wurde überhaupt

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

in Aussee? Ich denke, bei dem guten Wetter werden Sie manches dort nachholen wollen u. bleiben? Wann werden Sie zurücksein? Ihre Frau Hellmann[141] sieht ja manchmal aus gewissen Winkeln ganz gut aus, ist aber sehr banal, ganz die Schwester des Professor Redlich. Und Redlich in seine eigene Schwester übersetzt ist eben ganz mittelmäßig, es geht gar nicht anders, vielmehr »anders« wäre höchst unwahrscheinlich und unmöglich.

Wann ist Poldi Franckensteins Hochzeit?[142] Ich werde bis dahin mit der Gratulation warten.

Alles Gute!

R.K.

nicht gesprochen. Trakl erschien mir verlegen und gehemmt. Kokoschka sonderbarerweise auch. Sie saßen am Tisch und tranken Wein aus einem Glas und – schwiegen. Vielleicht zwei Stunden lang saßen wir so beisammen. Dann gingen wir wieder auseinander« (Neue Zeitung, 21.1.1950; ähnlich Kassners Brief vom 20.5.1950 an Schneditz, in: Georg Trakl in Zeugnissen der Freunde, S. 104f.). Ausführlicher äußert sich Kassner im Gespräch mit dem Buchhändler Martin Flinker: »Ich habe Trakl zum ersten Mal im Jahre 1913 gesehen und diese Begegnung ist mir unvergesslich geblieben bis heute. Das war in einem Kaffeehausgarten im Prater. Er und Kokoschka sassen an einem Tische und tranken Wein aus einem Glase. Ich kam mit Adolf Loos hinzu, Loos war es, der diese Zusammenkunft arrangiert hatte. Trakl war sehr verlegen. Auch ich war es. Aber Trakl sprach die ganze Zeit kein Wort. Kein Wort. Er sass da, still. Und hörte nur zu. Aber ich spürte sofort die ungeheure Kraft, die in ihm war« (Flinker-Almanach 1961. Librairie Martin Flinker, Paris, S. 61f). Diese Erinnerungen werfen neues Licht auf die Chronologie des Verhältnisses zwischen Trakl und Kokoschka, über das sich bisher, nach dem Urteil eines Kenners wie Ludwig von Ficker »kaum genaues« sagen lasse, jedenfalls nicht mehr, als daß beide Männer sich »wahrscheinlich erst im November 1913 in Wien kennengelernt« hätten (Ludwig von Ficker, Briefwechsel 1914–1925. Innsbruck 1988, S. 264f.; vgl. Georg Trakl, Dichtungen und Briefe. Hg. von Walther Killy und Hans Szklenar, Bd. II. Salzburg 1969, S. 817). Demgegenüber belegt Kassners Brief eindeutig, daß Trakls Verkehr mit Kokoschka nicht erst in die Zeit von Trakls zweitem Wienaufenthalt zwischen dem 4. und 30. November 1913, sondern bereits auf den ersten Aufenthalt zwischen dem 13.7. und 16.8.1913 zu datieren ist, genauer: in die erste Augustwoche, als Kassner in Wien weilt. Seine Bekanntschaft mit Kokoschka wird Kassner erneuern, als sich der Maler im Frühjahr und Herbst 1947 in Sierre aufhält, um Werner Reinhart im Garten von Muzot zu porträtieren; vgl. KW X, S. 953f.

141 Irene Hellmann, geb. Redlich (1882–1944 in Auschwitz), Schwester Josef Redlichs, verheiratet mit dem Wiener Großindustriellen Paul Hellmann (1876–1939); die Hellmanns besaßen ein rustikales Sommerhaus in Alt-Aussee, vgl. BW Hellmann, S. 170–172.

142 Leopoldine (Poldy) von Franckenstein heiratet am 27.10.1913 in München Hermann Graf von Passavant (1872–1958).

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

In der Tat bleiben Gerty und Hugo von Hofmannsthal noch bis zum 8. September in Aussee, ehe sie nach Madonna di Campiglio in Tirol aufbrechen, wo sie mit Eberhard von Bodenhausen zusammentreffen.[143] Zwei Tage zuvor, am 6. September 1913, hatte Kassner Elsa Bruckmann wissen lassen, er mache sein neues Buch – »Die Chimäre / Der Aussätzige« – druckfertig. Dessen handschriftlichen Abschluß hatte er bereits um den 10. Juni seinem Verleger melden können, und offenbar war es in jenen Tagen auch mit Hofmannsthal, der am 17. Juni vom Semmering vorübergehend nach Rodaun zurückkehrt,[144] zu einem Meinungsaustausch über das Werk gekommen. Jedenfalls betont Kassner, als er am 19. September Anton Kippenberg die Druckvorlage ankündigt, das Ganze bestehe aus zwei Sachen, der »Chimäre« und »Feodor Kusmitsch«,[145] und deshalb sei ein »Doppeltitel« unumgänglich, in welcher Auffassung ihn Hofmannsthal »bestärkt« habe, zumal eine »geheime, wundervolle Beziehung« zwischen beiden Stücken herrsche. Er wird diese Entscheidung und den Titel »Die Chimäre / Der Aussätzige« als »definitiv« dem Verleger gegenüber am 25. September verteidigen, der drei Tage früher bemängelt hatte, die »Verbindung der beiden Stücke in einem Bändchen« wolle ihm »freilich garnicht gefallen.« Zu dieser Zeit dürfte Kassner – vielleicht durch einen verlorenen Brief Gertys – von Hofmannsthals Plan erfahren haben, nach einem Besuch Venedigs »im October in München <zu> sein, aber möglicherweise incognito«,[146] um die stockende Arbeit an der Oper »Die Frau ohne Schatten« wieder aufzunehmen, denn in München, »in dem kleinem Zimmer« des Hotels Marienbad, ist ihm »die Atmosphäre der Arbeit sicher«, die er sich »überall anders neu schaffen« müßte.[147]

In den letzten Septembertagen trifft er in der bayerischen Hauptstadt ein,[148] wo freilich die erhoffte produktive Stimmung im gewünschten Maße ausbleibt: »War physisch ganz miserabel verlor in einer Woche 4 Kilo meines Gewichts und fast alle Arbeitstage, was schlimmer ist«, lautet seine Klage am 12. Oktober 1913.[149] Wenig später nach Rodaun heimgekehrt, findet er im Insel-Almanach

143 BW Bodenhausen, S. 152 f.; BW Degenfeld (1986), S. 280, 282.

144 BW Degenfeld (1986), S. 268.

145 »Die Chimäre. Ein Gespräch« und »Der Aussätzige (Apokryphe Aufzeichnungen Kaiser Alexander I. von Russland)«; hier bezieht sich Kassner auf die in einer Fußnote mitgeteilte »Legende«, »daß Kaiser Alexander I. die letzten Jahre seines Lebens unter dem Namen eines Feodor Kusmitsch in Sibirien verbracht hätte […].«

146 Kassner an Elsa Bruckmann, 6. 9. 1913.

147 Vgl. an Ottonie Gräfin Degenfeld, 19. 8., 1. 9., 21. 9.: BW Degenfeld (1986), S. 280–283; BW Strauss (1978), S. 241: 24. 9. 1913.

148 Vgl. BW Degenfeld (1986), S. 284: 28. 9. 1913; BW Strauss (1978), S. 242: 30. 9. 1913.

149 BW Degenfeld (1986), S. 286. Anders heißt es Richard Strauss gegenüber am 25. Oktober: »Ich war in München auch recht fleißig, der erste Akt <der ›Frau ohne Schatten‹> ist nun wohl definitiv fertig« (BW Strauss [1978], S. 244).

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

auf das Jahr 1914 nicht nur Rudolf Kassners Gleichnis »Das Ärgernis« aus der zweiten Auflage von »Der Tod und die Maske«,[150] sondern auch zwei Gedichte von Hans Carossa, »Geist und Schmetterling« und »Landschaft«, denen er uneingeschränkt zustimmt. »Ich habe diese beiden viele Male gelesen«, schreibt er am 28. Oktober 1913 an Carossa und fährt fort: »andere Menschen, die sich an einem Gedicht zu beglücken vermögen, haben sie gelesen, mit mir und allein, Rudolf Kassner,[151] Max Mell – so danke ich Ihnen für ein paar Menschen – und von mir will ich nur dies sagen: dass ich immer für Sie da bin.«[152] Die gemeinsame Lektüre könnte kurz vor dem 18. Oktober stattgefunden haben, denn wenn Hofmannsthal unter diesem Datum Anton Kippenberg gegenüber den Almanach insgesamt und die Carossa-Gedichte im besonderen lobt und zugleich nachdrücklich für Kassner eintritt, so liegt die Vermutung einer vorangegangenen Begegnung nahe. Hofmannsthal jedenfalls versichert Kippenberg seiner »stetigen teilnehmenden Aufmerksamkeit Ihren Unternehmungen gegenüber« und betont: »Daß Sie einen Geist des höchsten Ranges, noch von wenigen nach seinem Wert erkannt, wie Kassner, an sich zu ziehen, an den Verlag zu binden, ihn dort zu concentrieren wissen, wird Ihnen von der Nachwelt, auch von der bald nachwachsenden, hoch angerechnet werden.«[153]

Diese Bemerkung steht im Zusammenhang mit dem Bemühen Kippenbergs, Kassner ganz seinem Verlag zu verpflichten und die Rechte an den von anderen Verlegern betreuten Büchern zu erwerben. Schon am 5. Mai 1913 hatte er Kassners vier Tage zuvor geäußerten »größten Wunsch«, die »Melancholia« »Fischer abzukaufen, umzuarbeiten (nicht viel, da es doch einer viel reiferen Periode angehört als Tod und die Maske oder die Moral der Musik) und bei der Insel erscheinen zu lassen«, »mit dem größten Vergnügen« entgegengenommen. Seine Erwartung, »mit Fischer werden Sie, glaube ich, schnell einig werden«, erfüllt sich allerdings nicht, da der Verleger die Freigabe an die Bedingung knüpft, Kassner solle auch die Restbestände der »Motive« erwerben. »In die Ablösungskosten dieser Bücher« will Kassner sich mit dem Insel-Verlag »teilen«,[154] wird sie schließlich aber selbst übernehmen müssen, trotz seiner angespannten materiellen Lage, die er Kippenberg am 11. Dezember 1913 wahrheitsgemäß

150 Insel-Almanach auf das Jahr 1914. Leipzig 1913, S. 47–50; in der Fassung der ersten Ausgabe von 1902 in: KW I, S. 396–399.

151 Carossa gehört schon früh zu Kassners treuen Anhängern; »die Gefühle tiefer Verehrung und dankbarster Bewunderung« für dessen »wunderbar ins Erdreich wie in den Himmel gewachsenes Werk« durchdringen ihn über Jahrzehnte hin (vgl. Carossa an Kassner, 2.7.1944: Hans Carossa, Briefe III. 1937–1956. Hg. von Eva Kampmann-Carossa. Frankfurt a. M. 1981, S. 236).

152 Hugo von Hofmannsthal–Hans Carossa, Briefwechsel 1907–1929, in: Die neue Rundschau. 71. Jg. 1960. 3. Heft, S. 392.

153 BW Insel, S. 495f.

154 Kassner an Anton Kippenberg, 23.5.1913.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

mit den Worten umreißt: »Ich bin durchaus nicht reich, kann gerade – leben«; ein Umstand, den er nicht zuletzt dem mangelnden oder nur spärlichen Echo seiner Bücher anlastet. Doch führen die Verhandlungen mit Fischer, von dem »wegzukommen« Kassner »froh« ist, da er »kein gentleman editor« sei,[155] zu vorübergehenden Mißverständnissen und Auseinandersetzung um die Ablösesumme, so daß Kassner schließlich Hofmannsthal als Vermittler einschaltet. Der wendet sich – in einem verlorenen Brief – an Fischers vertrauten Lektor Moritz Heimann und erhält am 17. November 1913 dessen Antwort:

»[…] Ihren Auftrag in Herrn Kassners Angelegenheit habe ich an den Mann gebracht. Der Bescheid lautet: ›Nicht ich habe beleidigt, sondern ich bin beleidigt worden. Meine Forderung war, wie jeder Sachverständige bestätigen wird, angemessen; und das niedrigere Angebot verficht nicht Herrn Kassners Interesse, sondern das des Inselverlages, meines Konkurrenten. Von diesem aus ist das niedrige Angebot durch die Umstände nicht gerechtfertigt.‹ So ungefähr. Herr Fischer also betrachtete in diesem Falle nicht Herrn Kassner als seinen Korrespondenten, sondern den Inselverlag, wollte also den Privatmann nicht kränken, sondern die geschäftliche Vermittlung – nun finde ich die Vokabel nicht. Unter uns – ich bitte: ganz unter uns – halte ich das für eine nachträgliche, also falsche Interpretation einer glatten Vergeßlichkeit. Mein Einfluß auf Herrn Fischer in diesen – und andern Dingen – ist nicht groß, er wird sogar immer geringer. Auch das unter uns.

Aber daß eine Ausgabe des Kassnerschen Werkes zu stande kommt, das ist gut und notwendig. Am besten, Herr Kippenberg – wenn ich einen Rat geben darf – verhandelt, er hätte es vielleicht schon das letzte Mal thun sollen. Das Verhältnis zwischen Verleger und Autor ist zu paradox, als daß bei geschäftlichen Knotungen Sonne und Wind in gleichen Teilen zugemessen wären. Wofern ich irgend Herrn Fischer kenne, wird jetzt leichter zu paktieren sein; denn alles in allem, ist er nicht ein Mann, der den Stachel eines gemachten Fehlers nicht fühlte; wenn er es auch nicht Wort hat.

Teilen Sie Herrn Kassner – Sie verstehen ohne weiteres meine Gründe – nur das Tatsächliche obigere Mitteilungen zu und richten Sie ihm bitte meine ergebensten Grüße aus.«[156]

155 Kassner an Anton Kippenberg, undatiert; Verlagsantwort am 12. 6. 1913.
156 Fischer-Almanach 87, S. 126 f.

https://doi.org/10.5771/9783966216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Kassner begibt sich, wie Anton Kippenberg am 25. oder 26. November 1913 erfährt,[157] »heute auf den Semmering Kurhaus«, weil sein »Befinden nicht zum besten« sei. Eine ähnliche Nachricht – »Bin hier am Semmering einen Katarrh aus kurieren« – geht Anfang Dezember an Otto von Taube, mit dem Hinweis, auch Hofmannsthal sei »nicht ganz wohl«.[158] Der Zusatz, er selber müsse noch »die ganze Woche dableiben«, stimmt mit den undatierten Zeilen an Gerty überein.

Kassner an Gerty von Hofmannsthal[159]

Kurhaus Semmering
Physikalisch-Diätetische
Höhen-Kuranstalt
<Anfang Dezember 1913>

Meine liebe Gerty!
Vielen Dank für guten Brief. Mir geht es wie vor 7 Jahren, als Sie mich in der Karlsgasse einmal besuchten sich an mein Bett sehr manierlich setzten u. ein trauriges Gesicht machten, bis ich Ihnen sagte: Traurige Gesichter seien ein Stiefel. Doctor meint, der Bluterguß stamme von

157 Das Schreiben ist undatiert, der Poststempel nicht eindeutig zu entziffern; der Verlag antwortet am 27.11.1913.

158 Hofmannsthal schreibt Anfang Dezember 1913 an Ottonie Gräfin Degenfeld: »Aber was fehlt, ist die Kraft. […] Ich bin ein bißchen unter meinem Niveau, das ist das Ganze, hatte einen Rückfall in das Übel das doch in München viel zu leichthin und dilettantisch behandelt war«; und am 4.12.1913 bestätigt er: »Seit München bin ich – nicht gerade krank aber am Rande davon. Habe so wenig Kraft. […] Vorige Woche war ich auch ein paar Tage mit Fieber zu Bett« (BW Degenfeld [1986], S. 290, 292). – Kassners Aufforderung, Taube möge »auf einen Tag« auf den Semmering kommen und »sich« außerdem bei Hofmannsthal »anfragen«, folgt Taube offenbar nicht; vielmehr wohnt er am 6. Dezember 1913 der Premiere von Henry von Heiselers Tragödie »Peter und Alexej« im Münchner Schauspielhaus bei (vgl. BW Degenfeld [1986], S. 293; Hans Wagner, 200 Jahre Münchner Theaterchronik 1750–1950. München 1958, S. 107) und wird später bestätigen: »Mir ist nicht erinnerlich, Hofmannsthal <nach Pfingsten 1908; s. Anm. 421> wiedergesehen zu haben bis in die Jahre des Weltkriegs; auch schrieben wir uns nicht. Doch ließen wir einander Grüße bestellen, etwa durch Kassner […]« (Otto von Taube, Begegnungen und Bilder. Hamburg 1967, S. 46). Demgemäß findet sich auch unter den erhaltenen Briefen Taubes an Hofmannsthal, die vornehmlich aus den Jahren 1907 und 1922 bis 1928 stammen (»Es soll alles von einem zarten Gefühl abhängen«. Der Briefwechsel Hugo von Hofmannsthals mit Otto von Taube. Hg. von Waldemar Fromm, in: Literatur in Bayern, Nr. 65, September 2001 [künftig zitiert als: BW Taube], S. 65–75), kein entsprechender Hinweis.

159 1 Bogen, gedruckter Briefkopf; 3 beschriebene Seiten.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Hyperaemie her, zu dickes Blut, zu viel rothe Blutkörperchen, Übermuth, Holofernes, Doppelgänger etc etc.[160]

Ich werde wohl noch 8 Tage hier bleiben. Ich bin noch sehr unter dem Eindruck eines tief erschütternden Ereignisses in unserer Familie. Ein 19jähriger, sehr begabter, lieber Sohn meiner Schwester stürzt auf einer Bergpartie ab u. zertrümmert sich den Schädel. In das glückliche Leben meiner armen Schwester kam das Unglück aufeinmal, ganz plötzlich. Mich hat der Tod dieses Jungen <–> er war gerade 14 Tage auf der Universität Lausanne im ersten Semester – tief ergriffen, wie vielleicht noch nie der Tod eines Menschen.[161]

Die vielen gewaltsamen Tode in unser<er> Familie![162]

Alles Gute.

R.K.

Wieder in Wien, schickt er am 11. Dezember 1913 Anton Kippenberg das Manuskript der umgestalteten »Melancholia«, deren Freigabeverhandlung zu gutem Abschluß gelangt war, und berichtet, enttäuscht, mit Blick auf ein kurz zuvor mit Hofmannsthal geführtes Gespräch: »Er las unlängst[163] den ›Doppelgänger‹ aus der ›Melancholia‹ u. nannte ihn eine der tiefsten Conceptionen von denen die er kennt, u. doch hatte ich ihm gerade diese Geschichte vor 8 Jahren vorgelesen!«[164] Der also Gescholtene freilich begegnet dem Freund mit unverstelltem

160 Anspielung auf Kassners »Der Doppelgänger« in der 1908 erschienenen »Melancholia«, an deren Umgestaltung er in diesen Wochen arbeitet.

161 Kassners Neffe Walther Friemel, Sohn seiner Schwester Marie, war bei einem Bergunglück im Massiv des Dent du Midi in der Nähe des Genfer Sees ums Leben gekommen.

162 Von Kassners sieben Brüdern waren mittlerweile fünf eines offenen oder vermuteten gewaltsamen Todes gestorben: Ernst Kassner (geb. 15.5.1866), als Dragoneroffizier wegen hoher Spielschulden nach Amerika ausgewandert, beging am 1.10.1910 in New York Selbstmord; Karl Kassner (geb. 31.8.1869), ebenfalls Dragoneroffizier und wegen hoher Schulden nach Amerika ausgewandert, kam vermutlich beim Erdbeben in San Franzisko um; Friedrich (Fritz) Kassner (25.2.1871), begabter Vorzugsschüler und Medizinstudent, schied am 6.11.1912 aus dem Leben; sein Zwillingsbruder Alfred starb am 23.11.1906 unter ungeklärten Umständen (vgl. BW Kassner I, S. 92 mit Anm. 344); Felix Kassner (geb. 23.6.1875), Kassners Lieblingsbruder, trat, als er die Handelsakademie in Wien vor Schulschluß verlassen mußte – auch er wegen verschwenderischer Lebensführung –, zu dreijährigem Dienst in die Kriegsmarine in Pola ein, wo er kaum einen Monat später am 2.8.1894 einer plötzlichen, schweren Krankheit erlag: »Sein Tod war der erste. Es sollte von da an schneller gehen« (vgl. KW V, S. 191–196).

163 Wohl im »August 1913« in »Aussee«; vgl. die Lektüredaten auf dem Vorsatz der Erstausgabe: BW Kassner I, S. 112f. mit Anm. 420.

164 Siehe BW Kassner I, S. 113; KW II, S. 506.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Sinn, wenn er nur einen Tag später Ottonie Degenfeld im Zusammenhang mit einer »sehr hübsche<n> Schwarz-weiß Ausstellung«,[165] »in der ich heute nachmittag vorlese«, auffordert: »Kommen Sie doch auch« und insgesamt mit der Aussicht vielfältiger Gesellschaft lockt: »Sie finden Gretl <Wiesenthal>, Kassner, Wassermann, Jella <Oppenheimer>«.[166] Ob er dabei ferner die Burgtheater-Premiere des »Jedermann« am 19. Dezember 1913 – oder die Generalprobe des Vortags[167] – im Auge hat, muß ebenso offen bleiben wie die Frage, ob Kassner einer dieser Aufführungen beiwohnt oder bereits zur Familienweihnacht nach Groß-Pawlowitz abgereist ist. Zu dem Souper »nach dem Jedermann«, das Annie Lieben, Witwe von Hofmannsthals am 20. Februar 1913 verstorbenem Jugendfreund Robert Lieben, ausrichtet, wird er jedenfalls nicht geladen.[168] Ungeachtet dessen war es Hofmannsthal gelungen, Kassner für eine öffentliche Lesung »aus Tod u. Maske« sowie der noch ungedruckten zweiten Fassung der »Melancholia etc«[169] zu gewinnen.[170] Daß es dazu offensichtlich einiger Überredungskunst bedurfte, erhellt aus Marie Taxis' Brief an Rilke vom 3. Januar 1914, in dem sie die Kunde, der eben in Lautschin weilende Kassner werde »eine Vorlesung in Wien halten«, mit dem Zusatz versieht: »Hofmannsthal hat ihn dran kriegt denn er ist eigentlich unglücklich«.[171] Ihr auch ist die lebendige Schilderung des 13. Januar 1914 in einem Brief an den gemeinsamen Freund zu danken: »Der

165 Die »Internationalen Schwarz-Weiß Ausstellung«, zusammengestellt von Emil Alphons Reinhardt (s. Anm 359) wird vom Akademischen Verein für Literatur und Musik in Wien veranstaltet; außer Erwin Lang, Grete Wiesenthals Gatte, nehmen, wie Hofmannsthal formuliert, »ein paar junge Maler« teil. Genauer notiert Arthur Schnitzler seine Eindrücke, als er die Ausstellung, geführt von Rheinhardt, am Vormittag des 24. Dezembers besucht: »Schönes: Klimt, Liebermann, Meid u. a. – Affectirte Schwindler: Paris v. Gütersloh, Schiele u. a. – Erwin Lang – (begabt)« (Tagebuch [Anm. 103] 1913–1916. Wien 1983, S. 86).

166 BW Degenfeld (1986), S. 295.

167 Ihr wohnt Arthur Schnitzler bei, der schon die Uraufführung in Berlin am 1. Dezember 1911 gesehen hatte, und resümiert: »Erste Hälfte fesselt mich wieder sehr – dann kam Langeweile, ja Widerwille. […] Theater ist doch irgendwie eine ernste Sache; und Verlogenheit in der Kunst eine schlimme« (Tagebuch [Anm. 103] 1913–1916, S. 84).

168 Vgl. BW Mell, S. 92.

169 Kassner an Marie Taxis, zweite Dezemberhälfte 1913.

170 Möglicherweise geht auf einen Anstoß Hofmannsthals auch jener Schritt Josef Redlichs beim österreichischen Unterrichtsminister Max Ritter v. Hussarek von Heinlein (1865–1935, Unterrichtsminister von 1911–1917; 1918 österreichischer Ministerpräsident) zurück, den Redlich im Tagebuch unter dem 23. Februar 1914 verzeichnet: »Heute eine Stunde bei Hussarek, bei dem ich mich für Kassner […] einsetzte« (Schicksalsjahre Österreichs 1908–1919. Das politische Tagebuch Josef Redlichs. Bearb. von Fritz Fellner. Graz, Köln 1953. Bd. I, S. 219). Redlich wird später Kassners Bewerbung um den literarischen Nobelpreis unterstützen; sein undatiertes Empfehlungsschreiben ist als Kopie im Nachlaß der Fürstin Herbert Bismarck in Friedrichsruh erhalten geblieben; vgl. Anm. 713.

171 Rilke–Taxis, Briefwechsel, S. 346f.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Vortrag von Kassner war gut besucht, und er schien sehr zufrieden. Ich war es sehr mit dem ersten Theil – als zweites las er den Doppelgänger – und ich finde daß gerade der zum Vorlesen nicht paßt[172] – Auch, Sie wissen wie er vorliest, manchmal wunderschön und manchmal vergißt er ganz auf sein Auditorium, liest ganz für sich und kein Mensch versteht was.«[173] Anders als Fürstin Taxis nehmen Hugo und Gerty von Hofmannsthal an dieser Veranstaltung nicht teil; sie sind, wie es ein Brief an Anton Kippenberg vom 12. Dezember gemeldet hatte, »nach Weihnachten« nicht in Wien – »müssen den 28ten abreisen, nach Neubeuern zunächst, dann München Berlin«.[174] Dort erörtern sie ab 8. Januar 1914 mit Max Reinhardt und Richard Strauss den Opernplan der »Frau ohne Schatten« und kommen, nach Theater- und Ballettbesuchen sowie vielfältigen Gesprächen, erst um den 16. Januar nach Wien zurück.[175]

Anfang Februar kann Kassner die lang erwarteten Belegbände seines Buchs »Die Chimäre / Der Aussätzige« in Empfang nehmen,[176] das er Anton Kippenberg am 1. Mai 1913 als »in die Kategorie Tod und Maske, Melancholia« gehörig und als »ein durchaus religiöses Buch« charakterisiert hatte. Unverzüglich versendet er es an Freunde und Bekannte, unter ihnen Rainer Maria Rilke, der sich von dem Werk tief berührt zeigt, als »natürlich wieder überaus wichtig für mich persönlich. Wer hat je solche Bücher gemacht?«[177] Ende November schon hatte Kassner vom Verlag einige Vorausexemplare »zu Weihnachten« erbeten; sie waren ihm fristgerecht nach Groß-Pawlowitz zugestellt worden, so daß er eines als Festtagsgabe an Hofmannsthal hatte weiterleiten können.

172 Freilich hatte auch Rilke eben dieses Stück »mehrmals vorgelesen, zum ersten Mal, – weiß ich noch –, in Tunis, um Weihnachten <1910> herum; ich bildete mir immer ein, daß ich nichts, keine Prosa, besser vorlese, als gerade ihn« (Rilke an Marie Taxis, 2.2.1914: Briefwechsel, S. 357f.; vgl. KW II, S. 506; KW III, S. 818).

173 Rilke–Taxis, Briefwechsel, S. 352: 29.1.1914.

174 BW Insel, S. 501f.; BW Degenfeld (1986), S. 296; BW Strauss (1978), S. 255–258.

175 BW Strauss (1978), S. 257, 258f.; BW Degenfeld (1986), S. 296f.

176 Der Insel-Verlag bestätigt am Mittwoch, dem 11.2.1914, er habe die Bände »diese Woche versandt«.

177 Rilke an Marie Taxis, 24.2.1914 (Briefwechsel, S. 362); Freunde im Gespräch, S. 79f.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Kassner an Hofmannsthal[178]

<Groß-Pawlowitz, Weihnachten 1913>

Rudolf Kassner
Die Chimäre | Der Aussätzige
Leipzig | Im Insel-Verlag | 1914

für Hugo von Hofmannsthal
von Rudolf Kassner

Gr. Pavlowitz Weihnachten 1913.

Seit Sommer 1913 hatte Kassner – als Vorbereitung zu dem, was nach mehr als fünf Jahren in »Zahl und Gesicht« sein gültiges Ergebnis finden wird – begonnen, sich intensiv »mit Physik, Mathematik, Analyse etc« zu beschäftigen, und zu diesem Zwecke zeitweilig Privatstunden bei einem jungen Physiker genommen. Am 15. September hatte er Anton Kippenberg in diesem Zusammenhang erklärt: »Es geht ganz gut, nur muß ich die mir von den Geisteswissenschaften angeeignete Methode auch hier anwenden und mich abwechselnd in einen Hebel, eine schiefe Ebene, eine Parabel, ein Dreieck selber verwandeln, um es recht zu verstehen, was eigentlich sehr amüsant ist u. einen in eine ganz andere (alien) Welt bringt.« In den folgenden Monaten dringt er immer tiefer in die Materie ein und die »mathematischen u. naturwissenschaftlichen Studien« werden für ihn schließlich »von größter Bedeutung, ja ein wahres Glück«.[179] Nachdem bereits in der zweiten Maihälfte 1913 seine Verdeutschung von Tolstois »Der Tod des Iwan Iljitsch« erschienen war[180] – Hofmannsthal hatte sie an Ottonie Gräfin Degenfeld weitergegeben[181] –, widmet sich Kassner nun, gleichsam als Nebentätigkeit – »damit ich es gestehe, eine kleine Einnahme wäre mir sehr angenehm«[182] – dem Kapitel »Der Großinquisitor« aus Dostojewskis Roman »Die Brüder Karamasow«. Diese Übertragung[183] hatte er Kippenberg bereits

178 FDH 3134: KW III, S. 139–183. – Ein Dank des Empfängers ist nicht überliefert.

179 Kassner an Anton Kippenberg, 15. 12. 1913.

180 Der Tod des Iwan Iljitsch. Erzählung von L. N. Tolstoi. Ins Deutsche übertragen von Rudolf Kassner. Insel-Bücherei Nr. 52. Leipzig 1913; der Verlag hatte das Erscheinen und die Versendung der Freiexemplare am 24. 5. 1913 bestätigt. In Hofmannsthals Bibliothek hat sich kein Exemplar gefunden; im Sommer 1918–1919 aber setzt es Christiane von Hofmannsthal auf ihre Leseliste (TB Christiane, S. 64).

181 BW Degenfeld (1986), S. 277: undatiert, Sommer 1913.

182 Kassner an Anton Kippenberg, 12. 6. 1913.

183 Der zunächst ins Auge gefaßte »Taras Bulba« von Nikolaus Gogol scheitert am für die Insel-Bücherei zu großen Umfang; Kassner wird die Novelle, versehen mit 30 Holzschnitten von Karl Rössing, 1922 im Wiener Rikola Verlag herausbringen. Ein entsprechendes Exemplar fehlt in Hofmannsthals Bibliothek.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

am 19. September 1913 vorgeschlagen: »Es ist eine ganz unvergleichliche Sache, die Dank ihrem ungeheuren inneren Werthe eine ganz eigene Existenz führt. Es ist kein umfangreiches Buch, aber das macht nichts, umso bedeutender ist sie. Ich möchte es sehr schön übersetzen, so ganz dem großen Sinne u. Gedanken des Originals entsprechend.« Am 25. September bekräftigt er sein Anliegen, »weil der Inquisitor ja von so ganz großer Bedeutung ist, daß er verdient einmal heraus gehoben zu werden. Es ist wohl das Tiefste u Erschütterndste, was über Religion u. Rom gesagt wurde, zudem jedem zugänglich u. schon in höchstem Sinn populär.« Nach Abgabe des Manuskriptes am 8. Februar 1914 reist Kassner im März nach München. Hier trifft er zufällig auf Rilke, der ihn »wunderbarer denn je in seinen zunehmenden und so vom Lebensgrund aus definitiven Sicherheiten« erlebt und die fast täglichen Begegnungen im Hause Bruckmann uneingeschränkt dem »Guten der Tage« zumißt.[184] Für kurze Zeit nach Wien zurückgekehrt, begibt Kassner sich am 10. April nach Schloß Duino, zeitweilig wieder zusammen mit Rilke, ehe er Anfang Mai in die italienische Hauptstadt fährt. Dort steigt er, wie seine Karte an Gerty von Hofmannsthal zeigt, zunächst im Hotel de Russie, Via del Babuino 9, unweit der Piazza del Popolo, ab,[185] um aber bald schon ins Eden Hôtel, Via Ludovisi 49, nahe Giardino Borghese und Pinciopark überzuwechseln.[186]

Kassner an Gerty von Hofmannsthal[187]

<Rom, 8. Mai 1914>
<Freitag>

Herzliche Grüße von hier. Bin seit 3 Tagen da.
R.K.

Hotel de Russie

Währenddessen sucht Hofmannsthal, »seit Wochen von einer schleppenden Müdigkeit und inneren Stockungen gequält«, in Reisen und Automobilausflügen »Recreation« und Aufhellung.[188] Besucher wie Max Reinhardt, Rudolf Alexander Schröder oder Alexander Moissi tragen zu »ein angenehm zerstreute<n> Leben« bei, das freilich der Erzählung von der »Frau ohne Schat-

184 Freunde im Gespräch, S. 85.

185 Hier hatte auch Hofmannsthal Anfang Mai 1913 gewohnt; vgl. BW Lieben, S. 55f.

186 So die Adressenangabe im undatierten Schreiben an den Insel-Verlag, der am 29.5.1914 antwortet.

187 Ansichtskarte: Roma, Palatino: Austria / Frau / Gerty v. Hofmannsthal / Rodaun bei Wien. Stempel: Roma, 8.V.1914.

188 Hofmannsthal an R.A. Schröder, 23.3.1914.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ten« nicht sonderlich zugute kommt: »nichts Definitives ist erreicht«, klagt er am 18. April 1914.[189] Als aber Schröders Zuspruch zu den geleisteten Teilen des Märchens die Gewißheit bringt, »daß ich nur weiter muß«,[190] bricht er am 9. Mai nach Paris auf, um dort der Uraufführung seiner mit Harry Graf Kessler für die Truppe der Ballets Russes konzipierten »Josephslegende« beizuwohnen. Sie findet am 14. Mai in der Grande Opéra statt; Richard Strauss steht am Dirigentenpult; statt Nijinsky, für den die Hauptrolle ursprünglich gedacht war und der, nach seiner Trennung von Diaghilew, im Zuschauerraum sitzt, tanzt der junge und von Diaghilew eben erst in Moskau entdeckte Léonide Massine den Joseph. Das Publikum ist enttäuscht, und so wird die Aufführung, wegen einer allzu überladenen Ausstattung und Beleuchtung, die auch Hofmannstahl »so sehr« verdrießt, und dank der einfallslosen Choreographie Michail Fokines, zu einem veritablen Mißerfolg.[191] Hofmannsthal ist verstimmt, »die <Marie> Kussnetzoff«, so sein schneidendes Urteil über die Darstellerin von Potiphars Weib, »war Null«. Er reist »sofort von Paris ab«[192] und widmet sich in Aussee wieder der Arbeit an der »Frau ohne Schatten«. Derweil fährt Kassner Mitte Juni nach Boscolungo-Abetone in den Bergen des Appennino Pistoiese. Hier, nicht weit von Florenz, verbringt er im 1400 m hoch gelegenen Excelsior Hôtel die Sommerwochen, ungeduldig beim Verlag die selten und unregelmäßig eintreffenden Korrekturfahnen der neuen »Melancholia« anmahnend und ein kurzes Nachwort für den »Großinquisitor« entwerfend, das der Verlag als »nötig« erachtet hatte angesichts »dieses offenbaren Fragments aus dem Nachlass oder einem früheren Werke des Dichters«.[193] Obwohl Kassner es für »überflüssig« hält, über das »so bekannte Kapitel« aus den »Brüdern Karamasow«, »die klassischen Seiten und das schönste Bekenntnis zum Christenthum Dostojewsky's«, auch nur eine Zeile zu verlieren,[194] schickt er die gewünschte »aufklärende Note« am 3. Juni ab. Das kleine Buch wird Ende Juli ausliefert; die Freiexemplare sendet der Verlag am 25. Juli nach Abetone.

Feodor Dostojewski
Der | Großinquisitor
Übertragen von Rudolf Kaßner
Im Insel-Verlag zu Leipzig[195]

189 BW Degenfeld (1986), S. 306: 18. 4. 1914.
190 BW Degenfeld (1986), S. 307: 25. 4. 1914.
191 Vgl. Richard Buckle, Diaghilew. Deutsch von Jürgen Abel. Herford 1984, S. 278 f.
192 BW Strauss, S. 268, 270.
193 Insel-Verlag an Kassner, 8. 5. und 29. 5. 1914.
194 Kassner an den Insel-Verlag aus Rom, undatiert (vor 29. 5. 1914) und 29. 5. 1914.
195 Die mit »R. K.« gezeichnete »Note« auf S. 37 f.; jetzt: KW VI, S. 163.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

In Hofmannsthals Bibliothek fehlt das Bändchen; wie alle von Kassner für die Insel-Bücherei besorgten Übertragungen aus dem Russischen dürfte es verloren gegangen sein.

Vier Wochen zuvor hatte Kassner Gerty von Hofmannsthal über seinen neuen Urlaubsort unterrichtet.

Kassner an Gerty von Hofmannsthal[196]

<Boscolungo-Abetone, 24. Juni 1914>
<Mittwoch>

Wieder eine Karte. Bin schon seit 10 Tagen im Gebirge u. bleibe lange da. Schreiben Sie einmal einen langen Brief voller Tratsch. Viele Grüße an Alle

Rud. Kassner

Kassner an Gerty von Hofmannsthal[197]

Excelsior Hôtel
Boscolungo-Abetone
Appennino Pistoiese
16/7 <191>4
<Donnerstag>

Na, Gerty, was ist das für ein langes Geschweige? Gibt es nichts zu sagen, zu fragen, zu tratschen? Ich bin hier in einer schönen Gegend, seit einiger Zeit allein,[198] gehe spazieren, denke u. schweige. In Wien werde ich erst im Sept. sein, wo das Gewisse wohl Ereignis werden wird.[199] Im August fahre ich über Starnberg nach Pavlowitz.

196 Ansichtskarte: Abetone-Boscolungo. Excelsior Hôtel: L'Austria / Frau / Gerty von Hofmannsthal / Rodaun bei / Wien. Umadressiert von fremder Hand: Aussee Obertressen 14. Poststempel: Excelsior Hotel, Boscolungo 24. GUI. 1914, und: Boscolungo / Abetone 24.6.14.

197 1 Bogen, gedruckter Briefkopf; 4 beschriebene Seiten.

198 Vermutlich hatte ihn zeitweilig seine künftige Frau Marianne Eissler begleitet.

199 Offenbar Anspielung auf die bevorstehende Heirat.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Wie geht es Ihnen u. Hugo? Sagen Sie ihm, mein Neffe wurde bei der Matura nach seinen Werken gefragt u. mußte aus der Elektra eine Seite lesen u. erklären. In ein paar Jahren wird man nach seiner Biographie fragen u. da werden Sie heranrücken u. vielleicht wird einer, sagen wir, mein Großneffe nur genügend aus Deutsch bekommen weil er Ihren Vornamen nicht weiß u. sagt: Seine Frau hieß Jenny oder Mathilde oder sonst wie Liliane.[200] Wer[201] ist alles in Aussee? Alles.

Also jetzt schreiben Sie einmal einen guten Brief. Kommt Mell zu Ihnen?[202]

Alles Gute.

Rudolf Kassner

In diese beschauliche Idylle eines Sommers, den Stefan Zweig »unvergeßlich« nennt, weil er »üppiger, schöner« und »sommerlicher« war als andere vor und nach ihm,[203] bricht der Erste Weltkrieg ein. Die Kunde von der Ermordung des österreichischen Thronfolgerpaars in Sarajewo samt der ihr folgenden Teil-Mobilmachung und Einberufung des Landsturms überrascht Hofmannsthal in Aussee, von wo er sich noch am 27. Juli nach Wien begibt: »In der ganzen Stadt eine Stimmung von solcher Schönheit, solchem Ernst, dabei so zuversichtlich und man muß beinahe sagen heiter, daß man sich wirklich schämen würde, gar nicht dazuzugehören«; die »Ruhe und Präcision mit der sich alles abwickelt, ist grandios, das Gefühl: es ist notwendig, in allen Menschen.« Am folgenden Tag eilt er, »bewaffnet mit einer Officierskappe, einem Regenschirm, Insectenpulver, englischen cakes und Lindtchocolade per Schlafwagen dem Feinde entgegen« und meldet sich am 29. Juli – tags zuvor hatte Österreich-Ungarn Serbien den Krieg erklärt – in seinem Gestellungsort Pisino (Pazin) in Istrien, wo er einer Feldkompanie des Landsturm-Infanterie-Regimentes Nr. 5 zugeteilt wird. Obwohl ihm »das Ganze riesigen Spaß« macht: »Es ist wie ein großer Maskenball«, betreibt er bei hochgestellten Persönlichkeiten wie dem österreichischen Statthalter in Triest, Fürst Konrad Hohenlohe-Schillingsfürst, seine sofortige Versetzung. Er wird am 31. Juli, dem Tag der österreichisch-ungarischen Gesamtmobilisierung – das Deutsche Reich proklamiert gleichzeitig den »Zustand drohender Kriegsgefahr« und wird am 1. August Rußland, am 3. August Frankreich den Krieg erklären – »bis zum 24. Mobilisierungstag be-

200 Nicht eindeutig zu entziffern.

201 In HS: »War«.

202 Mell hatte sich zuletzt von Mitte August bis 6. September 1913 in Aussee aufgehalten, vgl. BW Oppenheimer II, S. 40. Offenbar war auch für dieses Jahr ein Treffen im »August« (vgl. BW Mell, S. 93) vorgesehen, das aber durch den Ausbruch des Krieges vereitelt wird.

203 Stefan Zweig, Die Welt von gestern. Frankfurt a. M. 1978, S. 199.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

urlaubt«, fährt unverzüglich nach Wien und Aussee zurück[204] und übernimmt am 12. August offiziell die Leitung des Pressebüros des Kriegsfürsorgeamtes des k.u.k. Kriegsministeriums. Die plötzlichen Zeitereignisse vereiteln auch Kassners Pläne – noch am 23. Juli hatte er Elsa Bruckmann ein Wiedersehen in München »so um den 2ten oder 3ten <August> herum« angekündigt und ein gemeinsames Treffen in Aussee abgelehnt. Statt dessen kehrt er nun heim nach Wien und erhält hier, vorübergehend im Hotel abgestiegen, Kunde von Hofmannsthals Einberufung.

Kassner an Gerty von Hofmannsthal[205]

Hotel Erzherzog Carl
Wien
<Ende Juli 1914>

Liebe Gerty!
Ich schreibe in großer Aufregung, aber eben erfahre ich, daß Ihr Mann einrücken mußte. Ist er im Landsturm oder im Felde? Ich hatte keine Ahnung u. dachte er sei darüber heraus als 74er.[206]

Sie werden oft bange, schwere Stunden haben, doch ich weiß, daß Sie sie gut zu tragen wissen werden. Denken Sie daran, daß es doch ein Glück ist für eine große u. gerechte Sache eins zu sein mit allen u. jetzt, da Deutschland den Krieg will, ist die Sache eine große, eine Weltsache geworden.

Ich habe viel Verwandten im Krieg. Meine arme Schwester, die auf so entsetzliche Art voriges Jahr verloren hat,[207] schickt ihren Mann u. zwei Söhne in den Krieg. Sie hat dann nur einen.[208] Meine zweite Schwester hat ihren Mann im Krieg[209] u. mein jüngster Bruder[210] muß auch einrük-

204 Vgl. Hofmannsthals Briefe an Gerty von Hofmannsthal zwischen dem 27. und 31. Juli 1914, zusammengestellt in: Günther Fetzer, Das Briefwerk Hugo von Hofmannsthals. Modelle für die Edition umfangreicher Korrespondenzen. Marbach a. N. 1980, S. 79–85. Vgl. auch Josef Redlich, Schicksalsjahre Österreichs 1908–1919. Das politische Tagebuch. Bd. 1. Graz, Köln 1953, S. 241f.

205 1 Bogen, gedruckter Briefkopf; 4 beschriebene Seiten.

206 Hofmannsthal ist Jahrgang 1874.

207 Sc.: ihren Sohn, siehe Anm. 161.

208 Georg Friemel, Generalmajor, General der Pioniere der 2. Armee, und seine Söhne Kurt und Georg, der dritte Sohn ist Gerhard Friemel; vgl. KW VII, S. 758f.

209 Ernst Adams, verheiratet mit Kassners jüngerer Schwester Margarethe, ist Kommandeur eines Pionierregimentes; vgl. KW VII, S. 759.

210 Paul Kassner, geb. am 15.10.1877; stirbt an Ruhr auf der Flucht von Brünn nach Wien im Januar 1945; vgl. KW V, S. 623.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ken (in den Landsturm) u. auf den Feldern eine reife Ernte lassen – in was für Händen weiß ich nicht.

Alles Gute u. alles Glück.

Rudolf Kassner

Ich bleibe in Wien in Schönbrunn.

Im ersten Kriegsmonat vollzieht sich in Kassners Leben – zumindest äußerlich – jener schon Mitte Juli angekündigte Wandel: er heiratet am 27. August 1914 in Wien Marianne Eissler, geschiedene Glaser (1885–1969), Tochter des wohlhabenden Wiener Unternehmers Max Eissler. Die Ehe wird nach mosaischem Ritus geschlossen; Marianne Kassner ist jüdischen Glaubens.

Kassner an Gerty von Hofmannsthal[211]

<Wien, 26. August 1914>
<Mittwoch>

Liebe Gerty!
Morgen findet die Ceremonie statt. Man wird bis auf weiteres in der Pension Schönbrunn wohnen. Mell Trauzeuge. Sagen Sie es den Leuten. Es muß sich herumreden, da ich es nicht verkündige.[212] Ihren Brief nach Italien hatte ich nach Umwegen erhalten.

Jetzt kann man nicht viel schreiben. Die Zeit u. die Gedanken sind nicht danach.

Alles Gute.

Rudolf[213]

26/8. 14.

[211] 1 Blatt, einseitig beschrieben.

[212] Auch Hofmannsthals Jugendfreundin Marie von Gomperz (1870–1940) hatte, möglicherweise auf diesem Wege, von dem Ereignis erfahren; jedenfalls offenbart sie Hofmannsthal am 29. Oktober <1914> ihre Bedenken, die sich durchaus mit denen der meisten Freunde Kassners decken: »Dr Kassners Heirat ist für uns kein Gesprächs-Thema, es schien kein Raum in seinem Leben für eine Gefährtin, hoffentlich hat sich die Frau nicht aufgedrängt, Frauen tun das gern, auch die Besten, da es ihre Existenz bedeutet einem Mann zu dienen, ihn zu lieben. Er wird sich oft gestört fühlen, immer rücksichtsvoll sein wollen, es tut mir bitter leid für ihn u. seine nächsten Freunde, Ihnen sage ich es allein nur schriftlich, der Brief wird zerrissen wie jede Tages-Correspondenz. Wir sind Dr Kassner nur zufällig begegnet in unvergesslich trauriger Zeit«, womit sie wohl auf die Sterbenszeit ihres Vaters Max Ritter von Gomperz (1822–1913) anspielt (BW Gomperz, S. 268f.).

[213] Nur an dieser Stelle der Korrespondenz unterzeichnet Kassner allein mit seinem Vornamen.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Einen Monat danach, am 26. September 1914, teilt Kassner das Ereignis lakonisch und mit selbstironischem Unterton Elsa Bruckmann mit: »Hören Sie: ich bin seit vier Wochen verheirathet; über Frau Kassner lassen Sie sich alles Nähere von Gundolf erzählen.[214] Es ist sehr wahrscheinlich, daß Herr u. Frau Kassner in resp. bei München leben werden im Frieden. Bitte gratulieren Sie nicht! Oder nur so. Ich bin eigentlich auch nur so verheirathet, gleichsam um den letzten, giltigen Beweis zu haben, daß ich kein Ehemann bin.«

Die Anfänge des Krieges verfolgt Kassner, wie die meisten seiner Landsleute, mit begeisterter Zustimmung. Am 24. August ruft er der Fürstin Taxis zu: »Deutschland erlebt jetzt seine größten Tage[n], die deutsche Nation ist heute die erste der Welt und es ist ein Ruhm ihr anzugehören«; und am 2. September bekennt er Anton Kippenberg: »Über die große Zeit in der wir leben, fühlen wir alle gleich. Wie stark, groß, einzig ist doch das deutsche Volk jedesmal in der Noth! Glücklich, […] alle die Menschen, die an dieser wunderbaren Erhebung eines ganzen Volkes unmittelbar u. mittelbar theilnehmen dürfen! Welche Armee! Welche Führung! Doch auch Österreich leistet sehr Großes.«

Er führt sein Leben im gewohnten Umfeld der Hietzinger »Pension Schönbrunn« weiter und widmet sich still und konsequent seinem Werk »Zahl und Gesicht«,[215] das er letztlich als den eigentlichen Ertrag dieser fünf als immer lastender und schwerer empfundenen Kriegsjahre betrachten wird. Im Februar 1915 besucht ihn »einen Abend« Max Mell, dem er »Beruhigendes über das Befinden« von Hofmannsthals Vater mitteilen kann,[216] dessen Gesundheitszustand sich seit Monatsbeginn, »nach schon vorhergegangenen nicht guten Wochen«, entschieden verschlechtert hatte – »die Füße trugen ihn nicht, die eine Hand versagte« –, der dann aber Anfang März »so ziemlich« wiederhergestellt ist[217]

214 Friedrich Gundolf ist mit Marianne Eissler eng befreundet; vor Ende 1912 hatte er ihr drei Gedichte gewidmet, die Mitte November 1914 in der Zehnten Folge der »Blätter für die Kunst«, S. 41f., erscheinen (Stefan George. Leben und Werk. Eine Zeittafel. Amsterdam 1972, S. 254). Rilke wird Marie Taxis am 18. März 1915 darauf hinweisen: »[…] Daß und wie sie sind, spricht sehr für die Person, der sie zu gelten haben«; auch die Fürstin empfindet diese »wunderschönen Gedichte« als »eine sehr gute Note« für Frau Kassner (Rilke–Taxis, Briefwechsel, S. 411, 416; die Gedichte als Beilage ebd., S. 412f.).

215 In diese Zeit dürfte jenes Ereignis fallen, das Kassner 1956 im Nachwort zur dritten Auflage von »Zahl und Gesicht« schildert: »Ich habe drei Jahre für ›Zahl und Gesicht‹ gebraucht, fünf, wenn ich die Jahre dazu rechne, die für das Studium der Mathematik, der mathematischen Physik verwendet wurden. Es war das eine Zeit förmlicher Besessenheit von der Zahl, vom Zahlenmäßigen. […] Hofmannsthal erblickt einmal bei einem Besuch in Hietzing auf meinem Schreibtisch Blätter Papier mit Gleichungen beschrieben und ruft: ›Daß Sie sich jetzt auch diese Sprache einzueignen suchen! Ich habe sie ganz verlernt in den Jahren seit der Schule.‹ […]« (KW III, S. 360); vgl. auch S. 164.

216 BW Mell, S. 98: 13.2.1915.

217 BW Degenfeld (1986), S. 328: 7.3.1915.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

und sich »in langsamer Reconvalescenz befindet«.[218] Max Mell selbst steht in diesen Wochen bisweilen im Mittelpunkt gemeinsamer Gespräche zwischen Kassner und Hofmannsthal, seine »Menschenablehnung« ebenso wie seine Genesung nach einer Krankheit.[219]

Unterdessen sucht Hofmannsthal seit dem Spätherbst 1914 im Rahmen politisch-propagandistischer Tätigkeit für Österreich-Ungarn und dessen »Idee« zu wirken.[220] Während er mit bemerkenswertem Enthusiasmus in rascher Folge zahlreiche meist für die Tagespresse bestimmte Beiträge patriotischen Zuschnitts verfaßt und in der Folge eine Reihe dienstlicher oder halboffizieller Reisen nach Deutschland, Polen und Belgien unternimmt, später nach Skandinavien und in die Schweiz, um Vorträge im Sinne österreichischer Kulturpropaganda zu halten, verwirklicht Kassner den schon unmittelbar nach der Heirat bedachten Plan und mietet im Mai 1915 »in Berchtesgaden für ein Jahr in großer Einsamkeit eine Villa, den Dietfeldhof«,[221] den er im Juli desselben Jahres mit seiner Frau bezieht. Von dort geht, bald nach der Übersiedlung,[222] ein Karte nach Aussee.

Kassner an Gerty von Hofmannsthal[223]

<Berchtesgaden, 19. Juli 1915>
<Montag>

Viele Grüße von hier. Wie geht es H<ugos> Vater? H. hat eine schwere Zeit jetzt. Wenn mir in Wien besser gewesen wäre, hätte ich Sie noch besucht. Alles Gute.

Rud. Kassner
Hof Dietfeld
Berchtesgaden[224]

218 BW Mell, S. 100: 10.3.1915.

219 BW Mell, S. 100: 10.3.1915; S. 101: undatiert.

220 Vgl. die detailreiche Untersuchung von Heinz Lunzer, Hofmannsthals politische Tätigkeit in den Jahren 1914–1917. Frankfurt a. M., Bern 1981.

221 Kassner an Elsa Bruckmann, zweite Maihälfte 1915. Das Anwesen gehört heute zur Gemeinde Bischofswiesen, Aschauerweiherstraße 103.

222 Ebenfalls am 19. Juli 1915 meldet Kassner Elsa Bruckmann: »Da wäre man also installiert. […] Es ist sehr schön hier, weit vom Ort, ganz im Weiten.«

223 Ansichtskarte: Berchtesgaden: Frau / Gerty v. Hofmannsthal / Aussee / Obertressen / Steiermark. Poststempel: Berchtesgaden, 19. JUL. 15.

224 Die am Fuß der Mitteilungsseite gedruckte Ansichtslegende »Berchtesgaden« hat Kassner unterstrichen und so in die Adresse miteinbezogen.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Das Befinden von Hofmannsthals Vater hatte sich inzwischen erneut verschlechtert; der Sohn, aus den besetzten polnischen Gebieten zurückgekehrt,[225] hatte ihn Ende Juni im Sanatorium »recht schwach und elend« gefunden. Dennoch kann man seinem »sehnlichen« Wunsch entsprechen und ihn am 12. Juli nach Bad Ischl bringen, wo er, so Hofmannsthal am 1. August 1915, »seit fast drei Wochen« »leidlich« lebt.[226] Der Sohn trägt daher keine Bedenken, Anfang Oktober eine mehrwöchige Reise nach Deutschland und ins besetzte Belgien anzutreten.[227] Währenddessen war Kassner am 12. Oktober von Berchtesgaden nach München gefahren und hatte dort zahlreiche Freunde und Bekannte, unter ihnen Rainer Maria Rilke, wiedergesehen.[228] Unmittelbar nach seiner Heimkunft auf den Dietfeldhof schreibt er an Gerty.

Kassner an Gerty von Hofmannsthal[229]

<Berchtesgaden,> 1. XI. 15.
<Montag>

Liebe Gerty!
Ich habe Ihren Brief bekommen. Aufgeschlitzt wohl, aber sonst ganz, sagen wir, unberührt. Daß Hugo in Belgien, hörte ich schon in München, wohin ich geflohen war, um dem Ofensetzer hier u. der ganzen Wintervorbereitung zu entgehen. Dort sah ich alles Ersichtliche. Elsa Bruckmann wie immer zu sehr angeregt von allem. Frau Wolf[230] zu we-

225 Zu dieser ersten Polen-Reise war Hofmannsthal im Auftrag des Etappen-Oberkommandos und in Verbindung mit dem Außenministerium und Armee-Oberkommando am 29. Mai 1915 aufgebrochen. Die in Teschen, dem damaligen Sitz des Etappen-Oberkommandos, sowie in Krakau und Umgebung bis zum 21. Juni gewonnenen Eindrücke faßt der Essay »Unsere Militärverwaltung in Polen« zusammen, der am 8. August 1915, drei Tage nach der Einnahme Warschaus durch deutsche Truppen, in der Neuen Freien Presse erscheint: GW RA II, S. 421–428. Zur Reise vgl. Lunzer (Anm. 220), S. 141f.

226 BW Degenfeld (1986), S. 330: 1. 8. 1915; BW Wildgans (1971), S. 15: 9. 7. 1915.

227 Vgl. BW Strauss (1978), S. 324; Lunzer, (Anm. 220), S. 154–156: Von Berlin kommend, wo er am 9. Oktober eingetroffen war, und nach einer Zwischenstation bei Eberhard von Bodenhausen in Essen-Bredeney, hält er sich zwischen 17. Oktober und 10./11. November in Belgien (Brüssel, Brügge, Ostende) auf.

228 Vgl. Freunde im Gespräch, S. 93–97.

229 2 einseitig beschrieben Blätter eines Schreibblocks.

230 Hanna Wolff, geb. Josten (1881–1948), Gattin des Direktors der Deutschen Bank in München, Dr. Alfred Wolff (1866–1959); die Familie gehört zum Bekanntenkreis Eberhard von Bodenhausens (vgl. Eberhard von Bodenhausen – Harry Graf Kessler, Ein Briefwechsel. Ausgew. und hg. von Hans-Ulrich Simon. Marbach a. N. 1978, S. 80, 87) und Ottonie Gräfin Degenfelds (vgl. BW Degenfeld [1986], S. 245, 286 u. ö., sowie R. M. Rilke, Briefe

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

nig. Marcella[231] immer hübscher u. immer eitler, ein wenig verspannt u. darum sehr laut, wenn sie überhaupt redet, Kilian[232] – doch den kennen Sie ja nicht u.s.w. u.s.w.

Im Winter komme ich kaum nach Wien. Wien mag ja noch trauriger aussehen als im vergangenen Jahr. Es ist auch so im ganzen Wesen nicht für den Krieg eingestellt u. sieht darum nicht richtig, auch nicht richtig traurig, aus.

Hier ist es sehr schön u. sehr einsam. Hof Dietfeld ist schon etwas ganz Gutes. Wenn Sie das nächstemal wieder nahe sind, so kommen Sie nur noch näher.

Ich hätte eine Menge Fragen nach dem u. jenem, Kriegs-Fragen. Doch wer weiß wann ich da wieder Antwort bekomme bei den Postverhältnissen.[233] Grüßen Sie bitte wen immer Sie erwischen. Freue mich, daß

aus den Jahren 1914–1921. Leipzig 1937, S. 30f.: an Hanna Wolff, 29.1.1915) und kommt auf diesem Wege auch mit Hofmannstahl in Verbindung. Kassner hatte Frau Wolff 1912 im Hause Bruckmann kennengelernt und Elsa Bruckmann am 8. September 1912 gebeten: »Wenn Sie Frau Wolf sehen, so grüßen Sie sie bestens. Telefonieren Sie ihr es am besten gleich. Sie war mir dann doch recht sympathisch, weil sie einfach ist u. schließlich etwas auf der Welt versteht u. sieht u. hübsch ist.« Im »November 1916« wird er in München ins Wolffsche Gästebuch einen – auch später nicht publizierten – Aphorismus eintragen (DLA): »Der Geist sucht zu ermessen; das Herz wartet, oder es kann sein Ermessen nicht anders ausdrücken als dadurch daß es wartet. (Aus noch ungedruckten ›Sätzen des Joghi‹)«. – Das Haus Wolff, bekannt durch eine bedeutende impressionistische und nachimpressionistische Kunstsammlung, ist ein beliebter Treffpunkt des künstlerischen und literarischen Münchens jener Jahre; vgl. Grete Gulbransson, Meine fremde Welt. Tagebücher. Bd. 2: 1913–1918. Hg. von Ulrike Lang. Frankfurt a. M. 2001, S. 28, 346ff.

231 Marcella (Marzella) Wolff, Tochter von Hanna und Alfred Wolff; Amateurphotographien mit dem hübschen jungen Mädchen in: Grete Gulbransson, Meine fremde Welt (s. vorige Anm.), S. 276, 388.

232 Eugen Kilian; von 1908 bis 1916 Oberregisseur des Münchner Residenztheaters; vgl. Eugen Kilian, Aus der Theaterwelt. Erlebnisse und Erfahrungen. Karlsruhe 1914. In Zusammenarbeit mit Kilian und dem Bühnenbildner Alfred Roller hatte Hofmannsthal die Uraufführung von Georg Büchners »Wozzek« am 8. November 1913 im Münchner Residenztheater betrieben: Eugene Weber, Zur Uraufführung von Büchners ›Wozzek‹; in: Für Rudolf Hirsch. Zum siebzigsten Geburtstag. Frankfurt a. M. 1975, S. 239–249; Dietmar Goltschnigg, Briefe Hofmannsthals, Alfred Rollers und Eugen Kilians zur Uraufführung von Büchners »Wozzek« am Münchner Residenztheater, 1913; in: HJb 6, 1998, S. 117–127.

233 Unter den »Irregularitäten des Postverkehrs«, die bis zur zeitweiligen »absoluten Sperre« führen, hat in diesen Wochen auch Hofmannsthal zu leiden; vgl. BW Strauss (1978), S. 324–326; BW Degenfeld (1986), S. 333.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Sie die Magensache hinter sich haben ohne Nachtheil etc. Ich bin darin expert.

Nur und alles Gute u. viele Grüße auch von meiner Frau, die im November wohl nach Wien kommen wird.

Ihr aufrichtiger
Rudolf Kassner

Hofmannsthal muß Mitte November, von Belgien kommend, einen auf mehrere Wochen berechneten Aufenthalt in Berlin abbrechen, da ihn der besorgniserregende Zustand des Vaters nach Wien zurückruft.[234] Hugo von Hofmannsthal sen. stirbt am 8. Dezember 1915 »abends 1/4 9 Uhr, nach längerem Leiden und Empfang der heiligen Sterbesakramente im 74. Lebensjahre«.[235] Offensichtlich hat Kassner keine Todesanzeige erhalten; denn ein Beileidsschreiben ist nicht überliefert, wenn auch dessen möglicher Verlust nicht auszuschließen ist.

Kassner an Gerty von Hofmannsthal[236]

<Berchtesgaden, 31. Dezember 1915>
<Freitag>

Alles Gute für 1916. Vielleicht höre ich wieder einmal was von Ihnen. Ich glaube, ich habe den letzten Brief geschrieben.

Ihr
Rudolf Kassner

Am 10. Januar 1916 kündigt Kassner dem in Berlin lebenden Studienfreund Gottlieb Fritz an, »entweder im März oder im Juni« 1916 wieder einmal in die deutsche Hauptstadt zu kommen.[237] Diesen Gedanken setzt er rascher als geplant bereits Ende Januar in die Tat um, wenn auch nur »für ganz kurz«, wie er Gerhart Hauptmann am 31. Januar wissen läßt.[238] In den wenigen Tagen – für den 5. Februar schon meldet er sich bei Elsa Bruckmann in München

234 BW Bodenhausen, S. 205: 11.11.1915; BW Redlich, S. 24: 16.11.1915.

235 So die Todesanzeige vom 9. Dezember 1915; vgl. Arthur Schnitzler, Tagebuch (Anm. 103) 1913–1916. Wien 1983, S. 245: 10. und 11.12.1915.

236 Ansichtskarte: Königssee vom Malerwinkel: Frau / Gerty v. Hofmannsthal / Rodaun bei Wien. Poststempel: Berchtesgaden, 31. DEZ. 15.

237 Briefe an Tetzel, S. 138.

238 So Kassner an Gerhart Hauptmann, 31.1.1916 aus Berlin, mit dem Wunsch, »unsere kurze Bekanntschaft von vor fünf Jahren zu erneuern«. Der Brief befindet sich im Hauptmann-Nachlaß der Staatsbibliothek Berlin – Preußischer Kulturbesitz.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

an[239] – trifft er einige Male mit Hofmannsthal zusammen. Der war »in einem amtlichen Auftrag«, welcher ihm »viel Freiheit, aber ebenso viel Verantwortung läßt«,[240] am 20. Dezember 1915 in Berlin angekommen und erlebt dort, nach einem Besuch bei Eberhard von Bodenhausen in Degenershausen vom 25. bis 30. Dezember 1915, ungewöhnlich fruchtbare Wochen. Er widmet sich intensiv der Theaterarbeit mit Max Reinhardt und Richard Strauss und spricht am 1. Februar in der Singakademie unter dem Titel »Unser Krieg« einleitende Worte zu einem Lichtbildervortrag des Ritters Ferdinand Max von Pantz über die »Isonzoschlacht und Verteidigung Tirols«, in dem er den Zuhörern »das Wesen und die Seele des österreichischen Krieges und den Geist seiner Heere näher<zu>bringen« versucht.[241] Darüber hinaus findet er Zeit für vielfältige Gespräche »mit gräßlichen klugen Politikern«,[242] aber auch mit zahlreichen Literaten und alten Freunden wie Bodenhausen oder Kassner. Über das Treffen am Mittag des Vortragsabends – zu dem Kassner sich vermutlich einfindet – berichtet Hofmannsthal seiner Frau: »Gegessen habe ich mit Kassner (seul) ganz gemütlich, der aber eine rechte Magenneurose hat, nicht von der Frau, wie du hoffst, sondern vor Überarbeitung. Ich hab ihn zu Fließ[243] expediert.«[244]

Kassner an Gerty von Hofmannsthal[245]

Hotel »Der Fürstenhof«
Berlin W.
am Potsdamer-Platz
3/2 16.
<Donnerstag>

Liebe Gerty!
Ich muß Ihnen doch noch von hier schreiben. Ihr Name flog jetzt öfters hin u. her. Gestern abend war ich mit den Bodenhausens zusammen. Es war mir eine wahre Freude ihn nach so langer Zeit, nach 10 Jahren, wieder sehen zu können. Beim Abschied sagte ich ihm, es ist gar nicht

239 Kassner an Elsa Bruckmann, 3.2.1916.

240 BW Degenfeld (1986), S. 335: 2.1.1916.

241 Laut den Berichten der Vossischen Zeitung vom 2. und der Neuen Freien Presse vom 4.2.1916, abgedruckt bei Lunzer (Anm. 220), S. 179f., 359f.

242 BW Degenfeld (1986), S. 335: 8.1.1916.

243 Der, wie Hofmannsthal am 11.11.1915 Dora von Bodenhausen bekennt, »bedeutende« Berliner Arzt Dr. Wilhelm Fliess (1858–1928), »zu dem <er> das größte Vertrauen habe« (BW Bodenhausen, S. 204).

244 Auch in sein Diarium notiert Hofmannsthal: »Treffen mit Kassner um ½ 2« (FDH: HVII. 11.22).

245 1 Bogen, gedruckter Briefkopf; 4 beschriebene Seiten.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

in der Absicht des Lebens, so große Pausen zu machen. Er ist äußerlich alt geworden, innerlich noch immer der reine, kindliche Mensch, den man lieben muß.[246]

Ich bin hierher gekommen wie man von Wien auf den Semmering geht, weil die Nerven das so wollen. Es war ganz gut, obwohl ich mich wieder freue nach hause zu kommen, wo eine Arbeit in der Wiege oder noch nicht in der Wiege liegt u. dorthin kommen soll (oder wie man das sonst sagen soll)[247] Nächstes Jahr gibt es kein Dietfeld mehr. Der neue Besitzer will uns nicht mehr. Es war ja vieles ganz außerordentlich dort, nur die Luft ist mir zu weich. So werden Sie es gar nie gesehen haben.

Hugo fand ich bes. vorige Woche sehr gut aussehend, im Gesicht ganz voll. Nach Wien komme ich wohl nicht so bald. Das Reisen, Eisenbahn, Koffer, Schmutzigwerden im Coupé ist so langweilig.

Nun alles Gute Ihnen u. den Kindern.

Rudolf Kassner

Er verläßt Berlin am 5. Februar 1916 und legt in München einen Zwischenhalt ein, um sich dort »das u. jenes an<zu>sehen«, eben »weil mit Dietfeld im Juni Schluß ist«.[248] Allerdings gestaltet sich die Wohnungssuche beschwerlicher als gedacht, so daß ein Besuch in Wien – auf den offenbar Rilke anspielt, wenn er bei Hofmannsthal am 28. März ungeduldig nachfragt: »Von Kassner noch nichts?«[249] – zunächst verschoben werden muß.

246 Im Anschluß an diese Zusammenkunft werden einige Briefe gewechselt; vgl. Eberhard von Bodenhausen. Ein Leben für Kunst und Wirtschaft. 1955, S. 260f. (Bodenhausen an Kassner, 5.2.1916); S. 261 (Kassner an Bodenhausen 15.2.16: Begleitbrief zur Übersendung der »Chimäre«); vgl. Bodenhausen an Ottonie Degenfeld, 18.2.1916 (ebd., S. 338).

247 Gemeint ist »Zahl und Gesicht«.

248 Kassner an Elsa Bruckmann, 3.2.1916.

249 BW Rilke, S. 86. Rilke war am 25. März zu einem lang »erwünscht<en>« Gespräch mit Hofmannsthal, der erst zwei Tage zuvor aus Berlin zurückgekehrt war, in Rodaun zusammengetroffen, »im Gefühl, daß niemand meine Lage richtiger verstehen könne als gerade Sie.« Dabei hatte er offenbar von Kassners Reise-Plänen erfahren.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Kassner an Gerty von Hofmannsthal[250]

<Berchtesgaden,> 12/4 16.
<Mittwoch>

Liebe Gerty,
Ich war schon auf dem Wege nach Wien, hatte mich schon sehr gefreut; wir wollten von München aus hin, wo wir in der Umgebung ein Gehäuse suchten. Doch ging das Suchen nicht so schnell u. dann ist das über die Grenze Kommen sehr schwierig, ja zeitweilig unmöglich.

Wir müssen doch von Dietfeld weg u. haben, da wir in der näheren u. weiteren Umgebung von München nichts gefunden haben, in Bogenhausen, dem Münchener Hietzing, eine sehr schöne Villa gemiethet, möbliert, mit einem eingeheuer stillen Zimmer oben im letzten Stock für mich, worauf ich mich im besonderen freue.[251]

Wenn es geht – was, da über Salzburg immer große Truppenverschiebungen stattfinden, immer fraglich bleibt – komme ich gegen 10ten Juni nach Wien. Ich sehne mich sehr jetzt Österreich zu sehen und darüber zu hören. Von denen, die dort sind u. nicht von denen, die darüber gehört haben.

Sie haben einen bösen Winter gehabt, doch jeder trägt jetzt gerne, was ihm zu tragen gegeben ist, denn wer trägt jetzt nicht viel, viel mehr als der andere!

In München sah ich sehr viel den alten Keyserling.[252] Jetzt ist ihm auch seine zweite Schwester gestorben[253] u. da man ihm auch seinen Diener[254] eingezogen hat, lebt er allein mit einer Köchin u. einem Mädchen in der alten Wohnung, ganz blind, immer mehr zusammenschrumpfend u. doch von einer wunderbaren, ja erhabenen Unpersönlichkeit, im Geiste frischer denn je, voll Witz, Laune, Erzählung, Gesicht. Es hatte für mich

250 3 einseitig beschriebene, rechts oben paginierte Blätter eines Schreibblocks.

251 Das Haus liegt in München-Bogenhausen, Herschelstraße 13.

252 Vgl. insgesamt Kassners einfühlsame und bewegende »Erinnerung an Eduard von Keyserling. Zum 100. Geburtstag am 14. Mai 1955«: KW X, S. 405–414.

253 Die Geschwister Henriette, Elise und Eduard von Keyserling hatten sich 1895 – nach dem Tod der Mutter im Jahre 1894 – in einem gemeinsamen Haushalt in München, Ainmillerstraße 19, niedergelassen; Henriette war schon 1908, Elise am 3.12.1915 gestorben.

254 Der »als Krankenpfleger ausgebildete treffliche junge Diener Joseph«, so Otto von Taube in: Gräfin Henriette Keyserling, Frühe Vollendung. Das Leben der Gräfin Marie Keyserling in den Erinnerungen ihrer Schwester. Hg. von Otto Freiherrn von Taube. Bamberg 1949, S. 30.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

etwas ungeheuer rührendes, ja auch erhebendes ihn zu sehen. Zumal in dieser Zeit, da man das Gerede der Menschen nur schwer verträgt. Er ist wie herausgerissen aus allem u. der einzige, der es darf. Es besuchen ihn Leute, täglich kommt eine junge, sehr hübsche Baronesse zu ihm u. liest ihm vor u. rührend wie er zu ihr ist u. die beiden sich verstehen u. auf einander sich verlassen können.[255]

Wie geht es Hugo? Ich sah Franckenstein. Aß einmal bei ihm. Habe beide[256] gerne. Er ist so gar nicht Musiker oder Künschtler u. das ist mir absolut angenehm. Er schickte mir auch eine Karte zur Première von Korngold, zu dem alles in Wien, was nicht im Schützengraben ist, gekommen zu sein schien.[257] Das war nicht angenehm, o gar nicht. Die Parole unter diesem Gesindel ist: Korngold – der deutsche Verdi. O welche Schweinerei. Ach. Ach!

Also schreiben Sie mir wieder einmal! Alles Gute Ihnen u. den Ihren

Rudolf Kassner

Die Wohnung in der Münchner Herschelstraße wird Mitte Juni 1916 bezogen, zunächst von Marianne Kassner allein.[258] Denn ehe Kassner selbst sich dort einrichtet, reist er, wie angekündigt, »um den 10. Juni« nach Wien. Hier kommt er mehrfach mit Hofmannsthal, aber auch mit Rainer Maria Rilke zusammen, der dort seit Anfang Januar seinen Militärdienst abzuleisten hat, zunächst als Landsturmmann in der Kaserne im Baumgarten am Westrande Wiens, in der Nähe von Hütteldorf, dann ab 27. Januar im Kriegsarchiv, zum »Heldenfrisieren« abkommandiert. Um dieser quälenden geistigen Verschüttung ein Ende zu setzen, betreibt Rilke mit Hilfe prominenter Fürsprecher seine Befreiung vom Dienst. Der Insel-Verlag unternimmt schließlich den entscheidenden

255 Vgl. Grete Gulbranssons Bericht über ihren – von Kassner vermittelten – Besuch bei Keyserling am 28. April 1918 – fünf Monate vor dessen Tod am 18. September 1918; dabei »fühlt« sie, daß er einen »grausamen Harnisch der Einsamkeit« »an« habe (Grete Gulbransson, Meine fremde Welt. Tagebücher. Bd. 2 [Anm. 230], S. 353).

256 Das Ehepaar Franckenstein: Clemens von Franckenstein (1875–191942), Dirigent und Komponist, seit 1912 Intendant, später Generalintendant der Königlich Bayerischen Hoftheater und Hofmusik in München, und seine irische Frau, die Sängerin Mary Gertrude Toner; vgl. HJb 5, 1997, S. 18.

257 Erich Wolfgang Korngolds (1897–1957) Operneinakter »Violanta« und »Der Ring des Polykrates« waren unter Leitung Bruno Walters am 28. März 1916 in München uraufgeführt worden; vgl. Bruno Walter, Thema und Variationen. Erinnerungen und Gedanken. Stockholm 1947, S. 329.

258 Ende des Monats wird sie ihrem Mann nach Wien folgen (Marianne Kassner an Elsa Bruckmann, 30. 6. 1916).

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Schritt, indem er den Dichter als unentbehrlichen Lektor reklamiert. Ein von Anton und Katharina Kippenberg eingereichtes Gesuch zur »Dienstenthebung« unterzeichnen Persönlichkeiten aus Wissenschaft, Literatur und Politik, unter ihnen »Herr Dr. H. v. Hofmannsthal« und »Herr Dr. Rudolf Kassner«.[259] Die Eingabe hat Erfolg; Rilke wird im Mai 1916 beurlaubt und am 9. Juni 1916 »demobilisiert«. Er logiert sich ab 22. Mai in Rodaun im Gasthof Stelzer ein, in unmittelbarer Nachbarschaft Hofmannsthals, wo Kassner ihn bisweilen besucht, der die räumliche Nähe gewiß auch zu Begegnungen mit Hofmannsthal nutzt. Dort auch nimmt Rilkes Freundin, die Malerin Lou Albert-Lazard, Quartier und arbeitet an einem Porträt des Dichters, das, wie Rilke am 1. Juli Katharina Kippenberg erklärt, »bei Kassner, bei Hofmannsthal und einigen anderen maßgeblichen Freunden Zustimmung, ja Bewunderung« findet.[260]

Am 8. September 1916 meldet sich Kassner, »von Wien kommend«, wie die Zuzugsakte der Münchner Behörde verzeichnet, in der Herschelstraße 13 an. Das ansprechende Haus, im Villenvorort Bogenhausen gelegen, jenseits der Isar, von der Stadt durch den Englischen Garten getrennt, bietet ihm und den wenigen Freunden bis zum Herbst 1919 »etwas abseits von den geistigen und politischen Tumulten« der Zeit »ein Refugium der Ruhe und der Distanz«.[261] Hier überrascht ihn die »Auslieferung« seiner 1914 umgestalteten »Melancholia«, welche der Verlag am 6. November für »diese Woche« ankündigt,[262] obwohl Kassner noch im Oktober 1914 im Einverständnis mit Kippenberg nachdrücklich davor gewarnt hatte, das ausgesetzte Werk »jetzt im Krieg erscheinen zu lassen«.[263] Da die Belegexemplare des Buches, das auf dem Titelblatt die irreführende Jahreszahl »1915« trägt, zunächst an Kassners Wiener Adresse geschickt werden, gelangen sie erst im Dezember in seine Hand. Mit diesem Datum sind dann die handschriftlichen Widmungen an Freunde und Bekannte versehen.

259 Vgl. Rainer Maria Rilke, Briefwechsel mit Anton Kippenberg. Hg. von Ingeborg Schnack und Renate Scharffenberg. II. Band. Frankfurt a. M. und Leipzig 1995, S. 43–49; die Liste der Unterzeichner ebd., S. 455f.

260 Rainer Maria Rilke–Katharina Kippenberg, Briefwechsel. Hg. von Bettina von Bomhard. Wiesbaden 1954, S. 168; vgl. auch Rilke an Lou Andreas-Salomé, 14. 7. 1919: Briefwechsel. Hg. von Ernst Pfeiffer. Frankfurt a. M. 1975, S. 379, sowie Freunde im Gespräch, S. 100ff.

261 Erich von Kahler, Versuch einer Erinnerung; in: Rudolf Kassner, Gedenkbuch (Anm. 55), S. 64.

262 Rilke sieht das Buch am 17. November 1916 in der Münchner Buchhandlung Heinrich Jaffé ausliegen; vgl. Rilke an Katharina Kippenberg, 18. 11. 1916: Briefwechsel (Anm. 260), S. 181.

263 Kassner an den Insel-Verlag, vor dem 2. 10. 1914; 17. 11. 1916.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Kassner an Hofmannsthal[264]

<München, Dezember 1916>

Melancholia
Eine Trilogie des Geistes
von | Rudolf Kassner
Leipzig | im Insel-Verlag | 1915
Zweite Auflage

für Hugo von Hofmannsthal
von Rudolf Kassner

München Dezember 1916

Währenddessen feilt Kassner unermüdlich an seinem neuen Werk, das er, wie Marie Taxis weiß, »wieder ›aus der Form <bricht>‹ und überschreib<t>«.[265] Am 18. Dezember 1916 berichtet er Anton Kippenberg, er komme mit der Arbeit »allmählich zu Ende. Sie hat mich nun schon vier Jahre beschäftigt, doch ich erwarte durch sie von mir und für mich so viel, daß ich die ›letzte Fassung‹ wohl noch nicht so bald werde fertig gestellt haben. Sie wird wohl den Titel tragen: Die Zahl und das Gesicht.« Sie bestimmt weiterhin sein Denken und Schaffen, auch als es im April des folgenden Jahres 1917 in München zu einer Begegnung mit Hofmannsthal kommt, der zum Vortrag »Österreich im Spiegel seiner Dichtung« anreist. Er hatte die Rede zunächst am 7. Juli 1916 in Warschau gehalten und dann am 21. Oktober 1916 in Wien[266] und 3. März 1917 in Berlin wiederholt. Nach weiteren Auftritten in Zürich und Bern spricht er schließlich am 4. April 1917 in der Münchner Galerie Caspari und findet unter den Zuhörern neben zahlreichen Bekannten auch Rilke und Kassner. Am Morgen hatte er Gerty wissen lassen: »Mein Vortrag ist heute abends. Rilke hab schon gesehen. Er wird für mich mit Kassner etwas verabreden.«[267] Über das Zusammensein fehlen weitere Zeugnisse, ebenso wie über ein mögliches Wiedersehen in Rodaun oder Wien, wo sich Kassner zwischen Ende April und Mitte Mai aufhält.[268] Max Mell jedenfalls besucht – kurz vor seinem Einrücken

264 DLA. – Das Exemplar ist aufgeschnitten, enthält aber keine Lesespuren; Hofmannsthal hat, wie die Lektüredaten in der Erstausgabe von 1908 zeigen (s. BW Kassner I, S. 112f., Anm. 420), auch später bevorzugt zur ersten Auflage gegriffen.

265 Rilke–Taxis, Briefwechsel, S. 496: 19.9.1916.

266 Die in Wien mitstenographierte Fassung wird gedruckt in der »Neuen Freien Presse« vom 15. und 16. November 1916: GW RA II, S. 13–25; zusätzliche Notizen für den Münchner Hörerkreis ebd., S. 26f.

267 BW Rilke, S. 215.

268 Vgl. Freunde im Gespräch, S. 110.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ins Feld – den gemeinsamen Freund am 12. Mai 1917 und berichtet Hofmannsthal nach Rodaun: »Gestern entschloß ich mich auch trotz aller Müdigkeit Kaßner nicht zu versäumen«.[269] Dabei zählt nicht nur die Tänzerin Grete Wiesenthal zu den Gesprächsthemen, sondern wohl auch Hofmannsthal selbst, von dessen politischen und propagandistischen Aktivitäten Kassner sich anscheinend distanziert. Denn als Mell am 24. und 25. August in der Bukowina unvermutet mit Hans Carossa zusammentrifft, notiert Carossa, auf Mell sich berufend, ins Tagebuch: »Kassner's Stellung zu dem veränderten H<ofmannsthal>.«[270]

Hofmannsthal hatte München am 9. April verlassen und war, nach Zwischenstationen in Salzburg und Linz, etwa drei Tage später in Wien/Rodaun eingetroffen. Hier gelingt es ihm dank einflußreicher Fürsprecher im Auswärtigen Amt, seine Freistellung vom Militärdienst »auf unbestimmte Zeit« zu sichern. Er widmet sich in den folgenden Monaten, trotz der »monströsen Weltsituation« und trotz des »fortwährend Zerstreuenden«, das ihn aus sich herausruft, aber zugleich beflügelt von einer »mit eigensinniger Gewalt hervorwollenden Productivität« seinen schriftstellerischen Aufgaben. Sie reichen von »angefangenen politischen Schreibereien, neuen Entwürfen, Comödiennotizen« und der Bearbeitung des »Bürgers als Edelmann« für Richard Strauss über die von Samuel Fischer gewünschte – jedoch aus inneren Gründen nicht verwirklichte – Zusammenstellung seiner »politischen Aufsätze«,[271] die Redaktion des »dritten Bandes der Prosaschriften« bis zur Fortsetzung des »Märchens« von der Frau ohne Schatten und der »neuen, d. h. noch ungeschriebenen Gesellschaftscomödie« des »Schwierigen«. Gleichzeitig befaßt er sich mit einer schon länger erwogenen »Reise nach Prag«,[272] zu der er am 18. Juni aufbricht, um sich von den politischen und geistigen Bestrebungen der tschechischen und slowakischen Bevölkerungsgruppe

269 BW Mell, S. 120: 13. 5. 1917.

270 Hans Carossa, Tagebücher 1910–1918. Hg. von Eva Kampmann-Carossa. Frankfurt a. M. 1986, S. 312. – Hofmannsthal selbst hatte schon im Oktober 1915 der vertrauten Freundin Ottonie von Degenfeld bekannt: »Ich bin ja […] ein anderer Mensch, völlig wie ein umgestülpter Handschuh, jetzt bis über die Ohren in politischen Geschäften« (BW Degenfeld [1986], S. 333).

271 Vgl. Hofmannsthal an Mell, 5. 8. 1917: »Ich fühle mich nicht in der Lage, die politischen Aufsätze oder wie wir die Aufsätze nennen wollen die sich auf Österreich beziehen, heute oder in den nächsten Monaten zu sammeln und herauszugeben. War mir dieser Gedanke vor zwei Monaten nah, so bin ich wieder davon abgestanden. Es fehlt diesem Allen der Abschluß, nicht bloß äußerlich. Ich habe nichts zurückzunehmen, aber fast alles zu vertiefen, zu reinigen, schärfer ins Bestimmte, höher ins Allgemeine zu bringen. Über viele Begriffe: den Begriff des ›Volkes‹ vor allem, den des Staates dann, über den Willens- und Berechtigungskreis des böhmischen Volkes, über vieles andere muß ich meine Kenntnisse noch sehr vertiefen und mit mir selbst ins Reine kommen« (BW Mell, S. 130 f.).

272 So der Arbeitsplan im Brief an Ottonie von Degenfeld, 24. 5. 1917: BW Degenfeld (1986), S. 346; vgl. BW Borchardt (1994), S. 194 f.: 7. 7. 1917.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

und ihrer spätestens seit Mai virulent gewordenen Unabhängigkeitsbewegung ein eigenes Bild zu machen. Als Lektüre begleiten ihn Bücher von »Molière La Bruyère La Rochef<oucauld> Kassner Sevigné«.[273] Die Prager Tage bis zum 25. Juni wird er im Nachhinein als »das stärkste Erlebnis« charakterisieren, »das ich seit den ersten Kriegswochen gehabt habe«.[274] Die dort gewonnenen Eindrücke zerrütten die Grundfesten seines politischen Glaubens und Denkens: »Es war fast zu viel für mich«, bekennt er Eberhard von Bodenhausen am 10. Juli und nennt das »Gefühl«, mit dem er »nachhaus gekommen« sei, eine Mischung aus »Beklommenheit und Sorge und etwas Fascination«, angesichts dessen, »was in diesem Österreich jetzt vorgeht, Volk gegen Volk mitten in der gemeinsamen schweren Not, und die Rechnung vom Jahrhundert präsentiert […]. Dies, dies ist jetzt die Agonie, die eigentliche Agonie des tausendjährigen heiligen römischen Reiches deutscher Nation.« Gerade in der Wachheit dieses Erlebens »ergreift mich das Äußere so mächtig, reißt mich ganz aus mir heraus und lange noch schüttert mein ganzes Ich«.[275]

In dieser Stimmung erhält Hofmannsthal Ende Juli 1917 Rudolf Pannwitz' Studie »Die Krisis der europäischen Kultur«; ein Buch, das ihn »gleich beim Aufblättern blitzartig wie ein Gesicht berührt« hatte und das, wie er freimütig bekennt, in ihm »Epoche macht«.[276] Der Verfasser wird ihm in kürzester Zeit – angeregt durch einen ausufernden Briefwechsel – zu einem »Mensch<en> von großer Bedeutung in meinem Denken, in meinem ganzen Leben«: »was ich«, gesteht er Max Mell am 3. Oktober 1917, »empfangen habe, ihm schon heute zu danken habe an Aufklärung über mich selbst, meine Production, meine Schwächen, meine Aufgaben; an Aufklärung über die Epoche, an Verständnis unserer großen Dichtung, der Geschichte, des Orients, ist ungeheuer. […] Was ich noch vom ihm erwarte, scheint mir unberechenbar nicht für mich, sondern für das geistige Leben der Epoche.«[277] Überdenkend, »an wen <er> allenfalls in der Sphäre der genre de lettres« Pannwitz' Werk »zu senden nicht für zwecklos hielte«, nennt er dem Autor auch Kassners Namen und schickt »einiges« von dessen Produktion – »was ich gerade zufällig hier im Haus fand«.[278] Pannwitz dankt am 15. September »für die bücher! alles unvermutet und also schon darum erfreuend«, und erfährt zwei Tage später von Hofmannsthal neben anderen auch Kassners Adresse: »München Herrschelstrasse«.[279]

273 FDH: H VB 20.44. – Ein Teil dieser Bücher wird dann zu den »wenigen« gehören, die er während des sich anschließenden Aufenthaltes in Aussee »zur Recreation mitha<t> (BW Pannwitz, S. 12: 29.7.1917).

274 Hofmannsthal an Borchardt, 7.7.1917: BW Borchardt (1994), S. 195.

275 BW Bodenhausen, S. 235.

276 BW Pannwitz, S. 12, 14: 29. und 31.7.1917.

277 BW Mell, S. 139.

278 BW Pannwitz, S. 35, 50f.: 22.8. und 29.8.1917.

279 BW Pannwitz, S. 83, 86. – Kassner wird im März 1920 zu jenen gehören, denen Pannwitz seine im Januar 1920 ausgelieferte »Deutsche Lehre« zuschicken läßt; vgl. Anm. 345.

https://doi.org/10.5771/9783966216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Kassner freilich befindet sich zu eben dieser Zeit in Wien, wo er nach einem Besuch auf Schloß Lautschin erneut Station macht, ohne Hofmannsthal zu begegnen. Der weilt in Aussee, erfährt aber von Paul Zifferer: »Nun habe ich Ihnen noch Grüße von Moissi und Kassner zu bestellen, die sich beide zugleich in Wien aufhielten und mich besuchten. Kassner ist in ›high spirit‹, bleibt vorläufig in München und scheint von seiner Frau, die ich übrigens noch immer gar nicht kenne, bei all seiner Impetuosität, merkwürdig beherrscht zu sein. Meine Frau nannte ihn ein ›Raubtier im Käfig‹. Sie meinte, man fürchtet sich jetzt nicht mehr vor ihm.«[280]

Als der lang erwartete dritte und letzte Band der »Prosaischen Schriften«, die Hofmannsthal, wie er am 8. August behauptet, »auf Drängen des Verlegers mit einer Prätention, die mir heute unbegreiflich geworden ist, vor 7 Jahren zu sammeln anfing«,[281] schließlich Mitte November 1917 ausgeliefert wird,[282] gelangt auch ein – derzeit nicht zu ermittelndes – Exemplar[283] in Kassners Hand.

Hofmannsthal an Kassner[284]

<Ende November / Anfang Dezember 1917>

Hugo von Hofmannsthal
Die prosaischen | Schriften gesammelt
Dritter Band
1917 | S. Fischer / Verlag / Berlin

[280] BW Zifferer, S. 42 f.: 14. 9. 1917.

[281] BW Pannwitz, S. 23.

[282] Vgl. Börsenblatt für den deutschen Buchhandel Nr. 271 vom 20. 11. 1917.

[283] Vgl. BW Kassner I, S. 41, Anm. 132.

[284] Der Band enthält: Furcht, ein Gespräch; In Memoriam: I. Wilhelm Dilthey; II. Raoul Richter; III. Robert Lieben; Die Wege und die Begegnungen; Worte zum Gedächtnis des Prinzen Eugen; Maria Theresia; Grillparzers politisches Vermächtnis; Die Farben. (Aus den Briefen des Zurückgekehrten); Augenblicke in Griechenland: I. Das Kloster des Heiligen Lukas; II. Der Wanderer; III. Die Statuen.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Kassner an Hofmannsthal[285]

München 15.12.17
<Samstag>

Lieber Hofmannsthal!
Ich habe Ihren dritten Band erhalten u. gleich gelesen, obwohl mir so ziemlich alles noch ganz gegenwärtig war. Ich schätze sehr das über Grillparzer u. Maria Theresia. Eine wunderbare Zartheit, Schmiegsamkeit u. Reife in dem was Sie da sagen u. wie Sie es sagen. Und das Überschwengliche im zweiten durchaus wirksam u. bewußt. (Zum Unterschiede von dem Überschwenglichen in dem Aufsatz über Lieben,[286] das weder dem Gegenstand noch wirklich Ihnen selber entspricht, sondern nur eine Form um den Gegenstand im weiten Bogen herumzukommen ist.) Der »Brief eines Zurückgekehrten« ist ganz u. gar nicht der eines, der zurückgekehrt ist, sondern der eines, der weg will. Zu den griechischen Aufsätzen gewinne ich keine reine Beziehung. Der erste ist schön. In den beiden anderen gibt es eine Menge Untiefen; sie sind durchaus gefährlich u. ich empfinde fast Feindschaft zu dieser Art. Vielleicht weil sie sehr schön hätten sein können …

Ich grüße Sie aufs herzlichste u. bin Ihr
Rudolf Kassner

Eine Antwort Hofmannsthals ist nicht bekannt. Möglicherweise wäre sie ähnlich ausgefallen wie die Rechtfertigung gegenüber Rudolf Pannwitz: »Es sind Aufsätze aus einem Zeitraum von 10 Jahren. Für mich liegt der Reiz in der bizarren u. doch aus mir heraus notwendigen u. keineswegs in irgend einem Sinn affectierten Zusammenstellung. Ich nehme diese Aufsätze als etwas Sociales.«[287]

285 2 einseitig beschriebene Blätter.

286 Robert von Lieben (1878–1913), Jugendfreund Hofmannsthals seit Anfang 1894. Über die Freundschaft ist wenig bekannt; auch die inzwischen vorgelegte Korrespondenz (BW Lieben) spiegelt Bedeutung und Faszination dieser Verbindung für Hofmannsthal nur unzureichend wider. Sie läßt sich allerdings daraus ablesen, daß er – neben diesem Nachruf – noch zweimal, vorher und nachher, den Mann und dessen geistige Gestalt zum Vorwurf dichterischer Personen genommen hat: des Wahnsinnigen im »Kleinen Welttheater« von 1897 und des autodidaktischen Erfinders im »Schauspiel mit drei Figuren« von 1928/29. Lieben hatte, weitgehend als Autodidakt, wichtige Patente auf dem Gebiet der Verstärkerröhren und Stromwellen entwickelt.

287 BW Pannwitz, S. 85f.: 17.9.1917.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Aus den folgenden neun Monaten sind keine Nachrichten zwischen Hofmannsthal und Kassner überliefert. Kassner bleibt – abgesehen von »ein paar Wochen in Oberstdorf« im Februar und März sowie einer kurzen Reise an ein nicht zu ermittelndes Ziel im Juni 1918 – weiter in München,[288] ganz vertieft in die Arbeit an »Zahl und Gesicht«,[289] vornehmlich an der »umfangreichen« und »äußerst wichtigen Einleitung« dazu, die er Katharina Kippenberg am 20. Mai samt dem ersten Teil des Buches »so Mitte Juli« zu schicken verspricht, »so daß man gleich zu drucken anfangen kann«. Das Teil-Manuskript bringt er Anfang August auf den Weg unmittelbar vor seiner alljährlichen Sommerreise nach Österreich,[290] die ihn über Groß-Pawlowitz und Lautschin[291] nach Wien führt, wo er bei seiner Schwiegermutter, Aurelie Eissler, im IV. Bezirk Wohnung nimmt. Zu einem erhofften Treffen mit Hugo und Gerty von Hofmannsthal kommt es jedoch nicht, da beide sich wieder in Aussee aufhalten.

Kassner an Gerty von Hofmannsthal[292]

<Wien> IV. Tilgnerstr. 3
10/9 18.
<Dienstag>

Meine liebe Gerty!
Schade! Ich hatte mich schon sehr gefreut Sie zu sehen. So werden es dann wohl schon zwei Jahre gewesen sein, daß wir uns nicht sahen. Und das ist viel. Ich eile nach München um ein Buch fertig zu machen, an

288 Vgl. Rilke an Marie Taxis, 30.3.1918 ; Marie Taxis an Rilke, 4.6.1918 (Rilke–Taxis, Briefwechsel, S. 541, 556); Kassner an Rilke, 25.6.1918: Freunde im Gespräch, S. 112ff. In München lernt Kassner am 22. April 1918 im Hause Wolff (s. Anm. 230) auch Grete Gulbransson kennen, die fortan zu seinen Bewunderern zählen wird: »Er ist ein kritischer, boshafter, scharfer Geist und hat viele geschliffene Dolche im Gürtel stecken. Aber es ist sehr genussreich und anregend mit ihm zu reden. Sein Kopf ist schön und scharf […]Wir reden von Knut Hamsun, Bjørnson etc, von Walter Pater […] und vom Grafen Keyserlingk, dem blinden, den ich schon so viele Jahre lang gern kennen lernen möchte« (Grete Gulbransson, Meine fremde Welt. Tagebücher. Bd. 2 [Anm. 230], S. 350; vgl. Freunde im Gespräch, S. 123f.)

289 Am 30. März 1918 hatte Rilke von dieser »immer wieder neu umgegossenen Arbeit« Kassners gesprochen (Rilke–Taxis, Briefwechsel, S. 541).

290 Der Verlag sendet am 9.8.1918 den Vertrag über »Zahl und Gesicht« und bestätigt elf Tage später, auf bange Nachfrage, den Empfang der Sendung.

291 Marie Taxis teilt Rilke am 9. September 1918 mit: »Kassner ist vorgestern abgereist, es war mir sehr leid, denn schon lange hatte ich nicht so eingehend und angenehm über alles, mit ihm gesprochen. Sein neues Werk wird wundervoll sein« (Rilke–Taxis, Briefwechsel, S. 562).

292 2 einseitig beschriebene Blätter.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

dem im übrigen schon gedruckt wird. Und im Winter herkommen ..! Ach, man weiß gar nicht wie es hier dann sein wird, wie es überhaupt sein wird. Ich habe heute fast die ganze Nacht nachdenken müssen über die große tristesse der Welt. Man möchte manchmal glauben, es geht alles zu Ende u. verliert seinen Werth. In Lautschin war es diesmal sehr gut. Wenig Menschen. Große Spaziergänge in den wunderbaren Wäldern. In Pawlowitz war es weniger gut. Dort verheirathen sie ihre jüngste 16½jährige sehr hübsche Tochter an einen 43jährigen Mann.[293] Das macht auch der Krieg. Alles wird billig, schleissig, windig, sinnlos.

Ich bin seit gestern da. Traf auf der Straße gleich Zifferer.[294] Das ist traurig. Daß so etwas ist u. daß man so etwas auch gleich trifft und daß man mit so etwas dann auf der Kärntnerstraße promeniert. Und ich hätte mir dort etwas ganz anderes viel eher gedacht. Es wäre auch trotz allem gar nicht sinnlos gewesen etwas anderes dort zu treffen. Aber nein.

Von München kann ich Ihnen nicht viel schreiben. Ich habe sehr viel gearbeitet dort. Das ganze Jahr über. Das äußere Leben ist ja dort unvergleichlich besser als in jeder anderen Stadt von Mitteleuropa.[295] Nun ist alles dort leer und geht Einen oder mich wenigstens nichts oder wenig an.

Schreiben Sie mir einmal einen langen Brief. Auch mit Tratsch. Er kann eine Menge Seiten haben. Sie können sichs eintheilen. Ich schreibe gar keine Briefe mehr. Heute nur um Ihnen zu sagen, daß ich Sie gern wieder einmal gesehen hätte. Damit man nicht nur älter wird.*

Alles Gute.

R.K.

* Morgen werde ich 45 Jahre alt. Very old Sir!

293 Stefanie (Steffi) Kassner heiratet einen Herrn Ciccimara (freundliche Auskunft von Esther M. Seidl †).

294 Paul Zifferer ist in diesen Wochen und Monaten vielfach für Hofmannsthal tätig, der es am 16. Juli 1918 »fast beschämend« gefunden hatte, »beständig Freundlichkeiten zu erbitten und anzunehmen, auf den verschiedensten Gebieten«, nicht zuletzt im Zusammenhang mit der Ernennung des Freundes Leopold von Andrian zum Generalintendanten der Wiener Hoftheater und einer damit verbundenen Vermittlungsaktion zwischen Andrian, Max Reinhardt und Alexander Moissi; vgl. BW Zifferer, S. 49–59.

295 Ein anschauliches Bild des gesellschaftlichen und alltäglichen Lebens im München dieser Zeit geben die Tagebücher Grete Gulbranssons (s. Anm. 230).

https://doi.org/10.5771/9783966216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Während Kassner seine innere wie äußere Verfassung lakonisch, aber angesichts der ihm eigenen Knappheit ungemein bezeichnend mit dem Wort von der schlafraubenden »tristesse der Welt« umreißt, hatte Hofmannsthal schon am 30. Juni Ottonie Degenfeld gegenüber »das Dunkle, Verworrene, das Chaos, das Gräßliche, den sinnlosen Wust« beklagt; – »ich bin nicht kleinmütig, ich komm ja immer wieder darüber hinaus – aber Ihr könnt keine Vorstellung haben, was es für Geist und Herz und Gemüth bedeutet hat, diese vier Jahre in Österreich zu durchleben, als Österreicher, was diese Monate bedeuten.«[296]

Wenige Wochen später bricht in Berlin und München die Novemberrevolution aus, am 7. November wird König Ludwig III. für abgesetzt erklärt und am 8. der Freistaat Bayern proklamiert, Kaiser Wilhelm II. dankt am 9. November ab und geht ins Exil; am 11. November beginnen die Waffenstillstandsverhandlungen; am selben Tag verzichtet Kaiser Karl I. auf seine Herrscherrechte.[297] Der Vielvölkerstaat der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie zerbirst; Kassners mährische Heimat wird Bestandteil der am 28. Oktober ausgerufenen unabhängigen Tschechoslowakei und er Bürger dieses neuen Staates. Die allgemeine Lage ist schwer. Revolution, Terror, Mangel an Lebensmitteln, Hunger, Not bestimmen Kassners Dasein nicht anders als das Hofmannsthals. Der freilich leidet, wie schon in den Kriegsjahren, mehr unter den psychischen als den physischen Bedingungen. Er hatte, wie er noch ein Jahr vor seinem Tod gestehen wird, »mit dem Zusammenbruch Österreichs das Erdreich verloren, in welches ich verwurzelt bin«; ihm war sein »eigenes dichterisches Dasein in diesem Zusammensturz fragwürdig geworden« – und es »mußte« fragwürdig werden, »sieht man es für mehr an, als für ein bloßes Litteratendasein«. Und »eben darum weil dies alles mir so furchtbar nahe, so unausdenklich bedeutsam ist«, fügt er in ergreifendem Selbstbekenntnis hinzu, »kann ich über diese Dinge nur schweigen – wofern ich mich – in einer wirklich nicht unbedrohten, einem Anderen kaum darlegbaren Lage – nicht schwer zerrütten will.«[298] »Schwer bedrückt[299] von dem was in der Welt vorging«, bemächtigt sich seiner eine Krankheit, die ihn »vom ersten April bis in den Juli hinein« verändert. Als er zu sich zurückfindet – »nach jedem solchen Zurückfinden ist man ja vielleicht ein stärkerer Mensch als je zuvor« –, kommt »seit Ende Juli eine Productivität« über ihn, wie er »sie viele Jahre – es waren halt zu schwere Jahre – nicht gekannt <hat>, es sind Arbeiten fertig geworden, andere in mir aufgewacht, noch andere stark vorwärts gekommen«,[300] darunter das seit 1913 schmerzvoll umsorgte »Märchen« von der »Frau ohne Schatten«, »Der Schwierige«, der »Andreas« und nicht zuletzt Entwürfe zum Projekt der Salzburger Festspiele.

296 BW Degenfeld (1986), S. 381.

297 Das Österreichische Parlament wird ihn am 3. April 1919 absetzen.

298 BW Redlich, S. 116: 28.11.1928.

299 Ähnlich bemerkt Rilke am 7. Juni 1919 an Marie Taxis über Kassner: »Jetzt ist auch er bedrückt und besorgt: wie soll man anders?« (Rilke–Taxis, Briefwechsel, S. 574).

300 BW Schnitzler, S. 284: 19.9.1919.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

In ähnlich gehobener Stimmung scheint sich Kassner zu präsentieren, als er im Juli 1919 Ottonie Gräfin Degenfeld und deren Schwägerin Dora von Bodenhausen in der Münchner Herschelstraße 13 empfängt. »Wir waren«, so berichtet Ottonie Degenfeld am 25. Juli, »auch bei Kassner neulich, Mädy und ich, aßen bei ihm in dem reizenden nordischen Haus, die Frau war nicht da, er so frisch, unverbraucht und mir so wunderbar lauter vorkommend in diesem allgemeinen Schwindel der Menschen. Er gab mir ›Le Feu‹ von Barbusse[301] mit, das ich mit Mühe gelesen habe, mit Mühe da es so grauenhaft ist, aber jetzt habe ich den Krieg gesehen, furchtbar ist er. Dann sprachen wir über Wassermanns ›Christian Wahnschaffe‹,[302] ihm war es auch ein unsympathisches Buch mit sehr genialen Strichen drin, aber sonst nichts.« Und am Schluß fügt sie hinzu: »Ich las zum ersten Mal etwas von Kassner, hatte immer Angst davor. Der Tod und die Maske und fand so schönes drin.«[303]

Diesen positiven Eindruck nutzend, wird Hofmannsthal der Gräfin Kassners »Zahl und Gesicht« schicken, sobald es im Herbst 1919 erscheint.[304] Vorange-

301 Henry Barbusse, Le Feu. Journal d'une escouade. Paris 1916.

302 Jakob Wassermann, Christian Wahnschaffe. 2 Bände. Berlin 1919. Hofmannsthal selbst hatte Ottonie Degenfeld am 6. 2. 1919 auf das Buch aufmerksam gemacht, es sei »weit merkwürdiger als ein Mensch ihm zugetraut hätte«, am 14. April allerdings eingeschränkt: »Die Leute haben allerlei Meinungen darüber, ich eigentlich gar keine.« Ottonie Degenfeld faßt am 27. 4. zusammen, es sei »wohl sicher das Interessanteste seiner Bücher, mir hat es nicht den Eindruck hinterlassen, daß ich es sehr gern nochmal lesen möchte« (BW Degenfeld [1986], S. 395, 399, 401). Fünf Jahre später gerät Hofmannsthal außer Fassung, als er in der Festschrift zu seinem 50. Geburtstag in Josef Nadlers Beitrag einem fragwürdigen Vergleich des »Wahnschaffe« mit dem »Salzburger Großen Welttheater« begegnet. Auf seine telegraphische »dringende Bitte Publication Eranos unterlassen ausser weglassen Nadlers peinlichen Aufsatz« (BW Wiegand, S. 111) wird der Text im öffentlich Druck durch Nadlers Essay »Altwiener Theater« ersetzt (vgl. Werner Volke, Hugo von Hofmannsthal und Josef Nadler in Briefen, in: JbdSG 18. 1974, S. 41f., 79; ders., Josef Nadlers Beitrag zur ›Eranos‹-Festschrift, in: HB 23/24, 1980/81, S. 69–71, 72–80). Hofmannsthal habe, so Max Mells Erläuterung vom 7. 2. 1924 gegenüber Willy Wiegand, »so gar keine Schätzung der Romane Wassermanns, daß ihm notwendig die Gleichstellung mit einem solchen unangenehm sein mußte« (JbdSG 18, 1974, S. 79); ein Urteil, welches sich mit dem Kassners grundsätzlich deckt.

303 BW Degenfeld (1986), S. 408, 411; wenn sie bemerkt, Kassner empfehle »ein neues Buch von Keyserling, ich habe leider den Titel vergessen, nicht die Indienreise«, so handelt es sich wohl um Hermann Graf Keyserlings »Reisetagebuch eines Philosophen« (2 Bände. München 1919), auf das Hofmannsthal Arthur Schnitzler am 2. November 1919 als »ein sehr kluges, zu vielem Denken anregendes Buch aufmerksam« macht, das ihm die »letzten etwas unproductiven Föhntage sehr bereichert« habe (BW Schnitzler, S. 287), und das er auch Rudolf Pannwitz einen Monat später, am 6. 12. 1919, als »ein merkwürdiges Buch« empfiehlt, das »über den großen Orient mehr u. wichtigeres <enthält>, als man leicht irgendwo findet« (BW Pannwitz, S. 455).

304 BW Degenfeld [1986], S. 413: 9. 11. 1919: »Eine Büchersendung kam mit dem neuen Kassner«.

https://doi.org/10.5771/9783966216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

gangen war eine vom Autor als unerträglich lang empfundene Wartezeit. Schon am 13. Mai hatte er auf »Beschleunigung des Satzes« gedrungen, »nicht weil ich schon ungeduldig bin, sondern darum, weil wir nicht wissen, was uns in den nächsten Wochen bevorsteht und ich, als Unterthan des tschechoslowakischen Staates, möglicherweise gezwungen sein könnte München zu verlassen.« Nach vielerlei Verzögerungen, die während der Sommerreise nach Lautschin, Groß-Pawlowitz und Schlesien seinen Unmut mehren, gehen ihm nach Wien, wo er sich ab Mitte September aufhält, am 23. September erste Belegexemplare zu, von denen er eines Hofmannsthal zueignet.

Kassner an Hofmannsthal[305]

<Wien, Anfang Oktober 1919>

Zahl und Gesicht
Nebst einer Einleitung: Der Umriss | einer universalen Physiognomik
von | Rudolf Kassner
(Motto)
Im Insel-Verlag zu Leipzig | 1919

für Hugo von Hofmannsthal
von Rudolf Kassner

Wien im October 1919

Er sendet das Buch entweder nach Aussee oder überreicht es Hofmannsthal persönlich, als jener am 7. Oktober zur Generalprobe seiner Oper »Die Frau ohne Schatten« in die Stadt kommt, von deren »Proben« er sich »hatte dispensieren lassen«.[306] Ein solches Zusammentreffen bestätigt Hofmannsthals Schreiben an Marie Taxis, in welchem er am 27. Oktober rückblickend seine »so große Freude« bekundet, »zu der Première einen Brief von Ihnen zu bekommen. Ihre Stimme wieder einmal zu hören, – dann ein paar Tage später den Fürsten zu sehen, und auch Kassners Gesicht wieder zu sehen, alle um diese Theatervorstellung herum, die doch etwas sehr schönes, sehr Leuchtendes war.«[307] Ob

[305] FDH 1562, mit einer Anstreichung auf S. 36 bei: »Scham ist nicht Inhalt, aber ohne Scham haben wir keinen Inhalt.« Jetzt in der letztgültigen Fassung der 3. Auflage von 1956, die gegenüber der »zweiten, veränderten Auflage« von 1925 abermals leicht überarbeitet ist, in: KW III, S. 185–358; der angestrichene Satz dort S. 220.

[306] BW Schnitzler, S. 284f.; BW Burckhardt (1991), S. 26; BW Pannwitz, S. 402; BW Andrian, S. 311: SW XXV.1 Operndichtungen 3.1, S. 651f.

[307] Merkur. IX. Jg. 10. Heft. Oktober 1955, S. 968f. Vgl. an Yella Oppenheimer, 12.10.1919: »die Oper war schön, die Musik ist reiner u. geistiger als je eine von Strauß« (BW Oppenhei-

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Kassner selbst zu den »paar netten Menschen«[308] gehört, die der Generalprobe am 8.[309] oder der Premiere am 10. Oktober beiwohnen, ist nicht mit Gewißheit zu klären; Hofmannsthals Bemerkung jedenfalls legt diesen Schluß nicht zwingend nahe, zumal Kassner andernorts seinen Aufenthalt in Wien bis zum 9. Oktober terminiert.[310] Auch wird er mit keiner bisher bekannt gewordenen Äußerung weder auf das Werk eingehen noch auf das herausragende Ereignis – immerhin die einzige Uraufführung einer Hofmannsthal-Strauss-Oper in Wien, die, unter der musikalischen Leitung des Freundes Franz Schalk, vor allem durch die Stimme der verehrten Lotte Lehmann als Färberin ausgezeichnet ist. Sie ihrerseits gedenkt der Vorstellung als eines »der Höhepunkte der Wiener Opernzeit, die ich erleben durfte: die großartige <Maria> Jeritza als Kaiserin, Östwig, der wie ein leuchtender Meteor für kurze Zeit den Bühnenhimmel durchstürmte, als Kaiser,[311] <Richard> Mayr, der Unvergeßliche, Wunderbare, als Färber«.[312] Offen bleiben muß ferner, ob das schon Ende Mai / Anfang Juni 1919 ausgelieferte Textbuch[313] in seine Hand gelangt ist; unmittelbare oder mittelbare Spuren haben sich nicht gefunden.

Ebenso wenig ist eine schriftliche Verlautbarung Hofmannsthals an Kassner über dessen »Zahl und Gesicht« bekannt geworden. Wie hoch er gleichwohl Werk und Verfasser schätzt, beweisen seine Sätze an Katharina Kippenberg vom 28. Oktober 1919: »Mit der größten Freude habe ich aus dem Verlagsvermerk

mer II, S. 85); an Carl Jacob Burckhardt, 2. 12. 1919: »Die Oper war sehr schön, auch für die Augen sehr schön, das meiste wenigstens – und manche Momente so wie man sie geträumt hat« (BW Burckhardt [1991], S. 27).

308 BW Burckhardt (1991), S. 27.

309 Arthur Schnitzler, der durch Vermittlung von Richard Strauss (vgl. BW Schnitzler, S. 286) die Generalprobe besucht (»Dem Text kaum zu folgen; was ich kannte, was ich davon weiß, empfind ich als gekünstelt, von falscher Tiefe und Humanität. Musik glanzvoll, wohlklingend – mit Neigung zu Banalität«), erwähnt unter den anwesenden Bekannten Kassner nicht: Tagebuch (Anm. 103)1917–1919. Wien 1985, S. 295.

310 Kassner an den Insel-Verlag, 16. 9. 1919.

311 Der norwegische Tenor Karl Aagard Oestvig (1889–1968).

312 Vgl. Lotte Lehmann, in: Wiener Staatsoper 1955. Festschrift aus Anlaß des Wiederaufbaus der Oper. Hg. von Heinrich Kralik. Wien 1955, S. 83; dort auch erinnert sie sich, daß Schalk ihr geschrieben habe: »Diese Rolle schreit nach Ihnen. Sagen Sie nicht etwa nein…«; dies., Singing with Richard Strauss. London 1964, S. 20–65; Bernd W. Wessling, Lotte Lehmann. »Sie sang, daß es Sterne rührte«. Köln-Rodenkirchen 1995, S. 98–110. Gleichwohl ist das Presse-Echo, nicht zuletzt wegen des als unverständlich gerügten Librettos, äußerst kritisch; vgl. Claudia Konrad, »Die Frau ohne Schatten« von Hugo von Hofmannsthal und Richard Strauss. Studien zur Genese, zum Textbuch und zur Rezeptionsgeschichte. Hamburg 1988, S. 166–224; SW XXV. 1 Operndichtungen 3. 1, S. 143 f.

313 Die Frau ohne Schatten | Oper in drei Akten von | Hugo Hofmannsthal | Musik von | Richard Strauss | Adolph Fürstner, Berlin 1919 (Copyright 1916 und 1919): SW XXV. 1 Operndichtungen 3. 1, S. 141, 174.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

von Kassners neuem höchst bedeutenden Werk entnommen, daß auch er in diesem Kreis verharrt, <den Sie u. Kippenberg festzuhalten gewußt haben, und zu dem ich mich selber unwandelbar rechne>; die Huch muß ich hier anreihen: ja ich gebe ihr die erste Stelle. Ihr Buch ›der Große Krieg‹[314] gehört zu den wenigen, wovon mir, daß es entstanden sei, notwendig erscheint – so auch durchaus dies neue Buch von Kassner.«[315]

Zahlreiche Anstreichungen, Exzerpte und Notizen dokumentieren Hofmannsthals produktiv aneignende Lektüre in Form gleichzeitiger Lesefrüchte zur Oper »Danae oder die Vernunftheirat«. Stichworte wie: »Die Kleider – die er anprobiert <–> zwingen die Trägerin: das tiefste Geheimnis zu verraten« oder »Schneiderscene.« »Physiognomik«[316] spielen auf Kassners Überlegung an, das Kostüm sei »nur eine Fortsetzung des Körpers und des Gesichtes, und die gesellschaftliche Ordnung weiter die Fortsetzung des Kostüms und bildet so einen Teil der universalen Physiognomik. Am äußersten Ende als Ausfluß, als Spitze des menschlichen Gesichtes steht dann die Tat, in welcher der Mensch sich selber begegnet.«[317]

Das mit Quellenangabe »(Kassner Zahl u Gesicht)« versehene Exzerpt: »Die Grösse Breite Länge das Gewicht eines Frauenkörpers sind für Doucet und Worth[318] Qualitäten, ein Unteilbares. Ein Costüm ist insoferne durchaus ein Werk der Phantasie« folgt einer »Note« Kassners.[319]

Auch die Bemerkung zu »Zeus« erweist sich als Kassner-Zitat: »In Zeus und durch ihn ist das Sehen Hören u. Schmecken heilig geworden. So ist Zeus auch Thier. Wie er die Ordnung der Gestirne ist. Über diesem Sehen Hören u. Schmecken thront die Zahl, die heilige Zahl, die heilige Lehre, das Mysterium der Identität. Auch das Glück.«[320]

314 Ricarda Huch. Der große Krieg in Deutschland. 3 Bde. Leipzig 1912–1914; Hofmannsthal bezieht sich auf das soeben vorgelegte 13. Tausend dieses Werks.

315 BW Insel, S. 744.

316 SW XXV.I Operndichtungen 3.1, S. 97.

317 Kassner, Zahl und Gesicht (1919), S. 40 (= KW III, S. 224); diesen und die folgenden Nachweise bietet auch der Kommentar in SW XXV.I Operndichtungen 3.1, S. 756f.

318 Die Modeschöpfer Jacques Doucet (1853–1929) und Charles Frederick Worth (1825–1905).

319 SW XXV.I Operndichtungen 3.1, S. 98, 1–4; mit dem offenkundigen – hier berichtigten – Lesefehler des Editors »Realitäten« statt handschriftlichem: »Qualitäten« und orthographischen Abweichungen von »Zahl und Gesicht« (1919), S. 237, Note 31 (= KW III, S. 358). Ähnliche Überlegungen hatte Kassner schon 1905 in der »Moral der Musik«, im IV. Brief: »Von den Symbolen« angestellt: KW I, S. 641f.

320 SW XXV.I Operndichtungen 3.1, S. 98, 26–30; mit orthographischen Abweichungen von »Zahl und Gesicht« (1919), S. 180 (= KW III, S. 316, mit kleinen Änderungen); vgl. die weiterführende Erläuterung in SW XXV.I Operndichtungen 3.1, S. 757.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

In ganz anderem Kontext[321] werden unter dem Rubrum »Fragmente u. Figuren«[322] Darlegungen aus Kassners »Einleitung« paraphrasiert:

»Das Pferd. Scheu als das Praevalente im Pferdegesicht.
›Die Scheu des Thieres ist göttlich ist Scheu des Genius‹ (Kassner)
Die Alten sahen im Pferd ein prophetisches Tier«[323]

Als Gegengabe für »Zahl und Gesicht« schickt Hofmannsthal aller Wahrscheinlichkeit nach zu Beginn des kommenden Jahres sein in der dritten Oktoberdekade 1919 erschienenes[324] Märchen an Kassners neue Adresse.

Hofmannsthal an Kassner

<Wien, Anfang 1920 ?>

Die Frau | ohne Schatten
Erzählung
von | Hugo Hofmannsthal[325]
1919 | S. Fischer, Verlag / Berlin
Erste bis achte Auflage

Das Ehepaar hatte im August 1919 die geliebte Münchner Wohnung in der Herschelstraße 13 aufgeben müssen und nach langwieriger Suche in der zwei-

321 Vgl. auch entsprechende Aufzeichnungen zum »Salzburger Großen Welttheater«: S. 118.

322 FDH: H VA 115.8.

323 Vgl. Kassner, Zahl und Gesicht (1919), S. 10f. (= KW III, S. 196), wo es über das »Pferdegesicht« heißt: »so sehr ist darin alles Scheu, Scheu, die nicht mehr herausfindet aus den breiten Flächen des Gesichtes, Scheu, die in Länge und Breite da ist, so sehr ist die Scheu hier Scheu der Kreatur, Scheu ohne Gegensatz, Scheu ohne Spiegel, ja das ist es: Scheu ohne Spiegel. Denn die Scheu des Menschen ist zu schnell im Spiegel und wird darin abgefangen und irgendwie auch widerlegt. Der Mensch ist nur einen Augenblick lang scheu und dann nicht mehr. Die Scheu des Tieres ist göttlich, ist die Scheu des Genius. Ich verstehe so gut, daß die Alten im Pferde ein weissagendes, ein prophetisches Tier gesehen haben.«

324 Vgl. die Anzeigen im Börsenblatt für den deutschen Buchhandel Nr. 218 und 231 vom 6. und 21. Oktober 1919; BW Auernheimer, S. 249: 12.9.1919 (statt richtig: 22.10.1919, vgl. SW XXVIII Erzählungen 1, S. 424): »Ich lege die Erzählung in Ihre Hände«; BW Schnitzler, S. 287: 2.11.1919: »Inzwischen ist das Märchen von der Frau ohne Schatten […], hoffentlich, seit langem in Ihren Händen.«

325 Beim Autornamen fehlt – wie beim Opern-Textbuch – Hofmannsthals Adelsprädikat. Die Republik Deutsch-Österreich hatte durch Gesetz vom 3.4.1919 den Adel aufgehoben und das Führen solcher Prädikate unter Strafe gestellt. Da die Regierung Karl Renner aber sogenannte »Künstlernamen« zuließ, konnten spätere Veröffentlichungen wieder unter Hofmannsthals vollem Namen erscheinen.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ten Julihälfte die »Villa Dünsser«, Eigentum des Malermeisters Albert Dünsser, Neubaustraße 64 ½ (heute Nebelhornstraße 36), in Oberstdorf im Allgäu gemietet. Laut Eintrag der Behörden hatten sich beide am 4. August 1919 »von München nach Oberstdorf« ab- und am folgenden Tag in Oberstdorf angemeldet,[326] ein amtlicher Akt, den allein Marianne Kassner ausgeführt haben dürfte, denn Kassner weilt – seinem Reiseplan folgend[327] – zum genannten Zeitpunkt bereits in Lautschin. Von dort hatte er sich, wie erwähnt, nach Groß-Pawlowitz und weiter in »das arme Wien« begeben und war schließlich, nach einem Zwischenhalt in München, Ende Oktober in Oberstdorf eingetroffen.[328] Hier wohl erreicht ihn das Buch Hofmannsthals, der am 17. Dezember 1919 vom Insel-Verlag »freundlichst die Adressen dreier Ihrer Autoren, denen ich mein Märchen schicken möchte,« erbeten hatte, »und zwar: Ricarda Huch, Rilke und Kassner«; die Antwort: »Rudolf Kassner, Oberstdorf i. Allgäu, Villa Dünsser« geht ihm am 23. 12. 1919 zu.[329] Wann das – derzeit nicht zu ermittelnde – Exemplar[330] versendet wird, ist ungewiß, auch wenn an der Versendung kaum Zweifel bestehen dürfte. Hofmannsthal wird mit Spannung gerade Kassners Urteil erwartet haben angesichts jenes Werk,[331] das ihm über »Jahre« hin »alle guten reinen Momente« sowie »eine unsägliche Bemühung« abgefordert hatte; »jede reine Stunde« hatte er »daran gewandt, dann wieder verzagt, es liegen gelassen oft ¾ Jahr lang – dann wieder aufgenommen, oft mit Qual, öfter mit Lust.« »Wie an einer Handarbeit« hatte er daran »die ganzen finsteren Kriegsjahre gearbeitet u. viele traumhafte Gedanken u. Hoffnungen u. Intuitionen hineingestickt oder -gehäkelt«, ein »bunter Teppich«, in den »dieses furchtbare Stück Leben, das wir alle hinter uns haben, eingewebt« ist.[332] – In dieser Zuspitzung durchaus vergleichbar mit Kassners Einschätzung von »Zahl und Gesicht«, welches er

326 Freundliche Mitteilung von Herrn Eugen Thomma, Gemeindearchivar des Marktes Oberstdorf.

327 Kassner an den Insel-Verlag, 22. 7. 1919.

328 Vgl. Freunde im Gespräch, S. 128.

329 BW Insel, S. 746, 748.

330 Es fehlt auch unter den im Februar 1939 William Matheson angebotenen Bänden.

331 Vgl. an Arthur Schnitzler, 2. 11. 1919: »Schreiben Sie mir ein paar Zeilen darüber« (BW Schnitzler, S. 287). Am 22. 12. 1919 bittet er Felix Braun zu einem Gespräch über die Erzählung in die Wiener Stallburggasse (Klaus Peter Denker, Aus unbekannten Briefen Hofmannsthals an Felix Braun; in: Jahrbuch des Freien deutschen Hochstifts 1968, S. 415, Anm. 108); und auch bei Hans Carossa läßt er ungeduldig anfragen, vgl. Hans Carossa an Christiane von Hofmannsthal, 1. 3. 1920, sowie Carossa an Maria Demharter <März 1920>, in: Hans Carossa, Briefe II. 1919–1936. Hg. von Eva Kampmann-Carossa. <Wiesbaden> 1978, S. 17, 18.

332 Hofmannsthal an Raoul Auernheimer, 22. 10. <im Druck fälschlich: 12. IX.> 1919 (BW Auernheimer, S. 249); an Dora von Bodenhausen, 31. 10. 1919 (BW Bodenhausen, S. 253); an Marie Luise Voigt, 14. 11. 1919 (BW Borchardt [1994], S. 263); an Dora Michaelis, 26. 11. 1919 (Die neue Rundschau. 59. Jg. Zehntes Heft. Frühjahr 1948, S. 222 f.).

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

am 27. Januar 1920 dem Kunsthistoriker Bernhard Berenson zusendet mit dem Bemerken: »Das Buch, das ich Ihnen schicke, ist die Arbeit aller dieser schrecklichen Jahre. Ich hätte entweder gar nicht arbeiten können oder nur ganz so intensiv, wie ich es getan habe.«[333] – Als Hofmannsthal Ende Februar enttäuscht beklagt, daß er »über das kleine Buch« so gar »nichts« höre – »die ersten erschienenen Auflagen sind jedenfalls bis heute, nicht erschöpft. Eigentlich ist es nur natürlich, wenn die Epoche dem, der sich so deutlich von ihr abwendet, es mit Gleichem vergilt«[334] – da scheint auch Kassner noch nicht reagiert zu haben,[335] vielleicht deshalb, weil er das »Märchen« bisher nicht erhalten hatte; denn auch das für Rilke bestimmte Exemplar wird Hofmannsthal erst im Februar 1920 mit einer Widmung versehen.[336] Man bleibt auf Mutmaßungen angewiesen. Ein briefliches Urteil Kassners ist nicht zutage gekommen; allerdings wird er 1929 in seinem Gedenkaufsatz kritisch äußern: »Die Wahrheit ist, daß Hofmannsthal nicht aus der Mitte, sondern vom Rande her als Sehnsüchtiger, als Mann der begehrendsten Sprache konzipiert und komponiert. O wie sucht nicht diese Sprache an die Stelle des Gegenstandes sich hinzusetzen oder Ding zu sein in der allzu kunstreichen Erzählung ›Die Frau ohne Schatten‹!«[337]

Die verzögerte Zusendung des Buches ließe sich unschwer mit gesundheitlichen Problemen im Hause Hofmannsthal erklären. In den ersten Wochen des Jahres 1920 war Gerty von Hofmannsthal ernstlich erkrankt. »In der kleinen« Wiener »Stadt-dachwohnung«, Stallburggasse 2, wohin das Ehepaar Mitte Dezember wegen der komplizierten Nachkriegsverhältnisse vorübergehend gezogen war, muß sie vom 15. Januar an »unter jammervollen Schmerzen« das Bett hüten,[338] da das »stetige geringe Fieber nur durch absolute Ruhe zu heilen ist«. Zunächst kann der Gatte sie pflegend betreuen,[339] doch Anfang Februar fesselt ihn selbst eine »rheumatische Grippe« ans Rodauner Heim, so daß sie

333 Berenson-Archiv, Villa I Tatti, Florenz; zitiert in: Gerald Chapple. »Diese drei Jahre München«: Rudolf Kassner writes to Rilke; in: Modern Austrian Literature 15, 1982, 3/ 4, S. 223.

334 BW Zifferer, S. 71: 29.2.1920.

335 Jedenfalls gewinnt man nicht den Eindruck, als hätte zu den Briefen »von Näher- und Fernerstehenden« – »alle im Guten gehaltvoll, ihr Lob schön und klar begründet« (BW Zifferer, S. 71) – eine Verlautbarung Kassners gehört.

336 Vgl. BW Rilke, S. 93, 220f.

337 KW IV, S. 536. Noch im Brief an Alessandro Pellegrini wird er am 8.12.1941 seinem Dank für den Essay »Hugo von Hofmannsthal e dell'armonia« (aufgenommen in Pellegrinis Buch »Novecento Tedesco«, Milano 1942) hinzufügen, er teile dessen Bewunderung für »Die Frau ohne Schatten« keineswegs.

338 BW Wildgans (1971), S. 27.

339 Hofmannsthal an Max Mell, 21.1.1920: »Ich bin andauernd herinnen <sc. in der Stallburggasse> weil Gerty hier sehr erkrankte und nun reconvalescent und bettlägrig ist« (BW Mell, S. 158).

https://doi.org/10.5771/9783966216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

der Fürsorge des jungen Hausmädchens »Reserl«[340] in Wien überlassen bleibt.[341] Dort erhält sie Kassners fragende Zeilen.

Kassner an Gerty von Hofmannsthal[342]

Oberstdorf i. Allgäu Bayern
27. 1. 20
<Dienstag>

Meine liebe Gerty!
Bitte, schreiben Sie mir doch einmal, wie es Ihnen und den Ihren allen geht. Recht ausführlich u. eingehend. Ich kann gar nicht so ausführlich fragen. Sind Sie überhaupt in Rodaun? Damit können Sie gleich anfangen. Ich höre von Wien selten oder nichts. Jeder steckt ja dort ganz im allgemeinen Unglück d'rin u. was nicht Unglück ist, kann dann doch nur Einsamkeit sein oder so Ähnliches. Jella Oppenheimer schrieb, daß auch von ihren besten Freunden oder nächsten Bekannten welche in großer Noth sind. Wer mögen die sein?[343] Was machen die Schalks? Sind Sie schon einmal in der Loge gewesen? Oder müssen Sie wieder Fleisch besorgen dafür, daß Sie dann nicht in die Loge kommen. Was macht Mell? Hat er eine Anstellung?[344]

Ich bin seit Ende October hier, ein paar Wochen war ich in M<ünchen>. Darüber ist nicht viel zu schreiben. Es hat auch nicht viel Sinn zu schreiben, ob etwas sehr gelungen ist oder nicht. Ich fühle mich in Deutschland ein wenig im Exil. Aber wo soll ich hin, da wir Österreicher unser Vaterland verloren haben?! In diesem Vaterland hat Mähren zu

340 »Dieses starke kerngesunde junge lebensvolle Geschöpf« wird im Alter von 23 Jahren Anfang Dezember 1923 »auf dem kleinen Rodauner Friedhof« zu Grabe getragen (BW Degenfeld [1986], S. 481).

341 Vgl. Hofmannsthals ausführlichen Bericht über »diese sehr irdischen Details« an Paul Zifferer, 29. 2. 1920: BW Zifferer, S. 70f. Ähnlich an Felix Braun, 17. 2. 1920 ([Anm. 331], S. 413, Anm. 101).

342 2 einseitig beschriebene Blätter.

343 Nicht ermittelt.

344 Mell arbeitet seit Juli 1918 als Kritiker für »das Burgtheater- und Literatur-Referat« des »Wiener Mittag« (BW Mell, S. 148, 156; BW Zifferer, S. 54f.). Doch erweist sich diese Arbeit auf Dauer als, wie Hofmannsthal erkennt, »kaum mehr erträgliche Zeitungsfron«, der er Mell zu »entreißen« hofft, indem er ihn »als Redacteur« seiner »Neuen Deutschen Beiträge« anzustellen beabsichtigt (BW Zifferer, S. 72, 86) – ein Gedanke, der sich allerdings erst zum 1. März 1921 verwirklichen läßt (BW Mell, S. 161).

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Wien u. Wien zu Mähren gehört. Das ist nun auseinander gerissen u. der Riß ist durch mich gegangen wie durch viele anderen. Ich hatte immer den Gedanken in Wien ein pied à terre zu haben. Doch wer kann jetzt daran denken!

Also leben Sie wohl liebe Gerty u. schreiben Sie einen langen Brief. Grüßen Sie alle, vor allem Hugo auf das herzlichste.

Ihr

Rudolf Kassner

Wie ist übrigens die Adresse von Pannwitz, er hat mir sein letztes Buch geschickt u. ich möchte ihm dafür meines schicken.[345]

Seiner Empfindung angesichts der gewandelten äußeren Verhältnisse nach dem Zusammenbruch Österreich-Ungarns und als Staatsbürger der neugegründeten Tschechoslowakei hatte Kassner Anfang des Jahres schon in einem – verlorenen – Brief an Rainer Maria Rilke Ausdruck verliehen. Dessen gewichtigen Inhalt referiert Rilke Johannes Prinz Schönburg am 12. Januar 1920 mit den Worten: »Wie heimatlos sind wir doch alle! Dr. Kassner, der vor der Hand in Oberstdorf sitzt und kurz vor Weihnachten ein sehr bedeutendes Buch veröffentlicht hat, klagt mir auch über das zerstörte Österreich, selbst der Aufenthalt auf dem Gut seines Bruders in Mähren ist etwas ganz anderes geworden, schreibt er, seit Wien nicht mehr ist, was es war«; und ergänzend heißt es am 16. Januar 1920 an Lou Andreas-Salome: »Er <Kassner> sitzt in Oberstdorf, nicht eben mit Überzeugung und beklagt die neue oesterreichische Eigenschaft, die sich nun endlich aus sovielen herausgestellt hat, die Heimatlosigkeit«.[346] Solche Stimmungen vermögen freilich Kassners Schaffenskraft nicht zu hemmen. Am 15. Januar 1920 geht dem Verlag die Übertragung der »Pique Dame« zu, die

345 Rudolf Pannwitz, Die Deutsche Lehre. Nürnberg 1919. Am 23. März wird Pannwitz eine vom Verleger Hans Carl ausgefertigte »liste der empfänger der Deutschen Lehre bei der ersten versendung« an Hofmannsthal weitergeben; sie enthält Kassners Namen (BW Pannwitz, S. 539, 877). Kassner begegnet Pannwitz, dem Menschen ebenso wie dem Autor, stets mit äußerstem Vorbehalt; in einem Brief an Erich Pfeiffer-Belli wird er in diesem Zusammenhang am 31. 10. 1956 drastisch von der »privaten Schäbigkeit, der maßlosen Eitelkeit eines Menschen« sprechen, »der sich schon auf dem Nachttopf für ein Genie ausgibt u. so nennt.« Und ein altes Verdikt wiederholend (vgl. BW Kassner I, S. 134; KW IV, S. 526 f.), fügt er hinzu: »Hofmannsthal hatte so viele Fehlurteile im Leben Erscheinungen gegenüber, die vor ihm gestanden sind, geäußert schriftlich u. mündlich, wie nicht so bald ein bedeutender Kopf. Was wohl mit seiner eminenten Sensibilität zusammengehen mochte.«

346 Rainer Maria Rilke, Briefe 1914–1921. Leipzig 1937, S. 286; Rainer Maria Rilke – Lou Andreas-Salomé, Briefwechsel (Anm. 260), S. 419.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

»berühmteste, schönste u. für die spätere russische Literatur wichtigste Novelle« von Alexander Puschkin,[347] samt einem »kleinen Nachwort, um auf die Bedeutung aufmerksam zu machen«.[348] Mit dem Satz der »Englischen Dichter«, jener seit Anfang November vorbereiteten und am 1. Dezember 1919 im Manuskript abgeschlossenen »gewaltig gekürzten und gereinigten« Neufassung des Erstlingswerks »Die Mystik, die Künstler und das Leben«, hat die Druckerei begonnen. Am 4. Februar 1920 mahnt der Verlag eine Neuauflage des »Indische Gedanken« und der »Elemente der menschlichen Größe« an, die, wie Kassner am 18. Februar vorschlägt, »in einem Band« vereint werden sollen: »Beide gehören durchaus zusammen.« »Aber«, beharrt er am 1. März 1920, »beide Titel müssen auf den Einband. Es geht gar nicht anders.« Trotz dieser rastlosen Betriebsamkeit bleibt das Bewußtsein des »Provisorischen« als existentiellem Problem unverändert bestehen. In solcher Stimmung nimmt er Gertys – verlorenen – Brief in Empfang.

Kassner an Gerty von Hofmannsthal[349]

Oberstdorf 16.3.20.
<Dienstag>

Meine liebe Gerty!
Schreiben Sie mir nur, ob Sie wieder ganz gesund sind. So lange krank sein, was heißt denn das! Das ist man bei Ihnen gar nicht gewöhnt. Heute ist so ein verfluchter Märztag, wie ich sie auch in Wien kannte. So nur unfreundlich, abwehrend. Man muß ganz aus sich heraus, weit aus sich heraus um an einem solchen Tag nicht zu verzweifeln. Übrigens, weil Sie danach fragen, unser Haus ist alles eher als schön oder so etwas, am 1. Mai nehmen wir auch eine andere Wohnung, hier.[350] An etwas anderes als an Provisorisches darf man jetzt nicht denken. Augenblicklich bin ich allein, für einige Zeit, da m. Frau in einer Gartenbauschule. Es hat das u.a. den Vortheil, daß dann die Köchin immer fabelhaft kocht.

347 Kassner an Anton Kippenberg, 26.12.1919.

348 Puschkin, Pique Dame. Im Insel-Verlag zu Leipzig. Insel-Bücherei Nr. 314. Der ohne Vornamen des Dichters sowie ohne Hinweis auf den Übersetzer ausgegebene Band wird in der zweiten Septemberhälfte 1920 veröffentlicht. Allein das »Nachwort« (jetzt KW VI, S. 164) ist mit »Rudolf Kassner« gezeichnet.

349 3 Blätter, einseitig beschrieben.

350 Ein solcher Umzug ist anhand der Akten des Marktes Oberstdorf nicht zu belegen und findet auch in den erhaltenen Briefzeugnissen keine Bestätigung.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Man sagt mir, daß das immer so ist in einem Haus. Ich hätte mir gerne einen eingeladen, aber jetzt ist hier für drei Monate Fremdensperre.

Sie haben mir in Ihrem letzten Brief noch viel zu wenig Neuigkeiten mitgetheilt. Das müssen Sie noch nachholen. War 10 Tage in München, hörte dort den Edwin Fischer,[351] Mann der kleinen Mendelsohn, Tochter der Giulietta. Der ist allerdings was, sehr! Die Frau hat ihre 71jährige Schwester in Florenz an Grippe verloren. Binnen drei Tagen.

Nun adieu, alles Gute u. gute Besserung, vielmehr schon eingetretene Genesung.

Ihr

Rud. Kassner

Bei gelegentlichen Ausflügen nach München begegnet er am 3. Mai 1920 Thomas Mann; sie erörtern dessen seit Ende 1919 durchdachten und gerade in diesen Tagen wieder mächtig »in Fluß« gekommenen Plan[352] »einer neuen sammelnden und der Verwirrung und Verwilderung steuernden großen Zeitschrift« (»Figura«), deren äußeres wie inneres Bild Mann am 13. Januar Hofmannsthal umrissen hatte, »einen weitherzig und farbig kosmopolitischen Charakter der Revue« einfordernd, herausgegeben »von einem Kreise im Letzten und Wesentlichen gesinnungseiniger Schriftsteller«, zu denen neben Hofmannsthal und anderen auch Kassner gehören solle.[353] Hofmannsthals »ausführliche Antwort« war bei Mann am 10. Februar 1920 eingegangen,[354] ohne offenbar eindeutig Stellung zu beziehen. Und auch Kassner verhält sich, wie Mann notiert, »gegen den ›Figura‹-Plan skeptisch«,[355] einen Plan, der trotz umfangreicher Korrespondenzen und Bemühungen schließlich scheitern wird. Hofmannsthals reservierte Haltung entspringt dabei der Hoffnung auf eine eigene Zeitschrift, deren Verwirklichung sich in diesen Monaten abzuzeichnen scheint. Schon am 25. Februar hatte er Rudolf Alexander Schröder berichtet, »der junge Verlag« der Bremer Presse, »mit dem ich in Verhandlung stand,« habe »die Mittel gesichert« und sei »bereit, die Sache genau auf meine Bedingungen hin zu unternehmen. […] So hätte ich denn meine Zweimonatshefte in der Hand,« deren Ziel es ist, »das im Hesperus vorgezeichnete mit Consequenz u.

351 Der Pianist Edwin Fischer (1886–1960) hatte 1919 Eleonora Mendelssohn, Schauspielerin unter Max Reinhardt und Leopold Jessner, Tochter von Robert und Giulietta Mendelssohn (s. BW Kassner I, S. 116, Anm. 437), geheiratet; die Ehe wird 1925 geschieden.

352 Thomas Mann, Tagebücher 1918–1921. Hg. von Peter de Mendelssohn. Frankfurt a. M. 1979, S. 338 (9. 12. 1919), 421 (18. 4. 1920).

353 Thomas Mann an Hugo von Hofmannsthal, 13. 1. 1920; in: Fischer- Almanach 82, 1968, S. 22.

354 Th. Mann, Tagebücher (Anm. 352), S. 376. Hofmannsthals Brief ist nicht erhalten.

355 Th. Mann, Tagebücher (Anm. 352), S. 430f.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Anstand weiter zu machen.«[356] In diesem Sinne wird er seine »nur für einige Freunde« bestimmte »Idee einer durchaus selbständigen und dem Scheingeschmack der Epoche widerstrebenden Monatsschrift« entwerfen, an der »von lebenden Deutschen« auch Kassner mitarbeiten soll.[357] Das Unternehmen wird sich freilich über zwei Jahre hinziehen,[358] ehe nach langer Vorbereitungszeit und unerquicklichen Verzögerungen vonseiten des Verlags schließlich im Sommer 1922 das erste Heft der »Neuen Deutschen Beiträge« erscheinen kann, zu denen Kassner künftig einige Arbeiten beisteuern wird.

Im Zuge des Mannschen »Figura«-Plans war der »von Hofmannsthal-Wassermann empfohlen<e>« österreichische Schriftsteller, Lyriker und Biograph Emil Alphons Rheinhardt[359] hilfreich in Erscheinung getreten und hatte, als Lektor des Münchner Drei Masken Verlags, das Projekt im Sinne Manns tatkräftig zu fördern gesucht.[360] Offenbar in diesem Zusammenhang wird eine Verbindung zu Kassner geknüpft oder, möglicherweise, aufs neue belebt; sie mündet in die Absprache, Proben aus Kardinals John Henry Newmans Werk ins Deutsche zu übersetzen. Mit Gestalt und Werk dieses 1890 verstorbenen englischen Theologen und bedeutenden Kirchenmannes war Kassner seit seinem ersten England-Aufenthalt vom Sommer 1897 bis September 1898 eng vertraut, und wiederholt hatte er gerade dessen »Apologia pro vita sua« zustimmend zitiert.[361] Die Übertragung samt einer erläuternden »Vorrede« wird Ende Juli 1920 ausgeliefert.[362] Ein Exemplar gelangt, vermutlich im Auftrag Kassners, in Hofmannsthals Hand.[363]

356 Hirsch, S. 369–371.

357 GW RA II, S. 127.

358 Zur Vorgeschichte und Genese der »Neuen Deutschen Beiträge« vgl. BW Wiegand, S. 44–52.

359 1889 in Wien geboren, ist Rheinhardt als Autor ein wichtiger Vertreter des Wiener Expressionismus, bis 1924 Lektor im Drei Masken Verlag, dann freier Schriftsteller in Italien und Südfrankreich, wo er sich der französischen Widerstandsbewegung anschließt. Im April 1943 denunziert und von der Gestapo verhaftet, wird er ins Konzentrationslager Dachau verbracht; dort stirbt er im Februar 1945 an Flecktyphus; vgl. Selma Steinmetz, Emil Alfons Rheinhardt, in: Zeitgeschichte. 4. Jg., 4. Heft. 1977, S. 109–122; Armin A. Wallas, in: Literatur und Kritik 313/314, 1997, S. 69–82.

360 Thomas Mann. Tagebücher (Anm. 352), S. 421f., 423f., 427, 432 u. ö.

361 Vgl. KW I, S. 214, 253; II, S. 475, 485f.; III, S. 594, 612, 704, 706; zu weiteren Zitierungen Newmans s. KW VI, S. 627.

362 Das »Börsenblatt für den deutschen Buchhandel« zählt den kleinen Band am 16. Juni 1920 zu den »künftig erscheinenden Büchern« und zeigt ihn am 29. Juli unter den »soeben neu erschienenen Büchern« an.

363 Eine schriftliche Reaktion Hofmannsthals ist nicht überliefert; Person und Werk Newmans finden, soviel ich sehe, bei Hofmannsthal keinen Widerhall; auf einen entsprechenden Hinweis Leopold von Andrians vom 12.7.1904 (BW Andrian, S. 165), war er nicht eingegangen.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Kassner an Hofmannsthal[364]

<Ende Juli / Anfang August (?) 1920>

John Henry Kardinal Newman
Apologie des Katholizismus
Deutsch und mit einer Vorrede
»Über John Henry Kardinal Newman«
von Rudolf Kassner
1920 | Drei Masken Verlag München

In diesen Monaten sieht sich Hofmannsthal von einem »Sturm von Production« überwältigt.[365] Nachdem die erste Jahreshälfte durch schwere Krankheit und geistige Stockung geprägt war, empfindet er »die innere Fülle« jetzt als so groß, dass es mir schwer wird, sie zu bändigen. […] War ich je ein Dichter so bin ich es seit meinem vierzigsten Lebensjahre erst recht, bin ichs heute nicht, so war ichs nie. Es ist eine, so schwere als schöne Arbeit der ich <mich> vor allem hingebe […]; aber viele andere naschen mit von dem Blut – es ist schwindelnd, was man an Gestalten u. Schicksalen in sich trägt.«[366] Er hofft, »eine munter freche Danae und eine classisch-romantische Phantasmagorie ›die Aegyptische Helena‹ unter Dach zu bringen«, welche zusammen mit der »Ariadne« »eine neue Reihe ›kleiner Dramen‹« eröffnen solle.[367] Vor allem aber widmet er sich mit einer aus »früheren Lebensphasen ungewohnten Beharrlichkeit« der Arbeit am »Turm«[368], die er nur der Beethoven-Rede zuliebe am 10. Dezember 1920 in Zürich[369] kurzfristig unterbricht. In solchem Schaffensschub[370] dürfte er kaum

364 FDH 5536. Kassners Vorrede auf S. 5–19 (sie findet 1923 Eingang in Kassners »Essays«, jetzt: KW VI, S. 167–176); die Übersetzung eines Abschnitts aus Newmans »Apologia« auf S. 21–94 »bietet«, wie Kassner (S. 19) anmerkt, »eine Zusammenfassung dessen, woran sich Newman in der römisch-katholischen Kirche hält, oder was ihm diese ist«.

365 Hofmannsthal an R. A. Schröder, 18. 8. 1920.

366 An Yella Oppenheimer, 9. 8. 1920 (BW Oppenheimer II, S. 92f.); neben dem dritten Akt des »Schwierigen« entstehen Notizen zum »Großen Welttheater« und zur »Ägyptischen Helena«.

367 Hofmannsthal an R. A. Schröder, 5. 6. 1920: SW XXV. 2 Operndichtungen 3. 2, S. 460.

368 Hofmannsthal an R. A. Schröder, 31. 10. 1920: SW XVI. 1 Dramen 14. 1, S. 477; vgl. die entsprechenden Briefzeugnisse ebd., S. 476ff.

369 »Beethoven«, in: Neue Zürcher Zeitung, 19. 12. 1920: GW RA II, S. 69–81 (Zürcher Rede auf Beethoven); gleichzeitig erscheint »Beethoven. 1770–1920« in: Neue Freie Presse, 12. 12. 1920: GW RA II, S. 82–86 (Rede auf Beethoven).

370 Im September 1920 entschuldigt er sich bei Felix und Mysa Oppenheimer für sein »unsociales« Verhalten, das »für Andere« unmöglich »zu verstehen« sei: »Es handelt sich um

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Muße gefunden haben, einen Blick in Kassners »Englische Dichter« zu werfen, jene radikale Umarbeitung des Erstlingswerks »Die Mystik, die Künstler und das Leben«, welche die eigenen literarischen Anfänge unerbittlich, fast bis zur Verstümmelung, beschneidet.[371] Das »Nachwort« zur »Neuauflage« erläutert: »Alles Überflüssige, Grimassige, Falsche, Unreife ist aus dem Buche gestrichen worden, soweit dies anging und der Bestand und Sinn des Ganzen dadurch nicht in Frage gestellt wurde. Es ist nichts Neues hinzugefügt und keine Meinung oder Wertschätzung des besser Belehrten und Gereiften eingeschoben und eingeschmuggelt worden.« Und wenn es weiter heißt: »Der Wert des Buches liegt weniger in der Kritik des Fünfundzwanzigjährigen, als in einer das kommende Werk vorausbestimmenden, vorausahnenden Gesamtanschauung. Es ist durchweg mehr das Werk eines Sehenden als das eines Urteilenden«,[372] so nimmt dieses Urteil Kassners schon im April geäußerter Bemerkung auf, er halte das Buch für »besser« als er »es hoffen durfte«, da es sich »gut dem anderen Werke einfüg<t>, vielmehr es gut praeludier<t>«.[373] Der Band wird Ende Oktober ausgegeben; die Freiexemplare, weil fehlgeleitet, treffen den Autor erst Anfang Dezember in Oberstdorf. Da das in Hofmannsthals Bibliothek erhalten gebliebene Exemplar weder Widmung noch Lektürespuren aufweist, muß offen bleiben, ob es von Kassner oder in dessen – freilich nicht dokumentiertem – Auftrag vom Verlag versandt worden ist.

Kassner an Hofmannsthal ? [374]

<Ende 1920?>

Englische Dichter
von | Rudolf Kassner
Im Insel-Verlag zu Leipzig | 1920

die Herstellung eines inneren […] fast hallucionatorischen Zustandes, einer Art Trance – den alles Zerstreuende, Widerwärtige von Außen herantretende schon gefährdet« (BW Oppenheimer II, S. 94f.).

371 Ersatzlos gestrichen sind der grundlegende Schlußdialog »Stil« sowie die von Hofmannsthal im »II. Wiener Brief« als »glänzend« gerühmte Vorrede »Der Dichter und der Platoniker. Aus einer Rede über den ›Kritiker‹«; seine ausführlichen Zitate (s. S. 105) machen deutlich, daß er die »Englischen Dichter« nicht als ebenbürtig betrachtet und gegenüber der Originalausgabe ignoriert.

372 Englische Dichter, S. 188; SW I, S. 760.

373 Kassner an Anton Kippenberg, 2. 4. 1920.

374 FDH 7564: KW III, S. 465–632. Die Vermutung, es handele sich hierbei um jenes Buch, für das Hofmannsthal Katharina Kippenberg sieben Monate später am 27. Juni 1921 dankt (BW Insel, S. 818), ist nicht überzeugend; vgl. Anm. 394.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Größere Gewißheit ist hinsichtlich der Gegengabe in Gestalt des »Schwierigen« zu gewinnen, der, nach Vorabdrucken in der »Neuen Freien Presse«, als Buch in der ersten Februarhälfte 1921 erscheint.[375] Daß Kassner zu den Empfängern dieses seit Jahren in immer neuen Anläufen und Ausprägungen umsorgten Werks gehört, belegt Hofmannsthals handschriftliche Notiz: »Schwierige: Mell Kassner«.[376]

Hofmannsthal an Kassner

<Februar / März? 1921>

Der Schwierige
Lustspiel | in drei Akten
von | Hugo von Hofmannsthal
1921 | S. Fischer / Verlag / Berlin
Erste und zweite Auflage

Obschon ein entsprechendes Exemplar nicht zu ermitteln war – es fehlt auch unter den William Matheson zum Kauf angebotenen Bänden –, steht Kassners intime Kenntnis der Komödie außer Frage, deren Wiener Erstaufführung im Josefstädter Theater er am 16. April 1924 miterleben wird.[377] Fünf Jahre später, im Erinnerungs-Aufsatz von 1929, rückt er das hochgeschätzte Stück in den großen Zusammenhang von Hofmannsthals »Beziehung zum alten Österreich«, dem der Dichter – als »Mitte« und »Mutterland« – »zwei so lebendige Figuren wie den Schwierigen und die Marschallin im ›Rosenkavalier‹« verdanke.[378] Und 1946 fügt er hinzu, daß Hofmannsthal, dem »in seinen Stücken die Peripetie, der Umsturz, die Umkehr nicht gelingen wollte«, dies gleichwohl »in zwei Stücken« gelungen sei, »im ›Schwierigen‹ und in gewissem Abstand davon im ›Rosenkavalier‹: Hier hatte er den Stoff wohl von außen genommen, aber doch auch in sich selber, im Herzen getragen, wie es sein soll, wenn Stoff und Dichter auf entscheidende Weise zusammenkommen.«[379] Noch der fast Achtzigjährige

375 Vgl. SW XII Dramen 10, S. 170 f.

376 FDH: H VB 25.14. Das Mell überlassene Buch – vermutlich ein Leseexemplar (vgl. SW XII Dramen 10, S. 171, Anm. 35) – wird am 4.4.1921 dringend zurückerbeten; demgegenüber hatte Hofmannsthal das Lustspiel schon am 14. Februar an Richard Strauss und Anton Wildgans gesandt; Hermann Bahr erhält ein Exemplar Anfang April, und auch Thomas Mann liest das Stück in diesem Monat; vgl. SW XII Dramen 10, S. 505–507.

377 Vgl. Thankmar von Münchhausen, Tagebuch, zit. in: Christiane, Briefe, S. 154.

378 KW IV, S. 538. Ganz ähnlich hatte Hofmannsthal 1921 angemerkt, daß beide Stücke »gar nichts sind, wenn sie nicht Dokumente der österreichischen Wesensart sind« (SW XII Dramen 10, S. 517).

379 KW X, S. 312, 314.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

wird Herbert Steiner am 12. Februar 1951 versichern, der »Schwierige« enthalte »wunderbare Sachen«, und einen Monat danach wird Otto von Taube lesen: »Es gibt keine bessere Figur im deutschen Theater« als »die Antoinette <Hechingen> im Schwierigen«.

Die Vorfreude und hohen Erwartungen, mit denen Hofmannsthal der Uraufführung des Lustspiels am heimischen Burgtheater unter Max Reinhardt entgegensieht – diese »Wiener Urpremiere ist für eine ganze Epoche meiner Produktion von äusserster Wichtigkeit«[380] – werden bitter enttäuscht, als das von Intrigen und Antipathien belastete Vorhaben »nach zahllosen Peripetieen« Anfang März endgültig scheitert.[381] Die Uraufführung wird am 8. November 1921 am Münchner Residenztheater stattfinden[382] – ohne Hofmannsthal,[383] der in jenen Wochen – der »Turm« wird vorübergehend beiseite gelegt – »mit allen Kräften« am »Welttheater« arbeitet,[384] um so den »Occupationen verschiedenster Sphären«, darunter materiellen Sorgen um den Erhalt des Rodauner Hauses,[385] zu entrinnen. Schon im April war er, um sich »zu isolieren, ganz zu mir selbst zu kommen«, über Lucca und Pisa nach Rom gereist[386] und hatte auf der Rückfahrt – in der ersten Maihälfte – »in der Eisenbahn zufällig« Rudolf Kassner getroffen, der ihm nicht nur »indirecte« Kunde »von Borchardts«, sondern auch »die willkommene Nachricht« übermittelt, daß Ottonie von Degenfeld »wohl und noch in München« sei.[387] Sie war in der Stadt, wo sie zeitweilig die Räume Herta Königs in der Widenmayerstraße 32 bewohnt, mit Kassner zusammengekommen und erinnert sich: »Kassner zu sehen war sehr nett, er ist stets so belebend und reizend, ich mag ihn doch sehr.«[388]

Wenig später muß Kassner das Oberstdorfer Haus aufgeben. Laut Eintrag der Wiener Einwohnerbehörde meldet er sich am 18. Mai 1921 »mit Gattin, von Oberstdorf kommend« in Wien, Tilgnerstraße 3, an. Diese Adresse – die Wohnung gehört seiner Schwiegermutter Aurelie Eissler – bleibt bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs sein ständiger Wohnsitz, ehe er im November 1945 endgültig in die Schweiz übersiedelt. Noch in der Oberstdorfer Abgeschiedenheit, die nur durch gelegentliche Besuche in München und Reisen nach Groß-

380 Hofmannsthal an Max Reinhardts Mitarbeiter Richard Metzl, 18.1.1921: SW XII Dramen 10, S. 500.

381 BW Degenfeld (1986), S. 444; vgl. SW XII Dramen 10, S. 172–174; 504f.

382 Vgl. SW XII Dramen 10, S. 174f.

383 Hofmannsthal reist mit seiner Frau Gerty erst am 15. November nach München und von dort am 20. weiter nach Berlin, wo er den Proben zur dortigen Aufführung am 30. November beiwohnt.

384 Hofmannsthal an Max Mell, 2.11.1921: BW Mell, S. 168.

385 BW Andrian, S. 323f.: 9.3.1921; BW Degenfeld (1986), S. 444: 15.3.1921.

386 BW Degenfeld (1986), S. 447ff.; TB Christiane, S. 126f.

387 BW Degenfeld (1986), S. 449: 18.5.1921.

388 BW Degenfeld (1986), S. 450: 23.5.1921.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Pawlowitz, Lautschin oder Wien belebt wird, hatte er in den zurückliegenden Monaten die Arbeit an seiner, wie er es nennt, »rhythmischen Physiognomik«[389] konsequent vorangetrieben und im Anschluß an »Zahl und Gesicht« die Ansätze eines eigenständigen physiognomischen Weltbilds entworfen. Dessen erstes Ergebnis stellt er einer breiteren Öffentlichkeit vor, als er – mit großem Erfolg – am 24. Januar 1921 im Museumssaal des Palais Porcia am Münchner Promenadeplatz über die »Grundlagen der Physiognomik« spricht.[390] Als weiterer Ertrag entsteht der bedeutende Aufsatz »Das griechische Gesicht« für das von Wilhelm Hausenstein geleitete Jahrbuch »Ganymed«.[391] Hier stößt Hofmannsthal, dessen »Paralipomenon« »Zu Handzeichnungen« sich im selben Bande befindet,[392] unvermutet auf den Essay, den er noch zwei Jahre später als »ausserordentlich« rühmen wird.[393]

Ungeachtet solcher Vorstöße in »physiognomisches« Neuland, verliert Kassner sein bisher vorgelegtes Werk nicht aus dem Blick; wo immer möglich, ist er bestrebt, ältere Arbeiten in mehr oder weniger stark überarbeiteter Form wieder vorzulegen, darunter die im Februar 1920 beschlossene Neuausgabe des »Indischen Gedankens« und der »Elemente der menschlichen Größe«, die, in einem Band vereint, vom Verlag am 31. Mai als »soeben erschienen« angezeigt werden. Die Kunde, zunächst an die Oberstdorfer Adresse gerichtet, wird nach Wien weitergeleitet, und so erteilt Kassner am 6. Juni 1921 den Auftrag zum Versand der Dedikationsexemplare. Wenn er – außer an Max Mell, Wilhelm Hausenstein, Fega Frisch und Alexander Graf Hoyos – drei Bände an »Hofmannsthal in Rodaun« zu schicken bittet, setzt dies offenbar eine Verabredung voraus, der zufolge Hofmannsthal die beiden überzähligen Bücher an interessierte Leser weitergeben soll.

389 Vgl. KW IV, S. 21f.

390 Entgegen einer Bemerkung der späteren Druckfassung (s. S. 96) – »Diese Abhandlung ist aus einem Vortrag entstanden, der am 21. Januar 1921 in München gehalten wurde. Das ist der Grund, warum die Form der Anrede gewahrt wurde.« – findet die Veranstaltung, wie aus der Ankündigung der Münchner Neuesten Nachrichten vom 18. Januar 1921, Morgenausgabe, hervorgeht, am 24. Januar statt; vgl. KW IV, S. 541–543.

391 Das griechische Gesicht | von | Rudolf Kassner; in: Ganymed. Jahrbuch für die Kunst. Dritter Band. München 1921, S. 28–37. Später aufgenommen in »Essays« (1923), S. 5–16: KW VI, S. 177–188.

392 Zu Handzeichnungen | von | Hugo von Hofmannsthal; in: Ganymed. Dritter Band. 1921, S. 148–149: GW RA II, S. 331f.

393 Vgl. Hofmannsthals Brief vom 10. 2. 1924: S. 127.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Kassner an Hofmannsthal[394]

<Anfang Juni 1921>

Der indische Gedanke

– – –

Von den Elementen der | menschlichen Grösse
von Rudolf Kassner
Im Insel-Verlag • Leipzig 1921
Zweite Auflage

Wenn wir Kassners im Abstand von mehr als zwei Jahrzehnten vorgetragener Erinnerung trauen wollen, fällt in diesen Zeitraum jener Besuch in Rodaun, den er seinen »letzten« nennt.[395] Er wird dank der Angabe, Claudels Drama »Tausch« sei damals gespielt worden, auf die erste Hälfte des Jahres 1921 eingegrenzt, denn dieses Stück leitet die Burgtheater-Direktion von Anton Wildgans am 24. Februar 1921 ein und erlebt bis zum 17. Mai 1921 neun Aufführun-

394 FDH 7572. – Ein weiteres Exemplar könnte Hofmannsthal von Katharina Kippenberg erhalten haben, für das er am 27. Juni 1921 mit den Worten dankt: »Den Band Kassner habe ich mit Freude empfangen. Man nimmt doch die Sachen immer wieder gern in die Hand« (BW Insel, S. 818). Hier an eine um Monate verzögerte Sendung der »Englischen Dichter« des Jahres 1920 zu denken (so der Kommentar in BW Insel, S. 818), ist wenig überzeugend, zumal der Plural »die Sachen« eher auf die Zusammenstellung der beiden Bücher hinzudeuten scheint.

395 KW X, S. 313, 378. Möglichweise bei diesem Treffen gibt Hofmannsthal Josef Nadlers Buch »Die Berliner Romantik. 1800–1814. Ein Beitrag zur gemeinvölkischen Frage: Renaissance, Romantik, Restauration« (Berlin 1921) an Kassner weiter. Nadler hatte es bereits am 9. 7. und 24. 12. 1920 mit der Zusage angekündigt, er werde, nach Erscheinen, Hofmannsthal vom Verlag »ein paar Exemplare für Geschenkzwecke zur Verfügung stellen« lassen. Hofmannsthal, der zuletzt am 16. März 1921 an Nadler geschrieben hatte, ohne das Buch schon zu erwähnen, dankt rückblickend am 12. Mai 1922: »Vor einem Jahr kam das Buch über die preussische Romantik. Es war ein schöner geistiger Gruß […] aber es kam vom Verleger«, von den »vier gewährten Exemplaren« »gab ich eines an Max Mell, eines an Professor Brecht, eines an Rudolf Kassner, alles Menschen unter vielen, die ich auf Ihr Werk nicht nur gewiesen habe sondern beständig aufs neue weise« (Hugo von Hofmannsthal und Josef Nadler in Briefen, in: JbdSG 18, 1974, S. 64–66; 73). Allerdings haben solche wiederholten Hinweise bei Kassner wenig gefruchtet; er nennt oder zitiert weder diese Studie noch Nadlers »Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften«, die Hofmannsthal nach Veröffentlichung des dritten Bandes (Regensburg 1918) seinen Freunden »verschenkend, unablässig dringend, werbend und erklärend« (so Rudolf Borchardt, Prosa I. Stuttgart 1957, S. 404) mit einer enthusiastischen Bewunderung nahezubringen sucht, die Kassner offenbar nicht zu teilen bereit oder fähig ist, weil er, wie er Herta Staub am 25. 11. 1954 bestätigt, »schon immer wusste, daß er <Nadler> von Form keine Ahnung hat« (Kopie, Privatbesitz). Diese Auffassung bleibt unberührt von der Tatsache, daß Nadler Kassners Bewerbung um den literarischen Nobelpreis seit 1929 (s. Anm. 713) unterstützt.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

gen.[396] Allerdings dürfte Kassners Gedächtnis trügen, soweit es das Epitheton »letzter« angeht; andere Zeugnisse belegen mit hinlänglicher Gewißheit mindestens einen weiteren Aufenthalt in Rodaun.[397] Wie das Ereignis chronologisch auch einzuordnen sein mag, fest steht, daß es in seinem Verlauf zu einer Auseinandersetzung über den französischen Dramatiker Paul Claudel kommt. Darauf bezieht sich Kassner, wenn er 1946 dem Vorwurf, Hofmannsthal nehme »seine Stoffe nicht aus sich selber, aus persönlichem Erleben«, mit dem grundlegenden Argument begegnet, »daß sich bei Hofmannsthal das persönlichste, besser: tiefste Erleben im Traum« vollziehe, und daß bei ihm, »bei seiner umfassenden Geistigkeit, es allein auf das ankommen müßte […], was er mir gegenüber einmal ›Welt hinter der Welt‹ genannt hat. Ich erinnere mich dieses Gespräches sehr gut. Es war bei meinem letzten Besuch in Rodaun, ich habe ihn später nur noch in Wien in der Stallburggasse oder bei mir gesehen, er begleitete mich auf dem Wege von seinem Haus zur Elektrischen, die schon seit langem an die Stelle der alten, den Freunden so geläufigen Mödlinger Dampftrambahn getreten war. Hofmannsthal glaubte in Paul Claudels ›Tausch‹,[398] der damals in Wien gespielt wurde, das gefunden zu haben: die Welt hinter der Welt, und hielt mir das vor.«[399]

396 Burgtheater 1776–1976. Aufführungen und Besetzungen von zwei Jahrhunderten. Hg. vom Österreichischen Bundestheaterverband. 1. Bd. Wien o. J., S. 472, Nr. 2899; Lilly Wildgans, Anton Wildgans und das Burgtheater. Wien 1955, S. 40, 371.

397 Vgl. S. 130.

398 Im Handexemplar von »L'Échange« hat Hofmannsthal das Datum »16 III 1919« eingetragen; vgl. Michael Hamburger, Hofmannsthals Bibliothek. Ein Bericht; in: Euphorion. 4. Folge. 55. Bd., 1. Heft. 1961, S. 68.

399 KW X, S. 313; ähnlich acht Jahre später: »Hofmannsthal und ich konnten uns nicht über Claudel einigen. Er hielt den ›Tausch‹ für groß oder doch für sehr gut, weil, wie er sich ausdrückte, Mächte hinter den Menschen stünden, worauf es im Letzten ankäme. Ich glaubte ihm entgegenhalten zu dürfen, daß diese Mächte nichts anderes wären als Claudels Eigensinn, starker Bauernwille und Verstand […].« Wenn er einräumt: »Ich weiß nicht, ob ich ihn damals ganz zu überzeugen vermocht habe« (KW X, S. 377 f.), so war für solchen Zweifel ein Vierteljahrhundert zuvor, in der Besprechung des »Loris«-Bandes von 1930, kein Raum gewesen; dort hatte er erklärt, Hofmannsthal habe sich »vor seinem Tode« von diesem Urteil »befreit«, wobei seine »entschieden abnehmende Neigung für Claudels Dichtung« mit der wachsenden »Bewunderung für den prachtvollen Schweizer« Bachofen zusammenhänge (KW VI, S. 277). Und an Hans Paeschke wird es am 13. Mai 1944 heißen: »Mir ist er <Claudel> unerträglich! […] Seitdem ich ihn kenne, seit mehr als 40 Jahren, lehne ich ihn ab. Als Schöpfer. Nicht als gescheiten Mann etc. Hofmannsthal zu meiner Ansicht zu bekehren war mir noch gelungen; er hatte eine ganz falsche Vorstellung von ihm: von seiner ›Größe‹, davon, daß da mächtige Hintergründe, besser: Mächte im Hintergrunde stünden, während man doch bei ihm aus den Worten gar nicht herauskommt.« – Zu Hofmannsthals Claudel-Lektüren und gelegentlichen Äußerungen siehe Michael Hamburger (Anm. 398), S. 65–71; Marianne Billeter-Ziegler, Hofmannsthal und Claudel (HB 17/18. 1977, S. 311–325, bes. S. 311 f.) geht auf die von Kassner genannte Vorstellung Hofmannsthals ein.

https://doi.org/10.5771/9783966216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Im Herbst dieses Jahres 1921 trägt Kassner indirekt dazu bei, daß Fürstin Marie von Thurn und Taxis Hofmannsthal um ein Geleitwort zu ihrem 1916 geschriebenen »Märchen vom Kaiser Huang-Li« bittet. Ursprünglich hatte Rilke diese Aufgabe erfüllen sollen; als aber am 11. September 1921 dessen »improvisierte Beisteuer« in Lautschin eintrifft, die er sich zwischen dem 5. und 7. September der Fürstin zuliebe abgerungen hatte,[400] ist Kassner mit dem Ergebnis »absolut nicht einverstanden« und fährt, nach Marie Taxis' anschaulicher Schilderung vom 12. September, hinein »wie ein Jupiter tonans, und hat gewettert und getobt und schließlich habe ich ihm versprechen müssen Ihnen zu schreiben«.[401] Als Rilke, erleichtert über »Kassner's großen formidablen Zorn!«, der Kritik vorbehaltlos zustimmt, aber mit allem Nachdruck betont, keine andere Einleitung schreiben zu können, wendet sich die Fürstin am 20. September an Hofmannsthal, der ihr »augenblicklich« nur sechs Tage später das kurze »Geleitwort« aus Bad Aussee zuschickt.[402]

Schon am 3. Juni 1921, kurz nach seiner Übersiedlung nach Wien, hatte Kassner Anton Kippenberg »die (sehr baldige) Fertigstellung meiner ›Grundlagen der Physiognomik‹« angezeigt und die Satzvorlage für Ende des Monats in Aussicht gestellt. Er glaubt an einen »auch buchhändlerisch Erfolg«, angesichts des »übergroßen Andrangs des Publicums zu meinem Vortrag in München, aus dem ja dieses Buch hervorgegangen ist. Der große Saal war bis auf den letzten Stehplatz gefüllt. Der Begriff ›Physiognomik‹ zieht die Menschen an. Freilich gebe ich ihnen nicht die Physiognomik, die sie erwarten. Das ist aber dann meine Sache.« Am 29. Juni geht der Insel das Manuskript der »Grundlagen« zu, von denen Kippenberg sogleich 3300 Exemplare zu drucken verspricht. Doch auch diesmal schreiten die Satzarbeiten nur stockend voran, so daß zwischen Juli und Ende Dezember aus Lautschin, Groß-Pawlowitz und schließlich wieder Wien die Fahnen ungeduldig angemahnt werden, deren Verzögerungen dem allzu knappen Vorrat der für den Druck benötigten Schrifttypen anzulasten sei. Das Buch erscheint Ende März 1922. Eines der Exemplare, welche Kassner im Vorgriff des 4. und 25. März erbeten hatte,[403] ist für Hofmannsthal bestimmt.

400 BW Rilke, S. 138–140; Rainer Maria Rilke, Sämtliche Werke. Hg. vom Rilke-Archiv. In Verbindung mit Ruth Sieber-Rilke bes. durch Ernst Zinn. Bd. VI. Frankfurt a. M. 1986, S. 1108–1110.

401 Rilke–Taxis, Briefwechsel, S. 689–692.

402 Vgl. Freunde im Gespräch, S. 136f.; Hofmannsthal an Marie Taxis, 26.9.1921 (BW Rilke, S. 141f.). – »Vom Kaiser Huang-Li | Märchen für erwachsene Kinder | von Fürstin Marie Thurn-Taxis-Hohenlohe«. Berlin 1922; Hofmannsthals – unbetiteltes – Vorwort auf S. 5–6; BW Rilke, S. 140f.; GW RA II, S. 162.

403 Unter dem letzten Datum bittet er zudem, je ein Exemplar an Elsa Bruckmann, Martin Buber, A. E. Rheinhardt – Drei Masken-Verlag München – und Hermann Graf Keyserling in Darmstadt zu schicken.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Kassner an Hofmannsthal[404]

<Ende März 1922>

Die Grundlagen | der Physiognomik
von | Rudolf Kassner
1922 | Im Insel-Verlag zu Leipzig

für Hugo von Hofmannsthal
von Rudolf Kassner

Wien im März 1922.

Wahrscheinlich wird es ihm zugeschickt oder während eines Zusammentreffens übergeben, bei dem Kassner willkommenen editorischen Rat in Sachen Johann Georg Hamann erteilt, dessen Schriften Hofmannsthal in dem von ihm vorbereiteten »Deutschen Lesebuch« vertreten wissen will.[405]

Hofmannsthal an Kassner[406]

Rodaun
Gründonnerstag
<13. April, fortgesetzt am> 1. Mai <1922>
<Donnerstag und Montag>

lieber Kassner
Sie haben ein – wenn ich es sagen darf – wunderbares Buch geschrieben, an dem ich mich umso mehr ergetze, als ich es ganz langsam abschnittweise lese, um den großen Reichtum in mich aufzunehmen. – Immer mehr bringen Sie das Ihrige ins Reine, Klare. Diese letzten, von »Zahl u.

404 FDH 1548, mit Notizen und Namenslisten von Hofmannsthals Hand auf dem hinteren Vorsatzblatt. – Jetzt: KW IV, S. 5–73.

405 BW Wiegand, S. 63 f.: 16. 4. 1922: »Mit Hamann ist es eine wahre Qual. Der Mann ist so berühmt, hat auch gewiss grosse Bedeutung für unsere Literaturentwicklung, es ist aber so unendlich schwer, etwas von ihm zu finden. Ich suchte wochenlang, endlich auf Rat Kassners, wies ich Mell auf die neue Inselausgabe«. Diese Ausgabe hatte zu den Weihnachtsgaben des Insel-Verlags gehört, für die Kassner Anton Kippenberg am 12. 1. 1922 Dank sagt: Schriften J. G. Hamanns. Ausgew. u. hg. von Karl Widmaier. Leipzig 1921, in der Reihe: Der Dom.

406 DLA: 1 Bogen, 4 beschriebene Seiten; FDH: Maschinenabschrift Gerty von Hofmannsthals (undatiert); abgedruckt in: Corona, 10. Jg., 6. Heft, 1943, S. 789 f.; Rudolf Kassner, Gedenkbuch (Anm. 55), S. 18 f. (jeweils mit irreführendem Datum); Teildruck in: J. A. Stargardt, Autographen. Katalog 651. März 1992, S. 94.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Gesicht« an, sind recht eigentlich Ihre Hauptwerke auf die von Anfang an immer hingedeutet war, man war vordem im Vorhof, noch früher im äusseren Bezirk – aber Sie haben nichts zurückzunehmen, ihr eigentümliches Werk steht bestimmt und notwendig da, es würde etwas fehlen wollte man es aus der Epoche wegdenken (von wie wenigen Hervorbringungen lässt sich das sagen!) und meinem Gefühl nach wird es sich lange erhalten. Es ist auch aus dem ganzen Menschen hervorgegangen, das lässt sich jetzt deutlicher erkennen als bei den ersten Ihrer Schritte und so verdient es alle die bescheidenen, noch unbefleckten Ehren die wir Zeitgenossen noch zu vergeben haben.

Mich hat Vieles ganz persönlich, so zu sagen, gefreut.: so die Stelle wo Sie der Dichtkunst ihren Rang zurückgeben gegenüber der Musik, und dann der schöne Absatz wo Sie der Epoche, die fast zu verwerfen Sie sich genötigt fühlen, in dem kindlichen Menschen ihren redemptor hinstellen.

Dies trifft die schönsten Begegnungen meines Lebens und die mir am meisten den Wert des Lebens ins Gefühl gebracht haben, ja deren ich mich – wenn man etwa auf seinem Todtenbett das Leben überdenkt – als Alles überglänzender Lichtquellen erinnern möchte.

– – –

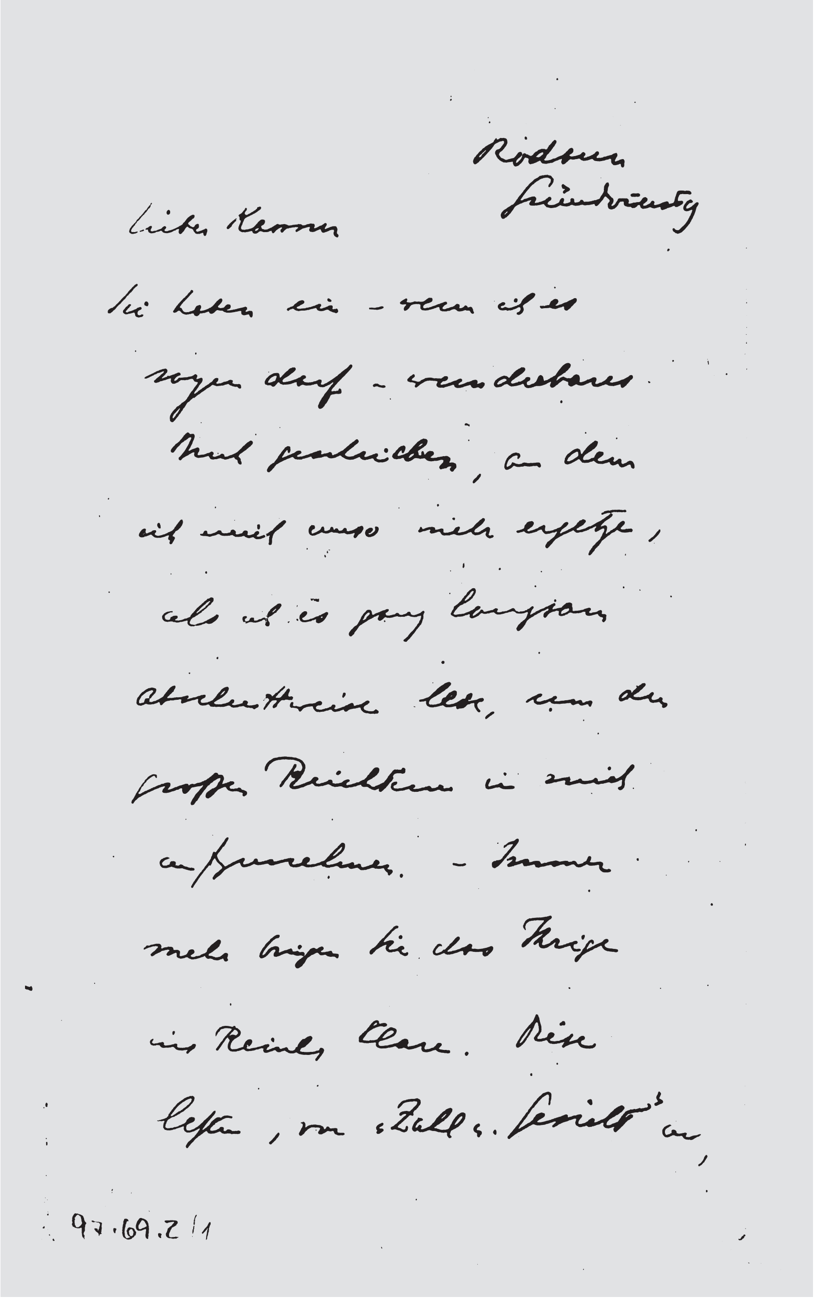
1 Mai. Ich wollte Sie nach Ostern besuchen, hörte, dass Sie abwesend waren – oder noch sind?[407]
Ich hoffe sehr, dass ich Sie bald wieder sehe.
Ihr Hofmannsthal

Hofmannsthal spielt auf folgende Stellen in Kassners Buch an: einmal, gegen Schluß des Ganzen, in Paragraph XXXIII:

»Es ist nur platt, im Spieltrieb des Tieres den Ursprung der Kunst zu sehen. Das Wort ist der Ausdruck dieses Maßes, Wort ist Maß. Die Dichtung ist darum die eigentliche Kunst des Menschen, die Kunst im Reich des Maßes. Aus diesem Gesichtspunkte ist die Ansicht, daß die Musik die Einheit aller Künste und darum auch die vollkommenste Kunst sei – eine Ansicht, der wir selbst

[407] Über diese Reise – möglicherweise während der Ostertage nach Groß-Pawlowitz – ist nichts Näheres bekannt. Am 20. April jedenfalls ist Kassner, laut einer Karte an den Insel-Verlag, wieder in Wien.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -



Rodaun
Gründonnerstag

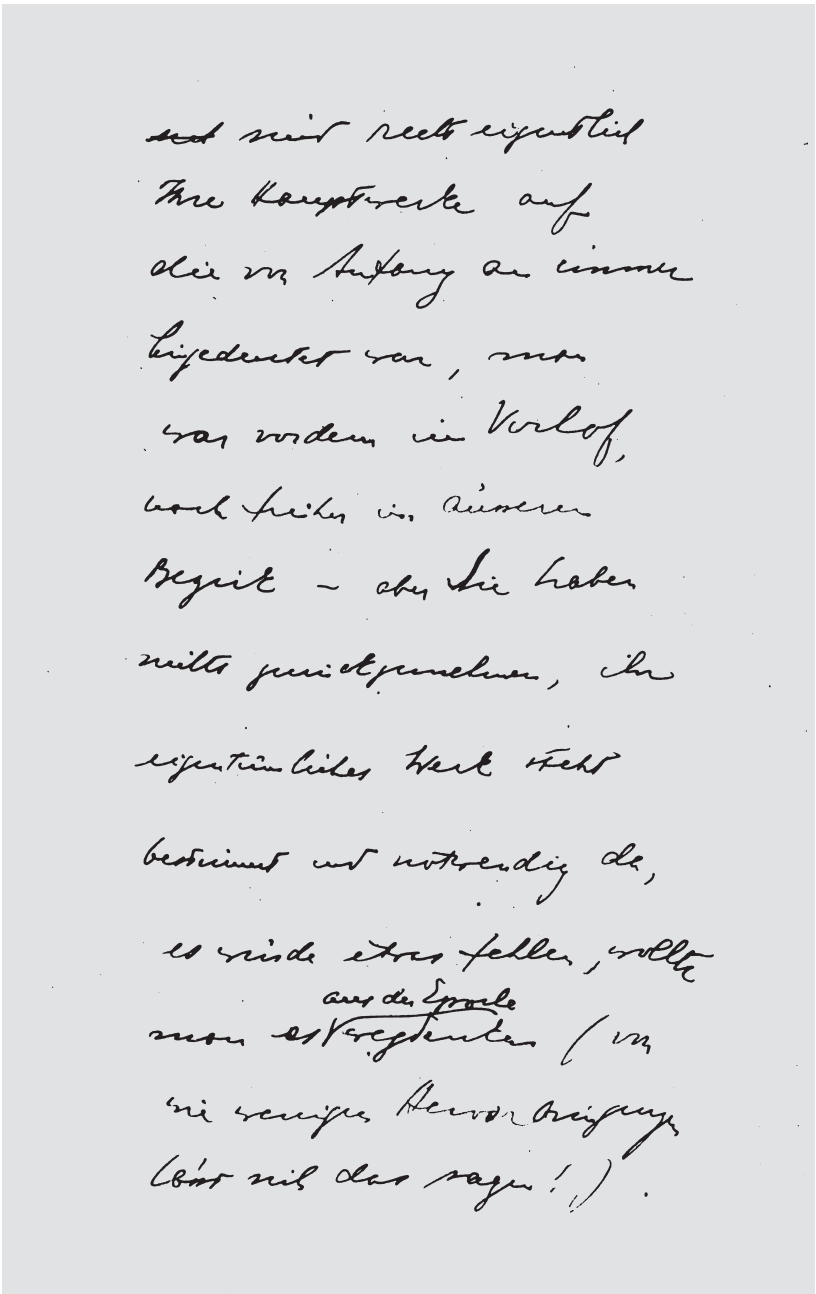
Lieber Kassner

Sie haben ein – wenn ich es sagen darf – wunderbares Buch geschrieben, an dem ich mich umso mehr ergetze, als ich es ganz langsam abschnittweise lese, um den grossen Reichtum in mich aufzunehmen. – Immer mehr bringen Sie das Ihrige ins Reine, Klare. Diese letzten, von „Zahl u. Gesicht“ an,

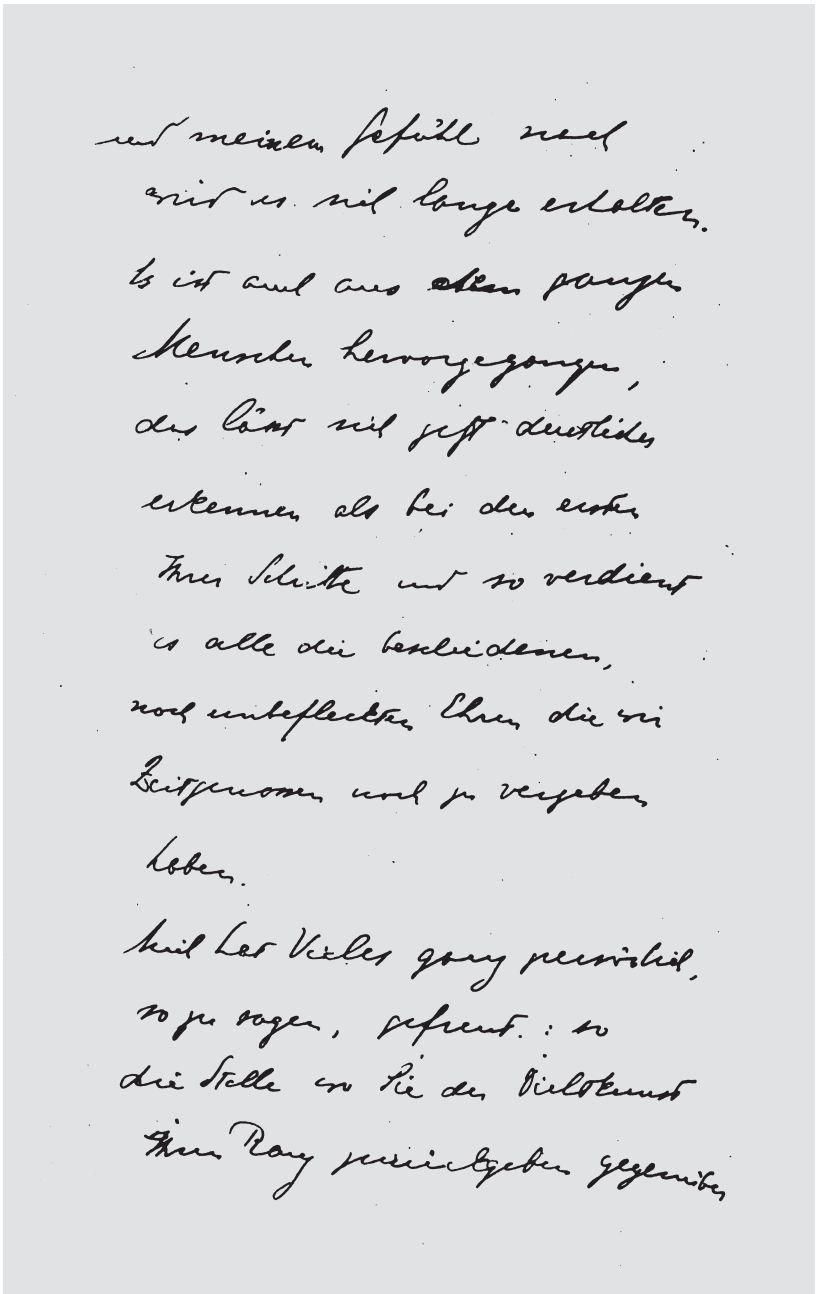
97.69.2/1

Abb. 4: Hugo von Hofmannsthal an Rudolf Kassner, Rodaun, Gründonnerstag und 1. Mai 1922 (DLA)

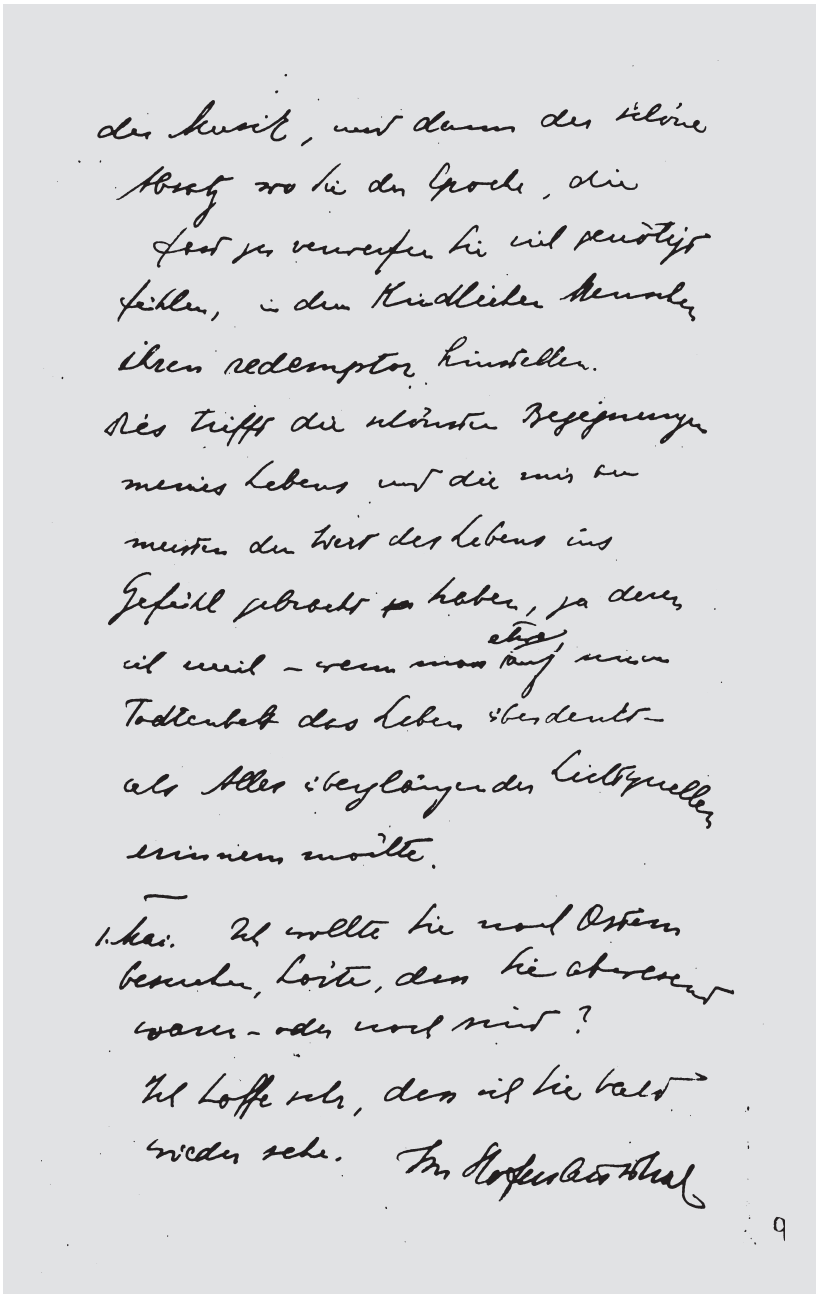
https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access - CC BY



https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -



https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -



https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

einmal gehuldigt haben[408] – nicht zu halten. Wir erklären die Dichtung für die repräsentative Kunst des Menschen.«

Und ferner in Abschnitt XXIII, der nach dem »Mann des Schicksals« und dem »mittelmäßigen Menschen« den »kindlichen Menschen« vorstellt:

»Ich will so bestimmt wie möglich sagen, was ich darunter verstehe. Der typische Mensch oder der Mensch als Typus tut alles, was er tut, zur rechten Zeit: er ist jung in der Jugend und alt im Alter, er ist tätig als Mann und beschaulich als Greis. Der kindliche Mensch, den ich meine, der heute bei allen Kulturvölkern zu finden ist und wie alles Geistige ganz sicher zuletzt auf Goethe zurückgeht, ist alt in der Jugend und jung im Alter und ist doch immer richtig, vielmehr das, was er ist, zur rechten Zeit dank seiner existentiellen Einbildungskraft. Diese Einbildungskraft ist seine Seele. Ohne sie wäre er maßlos, zerrissen und schließlich auch nur mittelmäßig. Er ist alles mögliche: krank, gesund, erotisch, Asket, Mathematiker, Dichter, Minister, Philanthrop, Feldherr, Arbeiter, Fürst, aber sein wahres Gesicht ist die Kindlichkeit. Wo die anderen, von denen die Menschheit das Heil erwartet, weil es bisher immer von dort gekommen war, versagen, dort ist er durch und durch gut. Wo die anderen alle Schauspieler sind: hart, schwer, undurchsichtig, unfrei, böse, dort ist er leicht, leuchtend und gütig. Er ist in der Tat, so wie wir ihn verstehen, der Widerpart des Schauspielers und darum die Rettung des Zeitalters.«[409]

Dieser »kindliche Mensch« hatte Hofmannsthal offenkundig an die Konzeption seines Kinderkönigs im »Turm« gemahnt, mit der er sich zu eben dieser Zeit ausgiebig befaßt.[410] Auch fließen die frischen Eindrücke der »Grundlagen«-Lektüre unmittelbar in jenen Beitrag ein, auf den Kassner anspielt, wenn er am 28. Juni 1922 Kippenberg eröffnet, Hofmannsthal habe in der amerikanischen Literaturzeitschrift »The Dial« einen Artikel über ihn veröffentlicht. Information und wohl auch Kenntnis des Geschriebenen verdankt er zweifellos Hofmannsthal

408 So schon im Erstlingswerk »Die Mystik, die Künstler und das Leben«; vor allem aber dann in der »Moral der Musik« von 1905, wo er postuliert hatte: »Und darum […] strebt jede Kunst […] zur Musik. […] Und nur, indem eine Kunst zur Musik will, strebt sie auf dem ihr einzig möglichen Wege zu sich selbst und gibt zugleich das Innerste und tut das Äusserste« (KW I, S. 718).

409 Rudolf Kassner, Die Grundlagen der Physiognomik. Leipzig 1922, S. 104 und S. 66f.: KW IV, S. 72, 47f.

410 Vgl. SW XVI.1 Dramen 14.1, S. 165; die dort angestellte Vermutung, hinter Hofmannsthals Hinweis auf »die schönsten Begegnungen meines Lebens« schwinge ein Erinnern an die Gestalt des neunzehnjährigen Alan Gardiner mit, der später die – so nicht belegbare – Behauptung aufstellen wird, seine Erscheinung habe Hofmannsthal zur Erfindung des Jugendkönigs im »Turm« angeregt, geht von der falschen Datierung des Briefes auf den »1. Mai <1923>« aus; erst drei Monate nach seinem Schreiben an Kassner, im August 1922, wird Hofmannsthal den jungen Mann in Salzburg kennenlernen (SW XVI.1 Dramen 14.1, S. 164).

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

selbst, denn der gemeinte zweite »Vienna Letter« wird, im Druck auf »September, 1922« datiert, erst am 4. Oktober 1922 veröffentlicht.[411] Man darf also davon ausgehen, daß der deutsche Text bereits vor dem 28. Juni vorliegt[412] und sich die spätere Datierung im »Dial« auf den Abschluß der – anonymen – Übersetzung bezieht.[413] Die deutsche Urfassung wird 1959 durch Herbert Steiner bekannt gemacht, und zwar in der von ihm besorgten Ausgabe der »Gesammelten Werke in Einzelausgaben«, im Band »Aufzeichnungen«:

Hugo von Hofmannsthal über Rudolf Kassner[414]

<Juni? 1922>

[…] Mit einem so großen Maß von Verkennung, als sie K. E. Neumann bei seinen Lebzeiten zuteil wurde, vermag die Ungekanntheit Rudolf Kassners nicht zu rivalisieren. Denn dieser geistreiche und originelle Philosoph – das Wort hier im weiteren Sinn genommen, so wie das 18. Jahrhundert und wie die Antike es gebrauchte – kann immerhin auf eine

411 Siehe Kassners Brief vom 17. 10. 1922: S. 117. – Vgl. das in diesen Zusammenhang gehörende aufgegebene Konvolutdeckblatt (FDH: H III 123. 42[b]; auf der Rückseite N 58 zu Hofmannsthals »Herbstmondnacht«: SW XIX Dramen 17, S. 66, datiert: »20 XI 22«) mit der Aufschrift: »IIter Brief an The Dial« und den Notizen: »Thayer: Auswahl aus Novalis / Kassner: Umriss einer universalen Physiognomik«, mit welchen Worten Hofmannsthal auf den Titel der Einleitung zu »Zahl und Gesicht« von 1919 anspielt, die unmittelbar auf die »Grundlagen der Physiognomik« vorbereitet. – Der genannte Scofield Thayer (1889–1982) ist Herausgeber des »Dial«; er hält sich Anfang der zwanziger Jahre verschiedentlich in Wien auf, wo er vor allem mit Arthur Schnitzler, aber auch mit Hofmannsthal verkehrt (vgl. Arthur Schnitzler, Tagebuch [Anm. 103] 1920–1922. Wien 1993, S. 319: 18. 6. 1922 [Begegnung mit Hofmannsthal], und passim). Auch Kassner tritt mit ihm in Kontakt und wird ihn, der im Dezember 1925 »für den Winter wieder in Wien« ist (so Arthur Schnitzler, Tagebuch [Anm. 103] 1923–1926. Wien 1995, S. 297: 7. 12. 1925), am 30. 12. 1925 Gräfin Edmée Hoyos als einen »sehr besonderen Amerikaner« vorstellen, »der sein Land flieht«.

412 Vgl. zum offenkundig ähnlichen Sachverhalt beim Ersten Wiener Brief: BW Redlich, S. 51, 209 f.

413 Vienna Letter; in: The Dial. Vol. LXXIII. Number 4. October 1922, S. 425–433. Ob Hofmannsthal diesen »Zweiten Brief aus Wien«, ebenso wie den vorausgehenden »Ersten« und die drei folgenden, selbst übertragen oder ob die englische Version ein anderer angefertigt hat (eventuell Scofield Thayer; vgl. auch Anm. 653), ist nicht bekannt (freundliche Auskunft von Dr. Jutta Rißmann, Solingen). Der »Brief« behandelt neben Kassner (a. a. O., S. 428–430) die Übertragungen buddhistischer Schriften durch Karl Eugen Neumann sowie Sigmund Freuds »Massenpsychologie und Ich-Analyse«.

414 Zweiter Brief aus Wien, in: A, S. 281–293 (zu Kassner ebd., S. 285–288); GW RA II, S. 185–196 (S. 188–192), unter dem Titel: Wiener Brief [II].

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

sehr treue, wenn auch nicht sehr breite Schar von Lesern zählen, die keines seiner Bücher ungelesen lassen würde. Es sind Bücher von einer inneren Eleganz, die in einer gewissen Weise an die Antike erinnert; lauter dünne konzise Bände, in einem scheinbar leichten und mondänen Stil geschrieben, die aber, wenn man sie ganz, d. h. bis in die Tiefe, zu lesen versteht, einen ungewöhnlichen Gehalt ergeben, und aus denen sich ein höchst konsequentes und bedeutendes Œuvre aufbaut.

Kassner debütierte vor beinahe fünfundzwanzig Jahren mit einem Band, der Essays über die englischen Dichter und Künstler des 19. Jahrhunderts enthielt. Blake, Shelley, Keats, D. G. Rossetti, Swinburne, Browning war je ein Kapitel gewidmet, eines behandelte W. Morris und E. Burne-Jones und in einem besonderen Kapitel war alles das, was der Verfasser den »Traum vom Mittelalter« nannte, vereinigt. Dieses Buch war weit mehr als eine noch so geistreiche und gründliche Monographie. Es war der Grundriß zu einer ganz neuen universalen Ästhetik, ein starkes Glied in der Kette der intereuropäischen Verständigung und wechselweisen Anziehung – das Wort nicht politisch, sondern geistig gemeint –, die das letzte Dezennium des 19. Jahrhunderts charakterisiert, und die erste Ankündigung einer neuen literarischen Persönlichkeit. Daß diese Persönlichkeit nicht leicht einzureihen und zu klassifizieren sein würde, war vom ersten Augenblick an fühlbar, und vielleicht war es diese Schwierigkeit unter anderen, welche bewirkt hat, daß Kassner bis heute, bei einer ziemlich großen Berühmtheit seines Namens, ein Schriftsteller von außerordentlicher Unpopularität geblieben ist.

Das Buch war von einer ungewöhnlichen Geistigkeit; ein typisches erstes Buch, wie es sehr junge und bedeutende Menschen schreiben; Kassner war damals nicht viel über fünfundzwanzig Jahre alt. Der Geist einiger großer Engländer, Iren und Amerikaner ist in dem Buch deutlich fühlbar:[415] der von W. Pater sowohl als der von O. Wilde; der Einfluß Emersons ist nicht zu verkennen, noch der von De Quincey und von W. S. Landor – vor allem aber, beinahe natürlicherweise, ist der von Platon fast allmächtig. Dabei aber bleibt es ein sehr persönliches Buch. Der Autor war sich mit dem Scharfblick der Jugend vollkommen klar, wie eigenartig und wie isoliert seine geistige Situation im damaligen

[415] In GW Semikolon statt Doppelpunkt.

https://doi.org/10.5771/9783966216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Mitteleuropa war. Er erkannte, daß er in *unserer* Zeit kaum an irgendeine Gruppe, an irgendeinen geistigen Typus sich vollkommen anschließen konnte. Aber er wußte auch, daß die Platonisten der antiken Welt, die Skeptiker der ausgehenden Renaissance und die Moralisten des XVIII., seine geistigen Ahnen waren, und in einer Vorrede, die heute ebenso glänzend geblieben ist als sie damals erschien, umschreibt er seine Funktion – die des »Kritikers« – und seine geistige Situation mit einer unvergleichlichen Schärfe. »Er – der ›Kritiker‹ – ist der Philosoph ohne System, der Dichter ohne Reim, der einsamste Gesellschaftsmensch, der Aristokrat ohne Wappen, der Boheme ohne Abenteuer. Er besitzt viel Liebe und wenig Macht, sehr viel Stolz und keine Diener. Er hat das feinste Gehör und vermag keine Saite zu rühren. Er weiß alles, und kann gewöhnlich nichts. Er ist tatenlos und bleibt eigentlich immer unerwidert. Ihn definiert das, was er nicht besitzt, und seine Grenzen findet er immer in andern. – Er ist ein Hamlet, dem nicht einmal ein Vater ermordet wurde. Aus seinem Glück wissen die anderen nichts zu machen; sein Schmerz erscheint ihnen nicht praktisch – er aber liebt das Leben um der Kunst anderer willen und ihre Kunst um seines eigenen Lebens willen. Ihre Gedanken und Themen sind ihm ganz gleichgiltig, er sieht nur auf ihre Spiele und Bewegungen. Die ganze Welt ist ihm eine große Form, für die er in seinen Gedanken den Inhalt bei sich führt. In seinen seligsten Augenblicken ist es ihm, als schaukeln die Lebensformen der andern auf seinen Gedanken wie Boote auf den Wellen des Meeres.«[416]

Dies war zugleich eine Selbstcharakteristik und ein Programm, die Ankündigung einer Person und die Vorwegnahme eines Werkes. Heute liegt dieses Werk vor uns, vielleicht noch nicht abgeschlossen, aber sehr organisch und sehr bedeutungsvoll. Kassner ist durchaus der Kritiker höchster Ordnung geblieben, der »platonische« Kritiker, als den er sich angekündigt hatte. Sein Ziel war, in jedem produktiven Individuum die *Identität* zu erkennen, die absolute Einheit zwischen den angewandten

[416] Die Passage ist aus Zitaten montiert, die Hofmannsthal dem Beginn des Eingangskapitels »Der Dichter und der Platoniker« in Kassners »Die Mystik, die Künstler und das Leben« (Leipzig 1900, S. 1–13: KW I, S. 9–22, bes. S. 9 f.) entnommen hat. Abgesehen von orthographischen Abweichungen, Auslassungen und Textumstellungen hat Hofmannsthal im Satz »Er ist ein Hamlet…« das von Kassner in Anführungsstriche gesetzte »talentlos« zu »tatenlos« verlesen oder verändert.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Kunstmitteln und dem innersten Kern der künstlerischen Person, oder zwischen Geist und Schicksal der historischen Person, jene Einheit, die man mit einem anderen Wort auch den Stil oder die geistige Physiognomie, oder die Chiffre eines Menschen nennen kann. Aber seine produktive Neugierde ging noch weiter. Sie richtete sich nicht nur auf die Gedichte, die Romane und die Bekenntnisse merkwürdiger Individuen, sondern auch auf die Gesichter und Gestalten, auf die Länder und auf die geistige Physiognomie der Kollektivitäten: auf das, was man Geist einer Epoche oder Geist eines Volkes nennen kann. Seine Neugierde wandte sich vom Westen nach Osten, und das kleine Buch, das er »Der indische Gedanke« betitelte,[417] ist gewiß das Subtilste und Konziseste an Erkenntnis, das ein Mitteleuropäer, und vielleicht ein Europäer überhaupt, je über indisches Geisteswesen geschrieben hat. Es ist Kassners Stärke, daß er keine Sache als ein Detail und als der Beachtung nicht wert ansieht und daß er das Heterogenste blitzartig zusammenzusehen vermag; sein bei aller Subjektivität doch bescheidener und strenger Geist gleicht hierin, wie der aller originellen Denker, dem Geist der Natur selber, die keine Haupt- und Nebensachen kennt und die Scheidung zwischen Außen und Innen verwirft. Es erscheint beinahe selbstverständlich, daß ein Mann wie Kassner am Anfang seiner Laufbahn Platon übersetzte und daß er jetzt, in seiner Reife, bei der Physiognomik landet. Der Gegenstand seiner letzten Bücher ist durchaus Physiognomik; aber keineswegs in der zugleich beschränkten und pedantischen Weise des 18. Jahrhunderts, sondern in einer Weise, die ganz nur ihm gehört und die zwischen dem Systematischen und dem Fragmentarischen oder Aphoristischen mitten inne steht. Das neueste seiner Bücher, »Die Grundlagen der Physiognomik«, enthält sehr geistreiche und tiefe Wahrheiten über Mund und Auge, über Ohr und Kinn, über den Gegensatz von Nacken und Gesicht, vom Hinten und Vorn der menschlichen Gestalt, geht von da (ohne im geringsten unvermittelte Sprünge zu machen) zu den geheimnisvolleren Begriffen der Ruhe und der Bewegung in den menschlichen Gesichtern, zum Gegensatz zwischen dem antiken und modernen Gesicht, zu den Gegensatzpaaren Schein und Wesen, Kunst und Wirklichkeit – kurz, es

[417] Siehe S. 37.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ist ihm hier die Morphologie die Schwelle, um ins Bereich der wahrhaft universalen oder philosophischen Weltbetrachtung einzutreten. – […]

Auf diesen – noch nicht publizierten – Text wird Kassner am 4. Juli zurückkommen, als Kippenberg drei Tage zuvor um den Namen eines »geeigneten Autors« für einen Essay über Kassner im »Inselschiff« gebeten hatte. Kassner nennt als mögliche Verfasser Max Mell,[418] Albrecht Schaeffer,[419] Otto von Taube,[420] »dessen Romane Hofmannsthal sehr schätzt«,[421] oder Hofmannsthal selbst; »im

[418] Mell, der am 7. 10. 1922 im Berliner Tageblatt über Kassners »Physiognomik« schreibt, wird im »Inselschiff« (VI. Jg., 1. Heft, S. 68–74) zu Weihnachten 1924 einen ersten zusammenfassenden Aufsatz »Über die Schriften Rudolf Kassners« veröffentlichen, den Kassner mit zustimmender Genugtuung entgegennimmt. Am 27. 12. 1924 bescheinigt er dem Autor: »Das, was Sie über meine Bücher geschrieben haben, ist sehr gut u. richtig und überhaupt das erste Würdige, das darüber in der Öffentlichkeit geäußert wurde. Nach so vielen Dummheiten u. Gemeinheiten. Sie sollten es (denselben Aufsatz, so wie er ist, er ist auch gut geschrieben) vor eine große Öffentlichkeit bringen. Jedenfalls danke ich Ihnen sehr dafür.« Zwei Tage später heißt es im selben Ton an Anton Kippenberg: »Mells Aufsatz ist schön u. gut. […] Und er ist bedeutend, weil er das erstemal das Ganze zusammen u. das Wichtig<e> sieht.«

[419] Albrecht Schaeffer hatte im ersten Band seines dreibändigen Romans »Helianth« (Leipzig: Insel-Verlag 1920, S. 142 ff.) Kassners Person und Denken zur Vorlage der Figur Jason al Manach genommen; vgl. Rudolf Kassner, Gedenkbuch (Anm. 55), S. 219: »Mein Zahlengedächtnis ist untrüglich […]; vielleicht auch von da her ist Albrecht Schaeffer darauf gekommen, mich als al Manach in seinen ›Helianth‹ zu übertragen.« Kassner wird das Werk allerdings erst im Juni 1924 näher kennen lernen, nachdem er es am 16. Juni von Anton Kippenberg, der es ihm »versprochen« habe, erbeten hatte.

[420] Taube hatte früh unter dem starken Einfluß von Kassners »Die Mystik, die Künstler und das Leben« gestanden, das er als Gerichtsreferendar »während Naumburger Schwurgerichtssitzungen durchgearbeitet« hatte (Otto von Taube, Wanderjahre. Stuttgart 1950, S. 229); gleichwohl blieb ihm – wie vielen anderen – »Kassners Schreibweise« insgesamt »schwer zugänglich«, während er dessen Gedanken »im mündlichen Umgang stets begriff«, da »Tonfall, Mienenspiel, Gebärde und das Unwägbare der Gegenwart« das »begriffshaltige Wort ergänzten« (Otto von Taube, Stationen auf dem Wege. Heidelberg 1969, S. 292). Er wird daher weder jetzt zur Feder greifen, noch im Herbst 1925 Kassners Ansinnen erfüllen, einen Artikel für die Berliner »Kreuzzeitung« zu schreiben (vgl. Kassner an Fürstin Herbert Bismarck, 14. 10. und 22. 11. 1925). Es werden fünf weitere Jahre vergehen, ehe er Ende 1930 mit der Besprechung des »Physiognomischen Weltbilds« eine erste Verlautbarung über Kassner vorlegt (in: Deutsche Allgemeine Zeitung, Berlin, 24. 12. 1930), denen bis 1956 vier weitere folgen werden; vgl. Otto Freiherr von Taube. Sein Werk. Eine Bibliographie zusammengestellt von Maria Taube und Richard Lemp. München 1969.

[421] Hofmannsthal hatte Taube am 12. 3. 1922 in einem ausführlichen kritisch wertenden Brief für die Zusendung des Romans »Die Löwenprankes« (Leipzig: Insel 1921) gedankt: »Ich glaube Sie haben da ein sehr schönes Buch geschrieben, […] doch wohl noch viel schöner als das frühere« (BW Taube [Anm. 158], S. 69). Er bekräftigt dies Urteil gegenüber Anton Kippenberg am 26. 11. 1922 und schreibt, er habe »inzwischen eine sich darbietende

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Nothfall« könne man auf das im »Dial« Geschriebene zurückzugreifen, »obwohl das sehr für den amerikanischen Leser berechnet ist«.

Kassner fällt es in diesen Zeitläuften anhaltend schwer, sich in die äußerlich veränderten Bedingungen des täglichen Lebens in Österreich einzufinden. Er verharrt weiter im schon 1920 beklagten Zustand des »Provisorischen« und lebt, wie er Rainer Maria Rilke am 3. Juli 1922 bekennt, »überhaupt sehr zwischen den Dingen, vielmehr zwischen möglichen anderen Zuständen, was auch einmal sein Ende finden wird.«[422] Allein die stetig vorangetriebene Arbeit am »Bau« seines Werks gilt ihm als die sein Dasein bestimmende und tragende Basis. Er bereitet die Neufassung seiner »Motive« vor – »ich will sie einfach Essays nennen«, hatte er am 12. Januar 1922 dem Verleger angekündigt –, die nur das »enthalten, was mir noch gut erschien«, ergänzt um den »Dilettantismus« so wie eine Reihe von Zeitschriften-Aufsätzen neuester Zeit. Anfang Juni liefert der Verlag die dritte Auflage der »Moral der Musik«[423] aus; sie ist gegenüber der gekürzten und von allem Anekdotischen befreiten zweiten Auflage des Jahres 1912 nur mehr geringfügig überarbeitet, so daß Kassner es offenbar nicht für geboten hält, Hofmannsthal ein Exemplar zukommen zu lassen, in dessen Bibliothek sich jedenfalls kein entsprechender Band gefunden hat.

Gelegenheit genutzt, wenigstens mit ein paar Worten auf dieses ausgezeichneten und von der breiten Öffentlichkeit verkannten Autors neuen Roman hinzuweisen« (BW Insel, S. 887). Damit spielt er an auf seinen Bücherbrief für die Berliner Wochenschrift »Das Tage-Buch« (Heft 48, 2. 12. 1922, S. 1667 f. = GW RA II, S. 508), in dem er das Werk gerühmt hatte als »fesselnd und gehaltvoll, wie schon vor Jahren des gleichen Verfassers ›Verborgener Herbst‹ <Leipzig: Insel 1913>. Beide Bücher haben Haltung: sie sind aus einer ernsten Bestimmtheit der Lebensauffassung hervorgegangen, wovon der Reflex im Leser fühlbar wird; nicht häufig läßt sich dies von deutschen Romanen aussprechen«. Den 1926 im Insel-Verlag erscheinenden Roman »Das Opferfest« wird er dann am 27. 6. 1926 »den dritten und, wie mir scheint, bedeutendsten von drei ausgezeichneten Romanen« nennen (BW Taube, Anm. 158, S. 72). Hofmannsthal, von Rudolf Alexander Schröder und möglicherweise auch von Kassner auf den jungen Dichter aufmerksam gemacht, war mit Taube im Frühjahr 1907 in brieflichen Kontakt getreten, als er Taube zur Mitarbeit am »Morgen« (s. BW Kassner I, S. 109, Anm. 406) aufgefordert und dessen Einsendung mit wohlwollend konstruktiver Kritik begleitet hatte. Anfang Juni 1908, in der Pfingstwoche, waren sich beide Männer in Rodaun »zum ersten Mal intensiv« begegnet – im Gespräch wird Kassner, der zu jener Zeit in London weilt, zu Taubes Freude von Hofmannsthal »mit hoher Schätzung« erwähnt – und hatten sich seither gelegentlich getroffen; im Herbst 1922 tritt Hofmannsthal erneut an Taube heran, um ihn als Autor für seine »Neuen Deutschen Beiträge« zu gewinnen; vgl. BW Taube (Anm. 158, S. 69 f.), sowie Otto von Taube, Begegnungen und Bilder. Hamburg 1967, S. 41–55; ders., Stationen auf dem Wege. Heidelberg 1969, S. 100, 109.

422 Freunde im Gespräch, S. 143.

423 Rudolf Kassner | Die Moral der Musik | Aus den Briefen an einen Musiker | (Motto) | Im Insel-Verlag / Leipzig | 1922. – Dritte Auflage; jetzt: KW III, S. 381–464.

https://doi.org/10.5771/9783966216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Indes widmet sich Hofmannsthal Drucklegung und Fahnen-Korrektur des »Salzburger Großen Welttheaters«, das er – nach Calderóns »El gran teatro del mundo« – seit dem Frühherbst 1919 mit Blick auf das gemeinsam mit Max Reinhardt, Richard Strauss und anderen betriebene Projekt der Salzburger Festspiele geschaffen hatte. Darüber hinaus soll es das für Mitte April oder Anfang Mai vorgesehene Erste Heft seiner »Neuen Deutschen Beiträge« eröffnen, parallel zur Buchausgabe, die der Insel-Verlag rechtzeitig vor der Salzburger Aufführung im Juli herauszubringen verspricht. Doch verzögert sich das Erscheinen beider Publikationen erheblich. Verärgert über den unerwarteten, nicht zuletzt durch »Streiks im Buchgewerbe« bedingten Aufschub,[424] beunruhigt aber auch von der im Zuge der Inflation »fast unhaltbaren oekonomischen Situation«, welche die Festspiele zu gefährden droht, war er am 17. Juni »für 4 Wochen ins Tiroler Gebirge« gefahren,[425] »um etwas Arbeit hinter mich zu bringen,[426] bevor die Salzburger Sache anfängt, die ja für mich hernehmend ist.«[427] Diese »Salzburger Sache« ist nichts anderes als die Premiere des »Großen Welttheaters«, die – mit Genehmigung des Erzbischofs Ignatius Rieder – am 12. August 1922 in der von Johann Bernhard Fischer von Erlach erbauten Salzburger Kollegienkirche stattfindet. Man hatte sich verständigt, die von Verfall bedrohte Kirche für eine notwendige Restaurierung zu sperren und die Aufführungen vor Beginn der Bauarbeiten anzusetzen. Die insgesamt acht Vorstellungen bis zum 25. August bedeuten einen großen künstlerischen wie materiellen Erfolg; die selbst in der Inflationszeit beträchtlichen Honorare und Tantiemen – Hofmannsthal spricht am 3. Juli von »10–12 Millionen <Kronen>« – stellen Reinhardt und Hofmannsthal für die Renovierung zur Verfügung.[428]

424 BW Insel, S. 872f.

425 In den Korrespondenzen dieser Wochen werden folgende Orte genannt: Iselsberg (25.6. an Christiane), Cortina d'Ampezzo (28.6. und 5.7. an Christiane bzw. Ottonie von Degenfeld und C.J. Burckhardt), Karersee bei Bozen (13. und 17.7. an Anton Kippenberg bzw. Max Mell) und schließlich Bad Aussee (31.7. an den Insel-Verlag).

426 Gemeint ist das neue Lustspiel »Der Unbestechliche«; am 26. Juni beginnt Hofmannsthal in Iselsberg mit der Niederschrift des 1. Aktes, den er in Cortina fortsetzt und in Karersee zum Abschluß bringt; »wenn ich Glück habe«, heißt es am 5. Juli aus Cortina an Ottonie von Degenfeld, »so bringe ich noch den zweiten und dritten Act unter Dach, bevor ich nach Salzburg komme« (BW Degenfeld [1986], S. 461). Die Arbeit zögert sich freilich hinaus und »entzieht« ihn sogar »den Salzburger <Welttheater->Proben« (an Yella Oppenheimer, 1.8.1922: BW Oppenheimer II, S. 101). Erst Mitte November gelingt es, das Stück soweit »zu Ende« zu führen (an Rudolf Alexander Schröder, 20.11.1922: SW XIII Dramen 11, S. 241), daß es ab Mitte Februar 1923 in intensiven Auseinandersetzungen mit dem als Protagonisten vorgesehenen Max Pallenberg endgültige Gestalt annimmt (vgl. SW XIII Dramen 11, S. 118–122). – Siehe auch S. 122f.

427 BW Insel, S. 868.

428 Vgl. SW X Dramen 8, S. 112, 116, 202, 212.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Erst kurz vor der Premiere schickt der Verlag am 31. Juli 1922 tausend Exemplare in die Festspielstadt, aus der sich Hofmannsthal nach dem überwältigenden öffentlichen Zuspruch in die Stille von Aussee zurückzieht. Am 21. August erbittet er eine Eilsendung mit 30 Exemplaren dorthin,[429] von denen er eines an Kassner sendet,[430] der es Ende September in Empfang nimmt, als er von seinen Reisen nach München, Groß-Pawlowitz und Lautschin nach Wien zurückkehrt.[431]

Hofmannsthal an Kassner[432]

<Bad Aussee, August / September 1922[433]>

Hugo von Hofmannsthal
Das | Salzburger | Grosse Welttheater
1922 | Leipzig / Im Insel-Verlag

Rudolf Kassner
freundschaftlich und
dankbar für seine Bücher

Hofmannsthal
1922

Kassners Antwort nimmt Hofmannsthal noch in Bad Aussee entgegen, das er, mit kurzen Unterbrechungen,[434] erst am 28. Oktober in Richtung Rodaun verläßt.[435]

429 BW Insel, S. 873, 874. – Der parallele Zeitschriften-Druck in: Neue Deutsche Beiträge. Erste Folge. Erstes Heft, München, S. 9–73, ist zwar im Impressum auf »Juli 1922« datiert, wird aber erst Mitte August 1922 ausgeliefert; vgl. BW Wiegand, S. 61–69.

430 Eine Notiz (FDH: H III 191.58) unter dem Rubrum »Exemplare Welttheater« nennt neben anderen auch »Kassner« als Empfänger.

431 Die Akten des Münchner Meldeamtes bestätigen Kassners Aufenthalt in München vom 7. bis. 26. Juli 1922. Von dort begibt er sich über Wien nach Lautschin, wo er seinen Aufenthalt am 16.8. zu einem vierzehntägigen Besuch in Groß-Pawlowitz unterbricht, ehe er »ende September« wieder abreist (Rilke–Taxis, Briefwechsel, S. 730).

432 Privatbesitz.

433 Das Widmungsexemplar für »Mr. Scofield Thayer / von / Hugo von Hofmannsthal« trägt die Datierung: »Bad Aussee VIII <1>922.« (Privatbesitz).

434 So reist er in den Tagen vom 14.–20. September zur Wiener Premiere seiner Bearbeitung der »Dame Kobold; vgl. Anm. 439.

435 Christiane von Hofmannsthal an den Insel-Verlag, 23.10.1922: BW Insel, S. 885.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Kassner an Hofmannsthal[436]

Wien am 17. 10. 22
<Dienstag>

Lieber Hofmannsthal!
Ihr »Welttheater«, für dessen Übersendung ich sehr danke, ist in der Anlage, in der Führung, in der Schönheit und Richtigkeit der Sprache besser als viele, als die meisten Ihrer Sachen – bis zu dem Augenblick, wo der Bettler die Axt erhebt. Hier bricht das Ganze entzwei. Es mußte brechen, weil die »Umkehr« auf der Bühne nicht möglich ist. Die Peripetie der Alten (Oedipus etwa) ist etwas ganz anderes, sie hat innerhalb der »Erscheinung«, um mich kantisch auszudrücken, statt, während die »Umkehr« die Bühne sprengt oder in die Bühne ein Loch jagt. Sie können sich der »Umkehr« gegenüber nicht als Zuschauer befinden, alles können Sie auf die Bühne bringen nur nicht das daß aus Saulus ein Paulus wird.[437] Das ist so wesentlich, daß man von hier aus eine Theorie und Ästhetik des Dramas schreiben kann. Sie haben das gefühlt, man spürt das, man sieht, wie sie Bretter und Brücken über den Abgrund werfen, aber der Abgrund bleibt. Und es ist natürlich ein vollkommener Unsinn, wenn man resp. wenn der Schalk meint, Moissis Darstellung könne oder konnte darüber hinweghelfen.[438] Kein Schauspieler kann da etwas anderes machen als – versinken. Der Fehler liegt nicht so sehr an Ihnen, an Ihrem Unvermögen wie an der Wahl des Stoffes. Wir dürfen

[436] 4 einseitig beschriebene Blätter.

[437] Mit Bezug auf die Szene der ›Wandlung‹ des Bettlers (SW X Dramen 8, S. 45 ff.) und in Anspielung auf die Bekehrung des Saulus (Apostelgeschichte 9).

[438] Hofmannsthal selbst schreibt über Alexander Moissis Verkörperung des Bettlers im III. »Wiener Brief«: »Moissi spielte den Bettler und war außerordentlich und von einer Internationalität der Gebärde, die merkwürdig zu diesem so zusammengemischten Publikum paßte, obwohl die Gestalt selbst, so international sie ihrer symbolischen Natur nach ist, doch vielleicht vertragen hätte, in einer bestimmteren Art als eine deutsche oder österreichische Gestalt gezeichnet zu werden. Aber Moissi ist seiner Herkunft nach ein Albaner, seiner Erziehung nach Italiener, seiner theatralischen Kultur nach halb Deutscher halb Russe […] – so umwehte auch seinen Bettler etwas Russisches, und das Gespenst des Bolschewismus stand sehr deutlich hinter seinen außerordentlichen, sparsamen und unvergeßlichen Gebärden, seine Stimme aber, in der ein italienisches Timbre ist, ließ ihn die Zeilen gelegentlich in einer wunderbaren Weise behandeln, die unvergleichlich passend war zu der marmornen Kirche, in der so viel vom italienischen katholischen Geist der vergangenen Jahrhunderte sich ausdrückte« (GW RA II, S. 293 f.).

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

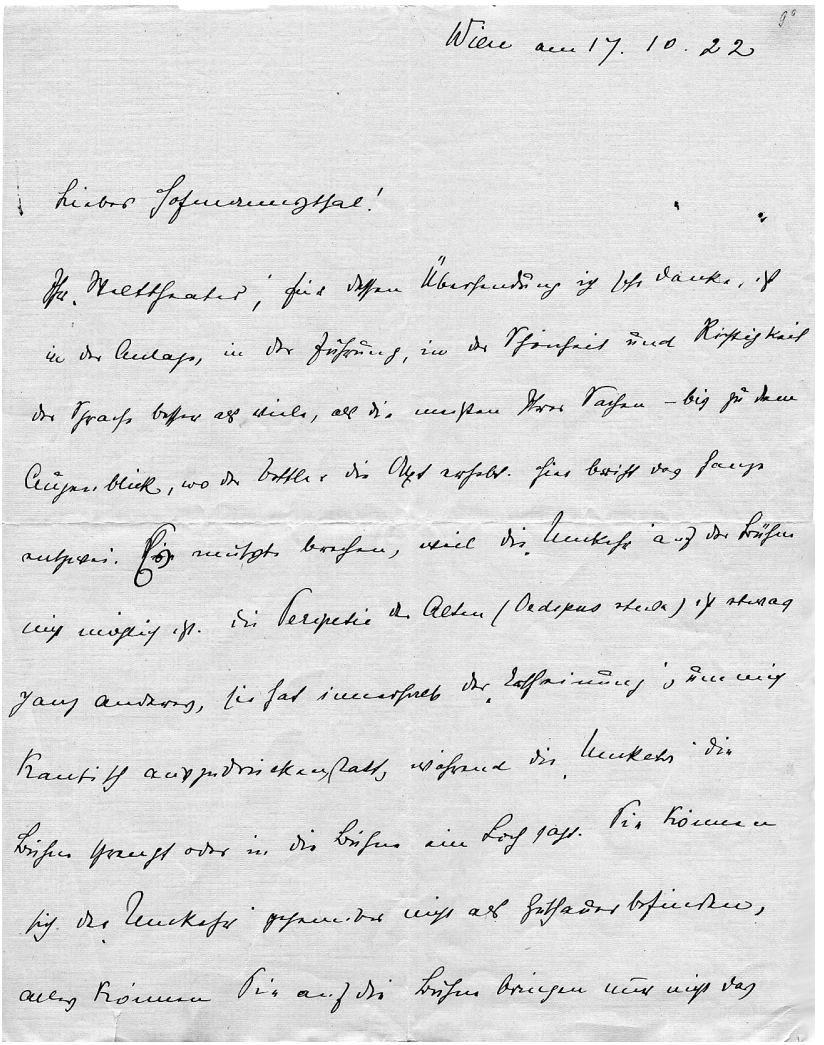
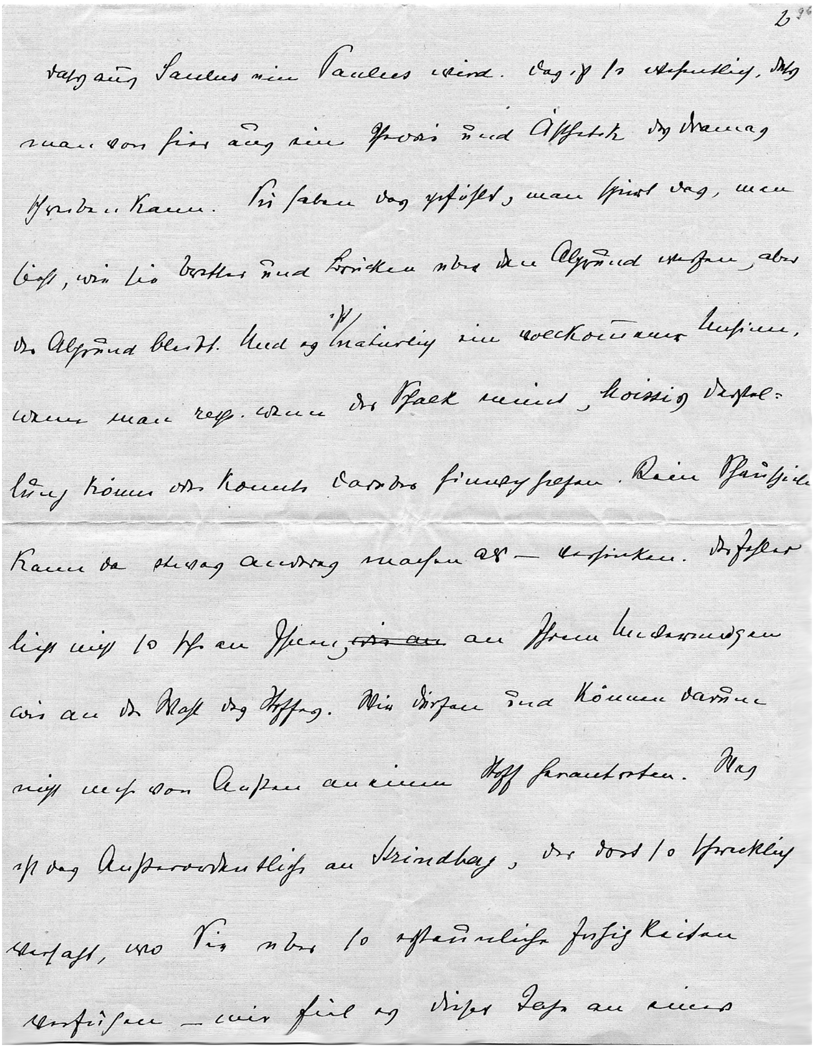
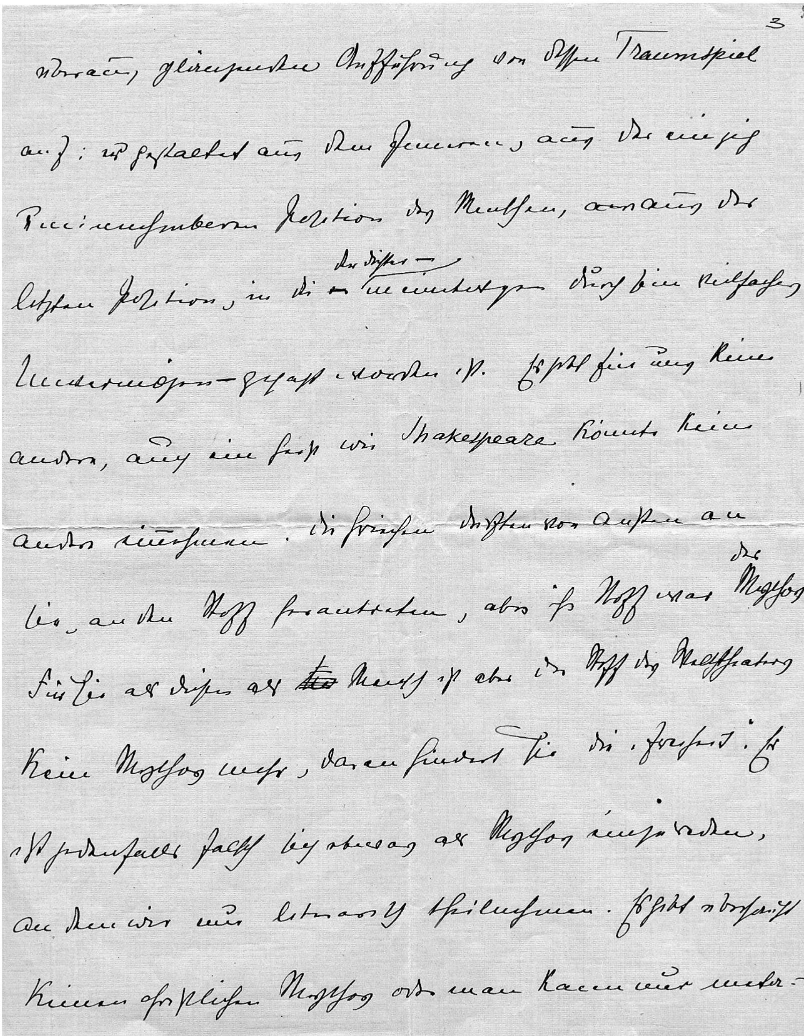


Abb. 5: Rudolf Kassner an Hugo von Hofmannsthal, Wien, 17. Oktober 1922 (FDH)

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -



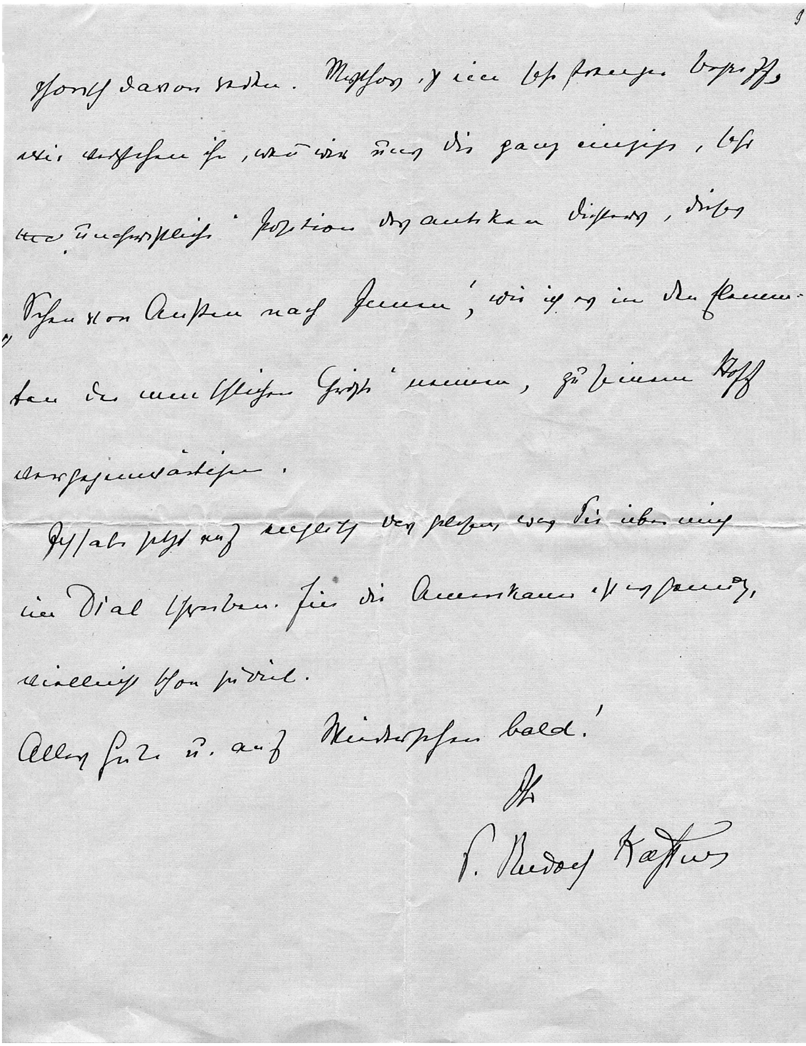
https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access - CC BY



3

neuen, glänzenden Aufführung von [illegible] Traumspiel
auf: es gestaltet aus dem Inneren, aus der einzig
[illegible] Position des Menschen, anstatt aus der
letzten Position, in die der Dichter — eingeengt durch die vielfachen
[illegible] gebracht worden ist. Es gibt für uns keine
andere, auch ein Geist wie Shakespeare könnte keine
andere einnehmen. Die früheren Dichter von außen an
bis an den Stoff herantraten, aber ihr Stoff war die Mythologie
für sie als dieser als Mensch ist aber der Stoff des Welttheaters
keine Mythologie mehr, daran findet sie die „Freiheit". Es
ist jedenfalls falsch bei [illegible] als Mythos einzuführen,
an dem wir nur literarisch teilnehmen. Es gibt überhaupt
keinen ursprünglichen Mythos oder man kann nur unter-

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access - (cc) BY



https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access - (cc) BY

und können darum nicht mehr von Außen an einen Stoff herantreten. Was ist das Außerordentliche an Strindberg, der dort so schrecklich versagt, wo Sie über so erstaunliche Fähigkeiten verfügen – mir fiel es dieser Tage an einer überaus glänzenden Aufführung von dessen Traumspiel[439] auf: er gestaltet aus dem Inneren, aus der einzig uneinnehmbaren Position des Menschen, aus der letzten Position, in die der Dichter – meinetwegen durch sein vielfaches Unvermögen – gejagt worden ist. Es gibt für uns keine andere, auch ein Geist wie Shakespeare könnte keine andere einnehmen. Die Griechen durften von außen an sie, an den Stoff herantreten, aber ihr Stoff war der Mythos. Für Sie als Dichter als Mensch ist aber der Stoff des Welttheaters kein Mythos mehr, daran hindert Sie die »Freiheit«. Es ist jedenfalls falsch sich etwas als Mythos einzureden, an dem wir nur literarisch theilnehmen. Es gibt überhaupt keinen christlichen Mythos oder man kann nur metaphorisch davon reden. Mythos ist ein sehr strenger Begriff, wir verstehen ihn, wenn wir uns die ganz einzige, sehr »unchristliche« Position des antiken Dichters, dieses »Sehen von Außen nach Innen«, wie ich es in

439 August Strindberg, Ett Drömspel. Stockholm 1902; in der Übersetzung von Kassners Studienfreund Emil Schering 1903 in München und Leipzig als 9. Band der I. Abt. von Strindbergs »Schriften« erschienen. Das Stück war am 13. Oktober im Wiener Raimund-Theater aufgeführt worden (vgl. Arthur Schnitzler, Tagebuch [Anm. 103] 1920–1922, S. 366). Auch Carl Jacob Burckhardt zeigt sich von dieser Vorstellung beeindruckt und berichtet Hofmannsthal einen Tag nach Kassners Brief, am 18.10.1922: »Dann war ich in einer ausgezeichneten Strindbergaufführung im Raimundtheater, großartige Regieleistung, in ihrer Konzentration kaum zu übertreffen«; und er fügt hinzu: »Mit Frau Lili Schalk hörte ich eine von ihrem Mann dirigierte Bruckner-Symphonie. Ich sagte zu Kassner, das Herausleuchten des Kostbaren aus dem schlichten, echten Gestein habe mich berührt wie Jean Paul« (BW Burckhardt [1991], S. 97). Zu diesem Konzert notiert Schnitzler am 15.10. im Tagebuch: »Bruckner Erste, – Beethoven, Weihe des Hauses« (a.a.O., S. 367). Ob Kassner die von Burckhardt im selben Schreiben vom 18. Oktober erwähnte Aufführung der »Dame Kobold in der Hofburg« – oder eine andere Vorstellung – besucht hat, ist nicht zu ermitteln. Hofmannsthal hatte Calderóns »La Dama Duende« schon 1918 auf Wunsch Max Reinhardts frei »für die neuere Bühne« übersetzt. Die am Wiener Burgtheater geplante Premiere mußte damals infolge des politischen Umbruchs abgesagt werden; sie findet, in Reinhardts Regie, erst am 3. April 1920 am Deutschen Theater in Berlin statt. Die erste Aufführung in Österreich, wieder unter Reinhardts Leitung, kommt am 16. September 1922 im Theater im Redoutensaal der Hofburg im Beisein Hofmannsthals zustande; vgl. SW XV Dramen 13, S. 35–154, 297–301.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

den <»>Elementen der menschlichen Größe« nenne[n],[440] zu seinem Stoff vergegenwärtigen.[441]

Ich habe jetzt auf englisch das gelesen, was Sie über mich im Dial schreiben.[442] Für die Amerikaner ist es genug, vielleicht schon zuviel.

Alles Gute u. auf Wiedersehen bald!

Ihr

D[r.] Rudolf Kassner

Aus dem Abstand von mehr als zwanzig Jahren wird sich Kassner diesen Brief ins Gedächtnis rufen und feststellen: »Was Hofmannsthal in seinen Stücken nicht gelingen wollte, ist die Peripetie, der Umsturz, die Umkehr.[443] Ich schrieb ihm das einmal, nachdem ich sein Salzburger Welttheater gelesen.« Wenn er hinzufügt: »Er nahm es gut auf, wie er überhaupt Kritik niemals abgelehnt oder übel aufgenommen hat«,[444] so darf als mittelbarer Beleg gelten, daß sich Hofmannsthal in seinem dritten »Wiener Brief« auf Kassners Argumentation und Formulierungen teilweise wörtlich beruft:

»Aber im gleichen Augenblick, wo er <der Bettler> den Arm mit der Axt hebt, lasse ich die Weisheit […] ihre Hände zum Gebet erheben […]. Was nun

440 Kassner bezieht sich auf den Schluß des Kapitels »Der Kreis« in seinen »Elementen der menschlichen Größe« (Leipzig 1911), S. 20: »Der antike Mensch – hier unterscheidet er sich vom christlichen – sieht von außen in die Welt hinein, aus einem Hellen in ein Dunkles – wie könnte er auch anders in dieser gemessenen Welt des Kosmos und der Tat als von außen nach innen sehen, nur in einer unendlichen Welt sieht der Mensch von innen –, ich sage also, der antike Mensch sieht von außen in die Welt hinein, wie Jäger und Krieger zu sehen pflegen […]«; in der zweiten Auflage: Der indische Gedanke | Von den Elementen der menschlichen Größe (Leipzig 1921) findet sich das Wort auf S. 66; jetzt KW III, S. 64.

441 Diese Erörterung des »Mythos« spielt offenbar auf jene kurzen Einleitungssätze an, in denen Hofmannsthal betont, daß »die das Ganze tragende Metapher« von Calderón »entlehnt« sei ebenso wie der »Titel dieses Spiels und die Namen der sechs Gestalten, durch welche die Menschheit vorgestellt« werde: »Diese Bestandteile aber eignen nicht dem großen katholischen Dichter als seine Erfindung, sondern gehören zu dem Schatz von Mythen und Allegorien, die das Mittelalter ausgeformt und den späteren Jahrhunderten übermacht hat« (SW, X Dramen 8, S. 7).

442 Siehe S. 103–107 mit Anm. 413.

443 Im Gedenkaufsatz des Jahres 1929 (KW IV, S. 536) heißt es in diesem Zusammenhang metaphorisch: »Um mich eines Bildes aus der Sprache der Stierfechter zu bedienen: Hofmannsthal ist in seinen Dramen der Herzstoß nicht gelungen. Er war ein außerordentlicher Banderillero und kein guter Toreador. Besonders auffallend scheint mir dieses Versagen des Herzstoßes im ›Salzburger Welttheater‹, das in der Sprache, in der Charakterisierung der einzelnen Figuren, in der Schnitzerei des umfangreichen Rahmenwerkes zum Kostbarsten gehört, das in unserer Zeit hervorgebracht wurde.«

444 KW X, S. 312.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

in ihm erfolgt, liegt allerdings außerhalb des Gebietes des eigentlich dramatisch Möglichen und konnte nicht in einem gewöhnlichen Theaterstück, sondern nur in einem Mysterium gewagt werden. Es geht etwas in ihm vor, das einem blitzschnellen trance gleicht: eine Wandlung, ein vollkommener Umschwung. Indem sie für ihn betet, läßt er die Axt sinken und fällt auf die Knie. Der trance, der ihn gefaßt hat, war so vollständig, daß er nicht mehr weiß, ob er zugeschlagen hat oder nicht. Erst die Weisheit selber und Engelsstimmen von oben müssen ihm sagen, daß er die ungeheure Tat nicht begangen hat – aber sie singen es ihm in der Form zu, daß sie ihn ahnen lassen, ebendieses Nicht-Tun sei die große entscheidende Tat seines Lebens: es sei wieder im Niederfahren eines Blitzes aus einem Saulus ein Paulus geworden.«[445]

Unter den Aufzeichnungen zum »Salzburger Großen Welttheater« hat Hofmannsthal einen mit Quellenangabe versehenen Satz aus Kassners »Zahl und Gesicht« festgehalten:

»Welttheater. / Scene des Einsiedels. / Ist nun die Einsamkeit noch ein Wert in der Welt der Individualität? An sich nicht sondern nur noch inmitten der Menschen. / R. Kassner Zahl u. Gesicht.«[446]

Zwar hat dieses Zitat aus der ersten Auflage von »Zahl und Gesicht«[447] im »Welttheater« keinen unmittelbaren Nachklang gefunden, da die in dieser frühen Entstehungsphase noch vorgesehene »Scene des Einsiedels« später nicht ausgearbeitet wird. Wie tief aber der Satz den Dichter beeindruckt hat, zeigt der Umstand, daß er ihn ins »Buch der Freunde« aufnimmt; in jenes Projekt, das er seit Juni 1919 immer wieder durchdacht hatte und das er, wie er Katharina Kippenberg am 21. Juni 1920 mitteilt, als »ein Buch größtenteils Aphorismen, Reflexionen Anekdotisches etc. […] für den Insel-Verlag zusammenzustellen im Begriff« sei.[448] Die Arbeit zieht sich – unter tätiger Mithilfe Katharina Kippenbergs – über die folgenden Jahre hin, bis Hofmannsthal schließlich Ende August 1922 ein erstes Vorausexemplar und im September die Bände der gewöhnlichen Ausgabe in Empfang nehmen kann.[449] Man wird wohl nicht fehlgehen in der

445 Vienna Letter; in: The Dial. Vol. LXXIV, Number 3. March 1923, S. 281ff.; im Druck auf »February, 1923« datiert; die deutsche Originalfassung GW RA II, S. 288f.

446 SW X Dramen 8, S. 140: N 17 (auf der Vorderseite Notizen zu »Ad me ipsum« mit der Datierung: »Neubeuern 9 VIII 21«; s. ebd., S. 119); das Zitat wird wohl unmittelbar nach der ersten Lektüre von »Zahl und Gesicht« im Zuge der ersten Genesephase des »Welttheaters« im Spätherbst 1919 niedergeschrieben.

447 Rudolf Kassner, Zahl und Gesicht. Leipzig 1919, S. 213, im 18. Abschnitt des letzten Kapitels »Das Gesicht / (Über Deutung und Deutbarkeit)«; seit der zweiten, veränderten Auflage von 1925 folgt hinter »Individualität« der Zusatz: », in der Welt der Freiheit« (KW III, S. 337).

448 BW Insel, S. 730, 770.

449 BW Insel, S. 875–878: 25.8., 31.8. und 29.9.1922.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Annahme, auch Kassner habe eines dieser Bücher erhalten, das heute als verschollen zu gelten hat.

Hofmannsthal an Kassner ?

<September/Oktober 1922?>

Hugo von Hofmannsthal
Buch der Freunde
1922 | Im Insel-Verlag zu Leipzig[450]

Denn nicht nur das namentliche Zitat aus »Zahl und Gesicht«, sondern mindestens eine weitere Eintragung dürfte Hofmannsthal dem Freund verdankt haben, nämlich den Satz aus einem Brief Gustave Flauberts »La bêtise n'est pas d'un côté et l'esprit de l'autre. C'est comme la vice et la vertu; malin qui les distingue«, den er in Kassners Baudelaire-Aufsatz »Poeta christianissimus« in den »Motiven« hatte finden können.[451] Und Kassner selbst wird sich noch nach Jahren des »herrlichen Wortes von Poussin, am Ende seines Lebens« erinnern: »Je n'ai rien négligé«, das Hofmannsthal als letztes Wort im »Buch der Freunde« »notiert« habe.[452]

Nach mancherlei Präliminarien war es Hofmannsthal gelungen, sich mit Willy Wiegand und Ludwig Wolde, den Leitern der »Bremer Presse«, über das Projekt einer eigenen Zeitschrift zu verständigen, die seit dem 1909 nur einmal erschienenen »Hesperus« zum »Lieblingsplan« seiner »reiferen Jahre« wird, den er »als das mir Liebste nächst meiner eigenen Produktion« verfolgt.[453] Ende November 1921 war er nach München gereist, um »die Zeitschriftensache endlich ins Feste zu bringen«,[454] und mit der Vorgabe zurückgekehrt, »die Arbeit für

[450] Gedruckt in einer Auflage von 800 Exemplaren, davon 50 in Leder gebunden. Das Kassner-Zitat (mit kleinen Abweichungen) ebd., S. 35: GW RA III, S. 254.

[451] Ebd., S. 46 : GW RA III, S. 261; vgl. Kassners »Motive«, S. 151: KW II, S. 145 (Quellennachweis KW III, S. 801); Hugo von Hofmannsthal, Buch der Freunde. Mit Quellennachweisen hg. von Ernst Zinn. Frankfurt a. M. 1965: Insel-Bücherei Nr. 796, S. 42, 125. Auch das englische Original des in deutscher Übersetzung (ebd., S. 58 = GW RA III, S. 269) zitierten Satzes von William Blake: »Der Weg des Übermaßes führt zum Palast der Weisheit« (»The road of excess leads to the palace of wisdom«) war Hofmannsthal gewiß spätestens aus Kassners »Mystik« (S. 24: KW I, S. 34) bekannt; vgl. »Buch der Freunde«, ed. Zinn, S. 130. Noch in Aufzeichnungen zu »Ad me ipsum« wird Hofmannsthal unter dem Stichwort »Blake« anmerken: »(siehe Kassner über Blake in dem Buch über englische Künstler)« (A, S. 223).

[452] Neue Zürcher Zeitung, 5.4.1959, Blatt 5, Sp. 7. – »Buch der Freunde« (1922), S. 104: GW RA III S. 299; ed. Zinn, S. 93 (Zitatnachweis ebd., S. 153 f.).

[453] BW Wiegand, S. 65, 67: 3.6.1922.

[454] BW Degenfeld (1986), S. 457.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

das erste Heft in Angriff zu nehmen«.[455] Allerdings verzögert sich die Auslieferung des »Schmerzenskind<s>, erstes Heft der N.D. Beiträge«[456] bis Mitte August 1922. Schon zum Zweiten Heft wird Kassner einen Aufsatz beisteuern, den Hofmannsthal am 23. November 1922 Willy Wiegand in der Gewißheit zuschickt: »somit ist Heft 2 complett«.[457] Es handelt sich um den Essay »Das Gottmenschentum und der Einzelne«, den Kassner zwei Tage später Anton Kippenberg als letztes Stück der geplanten Sammlung »Essays« ankündigt, welche die einst bei Fischer verlegten »Motive« ersetzen sollen, deren dreihundert Restexemplare er einstampfen läßt.[458]

Ehe das Heft der »Beiträge«, im Impressum auf »Februar 1923« datiert,[459] im Laufe des Monats März erscheint, kommt Kassner mit dem kränkelnden, »schlaff und verdüstert« »oft stundenlang trübsinnig« vor sich hinsehenden Hofmannsthal[460] »öfters« zusammen, der »sehr über seine <finanzielle> Lage« klagt, was Kassner freilich »wunderbar« anmutet, »da doch Strauss u. Co zu den sogenannten schweren Papieren« zählten.[461] Wenn Hofmannsthal am 21. März 1923 Marie Luise Borchardt »das zweite Heft der Zeitschrift« ankündigt und in seiner Inhaltsangabe – »ein Gedicht von Schroeder[462] […] von mir die beiden ersten Aufzüge des Trauerspiels <›Der Turm‹>, dann die Anzeige des deutschen Dante von Vossler«[463] – Kassners Anteil ausspart, schwingt möglicherweise

455 BW Wiegand, S. 57: 8.1.1922.

456 BW Wiegand, S. 68: 6.8.1922.

457 BW Wiegand, S. 72; am 26.11.1922 bestätigt Hofmannsthal: »Der Aufsatz von Kassner […] <ist> indessen in Ihren Händen«, und am 28.3.1923 schlägt er vor, »Honorare an Kassner […] direct, nach vorheriger anfragender Postkarte, auf welches Bankconto zu überweisen« (ebd., S. 73, 86).

458 Vgl. Kassner an den Insel-Verlag, 8.5.1923; Insel-Verlag an Kassner, 28.5.1923.

459 Neue Deutsche Beiträge. Unter Mitwirkung Anderer herausgegeben von Hugo von Hofmannsthal. Erste Folge. Zweites Heft; Kassners Aufsatz auf S. 105–116: KW VI, S. 213–227.

460 Hofmannsthal an C.J. Burckhardt, 12.1.1923 (BW Burckhardt [1991], S. 109); an R.A. Schröder, 29.1.1923 (Neue Rundschau 65. 1954, S. 384).

461 Kassner an Anton Kippenberg, 3. Januar 1923. »Ein paar Tage später« hört Kassner »durch Hofmannsthal« von Katharina Kippenbergs langwieriger »Erkrankung« (Kassner rückblickend an Anton Kippenberg, 24.1.1923), die Kippenberg am 8. Januar gemeldet hatte, mit dem Zusatz, Hofmannsthal habe auch bei ihm »geklagt«; damit dessen Schreiben vom 26.11.1922 zusammenfassend, das »ein Bild von der wirklich furchtbaren Situation« gegeben hatte, »in die ich, notgedrungen hier existierend und auf Mark=einkommen basiert, durch den Umsturz der valutarischen Relationen gerathen bin« (BW Insel, S. 888). Ähnlich hatte Arthur Schnitzler am 16.1.1923 erfahren, Hofmannsthal sei »durch den Marksturz in eine fast unhaltbare materielle Situation geraten« (BW Schnitzler, S. 297; vgl. BW Burckhardt [1991], S. 107; BW Degenfeld [1986], S. 462).

462 Die Heimkehr; s. Anm. 466.

463 BW Borchardt (1994), S. 315.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ein Vorbehalt gegenüber dessen Beitrag mit, der auch seine Antwortzeilen an Florens Christian Rang bestimmt, welcher sich seinerseits am 20. März 1923 kritisch zu den verschiedenen Arbeiten geäußert hatte:

»Seien Sie bedankt für Ihre aufmerksame Zusendung des 2. Heftes Ihrer ›Beiträge‹. Der schöne Band – die reiche Wahl – der – – ja darf ich sagen: der gute Inhalt? Oder muß ich nicht – um der Aufrichtigkeit unseres so langjährig still-treuen Verhältnisses willen auch Ihnen es sagen: der fast sehr gute Inhalt! ach, aber nur ›fast‹? Nämlich so will es mich bedünken […], hier fehle es an dem Kleinem, das das Große ist, an dem Pünktchen aufs I, an dem letzt-ernsten Wollen. […] Wie z. B. Kassner von Kierkegaard spricht (es ist sehr viel Richtiges in seinem Sagen), spricht er von dem Einzelnen als von einem Phänomen, einem religiösen, einem, das durchaus nicht neutral läßt, dennoch aber nicht so, daß die Qual der Vereinzelung – oder um auch in einer ›Kategorie‹ Kierkegaards zu reden –, daß die Angst dieses Glaubens zum Ausdruck gelangt, die Sich-Selb-Unmöglichkeit, der salto mortale e vitale .. das Phänomen läuft hier nur angeblich auf der ›Schneide‹,[464] deren Wort und Wesen vielmehr in eine Ebene gelegt ist. In die Welt. Ebene ohne Himmel und Hölle. […] Die Not unserer Zeit (nicht jene, von der die politischen Zeitungen faseln) schleicht unausgesprochen sich von einem Tisch des Überflusses weg. Von einem Tisch, auf dem sie sogar dargestellt wird. Und mit der Not die wahre Herrlichkeit der Erde. […].«

Hofmannsthal antwortet am 30. April 1923 in weitausholendem Bogen und bringt eine der seltenen, wenn nicht die einzige – bekannt gewordene – sanfte Einschränkung einer Arbeit Kassners zu Papier:

»[…] Lassen Sie mich nur weniges sagen – und vor allem dies: nichts in mir verschließt sich mißwillig dem Strengsten Ihrer Forderung. Was Sie aussprechen von der wahren Not der Zeit – der so anderen, als von der die Zeitungen faseln, – und jenes andere Wort von dem Tisch des Überflusses, den gerade die Bedürftigen fliehen müssen – trifft mich voll. Ich weiß was Sie meinen, und damit ist in der heutigen Verworrenheit schon etwas gewonnen, man steht doch auf gleichem Boden. Schwieriger wird es mir, mir begreiflich zu machen wie ich bei dem Beginnen, eine

[464] Anspielung auf Kassners Aussage, daß »der Einzelne als solcher ständig auf der Schneide lebt« (KW VI, S. 214).

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Zeitschrift zusammenzustellen, mich der Forderung ganz sollte unterwerfen können. – Einem Menschen wie Kassner muß ich zumuten, daß er etwas von dieser Not fühle; es kommt sein Beitrag – und völlig wie in Ihnen stellt auch in mir das beklemmende Gefühl jenes ›fast‹ Guten sich ein. Soll ich nun versuchen, ihn umzubiegen? einen Menschen von fünfzig Jahren? – Es bleibt das Andere: den Aufsatz dann abzuweisen. Das heißt: binnen kurzem das ganze Beginnen einzustellen.«[465]

Im Urteil über Rudolf Alexander Schröders »großes Gedicht in den Beiträgen«[466] ist er sich allerdings mit Kassner wieder einig. Jedenfalls »freut es« ihn, Schröder am 17. Juni 1923 sagen zu können: »das Gedicht erscheint allen reifen und des Eindrucks fähigen Menschen groß und gewaltig. Fast alle gebrauchen ganz spontan diese beiden Worte oder eines davon. Ich nenne Dir vier Männer, aus deren Mund ich dieses Urteil habe, so verschieden untereinander: Kassner (der so sparsam im Lob ist), <Walther> Brecht, Wassermann und Carl Burckhardt.«

Unterdessen hatte Hofmannsthals Lustspiel »Der Unbestechliche«, dem er sich seit Herbst 1918 in immer neuen Versuchen genähert und an dem er noch während der Probenarbeit ändernd gefeilt hatte,[467] am 16. März 1923 am Wiener Raimund-Theater mit Max Pallenberg in der Titelrolle des Theodor eine »sehr erfolgreiche«[468] Uraufführung erlebt. Daß auch Kassner dieser Premiere bzw. – wie Max Mell[469] – der Generalprobe am Donnerstag, dem 15. März, beiwohnt, bestätigt allem Anschein nach eine Visitenkarte Hofmannsthals, der, von Neubeuern zurückgekehrt, seit 1. März, fern »von <s>einer normalen Wohnung«, »ganz in der Stadt« bleibt und sich mitgestaltend an den Proben beteiligt.[470]

465 Hugo von Hofmannsthal – Florens Christian Rang, Briefwechsel 1905–1924, in: Die neue Rundschau, 70. Jg. 1959, Drittes Heft, 1959, S. 420–423. – Solche Bedenken hatten Hofmannsthal freilich nicht gehindert, sich angelegentlich um Kassners Honorar zu kümmern. Wenn er am 5. April 1923 dessen Bankverbindung übermittelt, so geschieht das offenkundig aufgrund einer vorherigen Nachfrage beim Empfänger selbst: BW Wiegand, S. 88.

466 Die Heimkehr. Ein Gedicht von Rudolf Alexander Schröder, in: Neue Deutsche Beiträge. Erste Folge. Zweites Heft, S. 7–17.

467 Vgl. BW Wiegand, S. 83: 4.3.1923.

468 BW Andrian, S. 344.

469 Vgl. Mells noch am Tag der Generalprobe niedergeschriebene Eindrücke: BW Mell, S. 179.

470 BW Wiegand, S. 84; BW Borchardt (1994), S. 314; vgl. insgesamt SW XIII Dramen 11, S. 242–248.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Hofmannsthal an Kassner[471]

<Wien, März 1923>

bittet zur Generalprobe
Hugo von Hofmannsthal
Donnerstag 11 Uhr[472]

Hinzuzunehmen ist Kassners später Brief an Carl Jacob Burckhardt vom 15. November 1958, in dem es heißt, er habe dies Stück »jetzt nach der Lectüre lieber als vor noch dreissig Jahren im Theater mit Pallenberg.« Den Text wird er nämlich erst 1956 im von Herbert Steiner besorgten Band »Lustspiele IV« der »Gesammelten Werke«[473] lesen, da sich Hofmannsthal, trotz des großen Publikumserfolgs, seinerzeit nicht hatte entschließen können, die Komödie in Buchform zu veröffentlichen.[474] Auch seine Ende 1924 bekundete Absicht, das Ganze noch einmal umzuarbeiten,[475] war nicht verwirklicht worden.

In den ersten Maitagen 1923 erscheinen Kassners »Essays«,[476] vom Autor seit Wochen ungeduldig erwartet. Am 2. Februar schon hatte er Christiane von Hofmannsthal, mit der ihn eine zunehmend tiefere väterliche Freundschaft verbindet, zugesagt: »Mein Buch bekommst Du nächstens«, und am 27. März war dem Verlag ein »Verzeichnis der Adressen« zugegangen, an die das Buch »im Auftrag des Verfassers« zu senden sei. Unter ihnen, neben Rainer Maria Rilke, Richard Beer-Hofmann, Hermann Graf Keyserling, Erich von Kahler, Martin Buber, Hugo Bruckmann, Marianne Schlesinger,[477] Lili Schalk und anderen, auch »Hugo von Hofmannsthal, Rodaun«.

Kassner an Hofmannsthal

<Mai 1923>

Rudolf Kassner
Essays
1923 | Im Insel-Verlag zu Leipzig
Aus den Jahren 1900–1922

471 DLA: Visitenkarte; einseitig beschrieben.

472 Der handschriftliche Text ist über und unter der gedruckten Namenszeile zugefügt.

473 L IV, S. 287–404; jetzt SW XIII Dramen 11, S. 5–112.

474 Der erste Akt wird in der Beilage der »Neuen Freien Presse« am 18. März 1923 publiziert und ist damit der einzige zu Hofmannsthals Lebzeiten zustande gekommene Teildruck.

475 BW Strauss (1978), S. 530: 29.11.1924.

476 Insel-Verlag an Kassner, 3.5.1923.

477 Marianne Schlesinger, geb. Geiringer, verheiratet mit Gerty von Hofmannsthals Bruder Friedrich.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Der Band, welcher bei Hofmannsthal keinen – brieflich bezeugten – Widerhall findet und der unter den Restbeständen seiner Bibliothek fehlt, enthält als veränderte und erweiterte Neufassung der »Motive« neben dem ersten richtungweisenden Kierkegaard-Aufsatz von 1906 als zweite Annäherung an den dänischen Philosophen den Essay »Das Gottmenschentum und der Einzelne« aus den »Neuen Deutschen Beiträgen«,[478] sodann den »Dilettantismus«, den Aufsatz über »Kardinal John Henry Newman«, ferner zuvor in anderen Zeitschriften gedruckte Arbeiten wie das von Hofmannsthal hochgeschätzte[479] »Griechische Gesicht« oder die Abhandlung über »Gogol« und als Erstdruck die kurze Betrachtung »Der tiefste Sinn der Dichtung (Zu Baudelaires *Fleurs du mal*.)«.[480]

Derweil Hofmannsthal, neben Überlegungen zur »Ägyptischen Helena«, die »fast mysteriöse Arbeit« am »letzten Act« des »Turms« vorantreibt, der »etwas von einem über dem Abgrund gebauten Schloß« habe,[481] verschlechtert sich Kassners Gesundheit bedenklich; »ein sehr quälendes Magenleiden«[482] erweist sich als ernster Natur. Am 15. Juni drückt Marie Taxis nach einer Begegnung in Wien ihre Besorgnis aus: Es gehe, so läßt sie Rainer Maria Rilke wissen, »zwar etwas besser, aber doch lang nicht gut; was es ist, verstehe ich nicht recht. Er sieht schlecht aus, sehr mager und muß jetzt eine Kur machen, geht in die Schweiz«.[483] In der Tat begibt er sich wenig später nach Lenzerheide und besucht zwischen dem 30. Juli und 2. August Rilke in Muzot – ein letztes Treffen mit dem Freund[484] vor dessen qualvollem Tod am 29. Dezember 1926

478 »Noten« am Schluß des Bandes (S. 208) weisen die Vorabdrucke nach; so heißt es u. a.: »*Das Gottmenschentum und der Einzelne* war in Hugo von Hofmannstahls Neuen Deutschen Beiträgen (II. Heft 1923) abgedruckt.«

479 Vgl. Hofmannsthals folgenden Brief vom 10. 2. 1924: S. 127.

480 »Dilletantismus« (KW III, S. 7–47, s. oben S. 11); »Kardinal John Henry Newman« (KW VI, S. 167–176; s. oben S. 87f.); »Das Griechische Gericht« (KW VI, S. 177–188); »Gogol« (KW VI, S. 189–212); »Der tiefste Sinn der Dichtung« (KW VI, S. 228–230).

481 Hofmannsthal an C. J. Burckhardt, 9. 8. 1923: BW Burckhardt (1991), S. 122. Er hatte die Arbeit vorübergehend »zurückdrängen« müssen »wegen des Rosencavalierfilms«, einer »rein materiellen Sache«, die freilich »Kraft und Aufmerksamkeit« fordert (so an Yella Oppenheimer, 28. 6. 1923: BW Oppenheimer II, S. 105; vgl. BW Degenfeld [1986], S. 473; BW Burckhardt [1991], S. 118). Der Vertrag mit der österreichischen PAN-Film AG wird allerdings erst im Januar 1925 geschlossen; der Stummfilm erlebt am 10. 1. 1926 in der Dresdner Oper seine Premiere, bei der Richard Strauss die Filmmusik dirigiert; die Wiener Erstaufführung findet am 30. März 1926 im Wiener Konzerthaus statt, ehe das Werk im Busch-Kino am Praterstern gezeigt wird (vgl. insgesamt Heinz Hiebler, Hugo von Hofmannsthal und die Medienkultur der Moderne. Würzburg 2003, S. 476–501). Ob Kassner diese oder eine der folgenden Vorführungen gesehen hat, ist nicht belegt.

482 Kassner an R. M. Rilke, 3. 5. 1923: Freunde im Gespräch, S. 149.

483 Rilke–Taxis, Briefwechsel, S. 764.

484 Vgl. Freunde im Gespräch, S. 150–155.

https://doi.org/10.5771/9783966216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

im Sanatorium zu Val-Mont. Kassners Befinden bessert sich dank der Kur und einem anschließenden Aufenthalt in Lautschin, so daß die Fürstin Rilke am 4. November beruhigen kann: »Kassner sehe ich oft; er ist sehr heiter, und besser mit der Gesundheit« und »arbeitet an seinen ›Physiognomien‹ hat schon 15 sagt er mir«.[485]

Zwei dieser physiognomischen Studien – »Der Verführer« und »Ein moderner Brummel« – wird Kassner unter der Überschrift »Gesichter« zu der Festschrift beisteuern, die aus Anlaß von Hofmannsthals 50. Geburtstag am 1. Februar 1924 veranstaltet wird.[486] Zu diesem Zwecke hatte sich, wie es im Einladungsschreiben Rudolf Borchardts vom Oktober 1923 heißt, »ein Kreis seiner engeren und engsten Freunde und anschliessender Verehrer in dem Plane vereinigt, diese Gelegenheit durch eine Sammelschrift – nach Art der rühmlich bekannten akademischen Festgaben – zu ehren, die von der Bremer Presse, München, gedruckt, zu einem angemessenen Preise vertrieben und in der Weise auch dem Nutzen des Gefeierten zugeführt wird, dass ihr Erlös in Gestalt einer Ehrengabe zur Verfügung gestellt werden soll.«[487] Zu den »zur Teilnahme daran förmlich und geziemend« Eingeladenen gehört auch Kassner.

Allerdings erreicht die Festschrift nicht das gewünschte Ziel. Vielmehr stürzt Borchardts einleitender »Brief«[488] den Jubilar in eine tiefe seelische Erschütterung. »Das furchtbare Phänomen des Mangels an Tact, Mangels an Gefühl

485 Rilke–Taxis, Briefwechsel, S. 779.

486 Eranos. Hugo von Hofmannsthal zum 1. Februar 1924. Verlag der Bremer Presse. München MCMXXIIII; gedruckt in 1050 Exemplaren. Kassners Skizzen auf S. 71–76; sie werden 1925 in Kassners Buch »Die Verwandlung« übernommen (S. 14–24: KW IV, S. 80–87). Ein zu postulierendes Exemplar der Festschrift aus Kassners Besitz ist bislang nicht bekannt geworden. – Vier weitere physiognomische Skizzen – auch sie Vorabdrucke aus der späteren »Verwandlung« – wird Kassner, wieder unter dem Titel »Gesichter«, der »Festgabe« zu Anton Kippenbergs 50. Geburtstag überlassen, die unter dem Titel »Navigare necesse est« am 22. Mai 1924 in 500 nicht für den Handel bestimmten Exemplaren erscheint (S. 186–188); Hofmannsthal ist wenige Seiten vorher (S. 178–179) mit einer »Erinnerung« vertreten.

487 Rudolf Borchardt an Rudolf Alexander Schröder, 22. 10. 1923: Briefwechsel II. 1919–1945. Text. In Verbindung mit dem Rudolf Borchardt-Archiv bearbeitet von Elisabetta Abbondanza. München 2001, S. 65f.

488 Rudolf Borchardt, Brief; in: Eranos, S. I–XXXV; die anschließenden Beiträge von Rudolf Borchardt, Walther Brecht, Konrad Burdach, Richard Beer-Hofmann, Rudolf Kassner, Thomas Mann, Gilbert Murray, Max Mell, Josef Nadler, Kurt Riezler, Rudolf Alexander Schröder, Karl Vossler, Jakob Wassermann, Leopold <von> Andrian sowie die Originalgraphiken von Ludwig von Hofmann, Max Liebermann und Emil Orlik sind mit arabischen Ziffern von 1–159 paginiert. Von den zur Mitarbeit Aufgeforderten – unter denen erstaunlicherweise C. J. Burckhardt und Arthur Schnitzler fehlen – haben Ernst Bertram, Benedetto Croce, Ricarda Huch, Max Reinhardt, Richard Strauss und Heinrich Wölfflin keine Texte beigesteuert.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

für das Richtige« gerade dieser Huldigung[489] hatte ihn bis ins Mark getroffen und damit die einschneidende »Eranos-Krise« zwischen beiden Freunden ausgelöst.[490] Hofmannsthals unmittelbarer Reaktion am Geburtstag wird sich Carl J. Burckhardt noch fast dreißig Jahre später vergegenwärtigen: »Ich war der einzige Gast, nur die Familie war da; H. ging in seinem weissen Salon auf und ab, weder die oesterr. Regierung, noch die Stadt Wien, noch das Dorf Rodaun hatten Notiz genommen. Hofm. öffnete den Eranosband, schaute hinein, las Borchardts erste Seiten, blieb bei der Stelle: ›Oesterreichs endliche Tuba, Du‹[491] stehen, legte den Band weg, Es fanden sich einige nicht durchaus freundliche, vielfach verlegene, auch einige rohe Artikel; man sprach ihm zu, er weigerte sich hineinzusehn; es herrschte schweres, regnerisches Wetter. […]. Bald machte er mit den um den Geburtstag sich abspielenden, kärglichen Vorgängen Schluss, ging in sein Zimmer und begann wieder zu arbeiten.«[492] Hofmannsthal selbst wird im Rückblick vom 16. September 1924 bekennen, daß der Empfang dieser Verlautbarung, »die meiner geistigen Person mehr Ehre erweist – und dies in einem zugleich liebevolleren und gewichtigeren Ton – als mir von irgendwo zukommen kann,« ihn »für Tage, für Wochen in halbe Verzweiflung« versetzt, ihn »dem physischen Erkranken sehr nahe« gebracht und »veranlasst« habe, »das Buch vor jedermann verborgen zu halten«.[493] Aus dieser Stimmung spricht auch der folgende Dankesbrief.

489 BW Degenfeld (1986), S. 486: 12.2.1924.

490 Vgl. BW Borchardt (1994), S. 330–347; Jürgen Prohl, Hugo von Hofmannsthal und Rudolf Borchardt. Studien über eine Dichterfreundschaft. Bremen 1973, S. 96–103.

491 Diese und andere Formulierungen, die Hofmannsthal am 4.2.1924 Borchardt gegenüber scharf getadelt hatte, werden im öffentlichen Druck geändert, gemäß Borchardts Verfügung, den von Hofmannsthal »modifizierten Abzug, ohne Rücksicht auf mich« zu Grunde zu legen (BW Borchardt [1994], S. 330–334; 337f.). So heißt es im »Eranos«-Druck (S. XXXII): »Endliches Klangwerden…«, in Anlehnung an Hofmannsthals Vorschlag: »das endliche Lautwerden – oder Wort-werden – das verstünde ich ganz gut«, während Borchardt selbst in »Handlungen und Abhandlungen« das Bild zu: »Endliches mündiges Mundstück…« umformt (Prosa I, S. 126).

492 Carl J. Burckhardt an Max Rychner, 11.2.1953, in: Carl J. Burckhardt – Max Rychner, Briefe 1926–1965. Hg. von Claudia Mertz-Rychner. 2. Aufl. Frankfurt a. M. 1970, S. 148. Vgl. Erika Brecht, Erinnerungen an Hugo von Hofmannsthal. Innsbruck 1946, S. 24.

493 BW Borchardt (1994), S. 345.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Rodaun
B. Wien
10 II. 24.
<Sonntag>

lieber Kassner
Sie haben für ein Buch das die Bremer Presse in der Absicht mir Freude zu bereiten, herausgegeben hat, einen überaus schönen Beitrag gegeben und ich möchte Ihnen dafür danken. Verzeihen Sie dass es nicht früher geschehen ist – ich war über die ganze Sache etwas betreten, es sind dergleichen Demonstrationen nicht nach meinem Geschmack. Sie sind in akademischen Kreisen üblich, die Übertragung auf die ganz anders geartete geistige Sphäre scheint mir nicht geschmackvoll, und das Ganze hat mich mehr beschwert als erfreut.

Aber ich habe dadurch die Freude gehabt, die ersten dieser beiden Arbeiten einer neuen Gattung von Ihrer Hand kennen zu lernen, und dieser Augenblick hat mir einen anderen von gleich starkem Vergnügen ins Gedächtnis gerufen, als ich vor ein paar Jahren in dem Jahrbuch »Ganymed« ganz unerwartet auf Ihren ausserordentlichen Aufsatz über das »griechische Gesicht« stiess.[495] Alles was Sie machen, ist sui generis, aber auch sui loci – ich meine: es behauptet sich auf dem eigenthümlichsten geistigen Platz, voll eigenthümlichsten Gepräges – und es trägt alles das Gepräge einer höchst seltenen, von einem heroischen Glanz umwitterten Persönlichkeit. Eine solche Auserwählung bezahlen Sie, wie die Welt nun einmal geordnet ist, mit einer großen Einsamkeit – auch Ihres Werkes. Aber kann diese Erkenntnis auch nur um ein Geringes die Melancholie vermehren, welche sich mit den länger werdenden Schatten des Abends über die Welt des geistigen Menschen lagert? Ich glaube, sie dürfte es nicht. Sie haben aus Ihrem kühnen und strengen Wesen einen wertenden

[494] DLA: 1 Blatt mit gedrucktem Briefkopf; beidseitig beschrieben; FDH: Maschinenabschrift Gerty von Hofmannsthals; gedruckt in: Die neue Rundschau. Jg. 59, 10. Heft. Frühjahr 1948, S. 226; Rudolf Kassner, Gedenkbuch (Anm. 55), S. 191f.; Teildruck in: J. A. Stargardt, Autographen aus allen Gebieten. Auktion 26. und 27.3.1992: Katalog 651, Nr. 264.

[495] Siehe Anm. 391. Vgl. die Auffassung des – auch mit Hofmannsthal befreundeten – Archäologen Ludwig Curtius, daß »die Deutung des griechischen Gesichts ein neues Kapitel Kunstgeschichte darstellt« (Rudolf Kassner, Gedenkbuch [Anm. 55], S. 36).

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

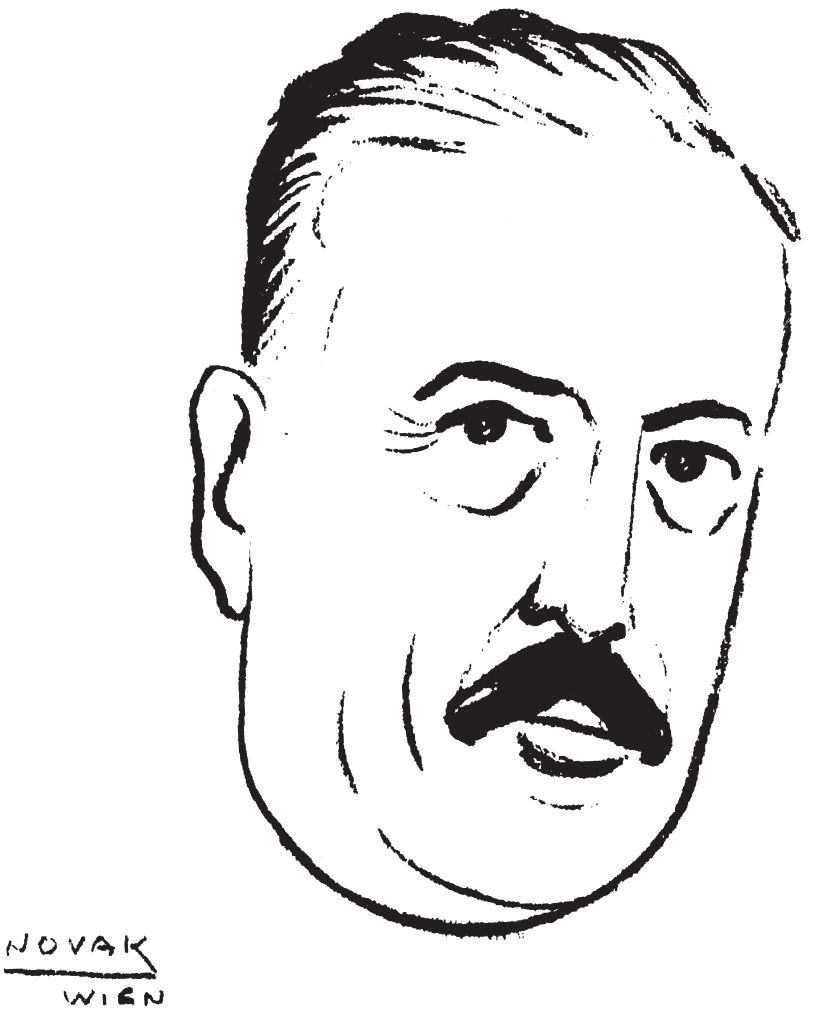


Abb. 6: Porträtzeichnung »Hugo von Hofmannsthal. Deutscher Dichter, Dramatiker, 1874–« von Novak, Wien (Privatbesitz)

https://doi.org/10.5771/9783966216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Blick auf die Welt. Weder die Seltenheit, noch das Ehrfurchtgebietende Ihrer eignen geistigen Figur kann diesem Blick entgehen, und das Übrige ist – Schein, Welt und Irrthum.

Ich danke Ihnen noch einmal für die mir erwiesene Auszeichnung.

Ihr

Hofmannsthal

PS. Ich hoffe die Karte[496] in Ihren Händen, mit der ich meldete dass F. derzeit bestimmt in London, 18 Belgrave Square

Die genannte Adresse ist die der Österreichischen Botschaft in London; von daher ist »F.« eindeutig als der gemeinsame Freund Georg von Franckenstein zu identifizieren, der zwischen 1920 und 1938 als Botschafter die Republik Österreich in der britischen Hauptstadt vertritt. Die angesprochene Karte hatte Kassner offenkundig erreicht; denn an eben diesem 10. Februar beauftragt er den Insel-Verlag, »auf meine Rechnung ein Ex. Engl Dichter[497] an Baron Georg Franckenstein, Austrian Legation, London W.C.« zu schicken.

Kassners materielle Lage verschärft sich in dieser Zeit bedrohlich. Schon drei Jahre zuvor, am 3. Juni 1921, hatte er Anton Kippenberg unterrichtet, daß er für den Wiener Rikola-Verlag Novellen von Puschkin übersetzen wolle,[498] eben weil sie ihm »ca 72.000 österreichische Kronen« einbrächten; denn »das Leben wird immer schwieriger und es liegt in der Natur meiner eigenen Sachen, daß ich aus ihnen nicht viel Profit habe.« Die Situation wird durch eine akute Lungenentzündung mit hohem Fieber verschlimmert, die, wie Fürstin Taxis am 16. Februar 1924 Rilke mitteilt, »alle sehr besorgt um ihn« gemacht habe;[499] sie schwächt ihn in solchem Maße, daß er sich als »Reconvaleszent irgendwo erholen« muß. Um seine »Papiere nicht mit Verlust verkaufen zu müssen, kratzt« er zu diesem Zwecke »Geld zusammen« und zeigt sich hocherfreut, als Kippenberg das Honorar »von 900 M (in Form von 900 Billionen)« für die kommende zweite Auflage von »Zahl und Gesicht, meinem magnum opus,« die er als nachträgliches »Geschenk zu <s>einem 50. Geburtstag« am 9. September 1923 betrachtet, im voraus zu zahlen bereit ist.[500] Doch damit sind die Sorgen

496 Nicht erhalten.

497 Siehe S. 89.

498 Der Band wird innerhalb der Reihe »Romantik der Weltliteratur« im Jahre 1923 erscheinen: Alexander Sergejewitsch Puschkin, Der Mohr des Zaren. Novellen. Übersetzt und herausgegeben von Rudolf Kaßner. Rikola Verlag, Wien, Leipzig, München. Er hat sich in Hofmannsthals Bibliothek nicht gefunden.

499 Rilke–Taxis, Briefwechsel, S. 783.

500 Kassner an Anton Kippenberg, 26.12.1923, 31.1., 10.2.1924; Insel-Verlag an Kassner, 2.1., 1.2.1924. – Diese zweite Auflage wird im Februar 1925 herauskommen, s. Anm. 537.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

nicht behoben. Im Gegenteil steigern sie sich angesichts der Inflation und Wirtschaftskrise derart, daß er sich gezwungen sieht, seinem Verleger gegenüber am 12. Juli schonungslos Bilanz zu ziehen: »Durch die Deroute in Wien, Krach der Depositenbank, Insolvenzen in der Industrie« sei er »entsetzlich heruntergekommen«, habe »44 Mill<ionen> ö<sterreichische> K<ronen> Schulden bei der Bank«, denen sein »ganzer Besitz in Effekten« in Höhe von »60 Millionen – zu Neujahr noch 250 Millionen« – gegenüberstehe. Hätte er nicht, »Gott sei Dank«, bei seiner Schwiegermutter »so billig Zimmer und Pension«, könnte er »überhaupt nicht leben«. »Bei mir geht es um die Wurst, […] genau um diese ganze kleine Lebenswurst«, lautet sein resignierendes Fazit.

Dennoch führt er sein äußeres Leben in nobler Gelassenheit fort. Er besucht nicht nur am 16. April 1924 die gefeierte Wiener Erstaufführung des »Schwierigen« in Max Reinhardts Theater in der Josefstadt,[501] sondern pflegt auch unverändert den Umgang mit Freunden und Bekannten. Gerade an jenem 12. Juli, dem Tag der Selbstoffenbarung vor Kippenberg, erzählt Christiane von Hofmannsthal in jugendlichem Überschwang Thankmar von Münchhausen von ihren Wiener Begegnungen und ruft aus: »Die größte Freude der letzten Zeit war aber wieder Kassner, was ist das für ein fabelhafter Mensch! Ich war einen Abend mit ihm zusammen bei einer Tante[502] und wir gingen abends ganz langsam nach Hause er ließ sich von Mussolini erzählen,[503] sagte ein paar schnelle Sachen über alles, fragte nach Dir – […]. Dann war er noch einmal in Rodaun, wo man aber zu sehr en famille war um auf das Richtige zu kommen. – / Ich hab mit ihm auch über l'amour v. St<endhal> gesprochen […].«[504]

501 Vgl. Christiane, Briefe, S. 154. »Der Schwierige« ist, nach Goldonis »Diener zweier Herren« am 1. und Schillers »Kabale und Liebe« am 9. April, die dritte spektakuläre Premiere, mit denen Reinhardt das renovierte und umgebaute Theater eröffnet; vgl. Anton Bauer, Gustav Kropatschek, 200 Jahre Theater in der Josefstadt 1788–1988. Wien, München 1988, S. 101f. – Die Uraufführung des »Schwierigen« vom 8. November 1922 am Münchner Residenztheater hatte unter der Regie Kurt Stielers – der übrigens schon bei der Uraufführung von »Der Tor und der Tod« im Münchner Theater am Gärtnerplatz am 13.11.1898 als »Jugendfreund« mitgewirkt hatte – einen durchschlagenden Erfolg erzielt, nicht zuletzt wegen der exemplarischen Darstellung des »Schwierigen« durch Gustav Waldau, der diese Rolle auch in Wien verkörpert.

502 Mimi Schereschewsky oder Marianne Schlesinger.

503 Christiane von Hofmannsthal war mit den Eltern vom 18. April bis 15. Mai 1924 über Venedig und Neapel nach Sizilien gereist und hatte auf der Rückfahrt allein in Rom und Florenz Station gemacht, ehe sie am 30. Mai heimkehrt (Christiane, Briefe, S. 9–16). In Palermo erlebt sie am 5. Mai den »wilden Einzug« Benito Mussolinis (1883–1945), des Duce, dessen faschistische Partei am 6. April 65% der Stimmen erhalten hatte: »die ganze Stadt war auf den Beinen es war herrlich […] ihn konnte man in dem Wirbel nicht erkennen« (ebd., S. 13).

504 Christiane, Briefe, S. 19.

https://doi.org/10.5771/9783966216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Ungeachtet solcher gesellschaftlichen Kontakte[505] bemüht Kassner sich um »Lohnarbeit«,[506] vor allem in Gestalt von Übertragungen, deren Spektrum von Napoleons »Correspondance inédite« über das zweibändige Werk »The philosophy of Plotinus« von William Ralph Inge, Dean of St. Paul's, bis zu David Garnetts 1923 erschienener Novelle »Lady into Fox« reicht; auch ein »Buch über Dostojewski« wird erwogen. Da Kippenberg sich jedoch »für Übersetzungen augenblicklich schlecht disponiert« zeigt,[507] sucht Kassner Hilfe bei Hofmannsthal, der, von eigenen »Existenzschwierigkeiten« bedrängt,[508] ihm die Übertragung zweier Abschnitte aus Aristoteles' »Nikomachischer Ethik« für die »Neuen Deutschen Beiträge« anvertraut.[509] Die Arbeit, mit der Kassner am 16. Oktober beginnt,[510] wird Hofmannsthal Willy Wiegand am 21. Oktober »für die Miscellen« des nächsten Heftes ankündigen – »Honorierung natürlich einverstanden« – und »<d>ie Stellen von Aristoteles, deutsch von Kassner« am 1. November endgültig als viertes Stück der Miscellen bestätigen, samt der fürsorgenden Bitte: »Sobald Ihnen Kassner die Übersetzung schickt, senden Sie im vielleicht ein angemessenes Honorar, nicht?«[511] Kassner selbst kündigt Wiegand am 3. November an: »Sie erhalten die Aristoteles-Übersetzung in einer Woche.«

505 Vgl. Thankmar von Münchhausen, Tagebucheinträge vom 5. und 16. 4. 1924, zit. in: Christiane, Briefe, S. 153 f. – Im Juni hält sich Kassner in Alt-Aussee, Hotel am See, auf, wo er mit Jakob Wassermann und andern Freunden zusammentrifft – Hofmannsthals »Hausstand« siedelt erst am 9. Juli nach Aussee über, und Hofmannsthal selbst reist zunächst bis Mitte Juli nach Lenzerheide –, ab Juli weilt er in Lautschin, von wo er Anfang September wegen einer Familienfeier nach Wien zurückkehrt.

506 Kassner an Anton Kippenberg, 15. 10. 1924.

507 Anton Kippenberg an Kassner, 21. 10. 1924.

508 Vgl. oben S. 120, Anm. 461; am 26. 5. 1924 teilt er Ottonie Degenfeld mit, es habe sich für ihn »alles wieder ziemlich arrangiert – (bis auf das Vermögen das natürlich verloren bleibt)« (BW Degenfeld [1986], S. 491).

509 Daß gerade die Kapitel über den Μεγαλόψυχος, den Mann von großer Seele, ausgewählt werden, ist wohl Folge einer persönlichen Lektüreerfahrung Hofmannsthals. Im August 1924 war er mit großem Interesse auf Walther Brechts Studie »Heinse und der ästhetische Immoralismus« (Berlin 1911) gestoßen (vgl. BW Burckhardt [1991], S. 143: 24. 8. 1924), in deren Anhang Auszüge aus Heinses unveröffentlichten Tagebüchern abgedruckt sind (Hofmannsthal wird daraus verschiedentlich zitieren; vgl. SW XIX Dramen 17, S. 38, 324 f.), darunter auch die entsprechenden Stellen aus Aristoteles' »Nikomachischer Ethik«. Sie wünschte Hofmannsthal offenkundig in einer guten modernen Übersetzung vorzulegen.

510 Vgl. Kassners Brief an Hofmannsthal vom 15. 10. 1924: S. 135.

511 BW Wiegand, S. 122, 126. – Die beiden – ihrer Herkunft nach nicht näher bezeichneten – Abschnitte aus Aristoteles' »Nikomachischer Ethik«, IV. Buch, Kapitel 2 und 3 (1122a 16 bis 1125a 32) werden im Januar 1925 im zweiten Heft der Zweiten Folge der »Neuen Deutschen Beiträge« gedruckt, unter der Überschrift: Aristoteles / Von der menschlichen Grosszügigkeit (S. 171–174), Von der grossen Seele (S. 175–181), am Schluß die Anmerkung: »(Übersetzt von Rudolf Kassner)«. Kassner gibt die griechischen Begriffe μεγαλοπρέπεια und

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Zuvor, am 1. Oktober 1924, hatte Hofmannsthal ein – verlorenes – Schreiben Kassners mit Gedanken zu möglichen Übersetzungen aus der griechischen Philosophie kurzerhand an Wiegand weitergegeben: »Bitte lesen Sie den inliegenden Brief von Kassner durch. Ließe sich ihm kein Auftrag in Bezug auf die griech. Philosophie geben? Er ist in einer sehr schwierigen Lage.«[512] Am selben Tag auch geht Hofmannsthals Antwort nach Schwertberg in Oberösterreich, dem Wasserschloß des Grafen Alexander (Alick) Hoyos, wo Kassner sich seit der dritten Septemberdekade aufhält.

Hofmannsthal an Kassner[513]

Bad Aussee 1. X. <1924>
<Mittwoch>

lieber Kassner
ich habe in dem von Ihnen angedeuteten Sinn an D^r^ Wiegand geschrieben (Wolde hat mit der Verlagsleitung nichts mehr zu tun[514]) ich denke das ist Ihnen lieber, als selbst schreiben zu müssen. Wiegand ist ein Mensch der immer willig ist, zu dienen und zu helfen, leider ist der ganze Verlag ein recht kleines Werkel und, soviel ich weiß, der Plan der zu übersetzenden Dinge schon stark besetzt mit Übersetzern. Aber man muss alles versuchen.

Da Sie dieser Lage gedenken in die man gerathen ist und die man vor dem Kriege nie für denkbar gehalten hätte, so muss ich leider annehmen, dass B. B.[515] sich der Gelegenheit, eine freundschaftliche Geste zu machen, entzogen hat!

μεγαλοψυχία mit »Großzügigkeit« und »große Seele« wieder. Hofmannsthal wird 1925 für die Gestalt und den Charakter seines »Kaiser Phokas« den Abschnitt »Von der grossen Seele« heranziehen und sich anhand zahlreicher ausführlicher Zitate auf Kassners Übersetzung berufen: SW XIX Dramen 17, S. 174f. (N 69–71), Nachweise ebd., S. 456f. Vgl. auch N12 zu »Essex und sein Richter« mit Hinweis auf die aristotelische Megalopsychia (SW XXXI Erfundene Gespräche und Briefe, S. 201).

512 BW Wiegand, S. 120.

513 DLA: 1 Blatt, 2 beschriebene Seiten; FDH: Maschinenabschrift Gerty von Hofmannsthals; Teildruck in: Hartung und Karl, München. Auktion 16: 18.–20. Mai 1976. Katalog, S. 342, Nr. 2393.

514 Ludwig Wolde, der sich seit Kriegsende mehr und mehr aus dem Verlag zurückgezogen hatte, war 1922 wegen eines Herzleidens, das ihm fortgesetzte Arbeit nicht erlaubte, aus dem Unternehmen ausgeschieden.

515 Gemeint ist der gemeinsame Freund Bernard Berenson (s. BW Kassner I, S. 107, Anm. 400), den Kassner vergeblich um materielle Unterstützung gebeten hatte; die Absage (siehe die in Kassners nächstem Brief zitierte englische Antwort: S. 135) trübt freilich die Be-

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Dort[516] muss es recht schön sein. Ich kenne das nördliche Ufer zu wenig. Auch Kefermarkt[517] wollte ich immer gern sehen. Je älter ich werde, desto mehr interessieren mich Gegenden. (Bei Ihnen fast umgekehrt, scheint mir.) Ich wundere mich jetzt dass ich so wenig gereist bin, als ich es materiell ganz gut konnte (1908–14.)

Grüßen Sie doch Ihren Hausherrn[518] von mir. Er ist ein Mensch, den ich nicht gut aber lang kenne. Etwas ist in ihm, das[s] immer meine Teilna<h>me angezogen hat. – Er war in diesem Winter schwer krank; ich hörte es, aber zu spät, um meinen Anteil zu zeigen, wie ich gern getan hätte: er war schon nicht mehr im Sanatorium. Einen oberflächlichen Verkehr (auch auf Grund von Sympathie u. Achtung) aufrecht halten, scheint mir in meinen Jahren nicht mehr möglich.

Leben Sie wohl und genießen so schönes Licht wie des heutigen Tages.

Gerty u. Christiane grüßen herzlich.

Ihr

Hofmannsthal

PS. Auf die Verwandlungen[519] freue ich mich. Mells Stück wird übermor-

ziehung nicht; Kassner wird über die Jahre hin weiter mit Berenson in Wien und anderenorts verkehren. Noch 1940 wird sich Berenson Kassners »Buch der Erinnerung« (Leipzig 1938) vorlesen lassen (vgl. The Letters between Bernard Berenson and Charles Henry Coster. Ed. by Giles Constable. Florence 1993, S. 151: 14. 8. 1940).

516 In Schwertberg an der Donau, Oberösterreich.

517 Markt in Oberösterreich, nördlich der Donau.

518 Alexander (gen. Alic/Alick) Graf Hoyos (1876–1937); österreichischer Diplomat, Bruder von Marguerite Gräfin Hoyos, der Gattin des Fürsten Herbert Bismarck, Kassners engster Vertrauter seit diesen Schwertberger Tagen. Hoyos war von 1908–1911 Legationssekretär in London, ab Juni 1911 im österreichisch-ungarischen Außenministerium, seit 1912 als Kabinettchef des Ministers tätig; 1917/18 k.u.k. Gesandter in Christiania (Oslo); er stand mit Hofmannsthal über die Brüder Franckenstein schon seit den neunziger Jahren in Verbindung und hatte in seiner Funktion im Außenministerium Hofmannsthals Beurlaubung vom Landsturm sowie dessen Vortragstätigkeit im Ausland unterstützt; vgl. Hofmannsthals Briefe an den Duzfreund Hoyos vom Oktober 1916: BW Redlich, S. 148–150, sowie ebd., S. 14, 48, 129, 134, 139f., 151; HJb 5, 1997, S. 40, 42. – Kassner ist der Familie Hoyos in langjähriger Freundschaft verbunden und verbringt vor dem Zweiten Weltkrieg alljährlich mehrere Spätsommerwochen auf Schloß Schwertberg. Er wird – als Dank für die Schwertberger Aufenthalte – »Graf Alexander Hoyos« den Essay »Der Sinn und die Eigenschaften« in der »Verwandlung« zueignen (s. Anm. 524, 538), vgl. Kassners folgenden Brief an Hofmannsthal.

519 »Die Verwandlung« hatte Kassner offenbar in seinem Brief als nächstes Werk angekündigt; das Manuskript war dem Verlag am 7. September 1924 zugegangen.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

gen in Wien gespielt; er führt selbst die Regie. Das ist ein Erlebnis einer bestimmten Sphäre, u. ihm, wie ein Brief bezeugt, geht es sehr nahe.[520]

Kassner an Hofmannsthal[521]

Wien IV. Tilgnerstr. 3[522]
15. 10. 24.

Lieber Hofmannsthal!
Ich hätte ihnen schon früher für Ihren frdl. Brief gedankt, aber ich habe auf einen Brief von Wiegand gewartet, der indessen nicht kam. Wahrscheinlich hat er nichts, so daß ich es mit anderen Verlagen werde versuchen müssen.[523]

Ich habe eben einen Essay »Über den Sinn« als Nachwort der Verwandlung vollendet. Er ist mein letztes Wort einstweilen in der Physiognomik u. mir ist da ein »Zusammensehen« gelungen, auf das ich immer wartete u. zu dem zu kommen ich nicht immer Hoffnung hegen zu dürfen meinte.[524] Der Essay ist vom Umfang des griech. Gesichtes. Wollen Sie ihn für ihre Zeitschrift haben? Ich frage Sie zuerst, weil Ihre

520 Der von Hofmannsthal angeführte Brief Mells ist nicht erhalten. Mells »Apostelspiel« war im Juli 1923 neben dem Abdruck in den »Neuen Deutschen Beiträgen« (Erste Folge, Drittes Heft, S. 7–55) gleichzeitig als Handpressendruck der Bremer Presse erschienen. Zur erfolgreichen Premiere am Theater in der Josefstadt am 3. Oktober 1924 schickt Hofmannsthal ein Glückwunschtelegramm an den Autor, der seinerseits am 8. Oktober unterstreicht: »Das Erlebnis dieser Aufführung war einfach wundervoll und ich bin glücklich, daß es mir gegönnt war. Die vier Darsteller <Helene Thimig, Hermann Thimig, Karl Götz und Oskar Homolka>, denen ich es unmittelbar verdanke, übertrafen einander an Hingabe, Ernst, Verständnis und Freudigkeit; die Arbeit mit ihnen hat etwas mächtig Anziehendes für mich gehabt« (BW Mell, S. 187). Kassner wird, augenscheinlich durch Hofmannsthals Erwähnung erinnert, in einem undatierten Brief aus Schwertberg Mell sein Bedauern ausdrücken, daß er an der Premiere nicht habe teilnehmen können, und versprechen, die nächste Aufführung zu besuchen.

521 1 Blatt, beidseitig beschrieben.

522 Kassner war am 6. Oktober von Schwertberg nach Wien zurückgekehrt.

523 Siehe dazu S. 140.

524 Ähnlich schreibt Kassner in einem fragmentarischen Brief an Alexander Hoyos vom 17. 10. 1924 (Bismarck-Archiv, Friedrichsruh): »Ich habe heute mein Nachwort fertig. Hier ist mir ein so enges Zusammensehen u. Zusammenbringen meiner beiden Welten gelungen, wie ich es nie hoffen zu dürfen wagte.«

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Zeitschrift sich ammeisten dazu eignet. Nur müßten Sie ihn in der nächsten Nummer bringen können, da das Buch bald, so im Jannuar, erscheinen soll. Ich kann ja den Aristoteles, an den ich morgen gehe, im selben Hefte bringen.[525]

Hoyos ist wohl ein ein wenig oder wenn Sie wollen sehr dilettantischer Mensch u. sein Dilettantisches ist zudem nicht einmal von der fruchtbaren Art, aber ihm eignet eine gewisse aloofness,[526] wie sie Österreicher nur bei hohen Graden von Geistigkeit u. da nicht immer »aufbringen«. Das ist englisch u. mir sehr angenehm. Überhaupt freue ich mich, durch ihn u. vor allem durch seine Frau für den Augenblick in zwei Länder und Menschenthümer geistig Zutritt zu haben, die mir früher sehr geläufig waren u. seit langem u. für die nächste Zeit verschlossen sind.[527]

Von B.B. kam seinerzeit das, was er the anavoidable[528] refusal nannte.

Christiane soll nicht versäumen mich zu besuchen.[529]

Alles Gute. Rud. Kassner.

Wohl ohne von Kassners Enttäuschung zu wissen, stellt Wiegand in der folgenden Woche verschiedene Möglichkeiten zur Diskussion, die Hofmannsthal am 21. Oktober referierend zusammenfaßt: »Pascal-Kassner ein guter Gedanke. Aristoteles wäre noch weit besser!« Im Anschluß daran, gewiß auch eingedenk der Klage Kassners, erinnert er den Verleger am 23. Oktober: »Wegen Kassners Wunsch, eventuell übersetzen zu dürfen, ist mir Ihre frdl. Antwort auch noch

525 Hofmannsthal muß den Essay für seine Zeitschrift unverzüglich – möglicherweise aus Platzgründen – abgelehnt haben; denn schon am 25. Oktober bestätigt Efraim Frisch, der Herausgeber des »Neuen Merkur« in München, er werde den Beitrag gerne bringen und ohne Säumen in Druck geben. Der Text erscheint dort im Januar 1925: Der Sinn und die Eigenschaft | Von Rudolf Kassner; in: Der Neue Merkur. Monatshefte. 8. Jg., 1. Band, Oktober 1924–März 1925, S. 303–317, jetzt: KW IV, S. 125–143.

526 Zurückhaltung.

527 Gemeint sind England und Frankreich; denn Alexander Hoyos ist vonseiten seiner Mutter Alice, geb. Whitehead (1851–1936), Tochter des Reeders und Fabrikanten Robert Whitehead, englischer, seine Frau, Gräfin Edmée (1892–1945), als Tochter des Henry Marquis de Loys-Chandieu und der Agnes Gräfin Pourtalès, französischer Abstammung.

528 So in HS, statt: »unavoidable«.

529 Am 3. Dezember 1924 wird Christiane von Hofmannsthal berichten: »Eine einzige Freude hatte ich in diesen eher grauen Tagen nämlich Kassner, der mich ganz spontan anrief und fragte ob er mich <in Rodaun, die Eltern waren noch in Aussee> besuchen könnte, wo er dann sehr nett war. Auch gestern traf ich ihn ich einem Konzert wo ich dann bei ihm saß. Ich freu mich so sehr, daß er so lieb zu mir ist« (Christiane, Briefe, S. 29).

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ausstehend.« Wiegands umgehende, anscheinend ausführliche Erwiderung kommentiert Hofmannsthal am 1. November: »<F>ür die Güte und zartfühlende Freundlichkeit, die sich in Ihrem Telegramm und Brief kundgibt und die Sie wiederum mir in der Behandlung des Kassnerschen Anliegens bezeigen, bin ich Ihnen, wie oft für Ähnliches, aufs neue herzlich dankbar«; und er fährt fort: »Den Gedanken, Kassner einstweilen (bevor Sie sich mit Borchardt über die griechischen Philosophen verständigen können[530]) eine Übersetzung aus dem Französischen oder Englischen in Auftrag zu geben, finde ich ebenso glücklich als freundlich. Er wird gewiss selbst gerne Vorschläge machen; wenn Sie dann diese hierher an mich zur Mitberathung leiten wollen, ist es mir sehr lieb. Weiterhin würde ich es auch sachlich (selbst als Leser, ja vor allem als solcher) höchst erwünscht finden wenn Sie Borchardts Einwilligung dazu erreichten, dass ihm <sc. Kassner> beispielsweise eine Auswahl aus den Hauptwerken des Aristoteles übertragen würde. Ich fühle es voraus, dass diesem Philosophen ein erneuter Anteil seitens unserer Welt, der ihm durch mehrere Generationen entfremdet war, wird zugewandt werden. Borchardt kann ja doch nicht alles selber machen, und dies wird überdies Kassner besser machen, als er es könnte.«[531]

Anders als solche Übersetzungen aus dem Griechischen, von denen im Verkehr mit der »Bremer Presse« künftig nicht mehr die Rede sein wird, nimmt der Plan, Pascals »Pensées« ins Deutsche zu bringen, feste Gestalt an. Wiegands – nicht überlieferten – Vorschlag begrüßt Kassner am 3. November: »Die Übersetzung der Pensées ist mir durchaus sympathisch u. ich werde mich in ein paar Tagen daranmachen, da ich dieser Tage mit meinem Buch[532] fertig werde.« Am 25. November läßt Kassner Fürstin Herbert Bismarck wissen, er werde mit der übernommenen Arbeit »kaum vor ½ Jahr fertig, weil Pascal gut, sehr gut übersetzt sein will«. Auch bei einer Begegnung mit Hofmannsthal in dessen Stadtwohnung in der Stallburggasse gehört der Franzose zu den Gesprächsthemen, und Kassner sagt, wie Christiane sich erinnert, »ein paar geschwinde Sachen über Pascal, die sehr schön waren«.[533] Zwei Tage nach diesem Besuch, am 7. Dezember 1924, bricht Kassner nach Italien auf, das er zusammen mit Fürstin Taxis bis zum 16. Januar 1925 bereisen wird. Fürst Alexander beabsichtigte, in Afrika auf Großwildjagd zu gehen, und hatte Kassner gebeten, an seiner Stelle die Fürstin nach Rom zu begleiten. Diese Vereinbarung – der Fürst ersetzt Kassner sämtliche Kosten – bleibt Marie Taxis streng verborgen; sie erfährt von Kassner nur: »Eben war der Fürst bei mir um Abschied zu nehmen. Ich war

530 Borchardts Korrespondenz mit Wiegand (vgl. Rudolf Borchardt, Briefe 1924–1930. Bearb. von Gerhard Schuster. München 1995) enthält keine solche Absprachen. In der Bremer Presse veröffentlicht er aus der antiken Literatur nur »Tacitus: Deutschland« (1922) und »Altionische Götterlieder« (1924).

531 BW Wiegand, S. 123, 125f.

532 »Die Verwandlung«.

533 Christiane, Briefe, S. 31: 12.12.1924.

https://doi.org/10.5771/9783966216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

tief gerührt diesem von mir überaus geliebten Menschen für so lange Zeit u. in ein so fernes Land Adieu sagen zu müssen u. weiß im Innersten, daß er heil u. gesund zurückkehren wird. Oh er verdient die große Freude, die er über dem Ganzen empfindet, freuen wir uns mit ihm!« Und er fügt hinzu: »In aller Eile: Ich fahre also nach Rom u. wenn Sie mir es erlauben, fahre ich mit Ihnen resp. schließe ich mich Ihnen an. Ein sehr glänzendes Honorar für eine Übersetzung ermöglichen mir den Spaß. Wie sehr ich mich freue, kann ich Ihnen nicht sagen, Sie werden es sehen, wenn Sie mich dort sehen. Zehn Jahre war ich nicht dort, zehn Jahre war ich nirgends, vor zehn Jahren habe ich auf einem Spaziergang im Borghese das Werk angefangen, das jetzt in drei Bänden vollendet[534] liegt.«

Aus Italien zurückgekehrt – den römischen Wochen hatte sich ein kurzer Besuch in Neapel angeschlossen – versichert Kassner am 26. Januar 1925 Willy Wiegand, er glaube, mit der Pascal-Übertragung »in 3 Monaten fertig« zu sein. In diesem Sinne versenkt er sich tief in das Werk. »Ich sehe Kassner oft – er hat Pascal übersetzt und arbeitet viel – ist dabei guter Dinge«, berichtet Marie Taxis am 24. Februar.[535] Die Arbeit »beschäftigt« ihn »stark«[536] und gilt ihm vorderhand als wichtigste Aufgabe, die für andere literarische Unternehmungen keinen Raum läßt. Am 31. März eröffnet er dem Verleger Wiegand: »Ich habe ¾ der Pensées fertig, es bleibt noch das letzte Viertel Lection IX–XIV. Darin scheint mir mindestens ⅔ unübersetzbar keineswegs wegen Tiefsinnes oder aus sprachlichen Gründen, sondern weil es sehr platt, aus Citaten der Propheten bestehend, reine Theologie (und auch als solche in ihrer Abruptheit für den Leser ebenso unverständlich wie uninteressant) ist. Wenn Sie sich die Ausgabe ausleihen können, so schauen Sie sich es bitte einmal an. Ich kann mir kaum einen Menschen vorstellen, der das Meiste (einiges freilich ist sehr schön u. wichtig) auch nur durchzulesen vermöchte. Auch vom rein theologischen Standpunkt hat es gar kein<en> Werth. Es darf freilich in einer Gesamtaus-

534 Gemeint sind die drei ›physiognomischen‹ Werke: »Zahl und Gesicht«, »Die Grundlagen der Physiognomik« und »Die Verwandlung«.

535 Rilke–Taxis, Briefwechsel, S. 826.

536 Kassner an Fürstin Herbert Bismarck, 26.3.1925; schon am 3.2. hatte er ihr bekannt, er habe »viel zu thun durch die Pascal-Übersetzung«. Dennoch bleibt Zeit, sich die Neuinszenierung des »Sommernachtstraums« anzusehen, die Max Reinhardt am 4. Februar 1925 im Theater in der Josefstadt mit großem Erfolg auf die Bühne bringt (vgl. Anton Bauer, Gustav Kropatschek, 200 Jahre Theater in der Josefstadt 1788–1988. Wien, München 1988, S. 103). Ob Kassner ebenso wie Schnitzler und Hofmannsthal an der Premiere teilnimmt (vgl. Arthur Schnitzler, Tagebuch [Anm. 103] 1923–1926. Wien 1995, S. 226: »Hugo neben mir«), ist nicht zu belegen; jedenfalls wird er Max Mell gegenüber am 16. Februar seinen zwiespältigen Eindruck in die knappen Worte fassen: »Sommernachtstraum mit Helene Thimig war unangenehm«; sie spielte den Puck und war, wie Alfred Polgar notierte, »ein Kobold in Moll, schwer-übermütig«, und »übte Schabernack als Pflicht« (Alfred Polgar, Kleine Schriften. Band 6: Theater II. Reinbek 1986, S. 203).

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

gabe nicht fehlen, aber in einer Übersetzung scheint es mir sinnlos, weil auch das Unbedeutende an sich (wobei ich an das für uns völlig Unwichtige gar nicht denke) zu stark zu Tage träte. Wie denken Sie also darüber? Als Schluß des Ganzen möchte ich Noten u. Anmerkungen zu einzelnen ›Gedanken‹, die sind unentbehrlich u. dann möchte ich ein Nachwort schreiben. Der Band wird sehr stattlich werden, da ja diese Neue Zusammenfassung der Pensées viel umfangreicher ist als die alte. Bitte sehr bald um Antwort.« Wie immer sie ausgefallen sein mag – Kassner schickt am 27. Mai den »1 Theil des Pascal Ms. recomm<andiert> an den Verlag ab«.

In Rom hatte er die Korrekturen für »die druckreife Revision« der »Verwandlung« besorgt und sie im letzten Dezemberdrittel des Vorjahrs 1924 dem Verlag übermittelt. Doch werden seine hochgespannten Erwartungen erneut auf eine harte Probe gestellt. Das Buch, seit Januar mehrfach angekündigt, erscheint schließlich Mitte März 1925. Vorangegangen war ihm in der ersten Februarhälfte die »zweite, veränderte Auflage« von »Zahl und Gesicht«,[537] so daß Kassners Dank am 24. März der »Ausstattung der beiden Bücher« gilt, »die so schön wie im Frieden« sei. Er nutzt die nächste Gelegenheit, um Hofmannsthal die schon seit langem zugesagte – im Druck »Rainer Maria Rilke gewidmet<e>« – »Verwandlung« zu überreichen.

Kassner an Hofmannsthal[538]

<Wien, April 1925>

Rudolf Kassner
Die Verwandlung
Physiognomische Studien

1925 | Im Insel-Verlag · Leipzig

für Hugo von Hofmannsthal
von Rudolf Kassner

Wien im April 1925.

537 Rudolf Kassner | Zahl und Gesicht | Nebst einer Einleitung: | Der Umriss einer universalen Physiognomik | (Motto) | 1925 | Im Insel-Verlag zu Leipzig. In Hofmannsthals Bibliothek nicht vorhanden.

538 FDH 3142; jetzt: KW IV, S. 75–143; das Buch enthält 34 »physiognomische Studien« und das »Nachwort«: »Der Sinn und die Eigenschaften«.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Hofmannsthal nimmt diese Zueignung in der zweiten Aprilhälfte entgegen, als er von einer mehrwöchigen Reise heimkehrt,[539] die ihn ab 18. Februar über Paris und Marseille nach Nordafrika geführt hatte, um, zusammen mit Paul Zifferer und dessen Frau, »in einer sehr angenehmen Weise Marokko, Algier u. Tunis« zu besuchen.[540] Zurück in Rodaun, bekennt er enttäuscht, bisher »von niemandem ein Wort« über den »Turm vernommen« zu haben,[541] jenes Werk, dem er »fünf Jahre lang« seine »wesentlicheren Anstrengungen widmete«[542] und das er im letzten Oktoberdrittel des Jahres 1924 hatte vollenden können. Dessen Dritter bis Fünfter Akt waren in der zweiten Februardekade 1925 – genau zwei Jahre nach Erscheinen der beiden ersten Aufzüge – in den »Neuen Deutschen Beiträgen« veröffentlicht worden.[543] Auch von Kassner ist keine briefliche Bekundung überliefert,[544] weder zum Zeitschriftendruck, noch zur »ersten Buchausgabe«,[545] die, wie das Impressum angibt, »in zweihundertundsechzig numerierten und von Hugo von Hofmannsthal signierten Exemplaren auf der Handpresse gedruckt«,[546] im August 1925 ausgeliefert wird; und zwar in einer

539 Vgl. BW Burckhardt (1991), S. 163, 168f., 170: 30.1., 15.3. und 3.4.1925.

540 BW Wiegand, S. 129: 6.2.1925.

541 Hofmannsthal an R. A. Schröder, 29. April 1925: SW XVI.1 Dramen 14.1, S. 500.

542 Hofmannsthal an Thomas Mann, 11.1.1925: Fischer-Almanach 82, 1968, S. 25.

543 Der Turm. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Hugo von Hofmannsthal, in: Neue Deutsche Beiträge. Erste Folge. Zweites Heft. Februar 1923, S. 18–91 (I. und II. Aufzug); Zweite Folge. Zweites Heft. Januar 1925, S. 9–98 (III. bis V. Aufzug): SW XVI.1 Dramen 14.1, S. 5–139. Vgl. Wiegand an Hofmannsthal, 11.2.1925: SW XVI.1 Dramen 14.1, S. 499.

544 Daß er das Drama gleichwohl »kennt« – vermutlich aus den »Beiträgen« –, bezeugt sein auf S. 157 zitierter Brief an Marguerite di Bassiano vom 1.2.1928 zur Neufassung von 1927. – Zwanzig Jahre später, im Gedenkaufsatz von 1946, bemerkt er, seinen Deutungsansatz des »Traumhaften« bei Hofmannsthal unterstreichend: »Hofmannsthal schrieb also Dinge für die Bühne und dann welche für sich, die aber nicht bekennerhaft, sondern traumhaft waren, und zwar von echter eingeborener Traumhaftigkeit, wie das genannte Romanfragment <›Andreas‹>, das eben darum gar nicht vollendet werden konnte. Damit gehört er dem zwanzigsten Jahrhundert an, das sich im Traum, durch ihn bekennt. […] In seinem letzten Stück, ›Der Turm‹, sieht es so aus, als ob er beides zusammenfassen wollte: die Bühne und das, was ich das Traumhafte nenne. Viele sehen darin einen Gipfel der Gestaltung; mir scheint es nicht ganz erweckt zu sein. Er selber hat daran mehr gehangen als an andern Produkten seines Geistes, wie eine Mutter oft an einem kranken Kind mehr hängt als an den gesunden« (KW X, S. 311f.). Schon am 8. Dezember 1942 hatte er dem italienischen Hofmannsthal-Interpreten Alessandro Pellegrini bedeutet, er teile nicht dessen Bewunderung für den »Turm«, »der wohl ein todtgeborener Prinz, aber immerhin todtgeboren ist«, wobei er auch diesmal den »Andreas« als »etwas ganz und gar Wunderbares« daneben stellt.

545 Ein Widmungsexemplar war nicht zu ermitteln.

546 Der Turm. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Hugo von Hofmannsthal. Verlag der Bremer Presse, München 1925: SW XVI.2 Dramen 14.2, S. 7–123.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

bereits substantiell überarbeiteten Fassung, die gegenüber dem Erstdruck in den »Beiträgen« energische, »vielleicht sogar zu scharfe« Kürzungen aufweist.[547]

Im Oktober des Vorjahres hatte Kassner, angesichts einer vorerst ausbleibenden Antwort der Bremer Presse, andere Möglichkeiten erkundet und war Ende Dezember/Anfang Januar von Italien aus an Emil Alphons Rheinhardt herangetreten, der 1920 als Lektor des Drei Masken Verlags sein kleines Buch über Kardinal Newman veröffentlicht hatte.[548] Allerdings war vorderhand ein greifbarer Erfolg ausgeblieben, wie die enttäuschte Bemerkung an Christiane von Hofmannsthal vom 10. Februar 1925 zeigt: »Reinhardt hat mir auf meinem Brief von Rom nicht geantwortet. Das ist überaus unmanierlich bis unanständig.« Wenig später aber betraut Rheinhardt, der seit 1924 im Leipziger Paul List-Verlag die Reihe »Epikon. Eine Sammlung klassischer Romane« herausgibt,[549] Kassner mit dem Einleitungsessay zu einer deutschen Ausgabe von Gogols »Toten Seelen« – so wie Hofmannsthal Ende 1924 ein Nachwort zu Stifters »Nachsommer« beigesteuert hatte, das, nach Vorabdrucken, 1925 in den Epikon-Band aufgenommen wird.[550]

Der entsprechende Gogol-Band mit Kassners Beitrag ist in Hofmannsthals Bibliothek – freilich ohne Zueignung oder Lesespur – erhalten geblieben. Da-

547 Vgl. Hofmannsthal an R. A. Schröder, 29. 6. 1925, in: Corona X, Heft 6 (1943), S. 798: SW XVI. 1 Dramen 14. 1, S. 143; SW XVI. 2 Dramen 14. 2, S. 423. – Um die gültige Fassung wird Hofmannsthal bis zum Spätherbst 1927 ringen; noch die letzte – dritte – Druckfassung, die 1927 bei S. Fischer erscheint (jetzt: SW XVI. 2 Dramen 14. 2, S. 124–220), wird er, wie Varianten aus dem Nachlaß zeigen (SW XVI. 2 Dramen 14. 2, S. 221–228; 251–255), einer strengen Durchsicht unterziehen.

548 Vgl. S. 87f.

549 Vgl. zu diesem Unternehmen Thomas Manns wohlwollenden, auf »September 1925« datierten Bericht in den – parallel zu Hofmannsthals »Vienna Letters« konzipierten – »German Letters« für die Zeitschrift »The Dial«. Im Sechsten dieser Briefe kommt er auf die »im Erscheinen begriffen<e> Bücherreihe« zu sprechen: »betitelt ›Epikon‹, eine Sammlung klassischer Romane‹, bestehend aus dreißig Werken der Weltliteratur, ein wahres episches Pantheon also. [...] Die Auswahl, getroffen von einem jungen österreichischen Dichter namens E. A. Rheinhardt, ist vortrefflich. [...] Die Übersetzer sind sorgfältig gewählt […] Schriftsteller vom Range eines Gerhart Hauptmann, Hermann Hesse, Hugo von Hofmannsthal, Rudolf Kaßner [..] haben sich in den Dienst der Sache gestellt, indem sie die einzelnen Werke mit Vor- oder Nachworten versehen [...]« (German Letters VI, in: The Dial. Jg. 79, Nr. 4, Oktober 1925: Thomas Mann, Gesammelte Werke in dreizehn Bänden. Bd. XIII: Nachträge. Frankfurt a. M. 1974, S. 312f.; vgl. auch ebd., S. 410).

550 Stifters »Nachsommer«. Von Hugo von Hofmannsthal, in: Neue Freie Presse, Wien, 25. 12. 1914; Der Nachsommer. Eine Erzählung von Adalbert Stifter. Mit einem Nachwort von Hugo von Hofmannsthal. »Epikon« Eine Sammlung klassischer Romane. Leipzig (1925), S. 907–916: GW RA II, S. 220–227.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

her muß offen bleiben, ob er im Auftrag Kassners oder aber eigenständig vom Verlag versandt wurde.

Die Toten Seelen
Von | Nikolaj Gogol
Deutsch von Xaver Graf Schaffgotsch
Mit einem Nachwort von Rudolf Kassner
Paul List Verlag Leipzig
»Epikon« | Eine Sammlung klassischer Romane
Herausgegeben von E. A. Rheinhardt[551]

Im Anschluß an das Gogol-Nachwort wird Kassner mit der Übersetzung des »Tristram Shandy« von Lawrence Sterne beauftragt,[552] dem großen Roman jenes bewunderten Autors, den er – neben Pascal und Kierkegaard – zu seinen ausgewiesenen und vielfach beschworenen »geistigen Ahnen« zählt. Sobald die deutsche Fassung der »Pensées« im Juni 1925 abgeschlossen ist – Christiane von Hofmannsthal empfindet ihn in dieser Zeit bei verschiedenen Begegnungen als »sehr lieb und beinahe still und menschlich für seine Verhältnisse«[553] – nimmt Kassner sich der neuen Aufgabe an,[554] legt sie aber ohne Zögern beiseite, als sich ihm, während dreier »wunderbarer« Wochen in Salegg in Südtirol auf langen Spaziergängen ein »neues Buch«,[555] genauer gesagt, das Gespräch »Christus und die Weltseele«, erschließt, das er im August und September auf Schloß Laut-

551 FDH 6014. Kassners »Nachwort« findet sich auf S. 535–545; es wird 1928 in gründlich überarbeiteter und stellenweise gekürzter Fassung unter dem Titel »Zu Gogols ›Toten Seelen‹« aufgenommen in Kassners »Narciss oder Mythos und Einbildungskraft« (s. S. 160), in dieser Form jetzt: KW IV, S. 266–275.

552 Schon in den Verlagsanzeigen am Ende der »Toten Seelen« wird »Sterne, Tristram Shandy« unter den »weiteren vorgesehenen Bänden« angekündigt.

553 Christiane, Briefe, S. 58 f.: 21. 6. 1925. Hofmannsthal hält sich währenddessen von Ende August bis 6. Dezember auf dem Ramgut auf.

554 Kassner wird die Übertragung knapp ein Jahr später am 17. April 1926 abschließen. In den folgenden Jahren wird sie in Mitteilungen des List-Verlags als »in Vorbereitung« angekündigt, aber erst 1937 von der Deutschen Buchgemeinschaft im Rahmen der vom List-Verlag übernommenen »Epikon«-Reihe veröffentlicht: Das Leben und die Ansichten Tristram Shandys von Laurence Sterne. Deutsch von Rudolf Kassner. Deutsche Buch-Gemeinschaft GmbH Berlin (zu den Einzelheiten vgl. KW IV, S. 628–630). Das gleichzeitig mit der Übersetzung vereinbarte Nachwort (zuerst in: Frankfurter Zeitung, 11. 11. 1926) wird 1928 in den Band »Narciss oder Mythos und Einbildungskraft« (s. S. 160) aufgenommen: KW IV, S. 251–265. Für die Buchausgabe von 1937 wird Kassner ein neues »Geleitwort« verfassen: KW VI, S. 409–415.

555 Kassner an Gräfin Edmée Hoyos, 18. 7. 1925; ähnlich am Vortag an Fürstin Herbert Bismarck.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

schin vollendet, und um das sich 1927 »Die Mythen der Seele« gruppieren werden.[556] Die »Pensées« ruhen derweil beim Verlag, ohne daß Kassner ahnte, was Christiane von Hofmannsthal weiß, als sie ihn »äußerst munter« im Oktober in Salzburg trifft; nämlich, »daß die ›Bremer Presse‹ ihm seine Pascalübersetzung als unbrauchbar zurück senden wird«.[557] Die Arbeit wird nie veröffentlicht;[558] in Kassners Nachlaß haben sich keinerlei Spuren erhalten. Als einzig greifbare Frucht der monatelangen Beschäftigung erscheint im Mai 1925 der als Nachwort konzipierte Essay über Pascal.[559]

Auch Hofmannsthal, der Ende Mai und Anfang Juni in Paris und London gewesen war,[560] nutzt diese Monate zu intensiver Tätigkeit. In den »fast genau hundert Tagen« zwischen dem 25. August und 6. Dezember in Aussee widmet er sich in dem gewohnten »stillen guten Arbeitszimmer auf dem Ramgut« »mit großer Freude und Lust am Arbeiten«[561] mehreren Projekten: »Der erste Act des Lustspiels <Timon der Redner> ist vollendet, für die beiden anderen das Scenarium, sehr genau«, »der Phokasstoff regt sich«, und er fühlt sich »gegen den alten Romanstoff« des »Andreas« »hingewendet«.[562]

In der Folgezeit sind zahlreiche Begegnungen Kassners mit Christiane von Hofmannsthal bezeugt;[563] und man geht wohl recht in der Annahme, daß er in ihrer Begleitung die Wiener Premiere der Neufassung von »Cristinas Heimreise« besucht, die unter der Regie Stefan Hocks »in fabelhafter Besetzung« mit Helene Thimig, Gustav Waldau und Gustav Gründgens am Theater in der Josefstadt am 23. April 1926 stattfindet.[564] Durch Christianes Briefe an Thankmar

556 Der im Buchdruck »der Prinzessin Marguérite de Bassiano gewidmet<e>« »Bericht über ein Gespräch« erscheint als Vorabdruck im Oktober-Heft 1925 der »Europäischen Revue«, S. 25–36: KW IV, S. 175–190.

557 Christiane, Briefe, S. 66f. Ob dabei der Umstand mitspielt, daß Karl Vossler zur selben Zeit eine Pascal-Übersetzung erwägt (BW Wiegand, S. 123, Anm. 189), ist nicht zu klären.

558 1930 verlegt die Bremer Presse den Band: Blaise Pascal, Pensées. Auf Grund der in der Sammlung ›Les Grands Écrivains de la France‹ erschienenen, von L<éon> Brunschvicg hg. Ausgabe der Werke Pascals. – Gedruckt für die Vereinigung von Freunden der Bremer Presse.

559 Über Pascal | Von Rudolf Kassner, in: Europäische Revue, I. Jg., I. Halbjahr, 2. Heft (Mai 1925), S. 174–179 (1928 aufgenommen in »Narciss«, S. 64–79: KW IV, S. 240–250).

560 In Paris spricht er auf Einladung der Studenten der École Normale am 26. Mai »Über Goethe oder über die Lebensalter« (vgl. die Notizen in GW RA III, S. 575–579); anschließend reist er vom 1. bis 9. Juni nach London; vgl. BW Oppenheimer II, S. 119: 2.5.1925.

561 Gerty von Hofmannsthal an ihren Bruder Hans Schlesinger, 28.11.1925: SW XIV Dramen 12, S. 557.

562 BW Burckhardt (1991), S. 177f.: 6.12.1925.

563 Christiane, Briefe, S. 69 (23.11.1925); 70f. (11.1.1926); 74f. (26.2., 11.3.1926); 77 (22./23.4.1926); 80f. (14.6.1926); 86 (29.9.1926).

564 Christiane, Briefe, S. 77; SW XI Dramen 9, S. 429; 829–835. Zu den Fassungen siehe Werner Volke, Hugo von Hofmannsthals Komödie ›Cristinas Heimreise‹. Ihr Werden und

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

von Münchhausen wissen wir zudem, daß Kassner schon seit Februar plant, zur Uraufführung der Oper »Hypathia« des Fürsten Roffredo Caëtani am 23. Mai 1926 nach Weimar zu fahren,[565] eingeladen von der Gattin des Komponisten, Prinzessin Marguerite di Bassiano.[566] Sie war von einigen Büchern Kassners, die Rilke ihr im Frühling des Vorjahres in Paris gebracht hatte, so hingerissen, daß sie sogleich mit »unbeschreiblicher Entschlossenheit« den »Aussätzigen« ins Französische übertragen und im Herbst 1925 unter dem Titel »Le Lépreux« im »Commerce« veröffentlicht hatte,[567] in der von ihr herausgegebenen, von Paul Valéry und anderen redigierten bedeutenden literarischen Zeitschrift,[568] für die Kassner künftig verschiedene Beiträge liefern wird. »Kassner ist sehr begeistert über Marguerite B's Übersetzung«, hatte Christiane am 23. November 1925 berichtet.[569] Trotz anfänglicher Terminschwierigkeiten[570] reist Kassner – nach Vortragsabenden in Berlin, Potsdam und Hamburg, wo er über das Thema »Was ist Physiognomik?« spricht, und nach einem Besuch bei Fürstin Herbert Bismarck auf Schloß Friedrichsruh – zur Weimarer Premiere an, vornehmlich, um Marguerite di Bassiano kennen zu lernen, mit der ihn, als Folge der Weimarer Tage, eine lebenslange Freundschaft verbindet, die er ihr gegenüber zwei Jahre später, am 1. Februar 1928, als »für mich etwas ganz, ganz wesentliches« bezeichnen wird. Neben der Prinzessin begegnet er in Weimar Hugo und Christiane von Hofmannsthal, Rudolf Alexander Schröder, Helene von Nostitz, Harry Graf Kessler und dem Ehepaar Kippenberg, die den Achtungserfolg am Nationaltheater zu einem gesellschaftlichen Ereignis ersten Ranges machen.

Während Hofmannsthal, häufig wieder unter den wetterbedingten Störungen seines Befindens leidend und insgesamt ein »inneres Andersgewordensein« konstatierend, Ende Juni an den Lido reist und nach erfolgreichen Festspieltagen in

ihre Problematik als Zeugnis von Hofmannsthals Bemühen um die dramatische Form. Dargestellt an den drei Fassungen und deren Bearbeitungen. Diss. Tübingen 1964. Der Erfolg ist auch diesmal nicht überzeugend; nach sieben Vorstellungen wird die Inszenierung abgesetzt.

565 Christiane, Briefe, S. 73: 12.2.1926: »Kassnerlein will auch zu Pfingsten nach Weimar«.

566 Christiane, Briefe, S. 77, 78.

567 Commerce V, Automne 1925, p. 93–122; den, wie Rilke es nennt, »ahnungsvollen Entwurf« der Prinzessin hatte Jean Paulhan zur Grundlage seiner präzisen Fassung gemacht; vgl. Freunde im Gespräch, S. 161f., 243.

568 Am 16.11.1928 wird Kassner der Prinzessin Bassiano erklären, daß – außer der gemeinsamen Freundin Lady Frances Phipps, der Gattin des britischen Botschafters (vgl. KW V, S. 645f.) – in Wien nur Hofmannsthal und er selbst »fervent readers« des Commerce seien.

569 Christiane, Briefe, S. 69.

570 Vgl. Christiane, Briefe, S. 77: 22.4.1926: »Kassner kann unmöglich zur Première kommen, weil er zugleich wo einen Vortrag hat«; vgl. auch ebd., S. 78: 30.4.1926.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Salzburg am 5. September 1926 das gewohnte »kleine Haus« in Aussee betritt,[571] begibt sich Kassner nach Südtirol,[572] Schwertberg und Lautschin sowie in seine mährische Heimat. Als er am 28. September nach Wien zurückkehrt, trifft er sogleich mit Christiane zusammen, fährt aber schon am 6. Oktober weiter nach Versailles zur Prinzessin Bassiano und nach Paris[573] wo er »alle bedeutenden Schriftsteller oder mehr oder weniger die bedeutendsten« sieht oder spricht.[574] Seiner am 17. September ausgesprochenen Einladung an Christiane: »Und komm nur mit«, kann diese freilich nicht folgen, da sie in den letzten Matura-Prüfungen steht, begleitet von seinem Wunsch: »Hoffentlich kommst Du auch gut durch. Streng' Dich nur an«.[575] Kassners Abwesenheit hindert sie denn auch, des Vaters Auftrag vom 11. Oktober auszuführen: »Ließe es sich machen dass ich das Bachofenbuch das wir Kassner geliehen haben, entweder durch die Post nach Aussee bekäme, oder dass Du es mitbringst?«[576] Die Dringlichkeit

571 Vgl. BW Burckhardt (1991), S. 189, 196f., 209.

572 Am 28.7.1926 bedauert Christiane: »Kassner ist fort, so hatte ich gar keine ›Aussprache‹ in letzter Zeit, und zu ihm nach Bozen zu fahren, wohin er mich einlud war zu weit« (Christiane, Briefe, S. 82).

573 Christiane, Briefe, S. 86: 29.9.1926.

574 Rückblickend an Anton Kippenberg, 19.11.1926; in Paris lernt Kassner auch T. S. Eliot kennen, »einen bedeutenden Lyriker und Essayisten« (an Fürstin Herbert Bismarck, 1.11.1926), in dessen literarischer Vierteljahresschrift »The Criterion« künftig einige Arbeiten Kassners in englischer Übersetzung erscheinen werden.

575 Kassner an Christiane von Hofmannsthal, 17.9.1926; vgl. Christiane, Briefe, S. 86, 183.

576 TB Christiane, S. 164. In die 2. vermehrte Auflage seines »Deutschen Lesebuchs«, 2. Teil. München 1926, S. 299–303, nimmt Hofmannsthal ein Stück aus Bachofens Autobiographischen Aufzeichnungen auf und weist in den »Biographischen Notizen« der »Gedenktafeln«, die er Anfang August dem Verlag zusendet und deren Korrekturen er bis Ende Oktober vergeblich erwartet (BW Wiegand, S. 151, 155), darauf hin, daß neben dem »grossen Werk, das ›Mutterrecht‹«, »zwei jüngere Gelehrte, A. Bäumler und Manfred Schröter, neuerdings umfangreiche Bruchstücke der vergriffenen Hauptwerke […] in einem Bande zugänglich gemacht <haben>« (Deutsches Lesebuch. 2. Teil, S. 318: GW RA III, S. 99f.); gemeint ist: Der Mythus von Orient und Occident. Eine Metaphysik der alten Welt. Aus den Werken von J. J. Bachofen. Mit einer Einleitung von Alfred Baeumler. Hg. von Manfred Schroeter. München 1926. Es liegt die Vermutung nahe, bei dem ausgeliehenen Buch handele es sich um eben diesen Band, von dessen Lektüre Kassner aus Südtirol am 5.7.1926 Marguerite di Bassiano berichtet: »Ich lese Bachofen. Ein sehr grosser Deutscher, Schweizer, der, nachdem er sein ganzes Leben lang total ignoriert wurde, jetzt von einigen beinahe divinisiert wird. Die deutsche Masslosigkeit. Er hat die wundervollsten und vor allem ganz neue Ansichten über die Mythologie der Alten geschrieben. Zur Zeit Nietzsches, in derselben Stadt Basel. Und doch kommt er <in> keinem der Briefe oder Bücher Nietzsches vor.« Noch gegen Jahresende, am 6.12.1926 wird er der Fürstin Herbert Bismarck bestätigen, er »komme immer wieder auf Bachofen«, dessen »Art die Welt zu sehen«, ihm »unheimlich sympathisch« sei, wie er ihr schon am 7.7.1926 bekannt hatte. Wenn Hofmannsthal in zeitlicher Nähe

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

verwundert angesichts der Tatsache, daß Hofmannsthal selbst kaum eine Woche später beim Kongress des Kulturbundes, der vom 18. bis 20. Oktober in Wien unter seinem Vorsitz tagt, die Eröffnungs- und Schlußrede in französischer Sprache halten wird.[577] Da sich Hofmannsthal und Christiane unmittelbar nach Ende der Tagung in die Stille von Aussee zurückziehen,[578] können sie Kassners eigenem, »um einiges Wichtige geänderten Vortrag« über das Thema »Was ist Physiognomik?« am 3. November 1926 in Wien[579] nicht beiwohnen.

Am 29. Dezember 1926 stirbt Rainer Maria Rilke im Sanatorium zu Valmont. Während Hofmannsthal von Beileidskundgebungen an die Familie oder enge Freunde Rilkes absieht[580] und sich, entgegen der Erwartung des literarischen Wien,[581] in keiner Weise öffentlich äußert, ist Kassner tief bestürzt über den Verlust dieses »wirklich bedeutenden, einzigen Menschen« und widmet ihm einen persönlich gestimmten Nachruf.[582] Beider Urteil über Rilke unterscheidet

am 12. November 1926 in Aufzeichnungen zu »Ad me ipsum« unter dem Stichwort »Das Mythische« auf »Bachofens Interpretation der »Aeneis« hindeutet (GW RA III, S. 623), so bezieht auch er sich auf diese Sammlung, die entsprechende Passagen zu »Virgils Aeneis« aus Bachofens »Die Sage von Tanaquil. Eine Untersuchung über den Orientalismus in Rom und Italien« (Heidelberg 1870) auf den Seiten 539–599, bes. S. 560ff., enthält. – Kassner selbst vermutet, daß Hofmannsthal sich von Bachofens »wahrhaft erhabene<r> Auffassung vom Ende, vom Niedergang« angezogen gefühlt habe: »Ich kann mir denken, daß er in den Jahren nach dem Krieg etwas wie Trost, ja eine gewisse Aufmunterung darin gefunden habe« (KW VI, S. 277f.); s. auch Anm. 399.

577 GW RA III, S. 17f., 19ff. Vgl. auch Christiane, Briefe, S. 87: »Papa erstaunte alle durch freie französische Reden, die wirklich ausgezeichnet waren.«

578 Vgl. Christiane, Briefe, S. 87f.: 26.10.1926.

579 Kassner an Anton Kippenberg, Paris, 16.10.1926; an Fürstin Bismarck, 1. und 5.11.1926. Der zuvor und später bis 1929 an verschiedenen Orten gehaltene Vortrag (in überarbeiteter Gestalt gedruckt in der »Frankfurter Zeitung«, 14., 16., 17. und 18.10.1930) wird 1930 unter der neuen Überschrift »Das Ebenbild und der Einzelne« ins »Physiognomische Weltbild« übernommen: KW IV, S. 448–480.

580 Vgl. immerhin seine Bemerkung gegenüber Katharina Kippenberg vom 9.1.1927 aus dem Hotel Marienbad in München: »in den letzten Tagen, seit die traurige Nachricht zu mir gekommen, giengen meine Gedanken oft u. oft zu Ihnen. Sind doch die paar Freunde die wahren Hinterbliebenen eines Menschen. […] von hier wollte ich ihnen schreiben, und meine Trauer mit Ihnen vereinen, – und nun sind Sie selbst da, in dem Hause in dem ich dem armen Rilke so oft begegnet bin!« (BW Rilke, S. 142; BW Insel, S. 997).

581 Vgl. Stefan Zweigs Brief an Katharina Kippenberg vom 8.1.1927, daß er »in Wien Hofmannsthal als den vor allen Berufenen empfinde«, das Wort zu ergreifen : Stefan Zweig, Briefe an Freunde. Hg. von Richard Friedenthal. Frankfurt a. M. 1978, S. 177.

582 Kassner an Anton Kippenberg, 29.12.1926; vgl. Freunde im Gespräch, S. 171–176; Kassners Aufsatz »Rainer Maria Rilke. Eine Erinnerung« erscheint am 6.1.1927 in der Frankfurter Zeitung; aufgenommen in: Das Inselschiff. 8. Jg., 2. Heft, März 1927, S. 119–123; KW IV, S. 281–287 = KW VII, S. 276–282.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

sich in mannigfacher Hinsicht; Hofmannsthals Haltung bleibt – abgesehen von temporären Ausnahmen – zeitlebens von unbestimmter, einseitiger Rivalität und einer wechselnden, bisweilen radikalen Kritik geprägt, die im schneidenden Verwerfen des Rilkeschen Werks gipfelt, an dem er »keine Freude« hat: Die »ersten Sachen« und das »Stundenbuch« sind ihm »wirklich beinahe verhaßt«, die »Duineser Elegien« hält er für »einfach nicht gut«, weil es »ihnen an jener seltensten rhythmischen Inspiration« fehle, »welche allein diese höchste Dichtungsart legitimieren könnte«; die Meinungen begegnen sich einzig beim »Malte Laurids Brigge«, den Hofmannsthal als ein »wirklich abstoßend morbide<s> Prosabuch«[583] und Kassner »wohl immer für durchaus nicht gut«, ja als »ein Artefakt der Seele« bewertet.[584]

An der »Gedächtnisfeier für Rainer Maria Rilke« am 23. Januar in Max Reinhardts Theater in der Josefstadt nimmt Kassner – zusammen mit Christiane[585] – teil. Anders als Hofmannsthal,[586] der schweigend im Rodauner Abseits verharrt und auch Anton Kippenbergs Bitte, einen Beitrag für das »dem Gedächtnis« Rilkes gewidmete »nächste Heft des Inselschiffs« zu schreiben und aus Anlaß der Eröffnung einer für »Ende April oder Anfang Mai« in Leipzig geplanten »Rilke-Gedächtnisausstellung« »die Gedenkrede« zu halten, mit dem vordergründigen Hinweis auf drängende Arbeiten am Münchner Vortrag »Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation«[587] ablehnt, allerdings in

583 Hofmannsthal an Eduard Korrodi, 22.2.1927, in: Hirsch, S. 342f. Was das »beinahe verhaßte« »Stunden-Buch« angeht, so hatte er es, kurz nach Erscheinen, am 6.1.1906 dem gemeinsamen Freund Edgar Spiegl von Thurnsee mit den Worten anempfohlen. »Willst Du etwas wundervolles lesen, das mir die größte Freude gemacht hat und macht, sooft ich es in die Hand nehme? Es ist das neue Gedichtenbuch von Rainer Maria Rilke ›Das Stundenbuch‹« (J. A. Stargardt, Autographen. Katalog 677. 18./19.3.2003, S. 63), und auch Rilke gegenüber nennt er es am 7.3.1906 »Ihr wunderschönes neues Buch« (BW Rilke, S. 45). Dies Urteil freilich wird er, nicht zuletzt unter dem Einfluß Rudolf Alexander Schröders, revidieren und im Juni 1908 im Gespräch mit Otto von Taube von »kitschige<r> Mystik« sprechen (Otto von Taube, Begegnungen und Bilder. Hamburg 1967, S. 45).

584 Freunde im Gespräch, S. 28. Dessen ungeachtet versichert Kassner am 1.2.1928 Anton Kippenberg seiner »größten Bewunderung« für Rilkes »Duineser Elegien«: »Keiner von uns hat ein größeres Werk geschaffen als er in diesem. Es ist grotesk u. widerwärtig über alle Maßen, wenn Borchardt <in seiner Anthologie ›Ewiger Vorrat deutscher Poesie‹. München 1926> ihn nicht unter die Dichter aufnimmt u. es ist lächerlich, wenn Hofmannsthal ihm da halb u. halb secundiert.«

585 Sie schildert am folgenden 24. Januar 1927 dem Freund Thankmar von Münchhausen die »Rilkefeier im Josefstädter Theater, die ganz hübsch war« (Christiane, Briefe, S. 95).

586 Wenn Felix Braun anmerkt: »Genau sehe ich ihn <Hofmannsthal> im Gespräch mit Rudolf Kaßner vor der Trauerfeier für Rilke« im Theater in der Josefstadt (»Zeitgefährten«. München 1963, S. 29), so täuscht ihn sein Gedächtnis.

587 Siehe S. 151ff.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

bemerkenswerter Offenheit hinzufügt: »Rilkes Werk gerade um der Nähe und um der Verknüpfung willen durch die Gleich-Zeitigkeit wäre mir eine Materie so problematisch und gefährlich als wenn ich mir selber eine Grabrede halten sollte.«[588] Wenn demgegenüber Kassner, ebenfalls mit Blick auf das eigene Werk, der Fürstin Herbert Bismarck am 1. Januar 1927 bekennt: »Ich war ihm, Rilke, noch etwas schuldig. Auch bei der Hochzeit zw<ischen> Himmel und Hölle habe ich fort an ihn gedacht, das war für ihn«,[589] so deutet er auf jenen Text, den er drei Wochen später Christiane von Hofmannsthal vorlesen wird, ohne sie freilich dafür gewinnen zu können.[590] Wenige Tage danach wird er in Christianes Begleitung, die er in diesen Wochen häufig sieht,[591] am 5. und 8. Februar Hermann Graf Keyserlings Vorträge über den »Sinn des neuen Europa« besuchen,[592] dem sich ein Empfang beim Deutschen Botschafter in Wien, Hugo Graf Lerchenfeld, anschließt.[593] Kurz zuvor waren Hugo und Gerty von Hofmannsthal am 7. Februar nach Sizilien und Rom aufgebrochen, so daß sie nicht nur bei diesem gesellschaftlichen Ereignis, sondern auch bei Kassners nächster Lesung im Wiener Kulturbund am 16. Februar fehlen, in deren Verlauf er mit »großem Erfolg« den »Aussätzigen, einiges aus der Verwandlung u. den Ewigen Juden« vorträgt.[594] Am 31. März 1927 begegnen sich Kassner und der »aus Sizilien sehr vergnügt zurückgekommen<e>«[595] Hofmannsthal bei der Gala-Vorstellung des »Fidelio«, die zur Feier von Beethovens hundertstem Todestag

588 BW Insel, S. 998f.: 4.2.1927.

589 Freunde im Gespräch, S. 173.

590 Christiane, Briefe, S. 97: 31.1.1927: »Kassner hat unlängst mir und Marianne <Schlesinger?> seine neueste Novelle oder ›Mythos‹ vorgelesen, es war ehrenvoll aber eher peinlich und es kommen a.) zwei lila <sc. homosexuelle> Frauen, b.) zwei Frösche, die couchieren vor, aber es kommt mir trotzdem nicht bedeutend vor.« »Die Hochzeit zwischen Himmel und Hölle« erscheint als Vorabdruck am 6., 8. und 9. März 1927 in der »Frankfurter Zeitung« und wird wenig später in Kassners neues Buch »Die Mythen der Seele« übernommen; s. S. 149 mit Anm. 602.

591 Christiane, Briefe, S. 92 (11.1.1927: »der ›Süße‹ <sc. Kassner> schreit immerfort nach mir«); 94 (17.1.1927: »Kassner sehe ich oft«), 96 (25.1.1927: »Gestern war ein Thee bei Kassners […] mit Mell«).

592 Der Fürstin Herbert Bismarck, Schwiegermutter Hermann Graf Keyserlings, bestätigt Kassner am 8.2.1927 den »großen Erfolg« der Ansprachen und bekennt: »Er <Keyserling> ist mir heute lieber als je, ich staune ihn mehr als je an. Beim Zug des Dionysos aus Asien war er dabei, irgendwie; Leidenschaft, Temperament.« Ähnlich bewundert Christiane, Kassners Eindruck aufgreifend, Keyserlings »Kraft und Temperament« (Christiane, Briefe, S. 100f.). In der ersten Märzhälfte treffen Kassner und Christiane auch mit Friedrich Gundolf und dessen Frau Elisabeth (Elli), geb. Salomon, zusammen, als Gundolf am 12. März im Wiener Kulturbund einen Vortrag über »Macbeth« hält (Christiane, Briefe, S. 101f., 189).

593 Christiane, Briefe, S. 98–100.

594 Kassner an Fürstin Herbert Bismarck, 24.2.1927.

595 Christiane, Briefe, S. 102.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

in der Wiener Oper stattfindet.[596] Hinfort wird Kassner jeden »Fidelio« an dieser »herrlichen Aufführung« mit Lotte Lehmann messen – »der wohl schönsten Stimme der Welt«[597] – und fast dreißig Jahre später dieses Abends gedenken, zu dem ihn »Frau Schalk mit Hofmannsthal und Mell in die Direktionsloge geladen« hatte, und der ihm »heute noch ganz gegenwärtig« sei als »eine der schönsten Darbietungen meines Lebens«.[598] Rückblickend wird er Gerty von Hofmannsthal am 21. Januar 1956 fragen: »Hugo war damals mit in der Schalk-Loge, wo waren Sie eigentlich?« Hofmannsthal selbst hatte am 11. April 1927 Theodora Von der Mühll seinen vergleichbar tiefen Eindruck geschildert, wobei das Wort von den »vielleicht schönsten Stimmen der Welt« wie ein Nachhall des Kassnerschen Urteils anmutet: »Ja, der Fidelio war überaus schön, das Langweilige und Prätentiöse einer Galavorstellung war völlig überwunden durch die Gewalt der Schönheit, es sind das jetzt vielleicht die zwei schönsten Stimmen der Welt,[599] die sich da vermählten; für mich ist das Ganze aber immer wunderbar, das Stück selber, der einfache Vorgang, Liebe gegen Haß gestellt, Nacht gegen Licht, die wunderbar bedeutungsvollen Schauplätze, die herrlichen Zeilen in diesem Libretto von fast unbekannter Hand, so wie in dem der Zauberflöte.[600] Man war sehr ergriffen und eigentlich zu müde für eine so große soirée nachher in den Räumen der Oper selbst, wie sie stattfand; aber gerne hätte ich gehabt, daß Sie den schönen kleinen Salon hinter der Mittelloge gesehen hätten – in dem man auch soupierte (wir soupierten in Schalks Empfangssalon).«[601]

596 Vgl. Lotte Lehmann, Anfang und Aufstieg. Wien 1937, S. 159ff.; dies., in: Wiener Staatsoper 1955. Festschrift [Anm. 312], S. 82. 1953 erinnert sie sich: »Der Fidelio in unserer Neuinscenierung zu Ehren der Centenarfeier – und Rudolf Kassner sind für mich innig verbunden. […]. Dies war der Beginn einer Freundschaft« (in: Rudolf Kassner, Gedenkbuch [Anm. 55], S. 47f.).

597 Kassner an Fürstin Herbert Bismarck, 5.4.1927. – Der Kritiker Julius Korngold bestätigt in der Wiener Neuen Freien Presse am 2.4.1927, »die Leonore der Frau Lehmann darf eine der bedeutendsten und ergreifendsten genannt werden, die über die ruhmreiche Bühne des Wiener Operntheaters geschritten sind.«

598 Wiener Staatsoper 1955. Festschrift (Anm. 312), S. 40–42; jetzt in: KW X, S. 613–617, bes. S. 617 (aus dem Manuskript, ohne Nachweis der erst später ermittelten Druckfassung).

599 Lotte Lehmann als Leonore/Fidelio und der in England geborene, in den USA aufgewachsene und ausgebildete Tenor Alfred Piccaver (1884–1958) als Florestan.

600 Das »Fidelio«-Libretto stammt von Ferdinand von Sonnleithner, Stephan von Breuning und Georg Friedrich Treitschke; das der »Zauberflöte« von Emanuel Schikaneder.

601 Hirsch, S. 586. Auch Kassner erinnert sich »Wir saßen« (nach dem handschriftlichen Original zu korrigieren in das zweifellos richtige »aßen«: KW X, S. 617; vgl. Hofmannsthals: »wir soupierten«) »nach der Aufführung und dem Festakt alle zusammen in den Direktionsgemächern, und Schalk erzählte, wie es eine Zeitlang so ausgesehen habe hinter dem Vorhang, als ob die Aufführung nicht zustande kommen könne. Lotte Lehmann heulte vor Aufregung, Piccaver hatte Schüttelfrost und lag unter Decken in seiner Garderobe aus Angst

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Unterdessen wartet Kassner ungeduldig auf sein Buch »Die Mythen der Seele«, das er am 19. November 1926 Anton Kippenberg mit den Worten empfohlen hatte: »Manchmal ist mir als wäre es mein schönstes Buch. Es ist darin etwas ganz Neues aufgerissen. Alles schwätzt heute vom Mythos, hier ist er. Vom Physiognomischen her erobert.« Nach voreiligen Zusagen wird das Buch am 21. April öffentlich ausgeliefert; eine Woche früher, am 14. April, waren dem Autor Vorausexemplare zugegangen, von denen er eines unverzüglich in Hofmannsthals Hand legt.

Kassner an Hofmannsthal[602]

<Wien, 17./18. April 1927>

Rudolf Kassner
Die Mythen der | Seele
MCMXXVII | Im Insel-Verlag Leipzig

für Hugo von Hofmannsthal
von Rudolf Kassner

Wien Ostern 1927.

Eine schriftliche Äußerung Hofmannsthals ist nicht überliefert; zweifellos aber hat er bei der Lektüre von »Christus und die Weltseele«, jenem nach platonischer Manier in die erzählende Distanz gerückten »Bericht über ein Gespräch«, die verschlüsselte Anspielung auf sein Haus als geheimen Gruß verstanden und, bei aller schöpferischen Freiheit der Darstellung, sich unschwer im »Dichter«, der »auf und ab gehend« spricht, wiedererkannt:[603]

»Das Gespräch, über das ich berichte, fand im Haus unseres Dichters statt, das Sie,[604] glaube ich, kennen. Dieses wird von Jahr zu Jahr mehr mit Kostbarkeiten angefüllt, selbsterworbenen und solchen, die als Zeichen der Verehrung von Freunden gebracht werden. Als Stätte und

vor dem Neuen, was ihm mit dem Florestan zugemutet worden wäre« (Wiener Staatsoper 1955. Festschrift [Anm. 312], S. 42; KW X, S. 617).

602 FDH 3138; KW IV, S. 145–200; das Buch enthält die vier Stücke: Der ewige Jude; Die Hochzeit zwischen Himmel und Hölle; Christus und die Weltseele; Der größte Mensch oder die heilige Zahl.

603 Die Mythen der Seele, S. 49–72: KW IV, S. 175–190; Zitat S. 49 bzw. S. 175. Vgl. Kassners Erinnerung von 1954: »Ich sehe ihn in seinem Arbeitszimmer, weiß mit blauen Samtmöbeln, in der Diagonale auf und ab gehen« (KW X, S. 375).

604 Der Text ist »Der Prinzessin Marguérite de Bassiano gewidmet«, die hier offensichtlich angesprochen wird.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Heim eines Dichters ist es gelegentlich schon gefeiert worden. Erst vor kurzem in Versen,[605] die an sich schön sind, aus denen aber der Gegenstand selbst keinesfalls deutlich wird.«

Zehn Tage nach Kassners Widmung holt Hofmannsthal in anderem Zusammenhang am 28. April 1927 zu einer grundlegenden Betrachtung aus, die, als Antwort auf einen verlorenen Brief Katharina Kippenbergs, den zweifelhaften Wert und Einfluß gegenwärtiger literarischer Kritik auslotet und zum Lob verkannter Insel-Autoren anhebt, unter denen er, »Kassner als einen besonderen Fall beiseite lassend, Carossa und Taube« als lohnende Beispiele behandelt. Obwohl nicht eigens genannt, schwingt der ›Fall‹ Kassner zwischen den Zeilen mit: »Sie haben in allem völlig recht […]. Ja, man sieht sich nach Hilfe um, in diesem wie in anderen Fällen – aber man findet sie nicht. Und auch dies, wie die anderen Schwierigkeiten, liegt in der Lage der Dinge, wie sie nun einmal geworden sind. Man hat jede Autorität cassiert. Weder wohnt heute einem Individuum irgend welche solide litterarische Autorität inne (außerhalb seines engsten Existenzkreises) noch gibt die Stelle wo man sich äußert, Zeitschrift oder Journal, der Äußerung höheres Gewicht. Dies Letztere ist vielleicht das noch folgenreichere Übel. Man hat den Begriff des Kritikers jeder Autorität entkleidet, indem man lauter verantwortungslose Individuen hat schalten u. walten lassen. […] Sehen Sie, Menschen wie Mell, wie Carossa, wie Taube ermangeln nicht der achtungsvollen Erwähnung. Wie oft lese selbst ich, dem wenig in die Hand kommt, einen dieser Namen sehr achtungsvoll sehr liebevoll erwähnt […]. Was diesen Producten mangelt – und dafür hat das Publicum einen Instinct – ist das Interessierende – das zeitweilig, momentan als ›interessant‹ gewertete. Diese Producte sind zu rein dafür, mag sein – darum werden sie auch nach fünf, nach zehn, nach zwanzig Jahren ihre Leser haben – aber für die zeitgebundenen Leser, die vielen, ist das Interessante (welches irgendwie ein Actuelles ist) alles – jenes andere nichts.«[606]

[605] Gemeint ist Hofmannsthals Rodauner Haus, das barocke »Fuchsschlössel«, das Rudolf Alexander Schröder in seinem Gedicht »Der Landbau. Elegie als Epistel an Hugo von Hofmannsthal« besungen hatte (gedruckt in: Süddeutsche Monatshefte, Juli 1909; R. A. Schröder, Gesammelte Werke, Bd. I. Frankfurt a. M. 1952, S. 78–87; die Schilderung des Hauses ebd., S. 80–82). Hofmannsthal selbst wird nach erneuter Lektüre Schröder am 2. Juli 1909 (in B II, S. 362f., fälschlich datiert auf: 2. Juni 1909) bekennen, er habe in dem »schönen und lieben Gedicht« »in den letzten Tagen oft gelesen, mit immer wachsender Freude und Rührung. Mit dem Schönen in so fast beschämender Weise zugleich sein Eigenstes erhoben und dargestellt zu sehen – das ist ein befremdendes Gefühl. Mir ist nie ähnliches widerfahren. […] Wie ist da das Wirkliche da, voll Wirklichkeit und doch so gereinigt, daß man an Virgil oder Poussin denken möchte«.

[606] BW Insel, S. 1001–1003.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

In den folgenden Wochen und Monaten dürfte Hofmannsthal nicht selten zu den Gesprächsthemen gehören, als sich Kassner – nach Vorträgen in Budapest, Darmstadt[607] und Freiburg im Breisgau – bei gemeinsamen Bekannten in Versailles und Paris aufhält, wo er Igor Strawinsky, »den schrecklichen«,[608] kennenlernt und neben den Bassianos auch mit Marcel Schwob, Charles du Bos, André Gide oder Alexis Léger (Saint-John Perse)[609] zusammentrifft. Im Anschluß an einen Besuch bei Carl Jacob Burckhardt in Basel sowie Erholungswochen in Sils-Baseglia im Engadin und auf Schloß Lautschin fährt Kassner Ende August 1927 nach Salzburg, um am 28. August abermals die »geliebte Stimme« der Lotte Lehmann zu bewundern in der letzten »Fidelio«-Aufführung während der diesjährigen Festspiele. Dort begegnet er nicht nur Cristiane und anderen Freunden,[610] sondern wahrscheinlich auch Hugo von Hofmannsthal, der ebenfalls anwesend ist.[611]

Mitte Oktober 1927 erscheint Hofmannsthals große Rede »Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation« als Sonderveröffentlichung der Neuen Deutschen Beiträge im Verlag der Bremer Presse. Am 10. Januar hatte er, eingeladen von der Goethe-Gesellschaft sowie der Dichtervereinigung »Die Argonauten«,[612] im

607 Vgl. Christiane, Briefe, S. 105 f., 191.

608 Kassner an Fürstin Herbert Bismarck, 3. 6. 1927.

609 Kassner wird Saint-John Perse (Marie René Alexis Saint-Léger Léger, 1887–1975) im Nachhinein Christiane von Hofmannsthal am 29. Juni »den liebsten (sagen wir so, dabei bedeutet lieb auch bedeutend oder sonst allerlei) Franzosen« nennen. Im Jahre 1930 überträgt er auf Bitten der Prinzessin Bassiano – »da es Ihnen Freude zu machen scheint«, heißt es am 8. 1. 1930 – ausgewählte Stücke aus dessen »Éloges« (Paris 1925). Internen Archivnotizen der Fondation Saint-John Perse in Aix-en-Provence zufolge, hat die Prinzessin 1932 das Manuskript an Herbert Steiner gegeben, der Teile der Übersetzungen unter dem Titel »Preislieder« 1938 in der Corona, VIII. Jg., Heft 3, S. 271–280, veröffentlicht. Hofmannsthal selbst wird im Januar 1929, ebenfalls der Prinzessin zuliebe, eine Einführung zur Übertragung der »Anabase« (Paris 1924) durch Walter Benjamin und Bernhard Groethuysen (vgl. zu den Einzelheiten BW Rilke, S. 253–259) verfassen (vgl. BW Insel, S. 1037–1041); sie erscheint unter der Überschrift »Einige Worte als Vorrede zu St.-J. Perse ›Anabasis‹« in: Neue Schweizer Rundschau XXII, 1929, Heft 5. Mai 1929, S. 326–328 (GW RA III, S. 144–146). Der vom Insel-Verlag geplante Band, dem dieses Vorwort zugedacht war, wird allerdings nicht verwirklicht.

610 Christiane, Briefe, S. 110.

611 Vgl. BW Burckhardt (1991), S. 226: 28. 8. 1927.

612 Schon eine Notiz der »Vossischen Zeitung« vom 23. Oktober 1926 aus Anlaß der Gründung der »Argonauten« hatte im »Programm für diesen Winter« u. a. einen Vortrag von »Hugo von Hofmannsthal« angekündigt; auch Günther Hildebrandt notiert als Berichterstatter der »Literarischen Welt« (3. Jg. Nr. 5, 4. 2. 1927, S. 7), Hofmannsthal sei »von der ›Goethe-Gesellschaft‹ und den ›Argonauten‹ eingeladen« worden; vgl. Roland Haltmeier, Zu Hofmannsthals Rede ›Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation‹, in: HB 17/18. 1977, S. 298–310, bes. S. 298 ff.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Auditorium maximum der Münchner Universität über dieses, wie er einräumt, »gefährlich weit gespannte Thema« gesprochen, mit dem er sich »plagt wie ein Hund«, um damit »zu Rande <zu> kommen«.[613] »Das ist eine monströse Arbeit«, gesteht er am 19. Dezember 1926 Willy Haas und fügt am 2. Januar 1927, fast verzweifelt, hinzu: »Der Vortrag für München macht mir unbeschreibliche Mühe – ich habe mich da übernommen, das Thema ist zu schwierig, kaum darstellbar. Ich frage mich heute noch, ob ich überhaupt so weit zu irgend einem Resultat der Darstellung komme, daß ich ihn halten kann.«[614] Trotz solcher Mühsal gilt das Vorgebrachte, das sich eng mit den politischen Aspekten der »Turm«-Dichtung berührt, als Gipfel und Summe von Hofmannsthals kulturpolitischen Äußerungen. Durch eine »verehrungsvolle Vorrede des Rektors Karl Voßler eröffnet«, gerät der Vortrag, wie die Münchner Neuesten Nachrichten am 12. Januar 1927 melden, zu »einem großen und repräsentativen Ereignis«, am Schluß mit »anhaltendem Beifalle des Hauses« bedacht.[615]

Die Rede, »eigentlich im improvisierenden Zustand gehalten«, ist zunächst »nicht für den Druck bestimmt«.[616] Hofmannsthal macht »das kaum leserliche M<anuscri>pt«, welches den quälenden Vorgang der Konzeption in Form vielfältiger Einfügungen, Streichungen, Korrekturen widerspiegelt,[617] »der Münchner Stadtbibliothek zum Geschenk« und muß erst eine Maschinen-Abschrift für sich herstellen lassen, um »eine richtige Fassung« zu schaffen, die ihm »ein reines Urteil über die Arbeit« erlaube.[618] Als der Text im Juli »in der Fischerschen Rundschau erscheint«,[619] mahnt Hofmannsthal ihn bei Willy Wiegand »als Büchlein« für »spätestens Mitte September« an[620] und läßt am 23. Oktober – das Werk ist inzwischen ausgeliefert – verlauten: »Da Sie es gebilligt haben, dass ich Exemplare des Vortrages an einen grösseren Kreis mir geistig verbundener Männer schicke, so bitte ich Sie mir etwa noch 40 brochierte Exemplare zukom-

613 BW Wiegand, S. 162: 25. 12. 1926; 2. 1. 1927.

614 BW Haas, S. 71, 73; ähnlich und teilweise wörtlich übereinstimmend an Martin Buber, 19. 12. 1926, in: Martin Buber, Briefwechsel aus sieben Jahrzehnten. Bd. II: 1918–1938. Heidelberg 1973, S. 275.

615 Christiane berichtet rückblickend, sie habe bei ihrer Heimkehr von einer Reise den Vater »im Zustand äußerster Niedergeschlagenheit« gefunden, »da er knapp vor einem ihn schrecklich grausenden Vortrag in München stand, der aber gut abgelaufen zu sein scheint wie ich aus der Zeitung sehe« (Christiane, Briefe, S. 92: 11. 1. 1927).

616 BW Haas, S. 71: 19. 12. 1926; Hofmannsthal an Rudolf Kayser: Fischer-Almanach 87, S. 141.

617 Oswalt von Nostitz, Zur Interpretation von Hofmannsthals Münchener Rede, in: Für Rudolf Hirsch. Zum siebzigsten Geburtstag am 22. Dezember 1975. Frankfurt a. M. 1975, S. 261.

618 BW Haas, S. 74; Fischer-Almanach 87, S. 141.

619 Die neue Rundschau. XXXVIII. Jahrgang der freien Bühne. Siebentes Heft. Juli 1927, S. 11–26; jetzt in: GW RA III, S. 24–41.

620 BW Wiegand, S. 169: 2. 7. 1927; wiederholt am 4. 7. 1927.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

men zu lassen. Die Versendung ist von hier aus sehr leicht.« Zu den namentlich Genannten, an die er »direct Exemplare« schicken will, gehören Wassermann, Andrian, Mell, Binding, Walther Brecht, Rudolf Alexander Schroeder, Rudolf Borchardt, Carl Jacob Burckhardt und Hans Carossa.[621] Doch auch der hier fehlende Kassner wird, mit einem – derzeit nicht auffindbaren – Exemplar bedacht, gemäß Hofmannsthals Notiz: »Vortrag an […] »G<eorg> Hirschfeld / Kassner / Ortega y Gasset«.[622]

Hofmannsthal an Kassner

<Bad Aussee, Oktober 1927>

Das Schrifttum | als Geistiger Raum | der Nation
von | Hugo vom Hofmannsthal
Rede, gehalten im | Auditorium maximum der Universität München | am 10. Januar 1927.
Verlag der Bremer Presse · München · 1927
Sonderveröffentlichung der Neuen Deutschen Beiträge

Kassner an Hofmannsthal[623]

<Wien,> 27. X. 27.
<Donnerstag>

Lieber Hofmannsthal!
Vielen Dank für Ihre Rede. Ich hatte mir deretwegen schon die N. D. Rundschau[624] gekauft. Ich liebe sie als große Prosa, als noble Prosa sehr. Der Schluß ist etwas wolkig. Auch mag ich das »conservative Revolution«[625] nicht. Das ist so neudeutsche »politisch-philosophische<«>

621 BW Wiegand, S. 175; ähnlich die bestätigende Liste vom 8. 11. 1927: ebd., S. 176.

622 FDH: H III 51. 7[b]; auch eine zweite, umfangreichere Liste mit dem Rubrum: »Münchner Vortrag an« verzeichnet Kassners Namen (FDH: H VII 14. pag. 125).

623 1 Bogen, 1 beschriebene Seite.

624 Zum Erstdruck in der »Neuen Rundschau« siehe Anm. 619; Kassner verquickt in seiner Abkürzung die »Deutsche Rundschau« und die »Neue Rundschau« irrtümlich zur »N<euen> D<eutschen> Rundschau«.

625 Hofmannsthal schließt: »Der Prozeß, von dem ich rede, ist nichts anderes als eine konservative Revolution von einem Umfange, wie die europäische Geschichte ihn nicht kennt. Ihr Ziel ist Form, eine neue deutsche Wirklichkeit, an der die ganze Nation teilnehmen könne« (GW RA III, S. 41).

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Ideologie u. stimmt nur an der Oberfläche und paßt nicht zur echten Getragenheit des Anfangs.

Andrian schickt mir einen Sonderabzug.[626] Ich weiß nicht, was ich ihm antworten soll: ich finde das Geschriebene fast peinlich.

Alles Gute u. auf Wiedersehen.

Dr. Rudolf Kassner

Kassner geht nach Hofmannsthals Tod in seinem Essay über »Thomas Hardy« (1931) noch einmal auf den hier bemängelten Begriff ein: »Vom Faustischen aus gesehen ist Politik geist- und darum auch seelenlos. Ich finde in Hugo von Hofmannsthals schöner Rede[627] über ›das Schrifttum als geistiger Raum der Nation‹ am Schlusse etwas wie eine Aufforderung an uns deutsche Menschen, die wir ohne Bindung seien, zu dem, was er konservative Revolution nennt. Das ist deutsch, deutsch-faustisch, und das vermag im gegebenen Fall der Geist, oder danach kann nur und muß der Geist im Raum- und Zeitlosen streben, das vermag aber keineswegs der Mensch, besser: dieser als der Charakter genommen. Faust hat nämlich Schwierigkeiten mit dem, was man Charakter nennt […] Ein Engländer würde es gar nicht verstehen, wenn einer ihn aufforderte, zugleich konservativ und revolutionär zu sein, oder würde das für den Ausweg eines völlig Isolierten und von der Nation Geschiedenen halten oder für die Ausrede eines, der sich nicht entscheiden kann und durch zu viel Phantasie in eben jene obgenannten Schwierigkeiten geraten ist. Und dennoch wird jeder Engländer beides in sich vereinigt haben oder nebeneinander finden: das Konservative und das Andere, doch nicht im Geist oder in der Idee, sondern in der Seele oder in dem, was ich hier so nenne. Durch welches hindurch die Wellen der Vergangenheit in die Zukunft schlagen.«[628]

626 Leopold Andrian: Die metaphysische Ständeordnung des Alls. Rationale Grundlagen eines christlichen Weltbilds. (Bruchstück); in: Neue Deutsche Beiträge. Zweite Folge. Drittes Heft (August 1927), S. 55–88. Andrian hatte das Werk im November 1926 abgeschlossen und der Bremer Presse angeboten; die aber lehnt ab. Statt dessen publiziert Hofmannsthal die beiden ersten Abschnitte dieser »höchst merkwürdigen metaphysischen (religiös-philosophischen) Arbeit« in seiner Zeitschrift, obwohl er das »Product« als »vom litterarischen Standpunkt äußerst enttäuschend« empfindet. »Es steht eigentlich, als eine subjective katholische Apologetik, außerhalb des Litterarischen, und ist stellenweise stilistisch nicht sehr glücklich« (BW Wiegand, S. 156, 158: 1. und 22. 11. 1926). Die Studie wird vollständig 1930 in München erscheinen.

627 Schon im folgenden Jahr wird er dieses Lob einschränken, wenn er Theophil Spoerri am 5. März 1932 wissen läßt: »Unlängst las ich wieder Hofmannsthals auch von mir gerühmte Rede über die Literatur als geistiger Raum. Das verliert. Da ist alles mit dem Vergrößerungsglas u. ohne Humor, irgendwelchen, gesehen. Auf die Dauer verträgt man so etwas ganz u. gar nicht.«

628 Thomas Hardy | von Rudolf Kassner; in: Corona. Zweites Jahr. Drittes Heft. November

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

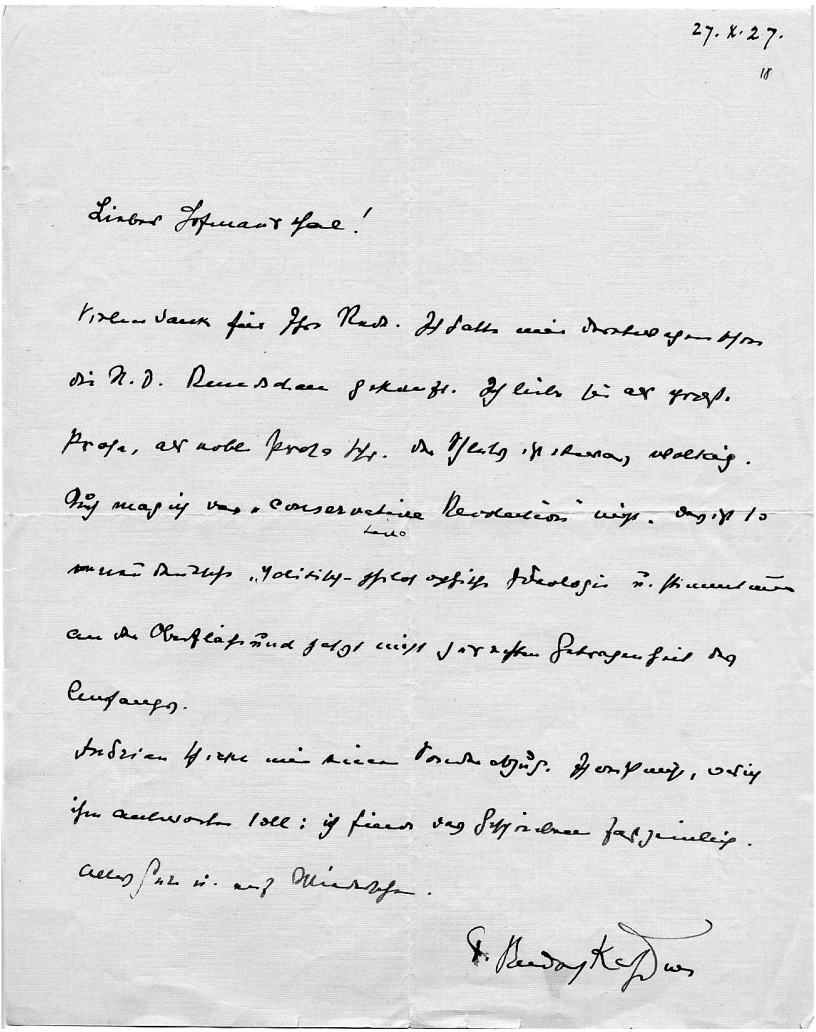


Abb. 7: Rudolf Kassner an Hugo von Hofmannsthal, Wien, 27. Oktober 1927 (FDH)

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Schon in den Lautschiner Wochen des Juli und August 1927 hatte Kassner, wie Prinzessin Bassiano am 5. August erfährt, »whilst I was having long walks in the woods here«, seine neue Studie »Narciss or a dialogue about measure« entworfen. Er treibt sie in den folgenden Monaten mit Nachdruck voran; am 22. Dezember kann er sie der Prinzessin als »vollendet« melden und sechs Tage später Fürstin Bismarck gegenüber als »mein geistigstes Buch« charakterisieren, als »ein Zusammenfassen des Ganzen wie noch in keinem vorher«. Abermals eine Woche danach, am 4. Januar 1928, kündigt er Anton Kippenberg »in ca 3 Wochen« das Manuskript an: »Ich sage nicht mehr darüber als dass es meinen Gedanken, wie ich ihn vom ersten Werk, vornehmlich aber von der Melancholia an denke u. wie ihn kein Mensch, aber auch wirklich keiner vor mir gedacht hat<,> zusammenfasst und noch einmal u. entscheidend denkt.« Neben diesem Gespräch solle der Band die »in den letzen Jahren erschienenen Essays über Sterne, Gogol, Rilke, Pascal etc.« enthalten; dabei sei »der Untertitel des Gesprächs (Mythos u. Einbildungskraft) für alle dem Gespräch folgenden Essays bindend, weshalb auch nothwendig sein wird, ihn auf das Titelblatt zu setzen.«[629]

1931, S. 323–340; jetzt: KW VI, S. 337–357, Zitat S. 345 f. Auch in späteren Jahren wird sich Kassner gegen den Begriff stellen; so 1956 im Nachwort zur dritten Auflage von »Zahl und Gesicht«: »Ich stoße mich seit je an dem, was von Hugo von Hofmannsthal konservative Revolution genannt worden ist und seitdem in den Köpfen der Menschen zu spuken nicht aufhört. Warum kann es so etwas in einer Welt mit Schicksal, was auch soviel bedeutet wie: mit dem Vermögen sich zu steigern, nicht geben? Konservative Revolution ist durchaus ein Komplex, entspringt einem solchen, läßt keine Eigenschaften (im Sinn einer geformten Welt […]) zu. […] Konservative Revolution bedeutet Vermittlung, soll nicht mehr sein. […] Konservative Revolution kommt aus einer Flucht. Alle Flüchtigen haben Komplexe statt Art oder Eigenschaften« (KW III, S. 368 f.; vgl. ferner KW VIII, S. 199, mit Anm. S. 692 f.; KW IX, S. 516 f.). Daß der Begriff, wie auch Kassner anzunehmen scheint, erst durch Hofmannsthals »programmatische Verwendung« in der Münchner Rede »virulent« geworden sei und in den »politischen Sprachgebrauch« Eingang gefunden habe (so Armin Mohler, Die konservative Revolution in Deutschland 1918–1932. Ein Handbuch. 2. Aufl. Darmstadt 1972, S. 10; gefolgt von Hermann Rudolph, Kulturkritik und konservative Revolution. Zum kulturell-politischen Denken Hofmannsthals und seinem problemgeschichtlichen Kontext. Tübingen 1971), bedarf der Revision; der Begriff, bereits im 19. Jahrhundert bezeugt, gewinnt seit Anfang der zwanziger Jahre an Bedeutung; als einer der ersten in Deutschland wendet ihn – mit Bezug auf Nietzsche – Thomas Mann 1921 an (Thomas Mann, Zum Geleit = Russische Anthologie: Gesammelte Werke in zwölf Bänden. Bd. X: Reden und Aufsätze 2. Frankfurt a. M. 1960, S. 590–603, bes. S. 598), zu weiteren Vorläufern und Parallelen u. a. bei Ernst Troeltsch, Arthur Möller van den Bruck, Karl Anton Rohan oder Paul Ludwig Landsberg vgl. neben Mohler, a.a.O., Oswalt von Nostitz, Zur Interpretation von Hofmannsthals Münchner Rede (Anm. 617); Roland Haltmeier (Anm. 612), S. 302–307.

629 Kassner an Anton Kippenberg, 1.2.1928.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Ehe er die Satzvorlage am 1. Februar 1928 dem Verlag übermittelt, hatte ihn kurz zuvor – »unlängst« heißt es am gleichen 1. Februar an Marguerite di Bassiano – Hofmannsthal besucht,[630] und beide hatten an dem letzten Heft der »Neuen Deutschen Beiträge«, das Kassner eingestandenermaßen »diesmal nicht mag«, »vorbeigeredet – was uns zuweilen passiert«. Wenn die Prinzessin weiter liest, daß Max Mell, »the sweet ceature«, Erfolg mit einem Stück habe, so gilt die Bemerkung der »recht guten und mit sehr großem und echtem Beifall« bedachten Uraufführung des »Nachfolge Christi-Spiels« am Burgtheater, welche Kassner und Hofmannsthal, begleitet von Lili Schalk und Fürstin Marie Taxis, am 21. Januar besucht hatten.[631] Überdies erfährt Marguerite di Bassiano, daß »dieser Tage« in München und Hamburg Hofmannsthals »Thurm gespielt« werde, »in der neuen Fassung,[632] die ich noch nicht kenne.« In der Tat war der Freund am 23. Januar 1928 nach München zu den Proben des »Turm« aufgebrochen,[633] der am 4. Februar am Prinz-Regenten-Theater seine Uraufführung erlebt; einen »Achtungserfolg«, den Hofmannsthal, wie Erika Brecht sich erinnert, »eine erstklassige Vorstellung für ein Theater zweiten Ranges« nennt.[634] Anschließend war er zu Tochter Christiane und deren künftigem Ehe-

630 Offenbar hatte man dabei – wenn nicht bei früherem Anlaß – auch über Graf Hermann Keyserlings neues Buch »Das Spektrum Europas« (Heidelberg 1928) gesprochen, das Kassner für »überaus geistreich«, wenngleich für »sehr schlecht und schlampig geschrieben« hält, und das, wie er Fürstin Herbert Bismarck am 21.1.1928 mitteilt, Hofmannsthal »sehr mag«.

631 Hofmannsthal an C.J. Burckhardt, 22.1.28: BW Burckhardt (1991), S. 257 (s. auch BW Mell, S. 211f., Abb. 17, 18); den dort als positiv geschilderten Eindruck revidiert Hofmannsthal radikal, wenn er am 13.8.1928 die Gesamtsituation des Burgtheaters beklagt: »dieses ungeistige, unbeschwingte typische Stadttheater«, das nicht nur »mit ödem Herunterspielen« seinen »Jedermann« »totgespielt« habe, sondern auch »die Aufführung des schönen Mellschen Spiels« zu einem »trüben oeden Theaterabend« gemacht habe: »welche Oede, welche fühlbare Unlust an dem Ganzen herrschte in dieser deplorablen Vorstellung, inclusive <Raoul> Aslan!« – in der Rolle des Schloßherrn (BW Auernheimer, S. 270).

632 Grundlage der Aufführung ist der stark gestrichene Druck der dritten Fassung: Der Turm. Ein Trauerspiel. Berlin: S. Fischer 1927; vgl. SW XVI.2 Dramen 14.2, S. 124–220; 256.

633 So Hofmannsthal an Katharina Kippenberg, 22.1.1928 (BW Insel, S. 1011); vgl. an Willy Wiegand, 7.1.1928 (BW Wiegand, S. 179); an Ottonie Degenfeld, 8.1.1928 (BW Degenfeld [1986], S. 510); an Carl J. Burckhardt, 22.1.1928 (BW Burckhardt [1991], S. 257). – Hofmannsthal ist, wie er dem Regisseur Kurt Stieler Mitte Januar 1928 mitteilt, bereit, ihn, »soweit Sie es für nötig halten«, bei der »Arbeit zu unterstützen« (SW XVI.2 Dramen 14.2, S. 470).

634 Erika Brecht (Anm. 492), S. 69–72; vgl. Hofmannsthal an Gerty von Hofmannsthal, 6.2.1928: SW XVI.2 Dramen 14.2, S. 476. Auch Otto von Taube konstatiert: »Die Aufführung […] war schlecht, doch konnte das der Wucht der Dichtung nichts anhaben und ihre Tiefe nicht verdecken« (Otto von Taube, Begegnungen und Bilder. Hamburg 1967, S. 51).

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

mann Heinrich Zimmer nach Heidelberg gefahren,[635] hatte in Degenershausen im Harz das »stille Grab« des am 6. Mai 1918 verstorbenen Lebensfreundes Eberhard von Bodenhausen aufgesucht und war nach Gesprächen mit Anton und Katharina Kippenberg in Leipzig nach Berlin gekommen, wo ihn, ab 22. Februar in Begleitung seiner Frau Gerty, »das größte und bewegteste Vielerlei, sehr schöne Ausstellungen, unglaublich gute Theater«, »Frühstücke bei dem alten sprühend lebendigen Liebermann, bei <der gefeierten Schauspielerin und Sängerin Fritzi> Massary, bei hundert andern Leuten« erwarten.[636] Beeindruckt von Richard Strauss' »über alle Begriffe schön<er>« Musik zur »Ägyptischen Helena«, die man ihm auf dem Klavier vorspielt, entwirft er ein einführendes »imaginäres Gespräch« zwischen sich und Strauss über das Libretto[637] und schreibt bis zum 2. Mai für den Komponisten die erste Fassung des Anfangsakts der »Spieloper Arabella« nieder.[638] Den Mai über hält er sich in Oberitalien auf, befaßt mit Plänen eines Filmprojekts für die gefeierte amerikanische Schauspielerin Lillian Gish,[639] kehrt zu den Proben der »Ägyptischen Helena« nach Wien zurück, begibt sich am 31. Mai nach Dresden, wo die Oper am 6. Juni unter der Leitung von Fritz Busch uraufgeführt wird,[640] und ist am 8. Juni wieder in

635 Vgl. TB Christiane, S. 165f. Auch Ludwig Curtius beschreibt eine Begegnung mit Hofmannsthal in diesen Heidelberger Tagen: Ludwig Curtius, Deutsche und antike Welt. Lebenserinnerungen. Stuttgart 1950, S. 377–379.

636 BW Burckhardt (1991), S. 259: 2.3.1928; vgl. TB Christiane, S. 161.

637 BW Strauss (1978), S. 618f.: 27.3. und 2.4.1928. Der Text dieser Prosa, »Die ägyptische Helena«, erscheint am 8. April 1928 in der Wiener »Neuen Freien Presse« sowie der Berliner »Vossischen Zeitung« und wird in den Insel-Almanach auf das Jahr 1929 (S. 89–107) übernommen; jetzt GW D V, S. 498–512.

638 Hofmannsthal an Strauss, 2.5.1928: Strauss an Hofmannsthal, 3.5.1928: BW Strauss (1978), S. 624f.

639 Vgl. dazu Hirsch, S. 463–469. Heinz Hiebler, Hugo von Hofmannsthal und die Medienkultur der Moderne. Würzburg 2003, S. 501–510. – Am 16.11.1928 wird Kassner die Prinzessin Bassiano über dieses Vorhaben unterrichten: »Reinhardt is bringing that most pathetic story of the stigmatised girl <Therese> of Konnersreuth into a film with Lilian Gish. Hofmannsthal has his fingers in the pic. […] Aren't they pigs? The poor girl of Konnersreuth is still alive and gets her wounds every Friday ›a new‹, but they make money out of it.« Wie eine Reaktion darauf mutet Hofmannsthals Brief an Max Reinhardt vom Dezember 1928 an, in dem er zu bedenken gibt, »bei jeder privaten und öffentlichen Äußerung über den Film den Bezug auf Konnersreuth <zu> vermeiden«; vor allem »der geheimnisvolle und heikle Vorgang der Stigmatisierung« solle unerwähnt bleiben. Im Frühjahr 1929 wird der Filmplan aufgegeben (vgl. Hiebler, a.a.O., S. 508).

640 Einen Bericht von dieser Uraufführung erhält Kassner durch »sweet old Schalk«, der in Dresden Prinz und Prinzessin Bassiano getroffen hatte; vgl. Kassner an Marguerite di Bassiano, 10.6.1928; s. auch Hofmannsthal an Theodora Von der Mühll, undatiert (Hirsch, S. 332).

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Wien, rechtzeitig zur dortigen Premiere,[641] die Franz Schalk zu Ehren des 64. Geburtstags von Richard Strauss, der selbst dirigiert, auf den 11. Juni ansetzt. Kassner wohnt der Generalprobe bei und erstattet Marguerite di Bassiano am 10. Juni kritisch Bericht: »Well then, how was it? There is my answer, if you ask me: awfull, most awfull. What a pig Strauss to exploit himself (and others) to such a degree![642] But apart from every other possible objection to either the text or the musik – and there is almost no end of it – : never did musik wrong more openly a text as it is done here. Quelle adultère atroce entre les deux! Quel vice! The performance was good, as good indead as it could be. The décor (Roller[643] and Wallerstein[644]) absolutely wonderful. Jeritza[645] had a suite of hysterical fit in the entre acte, but people of New York assure you that this must be so and that it means a part of the acting.« Diesem Urteil folgen seine Bemerkungen des Jahres 1929, wenn er das Stück zu der Mehrzahl der Hofmannsthalschen Werke rechnet, bei denen »der erste Akt besser gelungen sei als der letzte«, um dann fortzufahren, »in keiner Oper« von Richard Strauss »scheint mir Musik so gegen das Wort, gegen die ganze Bildlichkeit der Sprache zu gehen wie in der ›Ägyptischen Helena‹.«[646] Selbst wenn eine dokumentarische Bestätigung fehlt, legen solche subtilen Beobachtungen den Schluß nahe, Kassner habe das Textbuch besessen, und zwar möglicherweise in Gestalt eines jener Exemplare, die der Fürstner-Verlag Ende Mai ausliefert.[647]

641 So Hofmannsthal in einer rückblickenden Aufzeichnung: SW XXV. 2 Operndichtungen 3. 1, S. 535. – An der Anhörung, die am nämlichen 8. Juni 1928 auf Initiative von Ernst Lothar, dem Präsidenten des Gesamtverbandes schaffender Künstler Österreichs, beim Kanzler Ignaz Seipel im Bundeskanzleramt am Wiener Ballhausplatz wegen eines Gesetzesplans »zur Bewahrung der Jugend vor Schund- und Schmutzschriften« stattfindet, nimmt Hofmannsthal, anders als Kassner, nicht teil (vgl. Karl Corino, Robert Musil. Eine Biographie. Reinbek 2003, S. 789; Arthur Schnitzler, Tagebuch [Anm. 103] 1927–1930. Wien 1997, S. 162).

642 Ähnlich notiert Harry Graf Kessler anläßlich der zweiten Wiener Aufführung – und der zugleich letzten Begegnung mit Hofmannsthal –: »Sehr enttäuscht und gelangweilt. Libretto und Musik gleich schwach und epigonenhaft. Ich bin froh, daß ich mit Hofmannsthal und Strauss nicht darüber zu sprechen brauchte« (Tagebücher 1918–1937. Hg. von Wolfgang Pfeiffer-Belli. Frankfurt a. M. 1961, S. 563).

643 Auch Hofmannsthal lobt an der Wiener Aufführung Alfred »Rollers sehr schöne Decorationen!« (an Theodora Von der Mühll, undatiert: Hirsch, S. 332).

644 Lothar Wallerstein (1882–1949), seit 1927 Oberregisseur der Wiener Oper, führt Regie.

645 Maria Jeritza singt die Titelrolle.

646 KW IV, S. 536 f.

647 Vgl. SW XXV.2 Operndichtungen 3.2, S. 184, 529; ein Teil der Auflage enthält außer dem Text Hofmannsthals nachträglich geschriebene »Handhabung« als Inhaltsangabe.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Hofmannsthal an Kassner ?

<Juni 1928?>

Die aegyptische Helena
Oper in zwei Aufzügen von
Hugo von Hofmannsthal
Musik von Richard Strauss
Berlin, Adolph Fürstner 1928[648]

Als vermutliche Gegengabe nimmt Hofmannsthal in diesen Frühsommertagen 1928 Kassners neues Buch entgegen, das Ende Mai erschienen war.[649]

Kassner an Hofmannsthal[650]

<Wien, Juni 1928>

Rudolf Kassner
Narciss | oder Mythos | und | Einbildungskraft
MCMXXVIII | Im Insel-Verlag zu Leipzig

für Hugo von Hofmannsthal
von Rudolf Kassner

Wien im Juni 1928.

Zu Beginn des einleitenden imaginären Gesprächs »Narciss oder Mythos und Einbildungskraft« ist von Hofmannsthal die Rede, ohne daß, wie schon in Kassners Erstlingswerk oder in »Christus und die Weltseele«, sein Name fiele. Nur den Kundigen ist daher der hintergründige Bezug offenbar:

»Das Gespräch <zwischen dem Staatsmann, dem Dichter, dem Doktor und dem Schweigsamen> begann bei der Literatur, mit der Lyrik der Modernen, also nicht mit dem Theater, was immerhin bemerkenswert ist, und war sehr bald bei einem Dichter angelangt, dessen frühes Werk

648 Weber VIII 71.6.1; SW XXV.2 Operndichtungen 3.2, S. 200).

649 So die Ankündigung des Insel-Verlags an Kassner, 4.5.1928. Der Prinzessin Bassiano sendet Kassner den Band am 10. Juni 1928 zu.

650 FDH 3140; KW IV, S. 201–299. Der Band enthält neben dem namengebenden Einleitungs-Gespräch die Essays: Pascal; Lawrence Sterne; Zu Gogols »Toten Seelen«; Grundsätzliches zur physiognomischen Charakterologie; Zu Thomas Manns Zauberberg; Zu Hermann von Keyserlings neuen Büchern.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

das stärkste Jugenderlebnis dieser Art bei vielen war, die heute zwischen fünfzig und sechzig stehen. So wußte unser Staatsmann ganze Seiten daraus auswendig herzusagen. Da diese Art von Gedächtnis die mir fremdeste unter allen Gaben des Geistes ist und ich hierin wahrscheinlich auch Montaigne übertroffen haben dürfte, so blieb mir nichts anderes übrig, als mich vor diesem Strom der schönsten Worte zu beugen und zu verneigen gleich einem Strauch oder dem Schilf im Sturm. Doch als danach die Rede auf desselben Dichters Prosa kam und unser Staatsmann, kaum daß der Titel einer Abhandlung, deren Übersetzung ins Französische gerade vorlag, genannt wurde, daraus alsogleich eine Metapher bereit hatte, und zwar die von der Schwalbe, welche, übers Meer ins alte Nest zurückkehrend, dort ›gleich einem schwarzen Blitz einschlug‹, hatte ich der Zitate genug und rief: Unzweifelhaft ist das Bild schön, doch liegt die Schönheit mehr im Rhythmus der ganzen Stelle, deren ich mich wohl entsinne, in der Instrumentierung der Sätze als im Bilde selbst. Man sollte darum ein Bild nicht herausreißen, denn man fälscht damit nur das Ganze.«[651]

Die Zeilen evozieren Hofmannsthals »Die Wege und die Begegnungen«, jenen Text, der zuerst im Mai 1907 in der Wiener »Zeit« erschienen, 1917 in den Dritten Band der »Prosaischen Schriften«[652] eingereiht und im Winter 1925 in Marguerite di Bassianos »Commerce« in französischer Sprache vorgelegt worden war.[653] Hofmannsthal hatte geschrieben, daß »dieser Agur« »vielleicht eines Tages heraufsteigen« werde »wie ein Toter aus einem Gewölbe, wie ein Mörder aus einer Falltür, und sein Wiederkommen wird seltsam sein, aber nicht seltsamer eigentlich als vorgestern nachmittags das Hereinstürzen der zurückgekehrten jungen Schwalbe, durch die Luft, durch die halboffene Haustür, ins alte Nest, einschlagend wie ein dunkler Blitz. Und eine Minute darauf, wie ein

651 Narciss, a.a.O., S. 6f.; mit kleinen stilistischen Änderungen in der Fassung von 1955 jetzt in: KW IV, S. 204.

652 Siehe Anm. 284.

653 »Vois et rencontres«, in: Commerce. Cahiers trimestriels publiés par les soins de Paul Valéry et al. Paris. Hiver 1925. Cahier VI, p. 139–150, gez. Hugo von Hofmannsthal (Adapté de l'allemand.): Der Index-Band »Commerce 1924–1932« von Archibald MacLeish und Georges Limbour (Roma MCMLVIII, S. 22) präzisiert die Angabe: traduit de l'allemand par l'auteur; revue par Alexis Léger. In der Übersetzung von E. H. (?) wird der Text als »Les chemins et les rencontres« aufgenommen in: Hugo von Hofmannsthal, Écrites en prose. Paris 1927: Édition de la Pléiade.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

zweiter dunkler Blitz, aus dem Scheitelpunkt des Äthers, nachschlagend dem ersten, kam das Weibchen«.[654]

Diese geheime Referenz – eine offene findet sich wenige Zeilen später in der kritischen Anmerkung, »warum ein Bild wie jenes vom ›Rieseln der Zeit‹ im ›Rosenkavalier‹ nicht gut sei«[655] – ist Hofmannsthal gewiß nicht verborgen geblieben, als er sich vier Monate später in Aussee der gründlichen Lektüre des Buches gewachsen fühlt. Zuvor hatte er vielfach über Zustände eines vagen Unwohlsein geklagt: »Es nehmen gewisse Dinge in mir, Körperliche, solche von denen die Ärzte wenig wissen und denen abzuhelfen sie nicht vermögend sind, manchmal eine ängstliche Heftigkeit an, die Krisen der Atmosphäre zerrütten mich wie eine wahre Krankheit, ich sehe mit den Augen eines Kranken unsicher in die Welt – schnell verliert sich dies wieder, alles ist unendlich labil, von einer Labilität in der selber eine proteische Qual liegt«, lautete sein Bulletin an Rudolf Alexander Schröder vom 22. September 1928.[656] Nun aber – am 11. November hatte er Yella Oppenheimer bekannt, er fühle sich »physisch und geistig wieder normal«[657] – nimmt er in weitausgreifendem Bogen zu dem komplexen Werk Stellung.

Hofmannsthal an Kassner[658]

Bad Aussee
d 18 November <19>28

Lieber Kassner,
ich habe mir im Frühjahr vorgenommen, die den Band »Narciss« bildenden Dialoge und Aufsätze hierher mitzunehmen, um sie nacheinander mit der Ruhe und Aufmerksamkeit zu lesen, welche dieser Herbstaufent-

654 GW E, S. 158.

655 Narciss, S. 8; in KW IV, S. 205 die leichte Einschränkung: »nicht eigentlich gut«; mit Bezug auf Worte der Marschallin im 1. Akt: »Die Zeit, die ist ein sonderbares Ding. […] In den Gesichtern rieselt sie, im Spiegel da rieselt sie« (SW XXIII Operndichtungen 1, S. 40). In einem späten Gespräch mit A. Cl. Kensik wird Kassner einräumen, er habe »vielleicht verkannt«, »dass es im ›Rosenkavalier‹ die Marschallin ist, die den Raum nicht verzeitlicht, die Zeit nicht verräumlicht, sondern der Impression des Vergehens, der Vergänglichkeit Ausdruck verleiht und in ihrer weiblichen Weise dem nachgeht, nachgibt« (A<lphons> Cl<emes> Kensik, Narziss. Im Gespräch mit Rudolf Kassner. Zürich 1985, S. 60).

656 FDH, Abschrift; im Druck: Die neue Rundschau 65. 1954, S. 388, irrtümlich auf »22/X« datiert.

657 BW Oppenheimer II, S. 146.

658 FDH: Maschinenabschrift Gerty von Hofmannsthals; gedruckt (mit kleinen Änderungen in Interpunktion und Orthographie) in: Die neue Rundschau. 59. Jg., Frühjahr 1948, S. 227f.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

halt immer mit sich bringt. Ich habe meinen Vorsatz ausgeführt und freue mich sehr, dass ich es getan habe, denn der Eindruck war sehr gross und lange nachwirkend.

Hier sind fast unübersehbar viele Dinge teils in einer frappierenden Weise erleuchtet, teils blitzartig angerührt, und es sind immer gerade die Dinge, welche einem im Leben sowohl merk-würdig als frag-würdig erschienen sind, und an denen die Ausführungen und Reflexionen aller schreibenden Menschen fast beständig vorüber gehen; zugleich aber liegt im Berühren dieser unübersehbar vielen Dinge ein Hinweis auf sehr Weniges – auf ganz bestimmte intuitiv und grossartig erfasste Zusammenhänge, die einzigen, deren Erkenntnis uns in diesem Augenblick wirklich angeht: denn dieses Ganze[659] nun in so vielen Bänden ausgebreitet Œuvre ist im höchsten Mass zeitgemäss, vielmehr es läuft der Zeit voraus, immer um den einen Schritt, den sie so schwer einholt.

Ich kann mir nichts anderes denken, als dass trotzdem der Augenblick sehr nahe sein muss, in welchem sich die Wenigen, Verstreuten[660] welche den enormen Rang dieses Werkes erkennen, sich in eine sehr viel grössere und lärmende Menge verwandeln werden, und in welcher die wirklich bewundernswerte Haltung ihres Verfassers (und deren vollkommene Einheit mit dem Rang des Werkes) in ungemein vielen Köpfen sich spiegeln und viele bewundernde Commentare finden wird.[661]

Ich glaube aber nicht, dass dieser fast unvermeidliche Vorgang Sie stark berühren wird. Es scheint mir, dass in unseren Lebensjahren die Eitelkeiten einen verlassen,[662] mit einem rapiden Sturz, wie der,[663] der Blätter in den Novembernächten. Fast geht von diesem Phänomen eine

659 So in der Maschinenabschrift; im Druck: »ganze«.

660 Im Druck hinter »Verstreuten« Komma eingefügt.

661 Schon neunzehn Jahre zuvor hatte Hofmannsthal die geringe Bekanntheit Kassners beklagt und in diesem Sinne den aus Bern angereisten Kulturphilosophen Rudolf Maria Holzapfel (1874–1930) im Juli 1909 während eines Besuches gefragt: »Kennen Sie Kassner?… Wenn ein Genie in Österreich lebt, so kennt ihn keiner…« (Arthur Schnitzler, Tagebuch [Anm. 103] 1909–1912. Wien 1981, S. 78).

662 Kassner hatte bereits im Gespräch »Christus und die Weltseele« aus den »Mythen der Seele« den Dichter <=Hofmannsthal> über die »Überwindung der Eitelkeit« räsonieren lassen (KW IV, S. 176); vgl. auch Hofmannsthals Beobachtungen und Schlußfolgerungen angesichts der »penetranten Eitelkeit« des gemeinsamen Freundes Bernard Berenson im Brief an Marie Taxis vom 12. 7. 1927: Hirsch, S. 257 f.

663 Im Druck Komma hinter »der« getilgt.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

gewisse Beängstigung aus, und es hat mich sonderbar getroffen (so wie einen manchmal die Constatierung einer biologischen Tatsache nicht ganz angenehm trifft) neulich in der Kreutzersonate von Tolstoi, die mir zufällig in die Hand kam, diesen Ausspruch einer der handelnden Personen zu lesen: »Wenn man in unserem gewöhnlichen Leben nicht eitel ist, so hat man nichts, wovon zu leben<.>«[664]

Ich erinnere mich genau des ungeheuren[665] Eindruckes den mir die Lecture Ihres ersten Buches (dessen über die englischen Dichter und Künstler) machte.[666] In diesem Buch schien mir die Möglichkeit einer ganzen Philosophie der Einbildungskraft gegeben. Ein ganzes Gebäude, nur ahnend erkannt, wie ein geformter beleuchteter Dunst, erhob sich mir, über diesem Buch als Grundriss. Heute haben Sie dieses Gebäude aufgebaut aus einer fast eben so zarten Materie als meine Intuition sie wahrzunehmen glaubte, aber aus einer unzerstörbaren. Weder meine Freude, noch meine Bewunderung wird dadurch beeinträchtigt, dass ich mir bewusst bin, auch bei zweimaligem sehr aufmerksamen Lesen, an einer Arbeit wie »Narciss« vieles unverstanden auf sich beruhen lassen zu müssen. Eine Grenze meiner Begabung (auch der aufnehmenden) liegt dort, wo Ihnen, durch eine Affinität mit der Mathematik, noch eine grössere Erweiterung Ihrer Ausdrucksmöglichkeiten in den letzten 15 Jahren zuteil geworden ist. – –

Freundschaftlich Ihr
Hofmannsthal

Unmittelbar nach Empfang leitet Kassner das Schreiben am 21. November seiner vertrauten Gönnerin, der Fürstin Herbert Bismarck, zu. Es dürfte ihn nicht nur insgesamt wegen der noblen Haltung berührt haben – wenige Tage nach Hofmannsthals Tod wird er noch einmal hervorheben, daß und wie Hofmannsthal »die Einheit« seines »ganzen Werkes« mit dem »Narciss«[667] »als

664 Im Druck Punkt eingefügt. – In Hofmannsthals Bibliothek findet sich: Leo N. Tolstoi, Die Kreutzersonate. Übertragen von Arthur Luther. Insel-Bücherei Nr. 375. Leipzig o. J. (1925); dort heißt es zu Beginn des XXIII. Kapitels (S. 62): »Ich glaube, es ist überflüssig, besonders zu erwähnen, daß ich sehr eitel war. Wenn man bei unserer Lebensweise nicht eitel ist, hat das Leben überhaupt keinen Sinn.« (Nachweis Dr. Joachim Seng, Frankfurt a. M.)

665 Im Druck: »ungeheueren«.

666 Siehe BW Kassner I, S. 13 f., 16 f.

667 Als er den »Narciss« im Dezember 1930 wieder einmal liest »auf das hin, was darin Drama der Seele, überhaupt Drama ist«, wird ihm deutlich, daß Hofmannsthal »gespürt« ha-

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Resumée« »empfunden habe«[668] –, sondern auch wegen der kurzen Anmerkungen zur Eitelkeit; denn als Auseinandersetzung mit eben diesem Thema hatte er ab Juli 1928 seine Betrachtung »Über die Eitelkeit« konzipiert. Den Text hatte er am 5. September Fürstin Bismarck als vollendet angezeigt und unverzüglich der »Frankfurter Zeitung« zum Abdruck überlassen. Die freilich zögert das Erscheinen hinaus, so daß die Studie, von Kassner »zu meinen besten Sachen« gezählt,[669] erst Anfang Dezember veröffentlicht wird. Zuvor jedoch antwortet er auf Hofmannsthals Brief.

Kassner an Hofmannsthal[670]

<Wien,> Montag
<26. November 1928>[671]

Lieber Hofmannsthal!
Ich muß Ihnen für Ihren guten Brief über den Narciss danken. Es haben sich nicht viel oder kaum welche die Mühe genommen mir darüber oder überhaupt darüber etwas zu schreiben.

Der Erfolg, den meine Sachen decidiert nicht haben, könnte ja nie die Eitelkeit nähren, weil Sie davon sprechen, sondern sollte einem wenigstens die Autorität schaffen, die nöthig ist, damit das Problem im Jahre

ben müsse, »wie dort neben dem ›Gewandelten‹ der Glückliche‹ steht auf einem Hintergrund von Einsamkeit, den es vorher noch nicht so gegeben hat« (an Fürstin Herbert Bismarck, 11.12.1930).

668 Kassner an Fürstin Bismarck, 20.7.1929. – Noch 1948 wird Kassner in seinen »Erinnerungen an England« (1949 aufgenommen in den Band »Umgang der Jahre«) diesen Brief zitieren: »Hofmannsthal, der bedeutendste Verstand von allen, die mir im Leben begegnet, schrieb mir ungefähr ein Menschenalter, nachdem ich das Buch <die »Mystik«> begonnen, dass er darin etwas wie eine Philosophie der Einbildungskraft gefunden, zum mindesten geahnt hätte« (KW IX, S. 912); statt dieser handschriftlichen Formulierung lautet die verknappte Druckfassung (ebd., S. 355): »Hofmannsthal schrieb mir noch lange nach dem Erscheinen des Buches, daß er damals nach der Lektüre desselben das Empfinden gehabt habe, darin liege eine neue Philosophie der Einbildungskraft, lägen die Ansätze dazu vor.«

669 Kassner an Fürstin Bismarck, 28.11.1928.

670 1 Blatt, beidseitig beschrieben.

671 Der Brief muß zwischen dem 21. und 28.11.1928 geschrieben worden sein; an beiden Tagen wendet sich Kassner an die Fürstin Bismarck; das erste dieser Schreiben, dem Hofmannsthals Brief beiligt, erwähnt die Antwort nicht, das zweite, vom 28.11., enthält hingegen die – frische – Nachricht, er habe an Hofmannsthal geschrieben »betr. den sogenannten Erfolg, nicht Ruhm, sondern 2000,– im Jahr« zu verdienen, damit auf eine Bemerkung vom 6. Februar 1928 gegenüber der Fürstin anspielend: »So lange ich lebe wird meine Sache verloren sein, in der Ewigkeit gewiß nicht. Ich will keinen Ruhm von dieser Zeit oder diesem Volk.« – Mit Montag ist daher wohl der vorangegangene 26. November gemeint.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

2000 Mk zu verdienen – nachdem 12 Bände aufliegen in bald 30 Jahren hergestellt – nicht zu den absolut unlösbaren gehöre. Daran ist natürlich vieles schuld: abgesehen von der Ungunst der Verhältnisse (die ich ja doch nicht zu hoch anschlagen möchte) die Gemeinheit des Öffentlichen, die Lauheit, Temperamentlosigkeit derer, die in der Öffentlichkeit führen, dann überhaupt das ungeneröse, neidische, ungute des deutschen Menschen überhaupt. Alles Gute kann nur mit einem Übermaß oder Opfer gewonnen werden, weil es daraus (genau) entstanden. Außer von ganz privaten, ja obscuren, durchaus entlegenen Wesen, von Freunden, die meine Sachen auswendig kennen, habe ich bisher nur sehr Mäßiges, Feiges, Feiles vernommen, kaum etwas Anderes.

Auf baldiges Wiedersehen

Ihr

aufrichtig ergebener

D[r.] Rudolf Kassner

Obwohl sich Kassners materielle Notlage – »es war das reine Elend«, gesteht er am 27. April 1927 seinem Verleger – seit Ende 1926 gelindert hat,[672] bleiben die Einkünfte aus seinen Publikationen weiterhin höchst bescheiden. In diesem Sinne hatte er Kippenberg am 14. Februar 1927 geklagt, es sei »über alle Maßen grotesk u. bei jedem anderen Volk unmöglich, ja undenkbar, daß von der Verwandlung kaum 100 Ex<emplare> verkauft sind. Durchaus der Beweis, daß das Schwerverständliche gar nicht ein Hindernis ist. Was ist schwerer als Zahl u. Gesicht[673] u. was unter meinen Sachen leichter als die Verwandlung.« Und am 23. April des gleichen Jahres hatte er – angesichts der eben erschienenen »Mythen der Seele« – hinzugefügt: »Es ist sicherlich mein schönstes Buch. Es ist auch ganz leicht zu lesen. Nur habe ich den Wind der Popularität seit 27 Jahren gegen mich u. ich weiß nicht, ob es mir diesmal gelingen wird ihn in die Segel zu bekommen. Das Los eines deutschen Schriftstellers, der eine neue Welt, nicht die Klischée einer solchen gibt, ist ein bedauernswerthes. Halten Sie dagegen Paul Valéry in Frankreich!«

Unter solchen Gesichtspunkten hatte Fürstin Herbert Bismarck im Frühsommer 1928 erste Schritte eingeleitet, um Kassner für den literarischen Nobelpreis vorzuschlagen, ein Unternehmen, das, anfangs mit Skepsis betrachtet, in der Folge die gemeinsame Korrespondenz zunehmend bestimmt. Marguerite Bis-

672 Am 13.11.1926 hatte er Fürstin Bismarck wissen lassen: »Gott sei Dank geht es mir finanziell etwas besser jetzt, so daß ich weniger von der Gnade dieses schrecklichen Volkes abhänge.«

673 Von dessen 2. Auflage ist zu diesem Zeitpunkt »fast ein Drittel verkauft«.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

marck wendet sich an zahlreiche Persönlichkeiten des öffentlichen und literarischen Lebens in Deutschland, Österreich, Frankreich, Ungarn und der Schweiz. Als sie Fürstin Marie Taxis und Alexander Graf Hoyos als Befürworter in Erwägung zieht, lehnt Kassner, da sie »einflußlos« seien, dies Ansinnen ebenso ab wie eine entsprechende Anfrage bei Hofmannsthal, denn jener bemühe sich »wohl selbst seit Jahren« um die Auszeichnung, so daß es »nur ein Uriasbrief« werden könne – eine, wie sich zeigen wird, ganz und gar unberechtigte, falsche Einschätzung, welche auch durch die nachgeschobene bittere Schein-Begründung nicht an Stichhaltigkeit gewinnt: »Und dann sind wir nicht sehr gut. Ich glaube er nimmt es mir übel, daß ich seine Sachen nicht sehr gut finde. Vergessen Sie doch nie, daß ich bei allen Fachleuten u. Hofmannsthal ist so ein Fach-Dichter – nicht beliebt bin, nie beliebt war, weil ich mich immer abseits gehalten habe.«[674]

Der »Narciss«-Brief freilich belehrt ihn eines Besseren; und so läßt er die Fürstin am 6. Dezember 1928 wissen, er werde »mit Hofmannsthal darüber« reden.

Ehe es dazu kommt, beteiligen sich beide Männer an einer Dankesadresse für den gemeinsamen Freund Franz Schalk, der sich gezwungen sah, sein Amt als Direktor der Wiener Oper – unter teilweise unwürdigen Umständen – niederzulegen.[675] Während Arthur Schnitzler am 30. November eine entsprechende Bitte des federführenden Bankiers Paul Hammerschlag mit »Principiellem Nein« beantwortet,[676] unterzeichnen Hofmannsthal und Kassner diese Kundgebung zu Ehren eines Mannes, den Kassner, »was Schärfe und Sicherheit des Urtheils in Dingen des Geistes anbelangt«, für unvergleichlich hält, für den »besten Kopf« »von allen Musikern, denen ich begegnet bin«, und dem es, »Musiker, der er von Grund aus war«, gelingt, Musik aus »tiefsten Schichten aufsteigen« zu lassen.[677] Die in Hofmannsthals Schreiben erwähnte vorangegangene Besprechung wird wohl diesem Unternehmen gegolten haben. Jedenfalls verdeutlichen Hofmannsthals Zeilen an Richard Strauss vom 4. Dezember 1928 die Gründe,

674 Kassner an Fürstin Bismarck, 23.7.1928.

675 Zu Franz Schalks richtungweisendem Wirken als Direktor der Jahre 1924 bis 1929 – nach der gemeinsam mit Richard Strauss geführten Direktion von 1919–1924 – vgl. Marcel Prawy, Die Wiener Oper. Wien 1969, S. 221–252. Als durch Erlaß des Unterrichtsministeriums dem damaligen Generalintendanten der Bundestheater, Franz Schneiderhan, weitreichende Entscheidungsrechte in Personal-, Besetzungs- und Aufführungsfragen zugesichert werden, welche die Befugnisse des Operndirektors erheblich beschneiden, lehnt sich Schalk – erfolglos – auf und reicht am 18. Juli 1928 seine Demission ein, die freilich erst zum 31. August 1929 in Kraft tritt; Nachfolger wird nicht, wie Kassner gehofft hatte (an Marguerite di Bassiano, 9.12.1928), Wilhelm Furtwängler oder Bruno Walter als »coming man«, sondern Clemens Krauss.

676 Arthur Schnitzler, Tagebuch (Anm. 103) 1927–1930. Wien 1997, S. 208.

677 KW X, S. 616f. (aus dem Manuskript, ohne Nachweis der erst später ermittelten Druckfassung): Wiener Staatsoper 1955. Festschrift (Anm. 312), S. 41f.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

welche ihn – und Kassner – zur Teilnahme bewegen: »Ihr Wunsch ist nun in Erfüllung gegangen, und Schalk nicht länger mehr Direktor. Die sehr rüden Formen dabei, die Schneiderhan möglich gefunden hat, müssen Ihnen ebenso unsympathisch sein wie mir – einfach aus Solidarität der Künstler gegenüber den Übergriffen des Beamten.«[678]

Hofmannsthal an Kassner[679]

Rodaun 9 XII 28.
<Sonntag>

lieber Kassner
inliegend das Elaborat mit der Bitte um Ihre Unterschrift. Stilistisch habe ich mich hauptsächlich durch Kürzungen beteiligt, hoffe auch noch die Wendung »von ganzem Herzen« zu beseitigen.

Vielleicht sind Sie so gut, es ohne Commentar an Director Dr Paul Hammerschlag persönlich, Wien I, Creditanstalt zurückzuschicken.

Es hat mir neulich so überaus leid getan; ich konnte eine vierstündige Dauer dieser Besprechung nicht voraussetzen.

Herzlichst Ihr
Hofmannsthal

Daß es schließlich gelang, die gerügte »Wendung« »zu beseitigen«, zeigt das Franz Schalk wenig später überreichte Dokument:
»An Direktor Franz Schalk
Die Nachricht von Ihrer Demission als Direktor des Operntheaters hat uns mit schmerzlichem Bedauern erfüllt. Wir empfinden das Bedürfnis, Ihnen zu danken für das, was Sie in dem letzten Jahrhzehnt für Oesterreich, für Wien und für die Kunst getan haben, und sind sicher, dass dieser unser Dank seinen Widerhall bei sehr vielen unserer Mitbürger findet. In der schwierigsten Epoche, die das berühmte, uns teure Institut jemals zu überstehen hatte, haben Sie durch Ihre geistige Ueberlegenheit, durch eine vorbildliche Strenge der Anforderung, so an sich selbst wie an alle anderen, durch die unbeirrbare Zähigkeit in der Verfolgung dessen, was Ihnen als das allein Richtige vorschwebt, es verstanden, in einer wankenden Kunstwelt die Wiener Oper als das zu erhalten, was sie sein und bleiben muss, die erste deutsche Opernbühne, und zugleich als das höchste österreichische, wienerische, mit keinem anderen vergleichbare Kunstinstitut.

Wir danken Ihnen als Kunstfreunde für die vielen Stunden innerer Erhebung, die uns Ihre in der grossen Tradition unseres Operntheaters wurzelnde gereifte

678 BW Strauss (1978), S. 682.
679 DLA: 1 Blatt, 1 beschriebene Seite.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Künstlerschaft bereitet hat, und so sehr wir Ihr Scheiden aus der Direktion bedauern, so herzlich freut es uns, dass wir Sie noch oft an dem Dirigentenpult unserer Oper werden begrüssen können, an jener Stätte, an der Sie als ein treuer Hüter der Schätze unserer Tonkunst so viele Triumphe gefeiert haben.
Wien, Dezember 1928.«[680]

Zur gleichen Zeit erhält Hofmannsthal Zeitungsausschnitte mit Kassners jüngstem Essay, der in der »Frankfurter Zeitung« vom 4. bis 7. Dezember 1928 erschienen war.

Kassner an Hofmannsthal

<Wien, Anfang Dezember 1928>

Ueber die Eitelkeit.
Eine Betrachtung. | Von Rudolf Kassner[681]

Hofmannsthal an Kassner[682]

R<odaun> 15 XII. <1928>
<Samstag>

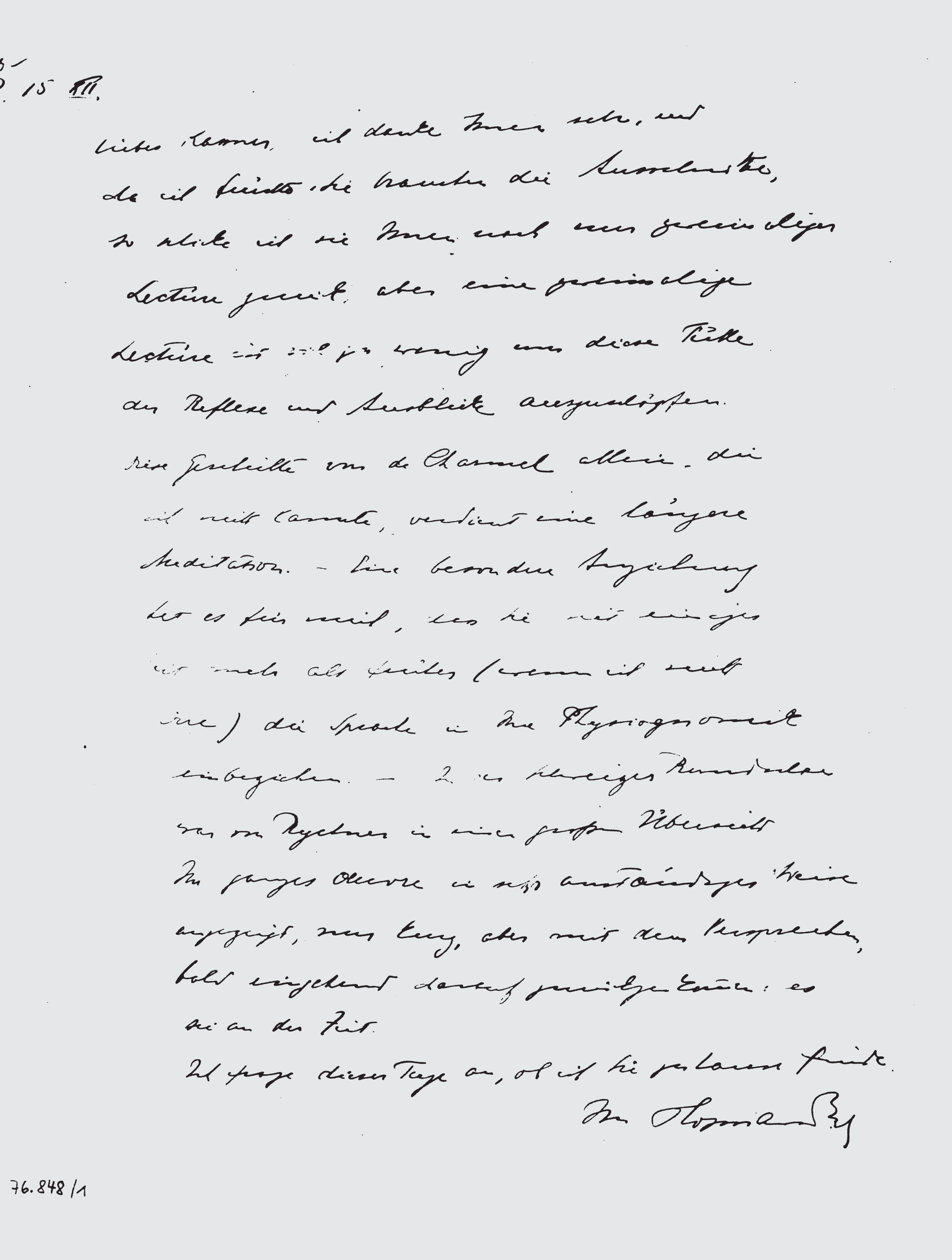
lieber Kassner, ich danke Ihnen sehr, und da ich fürchte, Sie brauchen die Ausschnitte, so schicke ich sie Ihnen nach nur zweimaliger Lecture zurück, aber eine zweimalige Lecture ist viel zu wenig um diese Fülle der Reflexe und Ausblicke auszuschöpfen. Diese Geschichte von de Charmel

680 Die Adresse hat sich im Nachlaß Schalk in der Musiksammlung der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien in Form eines Doppelblatts gefunden, von dem – laut liebenswürdiger Auskunft von Dr. Thomas Leibnitz, Direktor der Musiksammlung – nur Blatt 1 maschinenschriftlich beschrieben ist (Signatur F18 Schalk 211/7). Das Schriftstück haben 32 Persönlichkeiten unterzeichnet, unter ihnen – neben »Dr. Hugo Hofmannsthal« und »Dr. Rudolf Kassner« – Dr. Guido Adler, Leopold Andrian, Stefan Auspitz, Dr. Richard Beer-Hofmann, Rudolf Colloredo-Mansfeld, Dr. Philipp Gomperz, Dr. Paul Hammerschlag, Karl Graf Lanckoronski, Prinz Franz Liechtenstein jun., Max Mell, Max Reinhardt, Dr. Josef Schey, Friedrich Schreyvogel.

681 Frankfurter Zeitung. 73. Jg., Nr. 906, 909, 912 und 915: 4.–7. Dezember 1928. Ohne Untertitel wird der Text, stilistisch leicht übergangen, in »Das physiognomische Weltbild«. München 1930, S. 63–86, aufgenommen; jetzt KW IV, S. 355–376.

682 DLA: 1 Blatt, 1 beschriebene Seite; FDH: Maschinenabschrift (mit kleinen Lesefehlern) Gerty von Hofmannsthals; Teildruck in: Hartung und Karl, München. Auktion 16: 18.–20. Mai 1976. Katalog, S. 342, Nr. 2394.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -



…8
… 15 XII.

Lieber Kassner, ich danke Ihnen sehr, und
da ich fürchte, Sie brauchen die Aushängebogen,
so schicke ich sie Ihnen nach einer zweimaligen
Lectüre zurück; aber eine zweimalige
Lectüre ist viel zu wenig um diese Fülle
der Reflexe und Ausblicke auszuschöpfen.
Diese Geschichte von dem Charmeur allein – die
ich nicht kannte, verdient eine längere
Meditation. – Eine besondere Anziehung
hat es für mich, dass Sie mit einigem
viel mehr als früher (wenn ich nicht
irre) die Sprache in Ihre Physiognomik
einbeziehen. – In der schweizer Rundschau
hat Max Rychner in einer großen Übersicht
Ihr ganzes Oeuvre in sehr anständiger Weise
angezeigt, sehr kurz, aber mit dem Versprechen,
bald eingehend darauf zurückzukommen: es
sei an der Zeit.
Ich frage dieser Tage an, ob ich Sie zu Hause finde.
Ihr Hofmannsthal

76.848/1

Abb. 8: Hugo von Hofmannsthal an Rudolf Kassner,
Rodaun, 15. Dezember 1928 (DLA)

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access - CC BY

allein, die ich nicht kannte, verdient eine längere Meditation. – Eine besondere Anziehung hat es für mich, dass Sie seit einiger Zeit mehr als früher (wenn ich nicht irre) die Sprache in Ihre Physiognomik einbeziehen. – In der Schweizer Rundschau war von Rychner in einer großen Übersicht Ihr ganzes œuvre in sehr anständiger Weise angezeigt, nur kurz, aber mit dem Versprechen, bald eingehend darauf zurückzukommen: es sei an der Zeit.[683]
Ich frage dieser Tage an, ob ich Sie zuhause finde
Ihr Hofmannsthal

Hofmannsthal bezieht sich auf die von Kassner erzählte Anekdote des Louis de Ligny, Comte du Charmel: »Mr. de Charmel, ein Edelmann aus der Champagne, sonst ohne besonderen Rang und Titel, hat durch die vollkommene Anmut und Liebenswürdigkeit seines Wesens alle Herzen am Hofe von Versailles gewonnen. Auch Ludwig XIV. mag ihn keinen Tag lang missen und will ihn in seinem Gefolge auf Reisen oder im Feldlager sehen. Die Lektüre eines Buches über das Wesen des Christentums bringt in Charmel blitzartig das zuwege, was im Zeitalter Rancés nichts ganz Ungewöhnliches war: die Umkehr, er verläßt den Hof und geht in ein Kloster. Da er zum König kommt, um für immer von ihm Abschied zu nehmen, redet dieser ihn also an: ›Quoi, Charmel, vous ne me verrez jamais plus?!‹ So Saint-Simon in seinen Memoiren. Diese unvergleichlichen Worte, Worte, die so vorher nicht gesagt worden waren und nachher nicht mehr oder noch weniger, sind in aller Unschuld, ohne Pathos gesprochen worden. So redete Gott im Paradies zum Menschen.«[684]

683 In der Neuen Schweizer Rundschau. XXI. Jg. von Wissen und Leben. Heft 11. November 1928, S. 881ff., hatte der Herausgeber Max Rychner in der Rubrik »Anmerkungen: Hinweis auf Bücher« »auf Rudolf Kaßners Essaybücher« aufmerksam gemacht: »Das Werk Kaßners ist nur wenigen vertraut, doch finden sich in allen Ländern unter den besten Köpfen Kenner desselben. Über zehn Bände dieses besonderen und vehementen Denkers sind im Insel-Verlag erschienen, darunter ›Essays‹; ›Melancholia‹; ›Englische Dichter‹ (Aufsätze); ›Mythen der Seele‹; ›Zahl und Gesicht‹; ›Physiognomik‹. Wir werden darauf zurückkommen […]; es handelt sich um einen der originellsten und bedeutendsten Geister des deutschen Schrifttums unserer Epoche«. Aus diesem Anlaß hatte Rychner schon im November des Vorjahres vom Insel-Verlag »das Gesamtwerk Rudolf Kassners« erbeten: »Ich möchte gern tun, was sich tun lässt, um diesen merkwürdigen aber hohen und durchdringenden Geist etwas näher an das bekannte ›Licht der Öffentlichkeit‹ zu rücken. Er verdient es. Es ist zu still um ihn.« (Goethe-Schiller-Archiv, Weimar)

684 KW IV, S. 365. – Saint-Simon, Mémoires. Ed. Gonzague Truc. Paris: Bibliothèque de la Pléiade. Paris 1953: Tome I, p. 561: »Le Roi eut peine à le laisser aller. ›Quoi, lui dit-il, Charmel, vous ne me verrez jamais?« Man gewinnt den Eindruck, als habe Kassner neben des Königs Frage auch die – ausgelassene – Antwort berührt: »Non Sire, répondit-il, je n'y pourrais résister, je retournerais en arrière. Je faut faire le sacrifice entier et s'enfuir.«

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Unterdessen verliert Kassner die Nobelpreis-Initiative ebenso wenig aus dem Blick wie die Möglichkeit, Hofmannsthal für eine Empfehlung zu gewinnen. Schon am 10. Januar 1929 heißt es bedauernd, Hofmannsthal sei »verreist« und »sein Eintreten käme daher »wohl zu spät«.[685] Als der Freund dann selbst – vielleicht bei einem seiner im Brief vom 15. Dezember in Aussicht gestellten Besuche – davon spricht, »man müsse etwas für Kassner tun«, keimt neue Hoffnung auf, zumal gerade diese »Würdigung Gewicht« hätte.[686] Hofmannsthal nutzt die nächste sich bietende Gelegenheit und weist in seinem am 20. Januar 1929 in der »Neuen Freien Presse« erscheinenden Essay zu Lessings 200. Geburtstag[687] auf Kassner hin: »Physiognomisch genommen, um Rudolf Kassner das Wort zu entlehnen, dem seine Arbeiten eine so große Tragweite gegeben haben, ist es (sc. Lessing) eine Figur von solcher Geschlossenheit, wie die deutsche Literaturgeschichte keine zweite aufzuweisen hat.« Indem er Lessings ›Physiognomie‹ in Kassners Manier skizziert und dabei herausragende wie entlegene Lebens- und Charakterzüge bündelt, kommt er zu dem ganz Kassnerschen Fazit einer »physiognomischen Charakterologie«: »alles geht zusammen zu einer imponierenden Einheit wie die Züge an einer römischen Porträtbüste.«

Das gewünschte Nobelpreis-Votum bringt Hofmannsthal vorderhand freilich nicht zu Papier. Ende Januar begibt er sich auf den Schönenberg bei Basel zu Carl Jacob Burckhardt, wo er in einem »freundlich stillen Gastzimmer eines freundlichen Landhauses« den Februar verlebt.[688] Auch hier bleibt ihm Kassner im Gespräch mit Burckhardt gegenwärtig und am 19. Februar 1929 findet er in einem Schreiben an Max Rychner werbende Sätze, welche die Gedanken seines »Narciss«-Briefes an Kassner aufgreifen und sich insgesamt wie eine vorweggenommene Skizze zur Eingabe an das Nobel-Komitee lesen:

»[…] Aber ich möchte noch einige Worte über Kassner sagen. Allmählich wird es mir zum Rätsel, wie ein so eigentümlicher Denker von dieser alles beredenden, alles commentierenden Nation völlig als nicht-existent

685 Kassner an Fürstin Bismarck, 10. 1. 1929. Eine solche Reise ist anderweitig nicht belegt; Hofmannsthal fühlt sich allerdings in diesen Wochen nicht wohl und unterzieht sich einer Bäder-Kur: »Diese Bäder machen mich so müd (das ist vielleicht gerade was sie sollen) daß die Kraft immer nur bis zum Ausdenken oder Monologisieren eines Briefes reicht«, räumt er am 19. 12. 1928 von Rodaun aus C. J. Burckhardt ein; und am 20. 1., immer noch aus Rodaun, heißt es an denselben: »Mir geht es physisch subjektiv recht gut, wie weit die Bäder den Blutdruck wirklich herabgesetzt haben, wird sich nächste Woche durch eine Messung ergeben« (BW Burckhardt [1991], S. 278, 283).

686 Kassner an Fürstin Bismarck, 31. 1.; 4. 2.; 21. 2. 1929. Noch am 19. 3. 1929 heißt es, Hofmannsthal solle »einige bedeutende Namen zusammenbekommen«.

687 Gotthold Ephraim Lessing. Zum 22. Januar 1929: GW RA III, S. 138–142; die Kassner-Stelle ebd., S. 141.

688 BW Andrian, S. 433: 8. 2. 1929.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

behandelt wird. Und doch ist sein Lebenswerk sehr consistent, eins spinnt sich aus dem andern hervor – aber es ist etwas Festes und Sprödes darin, das sich zum Zerreden nicht eignen muss, und so bleibt er unangenagt liegen, wo sie doch sonst jeden Knochen aus einem Maul ins andere zerren. Sie kennen die Aufsätze über die englischen Dichter des XIX-Jahrhunderts. Das war sein erstes Buch – im ersten Buch liegt bei einem wahrhaft creativen Menschen immer der Grundriss zu seinem Lebenswerk, und so war es auch hier. Diese Philosophie des Ausdrucks, diese morphologische Philosophie, die er zuletzt in 4 oder 5 knappen kleinen Bänden großartig aufgebaut hat, sie ist in diesen Aufsätzen worin Dichter und Gedichtetes in so unerhörter Weise in eins gebracht, als eines genommen sind, schon praeformiert. Diese Aufsätze sind schon völlige physiognomische Characteristiken.
Ich hatte unterdessen ein Gespräch mit Carl Burckhardt, worin er mir sagte, er hätte mit Ihnen auch dies Thema (Kassner) berührt, und Sie wären von einer inneren Stimme abgemahnt, sich damit einzulassen: Sie fühlten, es wäre Ihnen nicht homogen.[689] So breche ich ab und schließe nur mit dem bescheidenen Hinweis: es sind zwei der späteren Bände ›Von den Elementen menschlicher Größe‹ und ›Zahl und Gesicht‹ worin jemand, der danach strebte sich die ganze Erscheinung klar zu machen, die Quintessenz dieser morphologischen Philosophie, die mir neu und bedeutend erscheint, fände.«[690]

Auf Rychners – nicht überlieferte – Darlegung zu einem möglichen Kassner-Beitrag in der »Neuen Schweizer Rundschau« antwortet Hofmannsthal ermutigend am 27. Februar 1929:

»Lieber Doctor Rychner,
die Bescheidung ist etwas Schönes, und ich liebe es auch, mich zu bescheiden, in einer Welt, in der fast niemand mehr sich zu bescheiden

689 Obwohl Rychner noch 1946 sein zeitweilig schwieriges Verhältnis zu Kassners Produktion eingesteht, wird er am 31. August 1953 zu einer, bei allem Vorbehalt, tiefblickenden Würdigung des Menschen und des Werkes gelangen, voll Bewunderung für »die ungemeine Konsequenz dieses geistigen Daseins« (C. J. Burckhardt – Max Rychner, Briefe 1926–1965. Hg. von Claudia Mertz-Rychner. Frankfurt a. M. 1970, S. 102 f., 152 f.); eine Haltung, die dann auch seinen Artikel zu Kassners 80. Geburtstag in der Zürcher »Tat« vom 12. 9. 1953 prägt (jetzt in: Max Rychner, Arachne. Zürich 1957, S. 195–203).

690 Fischer-Almanach 87, S. 31.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

versteht, aber ich glaube, dass Sie in diesem Fall zu weit gehen. Sie werden einen Fachmann finden, der die philosophischen Antriebe hier erkennt, da die Scholastik, dort Pascal, dort Kierkegaard, er wird das in einer langwierigen Ausführung betreiben wie der Philologe seine Motivenjagd, sein Aufsatz wird acht Seiten lang sein und ganz unwirksam, der Ihre vielleicht drei Seiten, vieles berührend, die Sphären verknüpfend, schön, wirksam und für Kassner eine wirkliche Genugtuung. So kommts mir vor.«[691]

Mittlerweile hatte Hofmannsthal auf dem Schönenberg die Nachricht von der Geburt seines ersten Enkelkinds Christoph Heinrich Hugo erreicht, der am 7. Februar 1929 als Sohn Christianes und des Indologen Heinrich Zimmer in Heidelberg zur Welt gekommen war. Die kleine Familie dort Anfang März[692] zu besuchen, ist sein nächstes Ziel.[693] Das weiß, dank einer verlorenen Nachricht Gerty von Hofmannsthals, auch Kassner und schreibt mit Blick auf die Nobelpreis-Angelegenheit an Gerty, die der jungen Mutter in Heidelberg beisteht.

Kassner an Gerty von Hofmannsthal[694]

<Wien> IV. Tilgnerstr. 3 Dienstag
<Februar 1929>

Liebe Gerty!
Fürstin B<ismarck> meint, der Brief könne warten, bis Hugo nach Heidelberg kommt.

Also Christof! Christof Zimmer! Hoffentlich gab es Honig und Sonne (wenn auch sehr kalte[695]) bei seiner Geburt oder Taufe oder wie das

691 Ebd., S. 31f. – Diesen gedachten Aufsatz wird dann Carl J. Burckhardt mit seinem »Hinweis auf Rudolf Kassner« in der »Neuen Schweizer Rundschau«, Heft 10, 1. Oktober 1929, S. 752–754, liefern.

692 Am 28. 2. 1929 weilt er noch auf dem Schönenberg, mit Gedanken an Heidelberg und weitere Reisestationen befaßt; vgl. BW Degenfeld (1986), S. 512.

693 Am 25. 3. 1929 schreibt Hofmannsthal aus München an Yella Oppenheimer: »Das Baby in Heidelberg ist ein reizendes kleines Wesen, sehr zart mit hübschen ausgebildeten Zügen, besonders herzigen Händen u. Ohren u. gedeiht gut« (BW Oppenheimer II, S. 149).

694 1 Blatt, einseitig beschrieben.

695 Auch Hofmannsthal erwähnt vom Schönenberg aus »diesen strengen Winter«, in dem »die alten Buchenstämme vor Kälte springen und die verendeten Rehe in den Büschen liegen, und die toten Singvögel auf sie herunter fallen« (BW Degenfeld [1986], S. 511: 19. 2. 1929); und an Heinrich Zimmer heißt es am 12. 2. 1929 in einem Postscriptum: »Heute nacht hatte

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

heißt was einem jungen Inder[696] passiert, da er ans Licht tritt. Übrigens ein hübscher Name. Aus Christiane irgendwie gezogen, wenn auch hübscher. Christoff Zimmer klingt fast wie der Titel einer Novelle. Oh es läßt sich einiges über diesen Namen sagen.

Von hier ließe sich Manches sagen. Doch ich hebe mir das lieber auf, bis Sie einmal zu mir kommen, worauf ich warte.

Bitte an alle Grüße. Zuerst an Christiane, aber auch ein wenig, der großen Kleinheit nicht gerechnet, an Christoff. Und den Vater.

Alles Gute.

Ihr

Rud. Kassner

Doch auch in Heidelberg gelingen Hofmannsthal die erbetenen Zeilen nicht. Er fühlt sich »seit vielen Wochen nicht gesund«, wie er Carl Jacob Burckhardt, nach Rodaun heimgekehrt, am 6. April rückschauend eingestehen wird: »Schon die letzte Zeit auf dem Schönenberg war mir ärmlich zumut, in Heidelberg war ich ganz elend, hatte Lust an nichts und konnte fast keinen Bissen essen, in München endlich« – im Verkehr mit Erika und Walther Brecht hatte sich seine »abgründige geistige und körperliche Traurigkeit« für kurze Augenblicke aufgehellt; auch Rudolf Borchardts plötzlicher Besuch am 17. März[697] war ohne die befürchtete innere Erschütterung verlaufen[698] – »brach es durch mit ziemlichem Fieber und einer Bronchitis, dann war ich fieberfrei,[699] hier am Ostermontag <dem 1. April 1929> kam ein Rückfall, und seit gestern scheint es vorbei.«[700] Eine gute Stunde hatte er jedoch zuvor nutzen können, um Ende März in Rodaun den Text für das Nobelpreis-Komitee niederzuschreiben, den er zuvor in einem eineinhalbseitigen Entwurf[701] skizziert hatte.

es hier 24°. In Wien soll eine Wassernot eingetreten sein, durch Einfrieren aller Zuflüsse der Wasserleitung« (TB Christiane, S. 173).

696 Anspielung auf das wissenschaftliche Fachgebiet Heinrich Zimmers, die Indologie.

697 Rudolf Borchardt an Gerty von Hofmannsthal, 16.3.1929: BW Borchardt (1994), S. 361.

698 Erika Brecht (Anm. 492), S. 72–76.

699 Ähnlich Hofmannsthal an Strauss aus München, 23.3.1929: BW Strauss (1978), S. 685; an Yella Oppenheimer, 25.3.1929: BW Oppenheimer II, S. 148; an Josef Redlich, 9.4.1929: BW Redlich, S. 121.

700 BW Burckhardt (1991), S. 287.

701 FDH: E IVB 87.1.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Hugo von Hofmannsthal über Rudolf Kassner[702]

<Rodaun, Ende März 1929>

Das philosophische Lebenswerk Rudolf Kassners gehört, unter denen der lebenden europäischen Denker, zu den eigentümlichsten und geschlossensten.[703] Es baut sich auf aus einer Anzahl scheinbar nicht zusammenhängender Schriften, deren Titel eben so unaufdringlich sind, als ihr Gehalt bedeutend und neu ist. Systematik und feste Terminologie finden in dem Werke nicht statt; auf die Einheit des Werkes wird von Seiten des Verfassers nirgends ausdrücklich hingewiesen, dessen Sinn jede Selbstinterpretation unter der Würde erscheinen dürfte. Trotzdem ist für den der das Werk in seinem Zusammenhang übersieht, gerade die organische Einheit des Ganzen imponierend, und von ihr strömt Kraft aus.

[702] 2 beschriebene Seiten: Svenska Akademien, Stockholm, das dortige Archiv (Arkivet) stellte liebenswürdigerweise eine Kopie des Dokumentes sowie eine typierte »Abschrift. / Vorschlag Hugo von Hofmannsthal.« zur Verfügung. Letztere weicht von der Handschrift an einigen Stellen in Orthographie und Wortlaut als Ergebnis von Lesefehlern ab und stimmt weitgehend mit einem Typoskript im Nachlaß der Fürstin Herbert Bismarck in Friedrichsruh überein. Der mehrfach veröffentlichte Text des Vorschlags fußt nicht auf dieser Handschrift, sondern wohl, wie der Herausgeberzusatz »Notizen« in GW RA IIII, S. 143 nahelegt, dem Entwurf E IVB 87.1. Der Erstdruck in: Botteghe Oscure. Roma. Quaderno IX. 1952, S. 126–127 (Kassner dankt am 20.4.1952 für die ihm übermittelten Belegexemplare) bietet eine – anonyme – französische Übertragung; auch der sonst zuverlässige und sämtliche Übersetzer nennende »Index« zu »Botteghe Oscure. 1948–1957« (Roma MCMLVIII) nennt den »traducteur en français« nicht. Der Text wird im Anschluß an die von Philippe Jaccottet besorgte französische Version von Kassners »L'Agonie de Platon« (S. 106–125) gedruckt, gemäß Kassners Vorschlag an Marguerite di Bassiano vom 23.2.1952: »[…] put, what H. wrote about me, at the end of my Dialogue or story or essay«; bereits am 11.8.1951 hatte er ihr die – in den Druck übernommenen – Lebensdaten mitgeteilt: »Hofmannsthal was born 1874 in Vienna (Feb) and died 1929 (29 July). I was born 11/9 1873 in Gr. Pawlowitz Moravia and I am still alive, as you see.« Erstdruck in deutscher Originalsprache in: Rudolf Kassner, Gedenkbuch (Anm. 55.), S. 21–22; dann in: P IV, S. 486–487, und GW RA III, S. 143 (mit der Schlußbemerkung an das Komitee auf S. 638). Daß den Herausgebern das eindeutig datierte Stockholmer Original nicht zu Gebote stand, belegen Abweichungen im Wortlaut und vor allem die jeweils schwankenden Datierungsversuche: in »Botteghe Oscure« lautet die entsprechende Fußnote: »Cette notice inédite se situe approximativement en 1928«; in P IV, S. 523 und Inhaltsverzeichnis S. 532, heißt es »1928?/29?«; Gedenkbuch und GW RA III bieten: »1929«.

[703] Gedenkbuch: »Das philosophische Lebenswerk Rudolf Kassners gehört unter denen der europäischen Denker zum eigentümlichsten und geschlossensten«; P IV und GW RA III: »…Eigentümlichsten und Geschlossensten«.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Gemeinsam ist dem Kassner'schen Werk mit dem erst seit[704] kurzem in seiner ganzen Tragweite erkannten Werk Kierkegaards vielleicht jene eigentümliche Dissimulation,[705] der Wille<,> das Tiefe und Umfassende in einer solchen künstlerisch verdeckten Weise vorzubringen, als handle es <sich>[706] um Einzelnes, Besonderes, ja gar um Unbedeutendes; eine philosophische Haltung von großer Bedeutsamkeit – die Contrasthaltung vielleicht zu der gefährlichen dynamischen Übersteigerung des späteren Nietzsche.

Arbeiten dieser Art sind durch die Dichtigkeit des geistigen Gewebes von einem schnellen Verständnis ausgeschlossen; eine spätere wenngleich nicht ferne Zeit wird mit Staunen feststellen, dass von unserer nach neuen Inhalten und neuen Formen so begierigen Zeit so neue Inhalte in so neuen Formen unbeachtet bleiben konnten; ihr wird es nicht schwer sein, die eigentümliche Verknüpfung zu erkennen, in welcher die zartesten Fäden der gleichzeitigen europäischen Geistigkeit von einem völlig originalen Geist in dieser »Philosophie des Ausdrucks« zusammengewoben sind zu einem Compendium[707] der Lebensweisheit, allerdings einer, etwa im Vergleich zu der französischen Moralistik, transcendierenden Lebensweisheit.[708] Die Verleihung des Nobelpreises an diesen einsamen und bedeutenden Denker wäre eine Handlung die dem Comité selbst[709] Ehre bringen würde.[710]

Hugo von Hofmannsthal
Rodaun bei Wien, im März 1929.

704 Gedenkbuch, P IV, GW RA III: »vor«; so auch die Typoskripte Friedrichsruh und Stockholm.

705 Gedenkbuch, P IV, GW RA III: Doppelpunkt.

706 Eingefügt nach E IVB 87.1; so auch in allen anderen Überlieferungsträgern.

707 So auch E IV B 87.1, »Botteghe Oscure«, GW RA III (»Kompendium«); Typoskripte Friedrichsruh und Stockholm, Gedenkbuch, P IV: »Correspondieren« bzw. »Korrespondieren«.

708 GW RA III: »…allerdings einer, etwa im Vergleich zu den französischen Moralisten (mit Ausnahme Pascals) transzendierenden Lebensweisheit«. Die Variante ist abgeleitet aus Hofmannsthals in E IVB 87.1 zu »Lebensweisheit« nachgetragener Ergänzung: »allerdings eine die Ebene der französischen Moralisten (mit Ausnahme Pascals) transcendierenden Lebensweisheit«. Diesem Wortlaut folgen »Botteghe Oscure«: »…mais d'une sagesse, à vrai dire, qui s'élève bien au dessus du niveau des moralistes français, à l'exception de Pascal.«

709 Typoskripte Friedrichsruh und Stockholm: »selber«.

710 Der in GW RA III, S. 638, mitgeteilte Schlußsatz folgt E IV 87.1: »Die Verleihung des Nobelpreises an diesen einsamen und bedeutenden Denker wäre eine Handlung, durch die [E IVB 87.1: welche] das Comité sich selber ehren würde.«

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Kassner wertet diese »Zeilen« der Fürstin Bismarck gegenüber am 4. April als »gut u. eindrucksvoll«,[711] während die späte Nachschau des Jahres 1953 zu dem lakonischen Urteil gelangt: »Ich finde, es sagt wenig.«[712] Wenn er am 8. Januar 1930 der Prinzessin Bassiano anvertraut: »Es haben einige von den bedeutendsten Leuten sehr schön über mich geschrieben.[713] U. a. Hofmannsthal. Sein Brief an das Comité ist vielleicht das letzte, was er überhaupt geschrieben. Ob das genügen wird, weiss ich nicht. Meine Sachen sind etwas Neues und die Welt versteht sie nicht, sieht sie nicht. Ich bin sehr skeptisch«, so schätzt er die Situation realistisch ein, in der Gewißheit, daß »man es viele Jahre hindurch versuchen <muss>. Bergson hat 10 Jahre geworben, Mann, der immer Favorisierte, der König der Mittelmässigen, auch viele Jahre. Und dann bekommt man es erst recht nicht. Sie haben eine zu grosse Vorliebe in Stockholm für populäre Romanschriftsteller, Galsworthy, Dreyser – das sind auch Kandidaten und als solche Favoriten.«[714]

Kassner vertieft sich in neue Arbeiten, vor allem in die Aufsätze des für 1930 geplanten »Physiognomischen Weltbilds«, das auch zum Thema eines Vortrags wird, den er am 8. April vor geladenen Gästen des Kulturbunds im Berliner Haus des Bankiers und Rathenau-Schwagers Fritz Andreae hält. Zuvor hatte er, so an Fürstin Bismarck am 28. April, Hofmannsthal »selten« gesehen, da jener sich nicht wohlfühle, ein Zustandsbericht, den Hofmannsthal am 7. Mai gegenüber Richard Strauss präzisiert: »Ich selbst fange auch wieder an, Herr meiner Kräfte zu sein, nach 2½ wirklich elenden Monaten.« Und während Kassner nach Berlin und Schönhausen zur Fürstin Bismarck reist, sucht Hofmannsthal

711 Als er 1930 erwägt, dem Delphin-Verlag in München zur Werbung für sein neues Buch »Das physiognomische Weltbild« »einige Sätze« aus Hofmannsthals Empfehlung zu überlassen, entscheidet er sich letztlich dagegen, weil er sie als »indiscret« empfindet (an Fürstin Bismarck, 24. 9. und 6. 10. 1930).

712 Kassner an A. Cl. Kensik, 1. 7. 1953.

713 Das Archiv in Friedrichsruh verwahrt kopierte Befürwortungen des Jahres 1929 von Albert Graf Apponyi, Walther Brecht, Ernst Cassirer, Friedrich Gundolf, Hermann Graf Keyserling, Max Mell, Arnold Oskar Meyer, Josef Nadler, Walter von Molo, Josef Redlich, Karl Anton Prinz Rohan, Heinrich Ritter von Srbik, Hermann Uhde-Bernays und anderen.

714 Henry Bergson erhielt den Nobelpreis für Literatur im Jahre 1927; 1928 geht die Auszeichnung an die Norwegerin Sigrit Undset; 1930 an den amerikanischen Romancier Sinclair Lewis, 1931 postum an den schwedischen Lyriker Erik Axel Karlfeldt und 1932 in der Tat an den Briten John Galsworthy. Der Amerikaner Theodore Dreiser wird hingegen nicht geehrt. Als 1929 der Preis an Thomas Mann fällt, erfährt Fürstin Bismarck am 19. November, er, Kassner, habe »immer geglaubt, Th. Mann würde den Preis bekommen; er geht allen so leicht ein, er ist ganz ohne Widerhaken und wie keiner zum Heros des Mittelmaßes geeignet«, gleichwohl sei Mann »ein großer Bewunderer meiner Schriften.« Kassner selbst hatte am 23. April 1926 in der »Literarischen Welt« einen wohlwollenden Essay »Zu Thomas Manns Zauberberg« veröffentlicht und 1928 in den »Narciss« aufgenommen; jetzt: KW IV, S. 288–294; zum Verhältnis Kassner–Mann vgl. ebd., S. 672 f.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

in Oberitalien neue physische und produktive Kraft. Vom 13. bis 26. Mai hält er sich mit seiner Frau in Florenz und Umgebung auf.[715] Die Eindrücke dieser »dreizehn wohltuenden Tage« – einer ist dem Besuch Rudolf Borchardts in dessen Villa di Bigiano bei Pistoia vorbehalten[716] – sind von überwältigender Intensität des Erlebens geprägt. »Wir sahen«, schreibt Hofmannsthal rückblikkend, »Landschaft um Landschaft, immer war ein herrlicher Himmel über uns, wir hatten wunderbare Augenblicke an kleinen Flüssen und Bächen, wir fuhren durch kleine Städte, zahllose und jede doch charactervoll und einzig, zweimal über den Appenin, lange am südlichen Alpenrand hin, sahen die herrlichen Mosaiken wieder, die Domkuppel in Padua, dieses achte Weltwunder, die Bergeinsamkeit von Mont'Oliveto, die ernsten Ufer des trasimenischen Sees, das eine und das andere Meer – es war ein unglaublicher Reichtum in diesen zwei Wochen.«[717] Zurück in Wien, fühlt er sich fähig und bestärkt, die Notizen zur nicht zuletzt wegen der Erkrankung ins Stocken geratenen »Arabella« aufs neue zur Hand zu nehmen, und kann am 20. Juni Strauss berichten, daß »die Gestalten für mich wieder volles Leben bekommen« haben.[718] Obwohl schon bald widrige Wettereinflüsse seine »physische Natur und vor allem« seine »Phantasie« belasten und damit die Arbeit stark »beeinträchtigen«,[719] gelingt es ihm, die Neufassung des 1. Akts am 10. Juli zu vollenden und dem Komponisten zuzuleiten. Am nächsten Tag stellt er, von hoffnungsvollen Plänen beflügelt, seinem Verleger Samuel Fischer in einem Brief, der an den Beginn der gemeinsamen Beziehung vor dreißig Jahren erinnert, »den Band neuerer Prosaschriften« in Aussicht, »den ich zu publicieren schuldig und willens bin«, und der den Titel »die Berührung der Sphären« tragen soll. Außerdem berichtet er vom »Vorschlag« eines »achtenswerthen Münchner Verlages«, »das Leben einer Figur der neueren Europäischen Geschichte […] darzustellen.« Und tatenfroh fügt er hinzu: »Ich habe angenommen.«[720] Den Vertrag über diesen großen historischen Roman »Philipp II. und Don Juan d'Austria« schickt er folgenden Tags an den auftraggebenden Piper-Verlag.[721]

715 BW Strauss (1978), S. 686, 688; 690: 7. und 12.5.1929.

716 Vgl. Hofmannsthals rückschauenden Brief an Marie-Luise Borchardt vom 27.6. und deren Antwort vom 1.7.1929 (BW Borchardt [1994], S. 371–374); Rudolf Borchardt, Erinnerungen an Hofmannsthal, in: Münchner Neueste Nachrichten, 10. und 11.8.1929 (jetzt in: Rudolf Borchardt, Prosa VI. Stuttgart 1990, S. 187–198, bes. S. 197f.).

717 BW Burckhardt (1991), S. 293: 21.6.1929.

718 BW Strauss (1978), S. 690.

719 BW Strauss (1978), S. 692f.: 30.6. und 2.7.1929; BW Andrian, S. 46f.: 26.6.1929.

720 Hofmannsthal an Samuel Fischer, 11.7.1929: Fischer-Almanach 87, S. 145f.; Samuel Fischer, Hedwig Fischer, Briefwechsel mit Autoren. Hg. von Dierk Rodewald und Corinna Fiedler. Frankfurt a. M. 1989, S. 562f.

721 Robert Freund, Hofmannsthals letzte Pläne; zitiert in SW XXX Roman, S. 395; vgl. auch Max Mell, Letztes Gespräch in Rodaun 1929, in: BW Mell, S. 243–248, bes. S. 245f.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Unterdessen hatte sich Kassner mit seiner Frau Marianne Mitte Juni nach Hofgastein begeben, zu einer »leichten Kur«,[722] und dort »das Neue gleich in den ersten Tagen in erster Fassung« zu Papier gebracht.[723] Gemeint ist das in diesem frühen Stadium als »Gottmensch« bezeichnete Stück, welches nach Schicht um Schicht in Schwertberg und Lautschin voranschreitender Arbeit Ende August seinen gültigen Titel »Die Mitte« erhalten wird. Ehe es dazu kommt, trifft unvermutet auf Schloß Schwertberg die Nachricht von Hofmannsthals Tod ein, der an die Unentrinnbarkeit antiker Tragödien gemahnt. »Gestern nachmittag ist ein großes Unglück über das Rodauner Haus gekommen. Während eines schweren dumpfen Gewitters hat unser armer Franz sich durch einen Schuß in die Schläfe das Leben genommen. Die Ursache dieser schweren Tat liegt unendlich tief: in den Tiefen des Charakters und des Schicksals«, hatte Hofmannsthal am 14. Juli Carl Jacob Burckhardt mitgeteilt.[724] Als er sich am Nachmittag des Folgetages zum Leichenbegängnis des Sohnes aufmachen will, bricht er, vom Hirnschlag getroffen, zusammen. Ohne das Bewußtsein wiederzuerlangen, stirbt er noch am selben Abend und wird am 18. Juli neben dem Sohn auf dem Kalksburger Friedhof unter großer öffentlicher Anteilnahme beigesetzt.

Kassners Erschütterung spricht aus den Briefen dieser Tage.

Kassner an Christiane von Hofmannsthal[725]

Schloss Schwertberg
Ober-Österreich
17. 7. 29.
<Mittwoch>

Liebe Christiane!
Ich schreibe dir u. nicht deiner Mutter, bitte aber sage ihr, daß der Gedanke an sie mich gar nicht verlassen will. Du bist ja bei deiner großen Liebe zu deinem Vater auf eine schreckliche Weise heimgesucht worden, aber deine Mutter ist doch so furchtbar vom Schicksal getroffen wie wenige Menschen je, denn sie hat alles verloren oder doch so viel, daß das, was ihr bleibt, nur wenig ist im Vergleich zu dem, was ihr so plötzlich u. auf eine fast schauerliche Weise genommen wurde. Zudem weiß ich

(SW XXX Roman, S. 395 f.). – Hofmannsthals nachgelassene Aufzeichnungen und Notizen zu diesem Projekt finden sich in SW XXX Roman, S. 277–300.

722 Kassner an Fürstin Taxis, 24. 6. 1929.

723 Kassner an Fürstin Bismarck, 24. 6. 1929.

724 BW Burckhardt (1991), S. 297 f.

725 DLA: 1 Blatt mit gedrucktem Briefkopf; beidseitig beschrieben.

https://doi.org/10.5771/9783966216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

aus Äußerungen ihrerseits vor vielen Jahren, daß sie immer wußte und gegenwärtig hatte, dafür, daß ihr so viel Liebe und Glück in ihrer Ehe gegeben worden sei, werde sie einmal viel hergeben müssen. Was kann ihr Trost sein?! In diesen Stunden der jähsten Trennung auch nicht der Gedanke, daß dein Vater doch viel kränker war als er schien – was ich immer fürchtete – und daß jede andere Erregung u. nicht nur die über das Ende des armen Franzl den Tod oder schwerstes Siechtum hätte auslösen müssen. Meine arme Mutter hat nach einem Gehirnschlag, der sie während einer ihrer gewöhnlichen Migränen traf, noch fünf Jahre gelähmt leben müssen.[726] Ich habe Marianne S.[727] gebeten einen Kranz zu besorgen; da es mir nicht leicht fällt, mit andern Schritt zu halten, so hat es keinen Sinn, daß ich zum Begräbnis komme, was ich sonst gethan hätte. Ich würde dich gerne gesehen haben, vielmehr ich würde dich sehen.

Leb' wohl. Du weißt allein was dich trösten oder dir das Schwere leichter machen kann.

Dein

Dr. Rudolf Kassner

Kassner an Marie von Thurn und Taxis

Schloss Schwertberg
Ober-Österreich[728]
17. 7. 29.

Gnädigste Fürstin!

[…] Ich kann nicht viel schreiben u. stehe ganz unter dem Eindruck des Unheils, das über das Haus Hofmannsthal gekommen ist. Wer Hofmannsthal, seine Beziehung zu seinen Kindern, vornemlich zum ältesten Sohn kannte, kann allein fühlen, wie sich da eine wahre Tragödie, schrecklich wie nur irgendeine, vollzogen hat. Freilich he was doomed,[729]

726 Vgl. Kassners Erinnerung an diesen Anfall und die fünf folgenden Leidensjahre seiner Mutter Bertha, geb. Latzel (1841–1896), im Gedenkaufsatz »Die Mutter« (1946) aus »Die zweite Fahrt«: KW VII, S. 498ff., 508ff.

727 Die Initiale nicht eindeutig zu entziffern (möglich wäre auch: L.), vermutlich ist Hofmannsthals Schwägerin Marianne Schlesinger gemeint.

728 Gedruckter Briefkopf. Maschinenabschrift.

729 Zu diesem Begriff vgl. BW Kassner I, S. 27.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

und seine Jahre waren gezählt, aber diese Auslösung[730] hat doch etwas durchaus Schicksalhaftes u. im Tiefsten Ergreifendes. […]

Kassner an Lili Schalk [721]

Schloss Schwertberg
Ober-Österreich[732]
18. 7. 29
<Donnerstag>

Liebe Dame Schalk!
Sie haben Ihren besten Freund mit Hofmannsthal verloren[733] u. darum möchte ich Ihnen ein Wort der Theilnahme schicken. Was sich da in diesen drei Tagen abspielte, war für die, die Hofmannsthal, dessen Verhältnis zur Wirklichkeit, zu den Kindern kannten, eine wahre, eine schreckliche Tragödie an die ich gar nicht denken mag, so schaudert es mich. […] Gerade in den Tagen hat mich der Gedanke nie verlassen wollen, daß wir doch nie wissen, ob wir heute nicht das letzte Mal einem Menschen die Hand drücken. […]

Auch der Fürstin Bismarck bekennt er zwei Tage später, er »stehe noch ganz unter dem Eindruck der Tragödie im Hause Hofmannsthal«. Am 4. August, diesmal von Schloß Lautschin, berichtet er ihr vom Auftrag der »Frankfurter Zeitung«, über Hofmannsthal zu schreiben, wie er es in seiner Erinnerung an Rilke anderthalb Jahre zuvor getan habe. Er nimmt die Arbeit unverzüglich in Angriff und schließt sie noch in Lautschin ab. Am 27. August geht sie der Zeitung zu. Dort erscheint der Nachruf am 20. Oktober und wird, dank seines »großen Erfolgs« – Max Mell zufolge stamme er »aus den höchsten Regionen des Geistes«[734] – von Frankfurt aus auch über den Rundfunk gesendet. Kassner selbst wird anläßlich dieser Würdigung über das wechselseitige Verhältnis Rechenschaft ablegen und Marguerite Bismarck in bezeichnender Weise anvertrauen: »Mit Hofmannsthal war es immer so. Ich war sein Freund, er aber nicht meiner. Ich konnte ihm nie nahe kommen, niemals ein Gefühl der Fremdheit ihm gegenüber verlieren. Das Gefühl hatte ich durchaus beim Schreiben meines

730 So in der Maschinenabschrift; vielleicht zu lesen: »Auslöschung«.
731 Nach der handschriftlichen Transkription von Gerald Chapple.
732 Gedruckter Briefkopf.
733 Am 9. 11. 1929 wird Kassner der Fürstin Bismarck erklären, daß Lili Schalk weiter »ganz im Hofmannsthalcult« lebe.
734 So Kassner an Fürstin Bismarck, 29. 10. 1929.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Aufsatzes, daß ich bis zur äußersten Grenze nach oben in der Anerkennung gehe.«[735]

Diese innere Haltung bleibt lebenslang bestimmend; und so wird er, mit Blick auf diesen Aufsatz nach bald einem Menschenalter anmerken:

»Gewiß, man hat es mir verübelt, ich weiß es, daß ich kurz nach dem Tode von Hugo von Hofmannsthal, fast sofort, mein Epitaph auf ihn, meine Erinnerungen an ihn aufzeichnete und veröffentlichte, mit einer, wie konnte es anders sein, höchsten Rühmung seiner Jugendlyrik, mit einer, wie konnte auch das anders sein, zuweilen heftigen Kritik an seinen Dramen, mehr als an seinen Operntexten. – Übrigens habe ich ja, wenn auch nicht nur deswegen, seine zuweilen wundervolle Prosa in Zusammenhang mit dem eben erschienenen ›Andreas‹ gleichfalls sofort in einem Aufsatz gerühmt, der seinerzeit in der ›Europäischen Revue‹ erschien, um dann vergriffen zu bleiben.[736] Aber davon sprechen die

[735] Kassner an Fürstin Bismarck, 29.10.1929. – Unter diesem Aspekt mag nachträglich verständlich werden, daß er, der die öffentliche Widmung eigener Arbeiten wie kein anderer zu handhaben wußte, Hofmannsthal niemals auf solche Weise geehrt hat.

[736] Ungenaue Reminiszenz Kassners; über den »Andreas« – dessen Bruchstücke, zuerst in der Corona, 1. Jahr. 1930, S. 7–50, 139–164 veröffentlicht, 1932 in Buchform herausgegeben werden – hat Kassner keinen Aufsatz – auch nicht in der »Europäischen Revue« – geschrieben; eine erste – positive – Erwähnung findet sich in seinem Artikel »Rainer Maria Rilke zu seinem sechzigsten Geburtstage am 4. Dezember 1935« (jetzt KW VII, S. 298) mit der Bemerkung: »Rilke <sei> ganz und gar nicht als Traumdichter zu bezeichnen wie etwa Swinburne oder Hofmannsthal, dessen ›Andreas‹-Fragment in seiner Eigenschaft als Traumdichtung die Stufe des Sublimen erreicht.« 1946 folgt die Erinnerung »Hofmannsthal und Rilke«, in der es heißt: »In seinem imaginären Brief des Lord Chandos an Lord Bacon, der in seiner Kraft nirgends, in seiner Schönheit nur von dem ersten Teil des Andreas-Fragments erreicht wird innerhalb seiner wundervollen Prosa«, ein Stück »von echter eingeborener Traumhaftigkeit, wie das genannte Romanfragment, das eben darum gar nicht vollendet werden konnte« (KW X, S. 311f.). In der zweiten Fassung seiner Studie »Anschauung und Beobachtung« von 1951 – die erste Fassung erschien 1938 – lautet eine handschriftliche, später nicht aufgenommene Äußerung: »Es liegt im Werke eines Mozart, eines Raffael, eines Keats, in dessen Structur, dass sie kein hohes Alter erreichen konnten. Es liegt in einem Werke wie Hofmannsthals Andreas, dass es Fragment blieb. Es liegt tief drinnen, wir müssen nur verstehen es aufzuschliessen« (KW VI, S. 780). Daß Kassner diese Prosa stets als Meisterwerk bewertet, zeigt sein gleichlautendes Urteil »wunderbar« in Briefen an Alessandro Pellegrini, 8.12.1941; Bernt von Heiseler, 26.7.1947 (»Fragmente an sich müssen wunderbar sein wie der Andreas, wenn sie Sinn haben sollen. […] Andreas ist Fragment von Ewigkeit her, weshalb der zweite Abschnitt lange nicht mehr so gut wie der erste, der überaus wunderbare«); Carl J. Burckhardt, 28.3.1951; vgl. KW X, S. 896f.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Leute nicht. Man warf mir lediglich Herzlosigkeit vor. Und auch meine erste Erinnerung an Rilke, kurz nach seinem Tode 1926, hatte man hier und dort gerühmt wie gerügt: ich hätte beide Erinnerungen ohne Herz aus einer unendlichen Distanz heraus geschrieben. Besonders Leute, die ohne Verzicht lieben zu können meinen, redeten so.«[737]

Insgesamt wird sein Hofmannsthal-Bild – ähnlich wie das Rilkes – mit zunehmender Entfernung von der lebenden Gestalt an Schärfe und Betonung des Gegensätzlichen[738] verlieren, gleichzeitig aber an Tiefe des Verständnisses für die »ganz unvergleichliche Sensibilität« des Mannes gewinnen,[739] der ihm stets mit unverrückbarer Freundschaft, Hochschätzung und Hilfsbereitschaft begegnet war, ohne jene Irritationen, Mißverständnisse oder Brüche, wie sie Hofmannsthals Beziehung zu vielen anderen Freunden geprägt und belastet haben. Kassner seinerseits kommt in den ihm noch verbleibenden knapp dreißig Lebensjahren mit spürbar wachsender Empathie und Achtung, ja Liebe auf den Menschen, auf den Dichter zurück; nicht nur in den vier großen monographischen Arbeiten aus den Jahren 1929, 1930, 1946 und 1954,[740] sondern auch in

737 Die Stunde. Rudolf Kassner im Gespräch. Mitgeteilt von A. Cl. Kensik; in: Neue Zürcher Zeitung, 5. April 1959, Blatt 5, Sp. 4.

738 Gegensätzlich nicht nur im Biographischen – »Ich habe bis zu meinem achtzehnten Lebensjahr kaum mehr gelesen als das, was ein österreichisches Gymnasium seinen Schülern vorschreibt. Hofmannsthal sagte mir einmal, daß wir beide die größten Gegensätze darstellten. Er war mit sechzehn Jahren berühmt, die Lehrer am Gymnasium hatten Angst, ihn zu prüfen« (Rudolf Kassner, Gedenkbuch [Anm. 55], S. 240: KW X, S. 362f.) –, sondern auch im »Wesen«: »Hofmannsthals Wesen ist durch Indirektheit gekennzeichnet wie meines durch das Direkte, in Leben, Umgang, Sprache«; »Ich hasse Schmuck, er kommt mir zu nahe. […] Hofmannsthal war ein Antiidiosynkratiker, Schmuck bereitete ihm Wollust«: (ebd., S. 205, 212).

739 KW X, S. 382.

740 Neben der Hofmannsthal nur indirekt – als Übersetzer – erwähnenden frühen Rezension »Burgtheater: Der Fuchs. Ein Schauspiel in 1 Act von Jules Renard, übersetzt von Hugo v. Hofmannsthal.« in: Wiener Rundschau. V. Jg. Wien 1901, Nr. 5: 1. März 1901, S. 113 (KW II, S. 407–408), sowie der »durch ein völliges Mißverständnis des Verlegers« in die erste Auflage der »Physiognomik« (München 1932, Abb. 41) »hereingekommen<en>« Porträt-Photographie Hofmannsthals (Kassner an Christiane Zimmer-von Hofmannsthal, 1. 12. 1932), sind zu nennen: 1. »Erinnerung an Hugo von Hofmannsthal«, in: Frankfurter Zeitung, 74. Jg., Nr. 783, Sonntag, 20. Oktober 1929 (Teildruck in: Die Literatur. Monatsschrift für Literaturfreunde. 32. Jg., 4. Heft: Januar 1930, S. 220); in leicht übergangener Gestalt aufgenommen in: Rudolf Kassner, Das physiognomische Weltbild. München: Delphin-Verlag 1930, S. 247–261; jetzt: KW IV, S. 525–538. – 2. »Loris«, in: Frankfurter Zeitung. 63. Jg., Literatur-Blatt Nr. 38, Sonntag, 21. September 1930: KW VI, S. 271–282. – 3. »Erinnerungen an Hofmannsthal«, in: DU. Kulturelle Monatsschrift. 7. Jg., Heft 2. Zürich, Februar 1947, S. 23–25 (Teildruck des 1946 geschriebenen Aufsatzes »Hofmannsthal und Rilke«, jetzt: KW

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

zahlreichen verstreuten Äußerungen bis hin zur letzten Erwähnung im Aufsatz »Die innere Struktur Österreichs« aus dem Jahr 1958.[741] Immer aufs neue ruft er die Person in physiognomischer Eindringlichkeit herauf, greift zum Werk,

X, S. 307–316; im Rilke gewidmeten Teil, ebd., S. 316–321, eine Erwähnung Hofmannsthals auf S. 318). – 4. »Im Gespräch«, in: Die neue Rundschau <65>, Jahrgang 1954, 3.–4. Heft (Hofmannsthal-Gedenkheft), S. 506–513; unter dem Titel: »Im Gespräch mit Hugo von Hofmannsthal« in: KW X, S. 374–384. – Das bei Weber, S. 731: XV.4, Kassner zugeschriebene Gespräch über »Cristinas Heimreise« im »Neuen Wiener Journal«, Freitag 25.4.1926, S. 4. gez. R. K., stammt mit Gewißheit nicht aus Kassners Feder.

741 Außer den angeführten Stellen aus der »Mystik«, der »Moral der Musik« (s. BW Kassner I, S. 8f.; 66) und dem »Narciss« (s. S. 160ff.) sind zu nennen: »Thomas Hardy« (1931: KW VI, S. 345f.); »Von der Einbildungskraft« (Leipzig 1936: KW V, S. 376); »Buch der Erinnerung« (Leipzig 1938; 2. Aufl. Erlenbach-Zürich 1954: KW VII, S. 86, 99, 127, 140, 181, 286, 298); ein zu Kassners Lebzeiten unveröffentlichtes, Anfang 1943 vollendetes »Vorwort« zu einer italienischen Übersetzung Gesammelter Schriften (KW VII, S. 618); »Die zweite Fahrt« (Erlenbach-Zürich 1946: KW VII, S. 515; Anspielung auf den »Jedermann«); »Das neunzehnte Jahrhundert« (Erlenbach-Zürich 1947: KW VIII, S. 49); »Zum Briefwechsel zwischen Rainer Maria Rilke und der Fürstin Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe« (1948: KW X, S. 327f., 330); »Umgang der Jahre« (Erlenbach-Zürich 1949: KW IX, S. 253, 355 mit S. 912, 359, 369, 378, 395); »Die Geburt Christi« (Erlenbach-Zürich 1951: KW IX, S. 517); »Nachwort« zur dritten Ausgabe der »Melancholia« (1952: KW II, S. 506); Brief an Prinzessin Marguérite de Bassiano (1953: KW X, S. 361f.); »Zur Wandlung des Einzelnen« (1954: KW X, S. 371); »Die Oper« (1955: KW X, S. 617); Antwort auf eine Umfrage (1956: KW X, S. 607); »Rainer Maria Rilke« (1956: KW X, S. 495); »Nachwort« zur dritten Ausgabe von »Der Tod und die Maske« (1956: KW II, S. 504); »Der goldene Drachen« (Erlenbach-Zürich 1957: KW X, S. 148, 221); »Die innere Struktur Österreichs« (1958: KW X, S. 521). – »Briefe an Tetzel«, S. 85, 94, 112, 130; »Freunde im Gespräch«, S. 47. – Äußerungen über Hofmannsthal in publizierten Gesprächen: A. Cl. Kensik, Aus den Gesprächen mit Rudolf Kassner, in: Rudolf Kassner. Gedenkbuch (Anm. 55), S. 202, 204, 205, 212, 224f., 240. – Werner Bock, Conversación con Rudolf Kassner, in: SUR, Buenos Aires, Nr. 223, Juli/August 1953; aufgenommen in: Werner Bock, Memonto y Eternidad. Ensayos sobre literature alemana. Buenos Aires 1957, S. 77–82, bes. S. 79f.; eine deutsche Fassung unter dem Titel: »Unterredung mit Rudolf Kassner« in: Argentinisches Tageblatt. Buenos Aires, 13. September 1953. – »Die Stunde.« Rudolf Kassner im Gespräch. Mitgeteilt von A. Cl. Kensik, in: Neue Zürcher Zeitung, 5. April 1959, Blatt 5. – »Narziss.« Aus den Gesprächen mit Rudolf Kassner. Von A. Cl. Kensik, in: Neue Zürcher Zeitung, 12. Mai 1963, Blatt 6. – »Narziss.« Im Gespräch mit Rudolf Kassner von A. Cl. Kensik (1947–1958). Zürich 1985, S. 4, 6f., 20, 29, 60, 63, 69, 97, 99. – Martin Flinker, Wiedersehen mit Rudolf Kassner. Sommer 1958, in: Flinker-Almanach 1961, S. 55–63, bes. S. 57, 60. – Alessandro Pellegrini; Begegnung mit Rudolf Kassner, in: Literatur und Kritik, Nr. 151. Februar 1981, S. 4–13, bes. S. 10f. – Zum Thema Hofmannsthal–Kassner vgl.: Gerhart Baumann, Rudolf Kassner – Hugo von Hofmannsthal. Kreuzwege des Geistes. Stuttgart 1964; Klaus E. Bohnenkamp, Ein wenig bekannter Aufsatz von Rudolf Kassner über die Prosa des jungen Hofmannsthal, in: Für Rudolf Hirsch zum siebzigsten Geburtstag am 22. Dezember 1975. Frankfurt a. M. 1975, S. 295–309; Steve Rizza, Rudolf Kassner and Hugo von Hofmannsthal: Criticism as Art. Tübinger Studien zur

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

zu den nach und nach bekannt werdenden Briefen,[742] lesend, interpretierend, bewundernd, zuweilen mit kritischer Distanz, die von Fall zu Fall die Grenzen eigener Einfühlungsgabe aufzeigt, stets aber bestrebt, »Werk und Persönlichkeit« in die »Sphäre des Wesentlichen und Wahrhaften« zu heben.[743] Wenn er nach genauer Lektüre der ersten Bände der Steinerschen Gesamtausgabe, die er am 23. Januar 1951 als, wie er es nennt, »sehr kostbares Geschenk«[744] von Gerty von Hofmannsthal erhalten hatte, betont: »Das Gute darin ist doch ganz außerordentlich«[745] – so knüpft er an ein Wort an, das er bereits fünfzehn Jahre früher, am 28. Juni 1936, der Fürstin Bismarck gegenüber ausgesprochen hatte: »Feststeht das eine, daß Hofmannsthal einer meiner besten Leser war. Er war doch ein ganz unglaublicher Verstand. Das sieht man immer mehr ein.« Im

deutschen Literatur 16. Frankfurt a. M. et al. 1997; ders., »Die Freude an der Thatsache«. Zu den Englandbildern in den frühen kritischen Schriften Hofmannsthals und Kassners, in: Gerhard Neumann, Ulrich Ott (Hg.), Rudolf Kassner. Physiognomik als Wissensform. Freiburg i. Br. 1999, S. 85–106.

742 Vor allem die Jugendbriefe üben besonderen Reiz aus. So schreibt er nach der Lektüre des ersten Sammelbands (Hugo von Hofmannsthal, Briefe. 1890–1901. Berlin 1935): »Lese Hofmannsthals Briefe. Was für eine articulierte Jugend! Wie ist da alles im Licht des Geistes, des Verstandes und wie locker ist dadurch alles und wie locker sind nicht die Worte oder wie locker alles durch die Worte gemacht. Wenn ich denke, wie ich damals im Dunklen war und im Dunklen vordrang und wie alles nur Widerstand war und rein nichts mir widerhallte« (an Max Mell, 8. 9. 1935). Zum zweiten Band von 1937 heißt es an Carl Jacob Burckhardt am 17. Oktober 1937: »Habe eben Hofmannsthals Briefe (1900–1909) vollendet. Sehr echt, ganz so wie ich ihn damals kannte: Stoffe, Nerven, Wetter, Südwind, R[h]einhardt, Freunde. Seine Überschätzung vieler von diesen Tactik dem Leben gegenüber, wovon er überhaupt sehr viel hatte. Ich meine von der Tactik dem Leben gegenüber […]. Schön, von einziger Freiheit u. einzigem Humor die Briefe an die Eltern, dann an den Vater. Es giebt nichts Ähnliches in irgendeiner Literatur.« Nach Veröffentlichung weiterer Briefe in der Corona des Jahres 1943 ruft er Otto von Taube am 1. Mai 1943 zu: »Lesen Sie die Hofmannsthalbriefe in der letzten Corona. Die sind wunderbar. Sie gehen einen viel mehr an als die Rilkes.« Und zwei Tage später macht er Alessandro Pellegrini auf eben diese »wundervollen Briefe« aufmerksam (vgl. auch KW VII, S. 286). Noch 1952 wird er sich in seinem grundsätzlich negativen Urteil über Heinrich Mann bestätigt fühlen, als er bei der Lektüre der »Erinnerungen an Hofmannsthal« von Willy Haas (Merkur, VI. Jg., Siebentes Heft 1952, S. 643–659) auf Hofmannsthals Verdikt stößt, Manns Prosa sei »doch gar nichts als lumpiges Litteratentum« (der Brief jetzt in: BW Haas, S. 72). Mit Befriedigung stellt Kassner Hans Paeschke gegenüber am 25. 8. 1952 fest, diese Briefstelle »war erfrischend. Dieses palpable Ekel ist nun mausetodt u. das ist gut.« 1954 wird er im Beitrag »Im Gespräch mit Hugo von Hofmannsthal« darauf zurückkommen (KW X, S. 378, 948 f.).

743 KW X, S. 307.

744 Kassner an Gerty von Hofmannsthal, 24. 1. 1951.

745 Kassner an Otto von Taube, 12. 3. 1951, mit der nachfolgenden Einschränkung: »Beim Weniger- oder Nicht-Guten spürt man zu sehr die Nähte, die Provenienz, die Absicht u. s. w., die Factur.«

https://doi.org/10.5771/9783966216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Gespräch mit A. Cl. Kensik, Anfang der fünfziger Jahre, faßt er beide Aspekte zusammen: »Er war der vollendetste Leser, der mir begegnet ist, er hatte ein immenses, bis ins kleinste gehendes Kulturwissen; aber es war ja nicht der Umfang und das Detail. Die unendlich leichte Störbarkeit, Verletzbarkeit, der Sinn für Caché ließen ihn die Form, – eine bestimmte Art von Nervenangst, eine horrende Sensibilität, eine Art von Traumbewußtsein ließen ihn den Inhalt, die Verwandlung, so empfinden, die Valeurs so herausspüren, wie sie sonst niemand fühlte; vielleicht war er ein zu vollendeter Leser.«[746] Und 1954, fünf Jahre vor dem eigenen Tod, wird er mit aller Entschiedenheit die für ihn gültige und entscheidende Summe ziehen: »Ich darf ihn wohl meinen besten Leser nennen. Mein Werk war, da er starb, kaum zur Hälfte in Erscheinung getreten, ich habe das spätere seinem Urteil im Geiste zu unterwerfen nie ganz unterlassen.«[747]

746 Rudolf Kassner, Gedenkbuch (Anm. 55), S. 224f.
747 KW X, S. 382.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Die Editionsgrundlage der Korrespondenz zwischen Hofmannsthal und Kassner ist insgesamt unbefriedigend; die Mehrzahl der lückenhaft überlieferten Zeugnisse liegt im Freien Deutschen Hochstifts in Frankfurt am Main (FDH); fünf Briefe Hofmannsthals vom 13. April/1. Mai 1922, 10. Februar 1924, 1. August 1924, 9. und 15. Dezember 1928 sowie die undatierte Visitenkarte mit einer Einladung zur Generalprobe des »Unbestechlichen« am 15. März 1922 verwahrt das Deutsche Literaturarchiv Marbach am Neckar (DLA). Einige Schreiben Hofmannsthals sind allein als typierte Abschriften Gerty von Hofmannsthals (FDH) oder nur als Drucke überliefert, deren Originale derzeit nicht zu ermitteln sind. Widmungsexemplare von Kassners Hand befinden sich, soweit nicht anders vermerkt, in der Nachlaßbibliothek Hofmannsthals im FDH; die Mehrzahl der Widmungsexemplare an Kassner ist augenblicklich nicht aufzufinden und muß, mindestens teilweise, als verloren gelten.

Kassners Mitteilungen an Gerty von Hofmannsthal aus den Jahren 1905 bis 1958 verwahrt – bis auf die in den Fußnoten vermerkten Ausnahmen – das Freie Deutsche Hochstift, die Nachrichten an Christiane von Hofmannsthal-Zimmer zwischen 1923 und 1955 das Deutsche Literaturarchiv. Die vorliegende Dokumentation berücksichtigt allerdings nur die bis zu Hofmannsthals Tod im Juli 1929 geschriebenen Briefe an Gerty von Hofmannsthal sowie das Kondolenzschreiben, das Kassner stellvertretend an Christiane gerichtet hat. Eine Aufnahme der restlichen Brieffolgen an Mutter und Tochter – Antworten sind nicht erhalten – würde den vorgegebenen Rahmen mit dem Schwerpunkt »Rudolf Kassner – Hugo von Hofmannsthal« sprengen und bleibt daher einer späteren Publikation vorbehalten.

Ungedruckte Äußerungen Hofmannsthals an die Eltern, an Fürstin Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe oder Rudolf Alexander Schröder berufen sich auf Originale und Abschriften im Freien Deutschen Hochstift und Deutschen Literaturarchiv. Zitate aus ungedruckten Briefen Kassners stammen aus Schreiben an Prinzessin Marguerite di Bassiano (Fondazione Camillo Caëtani, Rom); Fürstin Herbert Bismarck (Otto-von-Bismarck-Stiftung, Friedrichsruh); Elsa und Hugo Bruckmann (Bayerische Staatsbibliothek, München); Martin Buber (Martin Buber-Archiv, Jerusalem); Carl Jacob Burckhardt (Kuratorium Carl J. Burckhardt an der Universität Basel); Houston Stewart Chamberlain (Richard-Wagner-Gedenkstätte, Bayreuth); Gertrud von Heiseler (DLA); Alexander Graf Hoyos und Edmée Gräfin Hoyos (Gräflich Hoyos'sches Archiv, Schwertberg); Anton und Katharina Kippenberg (Goethe-Schiller-Archiv, Weimar); William Matheson (DLA); Max Mell (Stadt- und Landesbibliothek, Wien); Marie Olden (DLA), Hans Paeschke (DLA); Erich Pfeiffer-Belli (DLA); Otto von Taube (Bayerische Staatsbibliothek München; Stadtbibliothek, München; Kassner-Archiv, Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur, Wien); Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe (Kassner-Archiv, Dokumentationsstelle für neuere

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

österreichische Literatur, Wien); Willy Wiegand (DLA). Einen Sonderfall bilden die Briefe an Lili Schalk, die im Kassner-Archiv der Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur in Wien seit Mitte der siebziger Jahre nicht mehr nachzuweisen sind. Proben aus dem Corpus hat Gerald Chapple in der Neuen Zürcher Zeitung vom 9. September 1973, S. 49–50, unter dem Titel »Aus Rudolf Kassners Reisebriefen an Lili Schalk« veröffentlicht; freundlicherweise gewährte er Einblick in seine damaligen handschriftlichen Exzerpte aus dem die Jahre 1905 bis 1955 umfassenden Bestand, den er noch vollständig auswerten konnte. – Kopien unpublizierter Notate und Aufzeichnungen aus Hofmannsthals Nachlaß stellte das Freie Deutsche Hochstift in Frankfurt am Main zur Verfügung, eine Ablichtung von Hofmannsthals handschriftlichem Vorschlag an das Nobel-Komitee steuerte die Svenska Akademien in Stockholm bei. Wichtige Auskünfte erteilten die Musiksammlung der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien, die Wiener Stadt- und Landesbibliothek, das Österreichische Staatsarchiv (Archiv der Republik), Wien, sowie die Stadtbibliothek Nürnberg.

All diesen Institutionen und Personen sei für den Zugang zu diesen Dokumenten und die Erlaubnis zu deren Abdruck herzlich gedankt, insbesondere Professor Dr. Ulrich Ott, dem Direktor des Deutschen Literaturarchivs in Marbach am Neckar, das die Rechte an Werken und Briefen Kassners innehat, Professor Dr. Leonard M. Fiedler, Frankfurt am Main, als Vertreter der Erben Hofmannsthals, und Professor Dr. Christoph Perels, dem Direktor des Freien Deutschen Hochstifts in Frankfurt am Main. Dank gilt Dr. Joachim Seng, Frankfurt am Main, der mit Umsicht und liebenswürdiger Geduld die im Freien Deutschen Hochstift verwahrten Handschriften und Dokumente zugänglich machte, ferner Dr. Hermann Böhm, Wien; Dr. Michael Epkenhans, Friedrichsruh; Hofrat Dr. Manfred Fink, Wien; Dr. Hermann Fröhlich, Tübingen; Martina Hartz, Berlin; Dr. Konrad Heumann, Frankfurt am Main; Anne Isphording, Nürnberg; Dr. Klaus-Dieter Krabiel, Frankfurt am Main; Gunnel Landberg, Stockholm; Dr. Thomas Leibnitz, Wien; Dr. Jochen Meyer, Marbach am Neckar; Ellen Ritter, Bad Nauheim.

Sämtliche Briefe und Dokumente wurden – soweit möglich – an den Originalen oder Kopien der Handschriften und Typoskripte geprüft; sie sind getreu und ungekürzt wiedergegeben; Orthographie und Zeichensetzung der Vorlagen sind genau befolgt, sprachliche Besonderheiten – auch bei Eigennamen – nicht angetastet. Offensichtliche Schreibversehen sind nur dort berichtigt, wo an der Tatsache einer Verschreibung kein Zweifel bestehen kann; in diesen Fällen wird der originale Wortlaut in den Anmerkungen mitgeteilt. Die Schreibung »m̄« und »n̄« ist an allen Stellen zu »mm« und »nn« aufgelöst. Die Briefe sind in deutscher Schreibschrift geschrieben; gelegentliche Lateinschrift bei Namen oder fremdsprachlichen Wörtern wird nicht eigens kenntlich gemacht. Vorgedruckte Briefköpfe werden, was Form und Stellung angeht, vereinheitlicht wiedergegeben. Zusätze und Emendationen des Herausgebers sind in spitze

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Klammern < >, zu Tilgendes in eckige Klammern [ ] eingeschlossen, ebenso Auslassungen innerhalb wörtlicher Zitate […].

Korrekturen zu HJb 11, 2003: BW Kassner I

S. 13, Anm. 18, Z. 2: gewisse<n> *statt* gewisse[n]

S. 37, Z. 5: herauszugeben *statt* herausgeben

S. 92, Anm. 343, letzte Zeile: vgl. BW Kassner II, S. 8, Anm. 4 *statt* vgl. Anm. 528

S. 95, Anm. 357: S. 66 *statt* S. 26

S. 112, Zeile 10: Ende Dezember *statt* am 1. Dezember

S. 112, Anm. 419, Z. 4, *ist zu lesen*: … um den im Herbst 1907 entstandenen Aufsatz »Goethe, Linné und die exacte Wissenschaft der Natur«, Chamberlains Beitrag zur »Wiesner-Festschrift« (im Auftrag des Festkomitees red. von Karl Linsbauer. Wien 1908, S. 225–238), die Julius Wiesner zum 70. Geburtstag im Januar 1908 überreicht wurde. Gemeint ist offensichtlich einer der »wenigen Sonderabzüge«, die »sofort vergriffen waren« (H. St. Chamberlain, Lebenswege meines Denkens. München ^{2}1922, S. 146). *Der ursprüngliche Wortlaut von* um den Vortrag *bis* waren *ist zu tilgen*.

S. 113, Zeile 10: sofort und über *statt* sofort und aber

S. 117, Anm. 445: *statt* Hauptsitz des MacLean Clans *ist zu lesen*: heute Torosay Castle; das Anwesen gehört Walter Murray Guthrie (1869–1911), einem Vetter Houston Stewart Chamberlains.

S. 120, Anm. 460, Z. 3: S. 87 ff. *statt* S. 92 ff.

S. 134, Anm. 522, Z. 5: S. 131 *statt* S. 134

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Hugo von Hofmannsthal und Karl Graf Lanckoroński

Briefe und Zeugnisse

Herausgegeben und eingeleitet von Konrad Heumann

I. Hoher Adel und »andersartige Abstammung«

Zeit seines Lebens liebte Hofmannsthal die Aristokratie. Es war eine tragische Liebe, da sie nicht erwidert wurde. Als Hermann Bahr 1891 zum ersten Mal ein Feuilleton des Siebzehnjährigen las, nahm er ganz selbstverständlich an, daß der Autor »aus altem Adel« stammen müsse, »wo Schönheit, Maaß und Würde mühelose Erbschaft ist«.[1] Auch im persönlichen Umgang teilte sich dieser Zug mit und sorgte für Irritation und Spott. Nach einem Zeugnis von Alfred Gold nannten ihn bereits seine Studienkollegen »Kronprinz«, wegen seiner Art, sich als »geistig anspruchsvoller Edelmann« zu stilisieren.[2] Heinrich Gomperz, der Hofmannsthal ebenfalls in jungen Jahren kannte, blieb dessen »Manier, in Ton und Umgangsform den jungen Aristokraten nachzuahmen« in unangenehmer Erinnerung.[3] Und Arthur Schnitzler beklagt 1896 im Tagebuch die »Hinneigung« des bewunderten Freundes »zu gewissen Äußerlichkeiten aristokr. Lebensweise und Anschauungen, seine deutliche Vorliebe für die Gesellschaft ›junger Herrn‹«[4].

[1] Hugo von Hofmannsthal. Der Dichter im Spiegel der Freunde. Hg. von Helmut A. Fiechtner. Bern und München 1963, S. 40.

[2] Ebd., S. 45.

[3] Robert A. Kann (Hg.): Theodor Gomperz. Ein Gelehrtenleben im Bürgertum der Franz-Josefs-Zeit. Auswahl seiner Briefe und Aufzeichnungen. 1869–1912. Erläutert und zu einer Darstellung seines Lebens verknüpft von Heinrich Gomperz. Wien 1974, S. 252.

[4] Arthur Schnitzler: Tagebuch. 1893–1902. Unter Mitwirkung von Peter Michael Braunwarth u. a. hg. von der Kommission für literarische Gebrauchsformen der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Wien 1989, S. 206 (Aufzeichnung vom 29. 07. 1896). Besonders aus Hofmannsthals Stimme hörten seine Zeitgenossen eine einer anderen Schicht zugehörige Note heraus. So berichtet Willy Haas von seinem ersten Treffen mit Hofmannsthal, dieser habe »im ausgepichtesten Wiener Aristokraten- und Gardeoffiziers-Argot« (Fiechtner, a.a.O., S. 262) gesprochen und auch für Herbert Steiner erinnerte die Sprechweise »an den

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

In diesen Äußerungen schwingt der Vorwurf mit, Hofmannsthal maße sich eine Rolle an, die ihm weder zukomme noch stehe. Die briefadelige Familie Hofmann von Hofmannsthal gehörte eben nicht zur Aristokratie, sondern zum Bürgertum. Genauer gesagt: zum Bürgertum jüdischer Provenienz, was die Differenz offenbar noch größer machte. So schreibt Katia Mann im Februar 1928 über die Uraufführung des »Turm« in München:

> Was den Hugo betrifft, wirkt er hier wie eine Lustspielfigur, ein ununterbrochen plappernder maître de plaisir, welcher den ganzen Tag ruhelos von einem zum anderen flitzt, in erster Linie natürlich von einem der zahlreichen anwesenden Adeligen, Ambassadeurs, Attaschés, rumänischen Prinzessinnen etc. zum anderen. Wahrhaft traurig und unwürdig! Und dabei sieht er, dicker geworden und brillengeschmückt, durchaus aus wie ein jüdischer Rechtsanwalt.[5]

Harry Graf Kessler, der selbst alles andere als uradelig war,[6] wird in seinem Tagebuch noch deutlicher. Am 1. September 1903 notiert er, Hofmannsthal beschäftige

> etwas unverhältnismässig viel der österreichische Hohe Adel. Er nennt à tout propos seine Bekannten Hohenlohe, Thun, Lanckoronski etc., und gesucht familiär. Er spricht wie ein Hohenlohe, und erinnert Einen dadurch immer wieder an seine eigene andersartige Abstammung.[7]

Für Katia Mann und Harry Graf Kessler steht Hofmannsthals Aspiration auf eine gesellschaftliche Schicht, die nicht die eigene ist, in peinlichem

Tonfall mancher Schichten des Offizierskorps und des Adels« (ebd., S. 199). Ähnlich urteilte Felix Braun: »Das Saloppe des österreichischen, aristokratischen Gehabens teilte sich seiner Aussprache mit, die zuweilen in die Mundart geriet.« (Ebd. S. 169.)

5 Brief an Erika Mann vom 8. Februar 1928. Zitiert nach: Inge und Walter Jens: Frau Thomas Mann. Das Leben der Katharina Pringsheim. Reinbek 2003, S. 141. (Die Autoren verlegen die Szene irrtümlich nach Salzburg.)

6 Kesslers Vater war 1879 geadelt worden, die Grafung erfolgte unter eigenartigen Umständen bereits zwei Jahre später. Das preußische Heroldsamt erkannte den Titel nicht an, so daß Kessler ihn in Preußen nicht führen durfte. Vgl. Harry Graf Kessler. Tagebuch eines Weltmannes. Eine Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs im Schiller-Nationalmuseum. Ausstellung und Katalog: Gerhard Schuster und Margot Pehle. Marbach a. N. 1988, S. 19f.

7 Zitiert nach: Harry Graf Kessler: Das Tagebuch 1880–1937. Hg. von Roland S. Kamzelak und Ulrich Ott. Dritter Band 1897–1905. Hg. von Carina Schäfer und Gabriele Biedermann. Stuttgart 2004, S. 596.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Kontrast zur Herkunft der Familie, um deren »jüdischen Blutstropfen«[8] schließlich jeder weiß. Für beide ist das Motiv für die mißlungene Mimikry derart offensichtlich, daß es keiner weiteren Erläuterung bedarf: Hofmannsthal will seine Herkunft überspielen, indem er sich beim Adel eine neue Identität borgt. Das aber ist, wie Katia Mann schreibt, »traurig und unwürdig«.

So plausibel diese Deutung den Zeitgenossen erschien, so heftig soll ihr hier widersprochen werden. Zwar ist Hofmannsthals Verhalten durchaus Resultat einer Abwehr, doch richtet sie sich nicht gegen seinen jüdischen Urgroßvater, sondern gegen die Existenzformen des Bürgertums, die ihn sein Leben lang bedrängten: gegen das enge Korsett der Zuständigkeiten und Termine, gegen die Trennung von Privat- und Berufsleben, gegen den Zwang, die eigene Person in zahllose gesellschaftliche Rollen zerfasern zu müssen, gegen den Druck der täglichen Reproduktion, gegen die Egalisierungstendenzen.[9] Demgegenüber steht die Welt der Aristokratie für die Verheißung, sich ohne Angst und Scham in seiner Eigentümlichkeit frei entfalten zu können. Der hohe Adlige erlaubt sich den Luxus, einfach er selbst zu sein – so hat es zumindest von außen den Anschein. Damit bietet er Hofmannsthal wenn nicht eine soziale, so

[8] Am 25. Februar 1894 schrieb Richard Dehmel an Hofmannsthal: »Ich weiß auch Ihren jüdischen Blutstropfen. Er ist sehr viel wert für Sie; ich liebe Ihren klugen Geist. Aber: nicht zu geistreich, Lieber! nicht blos geistreich!« (HB 21/22, 1979, S. 18.)

[9] Vgl. auch Adornos Diktum in »Ohne Leitbild« (1967): »Unter den Argumenten, welche die Rancune gegen unbequeme Intellektuelle ausbrütet, ist das blödsinnigste doch jenes, das ihnen einen Widerspruch zwischen Gesinnung und aristokratischem Umgang vorrechnet. Es hat schon an Proust, Hofmannsthal, an dessen Gegner Kraus sich ausgetobt, und jeder Provinzkritiker kam während des Expressionismus sich geistreich vor, wenn er Sternheim, der den ›Snob‹ schrieb, darauf stoßen konnte, er sei selber einer. Was zu den Aristokraten zieht und manche von ihnen zu den Intellektuellen, ist fast tautologisch einfach: daß sie keine Bürger sind.« (Theodor W. Adorno: Wien, nach Ostern 1967. In: ders.: Gesammelte Schriften. Hg. von Rolf Tiedemann. Bd. 10.1: Kulturkritik und Gesellschaft I. Frankfurt am Main 1997, S. 423–431, hier: S. 429.) In seinem 1939/40 geschriebenen Essay über den Briefwechsel zwischen George und Hofmannsthal hatte Adorno das besagte Ressentiment selbst noch reproduziert: »Es ist die geflissentliche Weltoffenheit des Jungen Herren aus großem Hause, als welchen Hofmannsthal später seine am ersten Tage schon legendäre Vergangenheit stilisierte; dessen der keiner Haltung bedarf, weil er ohnehin dazugehöre. Krampfhaft identifiziert er sich mit der Aristokratie oder wenigstens jener Art großbürgerlicher society, die mit ihr manche Interessen teilt und Bescheid weiß […]«. (Ders.: George und Hofmannsthal. Zum Briefwechsel: 1891–1906. In: ebd., S. 195–237, hier S. 202.)

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

doch eine ästhetische Lösung der Frage, die ihn zeitlebens beschäftigte: der Frage nach der Möglichkeit unbeschädigter Identität.

Zugleich ist die Aristokratie ein Bollwerk gegen eine entfesselte Moderne, die Wert einzig als Tauschwert zu verstehen vermag. Der Dichter und der Adlige, beide tun und lieben die Dinge um ihrer selbst willen. Sie haben denselben Gegner, den »Pöbel«, die »Bande von Lieferanten, den Troß von Zwischenträgern und Machern«, wie es in einem Brief an Leopold von Andrian vom 24. August 1913 heißt. Der Pöbel zerstöre die Heimat Wien, er sei jederzeit in der Lage, beispielsweise das Winterpalais des Prinzen Eugen um des persönlichen Vorteils willen niederzureißen: »Macht aber einer von uns den Mund auf, ein Bildhauer, ein Aristokrat, ein Großindustrieller, ein altes Herrenhausmitglied, wer immer – so tun sies justament, denn sie hassen die besseren Menschen […].«[10] An dieser Vorstellung, daß Hochadelige und Künstler zu den »besseren Menschen« zählen, ändert auch die Abrechung mit dem Adel nichts, die gleich darauf folgt. In der Enttäuschung bleibt die Sehnsucht nach einer Allianz der Edlen aufgehoben:

> Auch das muß ich Dir sagen, wie ich es neulich Feri Kinsky sagte: ich habe das Vertrauen vor dem obersten Stand, dem hohen Adel, das ich hatte, das Zutrauen, er habe, gerade in Österreich, etwas zu geben und zu bedeuten, völlig verloren, und damit meine Achtung vor dem Stand als solchem – die ich, Gott weiß woher, hatte.[11]

Wie jeder Wiener kannte Hofmannsthal von Jugend an die schöne Welt der Aristokratie seiner Stadt und fand sich in den Filiationen ihrer Stammbäume zurecht. In der Familie wurden die Rangspiele der Adligen diskutiert, in den Tageszeitungen und im »Wiener Salonblatt« verfolgte man ihre Heiraten und öffentlichen Auftritte bei den beiden Hofredouten. Im Theater und in der Oper konnte man sie sogar leibhaftig betrachten, ebenso bei der Rückfahrt der Droschken vom traditionellen Derbyrennen, das der hochadelige ›Jockei-Club‹ jährlich in der Freudenau veranstaltete. Hofmannsthals Vater, der sich als »Typus eines normal veranlagten einfachen Bourgeois«[12] verstand, verbrachte

[10] BW Andrian, S. 199.

[11] Ebd., S. 199f.

[12] Jugend in Wien. Literatur um 1900. Eine Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs im Schiller-Nationalmuseum. Ausstellung und Katalog: Ludwig Greve, Werner Volke. Marbach a. N. 1974, S. 356f.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

diese Nachmittage mit seiner Frau in einem Kaffeehaus am Ring, um sich an der vorbeifahrenden Prominenz mit ihren aufregenden Garderoben, ihrem prachtvollen Schmuck und ihrer exquisiten Haltung zu berauschen.[13] Der Sohn schaffte es weiter. Auf welche Weise auch immer gelang es 1894, ihn bei den feinen Sechser-Dragonern unterzubringen, einem Regiment, das von großen Namen der ersten Gesellschaft dominiert wurde. Es schien sich sogar die Hoffnung zu verwirklichen, daß er als Bagatelladliger von den ›jungen Herren‹, namentlich den Offizieren, als ebenbürtig anerkannt würde. Darauf ließ besonders das lässige Understatement in der Konversation schließen. Am 12. Mai 1895 meldete Hofmannsthal befriedigt aus dem mährischen Garnisonstädtchen Göding an die Eltern:

> […] abends reiten die jüngeren Herren, die uns Du sagen, Bienerth, 2 Taxis, Starhemberg, Manner, Fürstenberg, Pereira, Preuschen etc. mit uns die wunderschönen Wald- und Feldwege und reden mit uns, wie untereinander ausschließlich von großen, kleinen, guten, schlechten, vergangenen und gegenwärtigen Pferden.[14]

Für das zivile Leben waren solche Kontakte jedoch folgenlos; die großen Häuser blieben Hofmannsthal verschlossen. Gerade als Schriftsteller – zumal mit jüdischem Hintergrund – war es ihm kaum möglich, in diese Kreise Einlaß zu finden. Bereits 1885 hatte Juliette Lamber-Adam, die bekannte Pariser Salonnière und Begründerin der »Nouvelle Revue«, über das Verhältnis der Wiener Hocharistokratie zu den zeitgenössischen Autoren geschrieben:

> Die Aristokratie liest ihre Werke, verschmäht jedoch ihre Personen, und sogar eine Frau wie die Fürstin Metternich empfängt in ihrem Salon weder Dichter noch Literaten. Die hohe Finanz allein, die israelitische namentlich, und immer noch mit Ausnahme der Familie Rothschild, zieht sie in den Ehrenkreis ihres Umganges. Man trifft bisweilen einen Schriftsteller bei Herrn

[13] Vgl. den Hinweis im Brief der Mutter vom 26. Mai 1895: »Wir werden heute wieder vom Caféhaus Ecke der Johannesgasse aus, die Rückfahrt vom ›Derby‹ ansehen […]« (FDH, Schenkung der Stiftung Volkswagenwerk, Briefnummer 31).

[14] FDH, Schenkung der Stiftung Volkswagenwerk, Briefnummer 58. Gemeint sind Karl Freiherr von Bienerth, die Prinzen Friedrich und Hugo Thurn und Taxis, Ernst Graf Starhemberg, Michael Reichsritter von Manner, Josef Landgraf von Fürstenberg in der Bar und zu Stühlingen, Augustin Freiherr von Pereira-Arnstein sowie Klemens Freiherr Preuschen von und zu Liebenstein. Alle stammten aus besten Familien der Monarchie.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Todesco, bei Herrn Königswarter; doch ist das Faktum immer noch selten genug, als daß es etwas Anderes als eine schöne Ausnahme zu bedeuten hätte.[15]

Zwanzig Jahre später diagnostizierte auch Felix Salten eine »strenge Sonderung der Gesellschaftsschichten«[16] Wiens und klagte die Adligen an, »daß sie immer und immer ›unter sich‹ sind, und daß, wer nicht dazu gehört, einfach nicht als anwesend gilt.«[17] Daran ändere auch der beschränkte Einlaß nichts, den man anderen Gesellschaftsschichten zuweilen ermögliche. Ereignisse wie die zahlreichen Wohltätigkeitsveranstaltungen seien durchaus nicht Ausdruck einer gesellschaftlichen Öffnung, sie zementierten vielmehr die Verhältnisse. Den Schaden habe der Bürger, der auf die Dauer neurotisch werde, weil man ihn »zu einer lächerlichen Aristokratenfexerei« anreize, »zu komisch versuchter Nachahmung, zu einem falschen und würdelosen Ehrgeiz und auch zu einer Devotion, die nicht geeignet ist, aristokratischen Hochmut herabzustimmen.«[18] Diesen Hochmut bekam auch Hofmannsthal zu spüren. Ein Reflex findet sich im »Rosenkavalier«, in jener Szene, in der Baron von Lerchenau seinem Verwandten Octavian, der im Personenverzeichnis als »junger Herr aus großem Haus« eingeführt wird, angesichts der umstehenden Neuadligen den Rat gibt: »Mußt denen Bagatelladeligen immer zeigen, / daß nicht für unseresgleichen sich ansehen dürfen, / muß immer was von Herablassung dabei sein.«[19]

Es gab nur wenige ›große Häuser‹ in Wien, zu denen Hofmannsthal Zugang hatte. Der wichtigste Kontakt dürfte der zur Fürstin Marie von Thurn und Taxis gewesen zu sein, einer geborenen Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst. Hofmannsthal traf sie regelmäßig, wenn sie zur Wintersaison in Wien war. Immer wieder fungierte sie als Vermittlerin zu Kreisen, an die sich der Dichter direkt nicht wenden konnte.[20] Auch

15 Paul Vasili [= Juliette Lamber-Adam u. a.]: La société de Vienne. Augmenté de lettres inédites. Paris 1885. Zitiert nach: Paul Vasili: Die Wiener Gesellschaft. Autorisirte Übersetzung. Leipzig 1885, S. 294.

16 Felix Salten: Wiener Adel. Berlin, Leipzig o. J. [1905], S. 29. (Großstadt-Dokumente 14.)

17 Ebd., S. 64.

18 Ebd., S. 31f.

19 SW XXIII Operndichtungen 1, S. 51.

20 1922 schrieb Hofmannsthal ein Geleitwort zu einem chinesischen Märchen der Fürstin (Marie Thurn-Taxis-Hohenlohe: Vom Kaiser Huang-Li. Märchen für erwachsene Kinder. Berlin 1922).

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

mit ihrer Schwägerin Christiane Gräfin Thun-Salm stand Hofmannsthal in verbindlichem Kontakt, wie der ausführliche Briefwechsel mit ihr bezeugt. Dies hatte übrigens nicht zur Folge, daß Hofmannsthal in diesem Haus jemals zu einer offiziellen Gesellschaft geladen gewesen wäre.[21] Nach dem Ersten Weltkrieg überwarfen sich die beiden, nach einem Zeugnis ihres Sohns deshalb, weil sich die Gräfin von Hofmannsthal in ihrem Patriotismus verletzt fühlte.[22] Ihrem Ärger machte sie auch gegenüber ihrem Cousin Karl Graf Lanckoroński Luft. Der Brief ist nicht erhalten, jedoch die Antwort des Grafen vom 10. November 1919, in der er wie folgt reagiert:

> Über H.thal sind wir einer Meinung nur stört mich bei ihm seine Überkultur noch mehr als seine Abstammung.[23]

II. Karl Graf Lanckoroński-Brzezie (1848–1933)

Am 19. September 1932, ein Jahr vor Lanckorońskis Tod, schrieb Carl J. Burckhardt aus Polen an Max Rychner:

> Unser über achtzigjähriger Gastgeber, Graf Karl Lanckoronski, ist eine bedeutende, sehr eindrucksvolle Gestalt. Viele seiner polnischen Standesgenossen nehmen ihn nicht voll, weil sie ihn, mit Unrecht, für allzu österreichisch assimiliert halten. Er war Oberstkämmerer des Kaisers Franz Joseph, er besass in seinem Palais in Wien eine der grössten und wertvollsten Bildergalerien des letzten Jahrhunderts, das erst 1914 endete. Seine Familie hatte uralte Verbindungen mit dem alten deutschen Reich. Er ist einer der letzten im vollsten Sinn europäischen Grandseigneurs und er verfügt über eine bewundernswerte Bildung aus allererster Hand. Er hat Balzac gekannt, war mit Böcklin befreundet; mit Garibaldi, mit Napoleon III. war er in Kontakt gestanden. Er war ein erstaunlich beobachtender Kenner des Vorderen Orients und Amerikas. Als er im Jahre 1919 nach Polen zurückkehrte fand er auf seinem unermesslichen Landbesitz die Schlösser, Verwaltungs- und Oekonomiegebäude zerstört, Nutz- und Zugvieh, Gestüte nicht mehr vorhanden. Sein Barvermögen war weitgehend in der Inflation verschwunden. Er verkaufte nun den westgalizischen Teil seiner Güter und investierte den

[21] Vgl. Renate Moering in: BW Thun-Salm, S. 241.

[22] Vgl. das Zeugnis Paul Thuns in: BW Thun-Salm, S. 242.

[23] Österreichische Nationalbibliothek (im folgenden ÖNB), Handschriften, Autographen- und Nachlaß-Sammlung, Autogr. 1205/28–7.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

gesamten Erlös im Wiederaufbau. Sein einziger Sohn, trotz seiner Jugend, ist ein vorbildlicher Organisator und Landwirt. Der Einbruch der roten Armee Russlands 1920 hatte überall alles dem Erdboden gleich gemacht, im Hauptbesitz Rozdul bei Lemberg kreuzigten die Russen vier Förster, den Direktor und zwei weitere Verwalter […]. Dann erfolgte die Schlacht von Warschau, der russische Rückzug. Einen Monat später begann der Wiederaufbau. Das Schloss ist wieder bewohnbar, das Wasser fliesst aus den Leitungen, die Lichter brennen, aus dem eigenen Elektrizitätswerk gespeist. Wieder hat der uralte von so vielen Zeitgenossen meistgehasste patriarchalische Geist sich wiederhergestellt.[24]

Lanckoroński war das Haupt eines alten polnischen Magnatengeschlechts, dessen Stammbaum sich bis ins Mittelalter verfolgen läßt.[25] Er wurde in Wien geboren, verbrachte seine Jugend in Paris und kehrte zum Studium in seine Heimatstadt zurück. Der Graf verfügte über ein beträchtliches Vermögen und über ausgedehnte Ländereien in Galizien, Kongreßpolen und in der Steiermark. Sein politischer Einfluß war bedeutend, wobei seine Überzeugungen eine doppelte Prägung hatten: Er war kaisertreu und zugleich polnischer Patriot. So hatte er ab 1874 einen Sitz im Herrenhaus und arbeitete zugleich aktiv im ›Polenclub‹ mit, der im Abgeordnetenhaus die Interessen seiner Landsleute (1910 immerhin rund 10 % der Bevölkerung) vertrat.[26] Als die zentrifugalen Kräfte 1918 den Vielvölkerstaat zerrissen, zerbrach auch Lanckorońskis Weltbild. Seine enge Verbindung mit der österreichischen und deutschen Kultur, mit dem Hof und der exklusiven Aristokratie Wiens ermöglichten ihm keine klare Entscheidung für den neuen Nationalstaat Polen.[27]

Eine besondere Rolle spielte Lanckoroński in der Kunst- und Kulturpolitik der Monarchie. Er saß in zahlreichen Vorständen, Beiräten und

[24] Carl J. Burckhardt – Max Rychner. Briefe 1926–1965. Hg. von Claudia Mertz-Rychner. Frankfurt a. M. 1970, S. 47 f.

[25] Der Ahnherr der Familie, Zbigniew von Brzezie, wurde im Jahr 1355 von Kaiser Karl IV. in den Reichsgrafenstand erhoben (Victor von Fritsche: Bilder aus dem österreichischen Hof- und Gesellschaftsleben. Wien 1914, S. 90).

[26] Vgl. Stanisław Grodziski: Zur politischen Karriere von Polen in Österreich (1860–1914). In: Polen – Österreich. Aus der Geschichte einer Nachbarschaft. Hg. v. Walter Leitsch und Maria Wawrykowa. Wien, Warszawa 1988, S. 181–201, hier: S. 190 f.

[27] Lech Kalinowski und Elżbieta Orman: Nachwort. In: Karolina Lanckorońska: Mut ist angeboren. Erinnerungen an den Krieg 1939–1945. Aus dem Polnischen übersetzt von Karin Wolff. Wien u. a. 2003, S. 277–283, hier: S. 278.

https://doi.org/10.5771/9783966216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Ausschüssen, unter anderem war er Vizepräsident der k.k. Zentralkommission für die Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale, Präsident der Gesellschaft für Denkmalpflege, korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Vorstandsmitglied des Wiener Goethe-Vereins.[28] Ab 1914 bekleidete er sogar das Amt des Oberstkämmerers und war damit auch für die kaiserlichen Sammlungen verantwortlich. Für den hier vorgelegten Briefwechsel ist bemerkenswert, daß Lanckoroński sowohl der ›ständigen Kunstkommission‹ wie auch dem ›Kunstrat‹ angehörte, die beide dem Unterrichtsminister unterstanden.[29] Dieses wichtige Amt, das die staatliche Kunstförderung mit einschloß, hatte ab 1900 der Altphilologe Wilhelm Ritter von Hartel inne. Er war in jungen Jahren Lanckorońskis Hauslehrer gewesen, hatte mit ihm große Reisen unternommen und blieb auch später mit seinem ehemaligen Schüler aufs engste verbunden, was nicht zuletzt ein umfangreicher Briefwechsel belegt.[30] Die Verbindung der beiden war bekannt, so bemerkte Karl Kraus 1901 in der »Fackel«,

> dass der Unterrichtsminister seinerzeit als Erzieher im gräflich Lanckoronski'schen Hause den Kunstgeschmack des Grafen Karl Lanckoronski schätzen gelernt hat und in Kunstangelegenheiten zumeist dem Rathe dieses Aristokraten, der mithin der eigentliche österreichische Kunstrath ist, folgt.[31]

Hofmannsthal sah Lanckorońskis Schlüsselfunktion ganz ähnlich, wie sein letzter Brief an den Grafen vom 13. Februar 1903 belegt, in dem er diesen dazu bewegen will, sich für den staatlichen Ankauf impressionistischer Werke einzusetzen.[32]

Lanckoroński unternahm zahlreiche aufwendige Reisen. 1875/76 war er mit Künstlern in Ägypten unterwegs, unter ihnen Hans Makart und Franz von Lenbach. 1888/89 reiste er mit dem Aquarellisten Ludwig Hans Fischer von Marseille über Ceylon nach Indien, China, Japan

[28] Vgl. Wilhelm von Weckbeckers Nachruf in der Chronik des Wiener Goethe-Vereins, 39. Bd., Wien 1934, S. 55f.

[29] Zum Folgenden vgl. Jeroen Bastiaan van Heerde: Staat und Kunst. Staatliche Kunstförderung 1895–1918. Wien u. a. 1993, S. 66ff.

[30] In der Handschriftensammlung der ÖNB haben sich über 1000 Briefe Hartels an Lanckoroński erhalten.

[31] Die Fackel, 3. Jg., Nr. 78, Ende Mai 1901, S. 19.

[32] Siehe im Textteil.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Lanckoroński (rechts) mit seinem Hauslehrer Wilhelm Ritter von Hartel um 1863 (Bildarchiv, ÖNB Wien)

https://doi.org/10.5771/9783966216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

und über Nordamerika zurück nach England.[33] Unterwegs baute er eine Sammlung asiatischer Kunst auf, die er anschließend der Öffentlichkeit vorstellte. Damit trug er seinen Teil zum Japonismus der Jahrhundertwende bei.[34] Seine Schriften zur asiatischen Kunst und Kultur schickte er Anfang 1903 auch an Gerhart Hauptmann, der ihm ein »echtes und unzweifelhaftes Verhältnis zur Kunst« attestierte und speziell an seinem Vortrag über japanische Malerei (1901) »eine Reihe essentieller feiner Bemerkungen« lobte.[35]

Ferner war der Graf Schirmherr mehrerer ehrgeiziger archäologischer Projekte.[36] Besonders interessierte ihn die Erforschung der Südküste Kleinasiens. 1882 nahm er an einer von ihm finanzierten archäologischen Expedition nach Lykien teil, die von Otto Benndorf, dem Begründer der österreichischen Archäologenschule, geleitet wurde. 1884 folgte eine Forschungsreise mit den Archäologen George Niemann und Eugen Petersen nach Pamphylien und Pisidien, die er in einem zweibändigen Foliowerk dokumentierte.[37] 1906 publizierte er eine prachtvoll ausgestattete Monographie über den Dom von Aquileia nahe dem Golf von Triest, in der die Ausgrabungen dokumentiert werden, bei denen die berühmten Bodenmosaiken zum Vorschein kamen.[38]

Diesen bewahrenden Gestus[39] weisen auch die Aktionen auf, mit

[33] Karl Lanckoroński: Rund um die Erde 1888–1889. Geschautes und Gedachtes. Stuttgart 1891.

[34] Catalog der ostasiatischen Sammlungen des Grafen Carl Lanckoroński. Ausgestellt im k.k. österreichischen Handels-Museum. Wien 1890.

[35] Brief vom 14. Januar 1903 an Karl Graf Lanckoroński. ÖNB, Handschriftensammlung, Autogr. 612/37–1. Zitiert nach Peter Sprengel: Holland, Japan, Barbizon. Gerhart Hauptmann und die Kunst-Topographie um 1900. In: Euphorion 77 (1983), S. 200–222, hier: S. 208.

[36] Als Graf Ronsky fand er 1904 Eingang in Schnitzlers Schauspiel ›Der einsame Weg‹. Stephan von Sala plant dort, sich einer archäologischen Expedition des Grafen nach Baktrien (Innerasien) anzuschließen, um seinem Leben eine neue Wendung zu geben.

[37] Karl Lanckoroński: Städte Pamphyliens und Pisidiens. Unter Mitwirkung von Georg Niemann und Eugen Petersen. Prag, Wien u. a. 1890/92. Das Werk erschien auch in einer französischen und einer polnischen Ausgabe.

[38] Karl Lanckoroński: Der Dom von Aquileia. Sein Bau und seine Geschichte. Unter Mitwirkung von Georg Niemann und Heinrich Swoboda. Wien 1906.

[39] »Glauben Sie mir, meine Herren, es gibt Dinge, an die man nicht rühren – und nicht rühren lassen soll.« (Arthur Schnitzler: Die dramatischen Werke. Zweiter Band. Frankfurt a. M. 1962, S. 427.) Dieser Satz des Verteidigers Dr. Goldenthal im vierten Akt von »Professor

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

denen sich Lanckoroński für die Erhaltung des Wiener Stadtbildes einsetzte. So wird berichtet, er habe 1902 mit einer energischen Rede den Plan des Dombauvereins zu Fall gebracht, am Hauptportal des Stephansdoms, dem ›Riesentor‹ von 1230/40, den romanischen Bogen durch einen neugotischen zu ersetzen.[40] Besser dokumentiert ist eine Unterschriftenaktion, mit der er an der Seite des Fürsten Liechtenstein und der Grafen Schönborn und Wilczek Ende 1907 gegen Otto Wagners Pläne kämpfte, auf dem Karlsplatz zur Linken der Karlskirche ein Kaiser Franz Joseph-Stadtmuseum zu errichten. Ein solcher Bau wäre, wie es in der Petition an den Bürgermeister Lueger heißt, eine »schwere Versündigung gegen den Geist des Bauwerks [d. h. der Karlskirche] und gegen den künstlerischen Ruf der Stadt Wien«.[41] Damit ist Lanckoroński für das »Scheitern der Moderne in Wien« (Peter Haiko) mitverantwortlich. Er trat jedoch nicht nur gegen den ›Nutzstil‹ Otto Wagners ein; in einer anonym erschienenen Schrift unterzog er 1919 auch die historistischen Gebäude an der Ringstraße scharfer Kritik. Einzig das Opernhaus ließ er gelten.[42]

Bereits 1894/95 war er in Wien selbst zum Bauherrn geworden. Nach seinen Anweisungen hatte er von den Theaterarchitekten Fellner und Hellmer in der damals noch unverbauten Jacquingasse ein Palais errichten lassen, dessen Außenfassade die barocke Formensprache Fischer von Erlachs nachempfand. Dort verdichtete er all seine künstlerischen Interessen zu einem synkretistischen Gesamtkunstwerk. Die Bedeutung, die man dem Palais mit seinen Kunstschätzen in der bürgerlichen Öf-

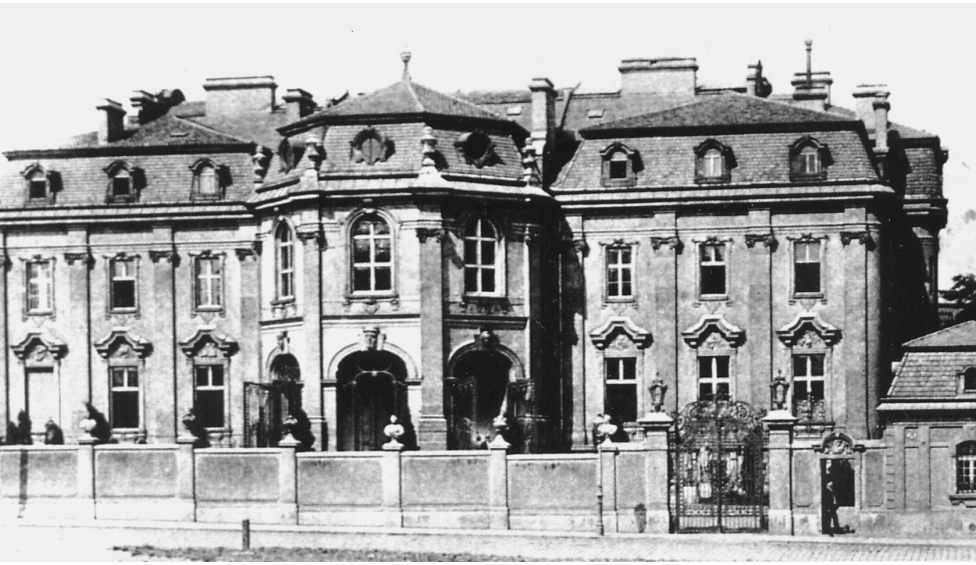
Bernhardi« geht auf einen Ausspruch Lanckorońskis zurück. Schnitzler hatte sich in der Affäre um den Innsbrucker Professor für Kirchenrecht Ludwig Wahrmund über Lanckorońskis »Clerikalismus« geärgert (vgl. ders.: Tagebuch 1903–1908, a.a.O., Wien 1991, S. 333 sowie Tagebuch 1923–1926, a.a.O., Wien 1995, S. 135).

[40] Julius von Twardowski: »Lanckoroński«. Vortrag, gehalten im Verein der Museumsfreunde zu Wien am 26. November 1934. Wien 1935, S. 8f. Auf diese mit Vorsicht zu behandelnde Publikation eines engen Freundes stützt sich u. a. der Eintrag in der »Neuen Deutschen Biographie« von Hedwig Kenner, der zahlreiche Fehler aufweist. Eine seriöse Untersuchung zu Lanckorońskis Biographie steht nach wie vor aus.

[41] Otto Wagner und das Kaiser Franz Josef-Stadtmuseum. Das Scheitern der Moderne in Wien. Historisches Museum der Stadt Wien. 114. Sonderausstellung. Redaktion und Kataloggestaltung: Peter Haiko und Renata Kassal-Mikula. Wien 1988, S. 75.

[42] [Karl Lanckoroński:] Unschätzbare Werte. Die Zukunft unseres Kunstgutes von Viennensis. Wien 1919.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -



Das Palais Lanckoroński in der Jacquingasse 13
(Joanna Winiewicz-Wolska, Krakau)

fentlichkeit zumaß, ist aus der Tatsache zu ersehen, daß es 1903 in den Baedeker Eingang fand.[43] Genaueres erfährt man aus Zeitungsartikeln, die im Februar 1902 in der Wiener Tagespresse erschienen – also kurz vor Hofmannsthals »Ansprache«, die am 10. Mai 1902 am selben Ort stattfand. Anlaß waren die ›Wiener Kunstwanderungen‹, eine Wohltätigkeitsveranstaltung, bei der Wiener Palais und Künstlerateliers für die Öffentlichkeit geöffnet wurden. Den größten Andrang hatte das Palais des Grafen Lanckoroński, das am 16. Februar 800 Kunstinteressierte anzog.[44] Es sei das »Allerschönste, was Wien an Kunstschätzen in pri-

43 »Von hervorragenden, im Text des Buches nicht beschriebenen Privatsammlungen seien die des Grafen Lanckoronski (S. 82), mit Antiken, Gemälden (darunter drei von Rembrandt), indischen und japanischen Kunstgegenständen u. a. sowie die des Dr. A. Figdor […] erwähnt, die Kunstfreunden nach Anfrage in der Regel gern gezeigt werden.« (Karl Baedeker: Österreich (ohne Dalmatien, Ungarn und Bosnien). Handbuch für Reisende. Leipzig 1903, S. 11.)

44 Neue Freie Presse vom 17. Februar 1902 (Abendblatt), S. 5. Vgl. zu den ›Wiener Kunstwanderungen‹ allgemein Werner J. Schweiger: »Eine recht ansehnliche Bildergalerie«. Die

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

vaten Sammlungen besitzt«,[45] schwärmte das »Neue Wiener Tagblatt« am nächsten Tag, und der Kunstkritiker Franz Servaes schrieb in der »Neuen Freien Presse«:

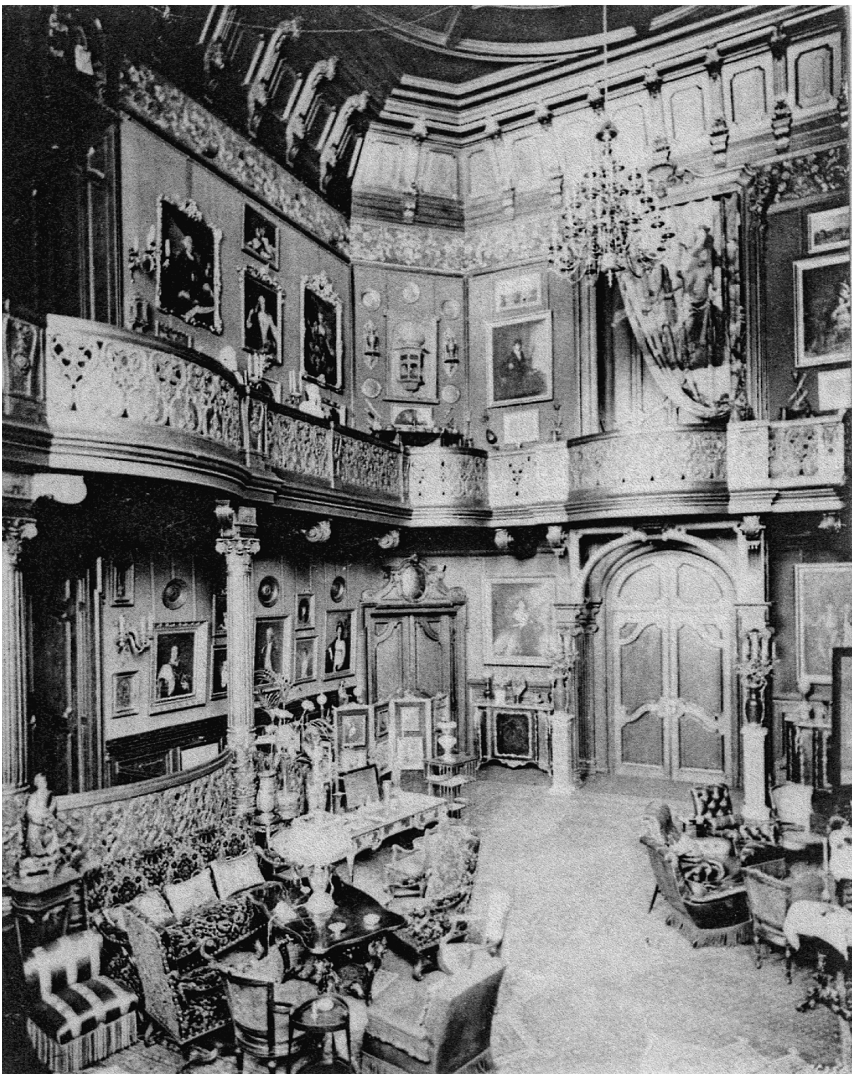
> Da tritt aus den Kreisen des hohen Adels plötzlich ein ganz moderner Mensch entgegen, modern selbst in der Art, wie er die Vergangenheit genießt. Jener universalistische Zug, wie wir ihn zum erstenmal in grandioser Form beim alten Goethe ausgeprägt finden, eignet auch dem Grafen Lanckoronski. Eine Natur wie die seinige wäre in einem alten Palazzo ganz undenkbar. Darum hat er sich vor noch nicht zehn Jahren, seinem innersten und eigensten Bedürfniß entsprechend, ein neues Haus gebaut, in dem alte Barockideen aufs anmuthendste in moderne englische Weisen hinein- und hinüberklingen. Dieses Haus steht frei in einem Garten, und es ist so wohlgegliedert in seinen Verhältnissen (hohe Fenster in breiten Abständen!), daß es trotz seines bedeutenden Umfanges doch den Eindruck der Colossalität geschickt vermeidet. Aber man trete nur erst in das Haus hinein, und man spürt staunend seine Größe. Im Mittelpunkt dehnt sich eine gewaltige Halle, aus der eine Treppe zu den oberen Räumen breit hinaufführt und sich als Emporenband, von einer barockartigen Balustrade umsäumt, in halber Höhe an die Mauerwand schmiegt. In dieser Halle, die zugleich im weitesten Sinne Ahnengalerie ist, vermag sich das ganze Leben des Hauses zu concentriren, und Hunderte von Personen können dort zwanglos auf und ab gehen und sich ungezwungen malerisch gruppiren, während vielleicht auf der niedrigen Estrade zu den Klängen eines Flügels die Stimme einer Sängerin erschallt und den weiten Raum mit Wohllaut erfüllt. Und überall, wohin man auch blicken mag, ist die Halle mit Kunstwerken angefüllt, und obgleich alle Länder und Zeitalter hier zusammenwirken, verträgt sich doch Alles aufs beste; denn wahre Kunst, von woher sie auch zu einander komme, ist sich niemals feindlich gesinnt, und erst wo die professorale Stylfexerei beginnt, kommt es zum Streit. … Um die Halle herum legt sich das übrige Haus mit einer Fülle von Gemächern, und so kann sich das alltägliche Leben der Bewohner abspielen, ohne daß die Halle irgend welchen Zwang zum Zusammenleben ausübte. Der künstlerische Geist, der in des Hauses Hauptraum waltet, durchzieht auch sämmtliche Nebenräume, und man wäre versucht, das ganze ein Museum zu nennen, wenn man sich nicht sagen müßte, daß es unendlich viel mehr ist als ein staatlich approbirtes Kunstmagazin. Hier hat die Kunst nicht blos einen Stapelplatz, hier hat sie eine Heimat. Die Bilder hängen an den Wänden, als seien sie eigens für diese Wände gemalt.[46]

Wiener Kunstwanderungen 1902 und die erste Ausstellung der »Modernen Galerie«. Erscheint in: Belvedere. Wien. 2004, Heft 2.

[45] Neues Wiener Tagblatt vom 17. Februar 1902, S. 5.

[46] F. S.-s. [Franz Servaes]: Wiener Kunstwanderungen. In: Neue Freie Presse vom 15. Februar 1902 (Morgenblatt), S. 1–4, hier: S. 3.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -



Halle des Palais mit Galerie und Podium
(Bezirksmuseum Landstraße)

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Palais Lanckoroński, Freskensaal mit Durchblick in den Italienischen Saal
(Joanna Winiewicz-Wolska, Krakau)

https://doi.org/10.5771/9783966216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Die Gemälde, Plastiken und sonstigen Kunstgegenstände des Hauses[47] bildeten miteinander ein nahezu vollständiges Inventar des Geschmackssinns der Jahrhundertwende – jäh abgeschnitten allerdings nach den künstlerischen Entwicklungen des beginnenden 20. Jahrhunderts. Neben gemäßigt modern eingerichteten Räumen gab es einen Freskensaal, eine altdeutsche Kammer, ein Zimmer im Louis XVI-Stil und eines, das an das Innere von italienischen Palästen im Cinquecento erinnerte. Diese thematischen Schwerpunkte wurden jedoch nicht streng durchgehalten wie beispielsweise im Bayerischen Nationalmuseum, das 1900 eröffnet wurde. Sie bezeichneten eher Atmosphären, die vage genug waren, um ungewöhnlichen Nachbarschaften Raum zu geben. So hingen im ›Holländischen Saal‹ Werke von Rembrandt, darunter standen Vitrinen mit kostbaren Fächern, daneben waren chinesische Nippsachen aufgestellt und ein Schaukasten, der niederländische Miniaturen und ein Porträt Schillers enthielten. Lanckoroński trat als Sammler nicht hinter seine Objekte zurück, sondern blieb dem Besucher als deren idiosynkratischer Arrangeur immer präsent. Sein Palais war kein Museum, sondern eher eine Flucht von Assoziationsräumen, deren innere Ordnung kunsthistorischem Wissen ebenso folgte wie ästhetischen Korrespondenzverhältnissen und privaten Erinnerungen.[48]

47 Das Palais wurde im Zweiten Weltkrieg schwer beschädigt und in der Folgezeit abgerissen. Die Sammlungen waren während des Kriegs zwar ausgelagert, doch fiel ein Teil 1950 einem Brand in Schloß Hohenems (Vorarlberg) zum Opfer. Der Rest befindet sich heute u. a. im Königsschloß auf dem Wawel in Krakau und im Königsschloß in Warschau. Es ist das Verdienst von Joanna Winiewicz-Wolska (Zamek Królewski na Wawelu, Krakau), die Sammlung rekonstruiert und dokumentiert zu haben. Vgl. ihren reich illustrierten Aufsatz: Wiedeńskie zbiory Karola Lanckorońskiego przed stu laty. [Die Wiener Sammlung des Karl Lanckoroński vor 100 Jahren.] In: Folia Historiae Artium. Nr. 8/9, 2003/2004. (Im Druck.) Vgl. von ihr ferner: Dzieje kolekcji Lanckorońskich 1939–1950. [Geschichte der Sammlung Lanckoroński 1939–1950.] In: Rocznik Historii Sztuki. 28. Jg., 2003, S. 19–45. Im Rahmen ihrer Dissertation, die sie demnächst abschließen wird, erarbeitet Frau Winiewicz-Wolska einen systematischen Katalog der Gemäldesammlung (vgl. Kunstchronik, 2003, Heft 9/10, S. 548). Vgl. auch Jerzy Miziolek: The Lanckoronski Collection in Poland. In: Antichità viva. Rassegna d'arte. 34. Jg., 1995, Nr. 3, S. 27–49.

48 Der Hamburger Kunsthistoriker Alfred Lichtwark schrieb am 21. Januar 1900 über einen Besuch des Palais: »Der Graf ist ein Lebenskünstler. Als ich eine Bemerkung machte, daß die Räume trotz der kostbaren Gemälde und Kunstwerke aller Zeiten gar nicht wie Museum aussähen, meinte er, er habe einen Garten, kein Herbarium anlegen wollen.« (Alfred Lichtwark: Briefe an die Kommission für die Verwaltung der Kunsthalle. Hg. von Gustav

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Palais Lanckoroński, Holländischer Saal mit zwei Gemälden Rembrandts und der Fächersammlung (Bezirksmuseum Landstraße, Wien)

Anläßlich der Kunstwanderungen des Jahrs 1902 gab Lanckoroński einen Katalog heraus, der für jeden Raum eine Aufstellung der Exponate lieferte.[49] Einen knappen Gesamtüberblick gab zur selben Zeit Friedrich Stern im »Neuen Wiener Tagblatt«:

> Lanckoronski hat von überallher Kunstschöpfungen hohen Ranges mitgebracht, aus Griechenland Tanagrafiguren und Antiken, aus Indien die zarten Bilder, die wie mit dem Staub von Schmetterlingsflügeln gemalt sind, aus

Pauli. Hamburg 1923. Bd. 1, S. 380 f.) Vgl. hierzu ferner: Begrüssungsrede, gehalten von Karl Grafen Lanckoroński am Abend des 10. Mai 1902 beim Empfang der Theilnehmer der Gesellschaftsabende österr. Kunstfreunde in seinem Hause. Wien: Adolf Holzhausen 1902, S. 5 f.

[49] Palais Lanckoroński. Jacquingasse 18. Wien: Friedrich Jasper 1902. Eine erweiterte Fassung des Privatdrucks wurde 1903 bei Adolf Holzhausen gedruckt.

https://doi.org/10.5771/9783966216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

China Porzellan und Cloisons, aus Japan Bronzen und Lackarbeiten von höchster Vollendung – und vorher schon, da hatte er in Europa das Beste und Schönste erworben, was ihm erreichbar war. Ein Werk Donatello's, einen herrlichen Christus von Giambellin, eine Sammlung italienischer Trecentisten, wie sie kaum noch ein Privatmann aufzuweisen hat. Von Rembrandt besitzt er eine »Judenbraut« und den »Brautvater«, zwei Werke, um die ihn jede große Galerie beneiden darf; Botticelli, Signorelli, Tizian, Fra Angelico fehlen nicht in seiner Sammlung, welche noch durch mehrere Domenichino ausgezeichnet ist, als Wandschmuck im Sculpturensaale die Apollo-Fresken dieses Malers, die von den Wänden der Villa Borghese abgenommen worden sind. Auch die Modernen sind hier zu Worte gekommen: die Stucco-Arbeiten an den Plafonds von zwei Sälen, »Tag« und »Nacht«, sind Werke des zu früh verstorbenen Friedl; Makart, Burne-Jones, Courbet, Bastien-Lepage, Thoma, Böcklin, Segantini und Hugo Charlemont sind auch mit interessanten Werken vertreten.[50]

Im Obergeschoß befand sich das Arbeitszimmer des Hausherrn, von dem aus man in voller Breite den klassischen Vedutenblick auf Wien mit dem Belvedere im Vordergrund genießen konnte. Es war durchaus nicht nur kokett zu verstehen, wenn der weitgereiste Graf seinen Besuchern angesichts des Panoramas zu sagen pflegte: »Das ist das Schönste, was ich habe!«[51]

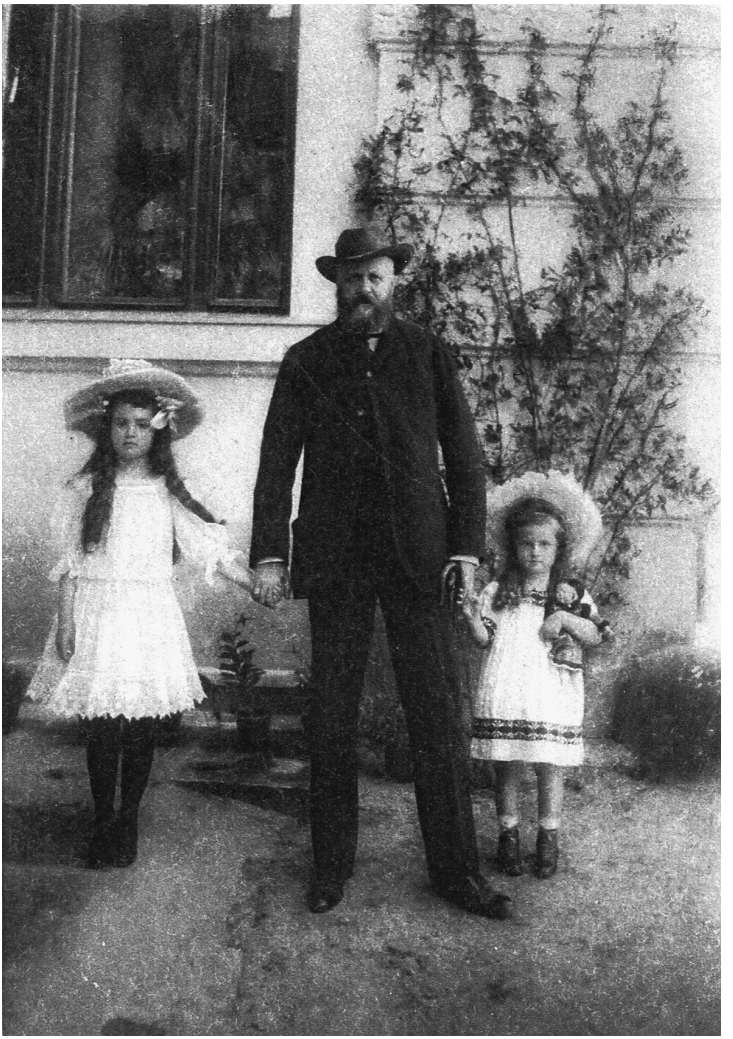
Lanckoroński war dreimal verheiratet. Die erste Ehe mit Maria Altgräfin zu Salm-Reifferscheidt (1859–1897) war unglücklich und wurde 1882 annulliert. Seine zweite Frau, Franziska Gräfin von Attems-Heiligenkreuz (1861–1893), starb bereits im zweiten Ehejahr bei der Geburt des Sohnes Antoni (1893–1965). Zu ihrem Andenken ließ Lanckoroński auf dem Gemeindeberg von Ober-St.-Veit im Stil der italienischen Frührenaissance das ›Faniteum‹ errichten, ein Mausoleum mit einem angegliederten Heim für rekonvaleszente Kinder.[52] 1897 heiratete Lanckoroński schließlich ein drittes Mal, diesmal eine Preußin. Margarete von Lichnowsky (1863–1954) war die Schwester des Diplomaten Karl Max Fürst Lichnowsky, der während des ersten Weltkriegs deutscher Botschafter

[50] Friedrich Stern: Kunstbummel. In: Neues Wiener Tagblatt vom 16. Februar 1902, S. 2–4, hier S. 3.

[51] Neues Wiener Tagblatt vom 17. Februar 1902, S. 5.

[52] Vgl. Dietmar Grieser: In memoriam Fanitae. Karl Lanckoronski und Franziska Attems-Heiligenkreuz. In: ders.: Liebe in Wien. Eine amouröse Porträtgalerie. München 1991, S. 78–88.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -



Lanckoroński mit seinen Töchtern Karolina und Adelajda
um 1906 (Bezirksmuseum Landstraße, Wien)

https://doi.org/10.5771/9783966216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Lanckoroński mit seinem Sohn Antoni und seinen Töchtern Adelajda und Karolina, um 1917 (Bildarchiv, ÖNB Wien)

in London war.[53] Aus dieser Ehe gingen zwei Töchter hervor, Karolina (1898–2002) und Adelajda (1903–1980) Lanckorońska.

Margarete Lanckorońska, in ihren Kreisen Meggy genannt, war das Zentrum des sozialen Lebens im Palais, im gewissen Sinn das diaphane Gegenstück zu ihrem Mann, dessen mächtige Gestalt und donnernde Suada die Umwelt zuweilen enervierten.[54] Victor von Fritsche beschreibt

[53] Dessen Frau, die Schriftstellerin Mechtilde Lichnowsky, verkehrte ab 1908 mit Hofmannsthal. Vgl. BW Lichnowsky.

[54] Vgl. die ersten Briefe und Zeugnisse der folgenden Edition. Auch Lanckorońskis Freund Julius von Twardowski räumt »Überschüsse oder Übertreibung seiner Kraft« ein (Twardow-

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

die Hausherrin noch 1914, kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs und fünf Jahre vor Abschaffung des österreichischen Adels, als Grande Dame im Stil des 18. Jahrhunderts, die in der Konversation »jedes Thema beherrscht und jede Banalität ausschließt«:

> Sie versammelt in dem mit den weltberühmten antiken und modernen Kunstschätzen reich ausgestatteten Palais in der Jacquingasse einen illustren Kreis, welcher weit über die Grenzen der sonst in der Gesellschaft üblichen Einladungslisten hinausgeht. Es ist hier der Konzentrationspunkt des in Wien weilenden polnischen Adels sowie hervorragender Politiker, Staatsmänner, Künstler, Professoren und Gelehrter, zu welchen sich die Vertreter des Wiener Hochadels sowie Hof- und Staatswürdenträger und fremden [!] Diplomaten gesellen. Gräfin Lanckorońska, deren interessanter, feingeschnittener Kopf mit dem früh ergrauten Haar und den geistvollen Augen an die Miniature einer Marquise aus dem 18. Jahrhundert erinnert, hat das spezielle Talent, ihre zahlreichen Gäste in besonders liebenswürdiger Weise zu begrüßen.[55]

III. Hofmannsthal und Lanckoroński

Damit ist die Atmosphäre umrissen, in der Hofmannsthal am 10. Mai 1902 eine Rede halten sollte. An diesem Tag hatte das ›leitende Comité der Gesellschaftsabende österreichischer Kunstfreunde‹ zu einer Besichtigung des Palais Lanckoroński eingeladen. Im Gegensatz zu den Kunstwanderungen, zu denen prinzipiell jeder Zutritt hatte, waren die Gesellschaftsabende eine streng esoterische Institution. Sie waren im Jahr 1900 auf Betreiben des Grafen Lanckoroński ins Leben gerufen worden. Jeweils in der Wintersaison sollten sie »Forschern und Liebhabern der Kunst, sowie Sammlern von Kunstgegenständen in Wien, die sich für Kunst vergangener Epochen – von ihren Anfängen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts – interessieren, Gelegenheit zur Zusammenkunft und zu gegenseitigem Ideenaustausche bieten.«[56] Das Gründungskomitee

ski, a.a.O., S. 6), und Marie von Thurn und Taxis ruft 1926 angesichts der angekündigten Ankunft des Grafen im schweizerischen Ragaz alarmiert aus: »Meglio perderlo che trovarlo« (Rainer Maria Rilke und Marie von Thurn und Taxis. Briefwechsel. Hg. von Ernst Zinn. Zürich/Frankfurt a.M. 1951. 2. Bd., S. 874).

[55] Victor von Fritsche: Bilder aus dem österreichischen Hof- und Gesellschaftsleben. Wien 1914, S. 87.

[56] Gesellschaftsabende österreichischer Kunstfreunde. 1900–1910. Wien [1910], Einlei-

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

entstammte der feinsten Wiener Gesellschaft: Franz Prinz Liechtenstein, Hugo Graf Traun, Friedrich Graf Schönborn, Hans Graf Wilczek, Paul Freiherr von Gautsch, Karl Graf Lanckoroński, Artur Graf Byland und Wilhelm Freiherr von Weckbecker. Ehrenpräsident der Vereinigung war der regierende Fürst Johannes II. Liechtenstein.

Die Veranstaltung im Palais Lanckoroński wurde am Gesellschaftsabend des 24. April 1902 angekündigt. Im Protokoll[57] heißt es:

> Graf Schönborn eröffnet den Abend mit einer kurzen Ansprache, in der er bekanntgibt, dass am 3. Mai ein gemeinsamer Ausflug nach Klosterneuburg stattfindet, für den 10. Mai Graf Lanckoroński die Theilnehmer zur Besichtigung seines Palais eingeladen habe und für die zweite Hälfte Mai ein gemeinsamer Ausflug nach Schloß Kreuzenstein geplant sei […][58]

Hofmannsthals »Ansprache«,[59] die zu diesem Zeitpunkt bereits fest verabredet war, wurde nicht erwähnt, und auch in der offiziellen Einladung des Komitees (s. Abb.) findet sich sein Name nicht. Sein Auftritt sollte offenbar eine Überraschung für die Gäste sein, eine kleine Irritation, die geeignet schien, die Gepflogenheiten der Vereinigung spielerisch zu unterlaufen, ohne die Veranstaltungsform als solche in Frage zu stellen. Tatsächlich nimmt sich Hofmannsthal in der Reihe der Referenten, die in den vorangehenden Sitzungen vortrugen, geradezu exotisch aus; Henry Thode hatte beispielsweise über »Das Wesen der deutschen bildenden Kunst« gesprochen und Alois Riegl über »Antike und moderne

tung. Über die Geschichte der Gesellschaft berichtet Hans Graf Wilczek in seiner Autobiographie (Hans Wilczek erzählt seinen Enkeln. Erinnerung aus seinem Leben. Hg. von Elisabeth Kinsky-Wilczek. Graz 1933, S. 437 f.).

57 »Bericht über den am 24. April 1902 abgehaltenen VI. Gesellschaftsabend« (ÖNB, Handschriften-, Autographen- und Nachlaß-Sammlung, Nachlaß Karl Graf Lanckoroński, Ser. nov. 14.803). Dem Protokoll ist zu entnehmen, daß an diesem Abend 54 Personen anwesend waren, unter ihnen die Kunsthistoriker Gustav Glück und Wilhelm Bode. Es wurden Objekte aus Wiener Sammlungen vorgestellt.

58 Ebd. Die Burg Kreuzenstein im Norden von Wien (Bezirk Korneuburg) gehörte Hans Graf Wilczek und wurde von ihm seit 1879 als Idealburg umgebaut und eingerichtet.

59 Ansprache, gehalten von Hugo von Hofmannsthal am Abend des 10. Mai 1902 im Hause des Grafen Karl Lanckoroński. In: GW RA I, S. 20–25. Siehe auch den vom Verf. kritisch revidierten Text in Hugo von Hofmannsthal: »Die Wege und die Begegnungen« sowie Reden und Aufsätze zwischen 1901 und 1907. Kritische und kommentierte Edition. Wuppertal 2001, S. 72–110. [Künftig zitiert als: Kritische Edition.] Die EDV-Version ist über den Online-Katalog der Deutschen Bibliothek abrufbar. Die Edition erscheint in gekürzter Form im Band XXXIII der Kritischen Hofmannsthal-Ausgabe (Reden und Aufsätze 2).

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Gesellschaftsabende österreichischer Kunstfreunde
1901/1902.

Das leitende Comité der Gesellschaftsabende österreichischer Kunstfreunde gibt sich die Ehre, die P. T. Herren Teilnehmer im Namen des

Grafen Karl Lanckoroński

zur

Besichtigung von dessen Palais (III., Jacquingasse 18)

für

Samstag den 10. Mai 1902, 8 Uhr abends

ergebenst einzuladen.

Das leitende Comité ersucht die Herren Teilnehmer, auf dem angebogenen Blatte, dessen Rücksendung im beiliegenden Couvert baldigst erbeten wird, anzugeben, ob sie dieser Einladung Folge leisten, beziehungsweise verhindert sind.

Einladung zum Gesellschaftsabend österreichischer Kunstfreunde am 10. Mai 1902, den Hofmannsthal mit einer Ansprache eröffnete (Wiener Stadt- und Landesbibliothek)

https://doi.org/10.5771/9783966216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Kunstfreunde«. Wenn Lanckoroński zu jenem Abend, an dem er in seine Sammlungsbestände einführen sollte, einen jungen Dichter einlud, der noch dazu für eine neue literarische Strömung stand, so deshalb, um seine Sammlung auf diese Weise im Wettstreit der Kunstfreunde zu profilieren. Hofmannsthals Auftritt sollte den Hausherrn als aufgeschlossen und modern empfehlen und seinem Palais, dem in der bildenden Kunst die jüngste Generation fehlte, temporär und ohne großes Risiko eine Dimension hinzufügen.

Lanckoroński ließ seinem Redner weitgehend freie Hand – »ein paar Sätze« solle er den Besuchern sagen, ohne dabei aber auf »Actuelles« einzugehen.[60] Hofmannsthal meidet in seinem Redetext die Tagesaktualität. Er spricht über das, was der Besucher im Palais erleben wird, wenn er sich den Kunstschätzen unterschiedlichster Zeiten, Stile und Länder aussetzt. Besser gesagt: was er erleben wird, wenn er dies im »Zustand des guten Willens« tut, vorbereitet durch einen Dichter, der seine Aufgabe als die eines »Priesters«[61] versteht. Dann wird er, der ›Kunstfreund‹, nicht etwa sein kulturelles Wissen zu bewähren und die Werke in ihrer Fremdheit zu verstehen suchen. Er wird durch das Palais gehen wie durch den Innenraum seiner eigenen Psyche und feststellen, daß ihm alles merkwürdig vertraut vorkommt, auch wenn er es noch nie zuvor gesehen hat. Warum? Weil noch die raffiniertesten, traditionsreichsten oder exotischsten Werke eines gemeinsam haben: Sie sind Ausdruck der Natur, die unaufhörlich Formen spendet. Die Formen der Natur, »ihr Lastendes und ihr Zerfliessendes, ihr Wogendes und ihr Schwebendes, ihr Starres und ihr Wolkiges, ihr Beharrendes und ihr Gährendes, ihr Verwesendes und ihr Keimendes«,[62] werden von der Kunst zu einer Affektensprache verdichtet, die unmittelbar auf den Gefühlshaushalt des Betrachters und auf sein Selbstempfinden zugreift. Der Mensch ist als Individuum ein transitorisches Wesen, ein Gefäß für epiphane Erlebnisse, ein ›hohler Baum‹,[63] in dem die Kunst wie eine Dryade lebt, oder auch: ein Taubenschlag, wie es später im »Gespräch über Gedichte« heißen wird. Dieses anthropologische Konzept wandelt sich am Ende der Rede.

60 Siehe den Brief vom 23. April 1902 im Textteil.
61 Siehe den Brief vom 29. April 1902 im Textteil.
62 Kritische Edition, a.a.O. (wie Anm. 59), S. 75.
63 Ebd., S. 73.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Hofmannsthal übernimmt aus den »Studien über Hysterie« von Josef Breuer und Sigmund Freud (1895) das Bild der ›Erinnerungsschichten‹, das Freud im letzten Kapitel entfaltet. Nun sind nicht mehr die elementaren Grundformen der Natur, sondern die »übereinander gethürmten Schichten der aufgestapelten überindividuellen Erinnerung«, also sedimentierte Kultur, dafür verantwortlich, daß »etwas in uns durch das Kunstgebilde erregt wird, wie nur Gleiches durch Gleiches erregt werden kann«.[64] Beide Konzepte haben gemeinsam, daß sie Kunsterfahrung als elementare Betroffenheit und nicht als individuelle Leistung verstehen. Damit ist es Hofmannsthal möglich, sich selbst und seine hochadligen Zuhörer in einem gemeinsamen ›Wir‹ zusammenzuspannen und den manifesten Standesunterschied damit zu überspringen: »Jeder von uns, auch wenn er dieses Haus nie betreten hat, wird hier herumgehen wie in der Heimat seiner Träume.«[65]

Bereits im Sommer 1901 hatte Lanckoroński mit Hofmannsthal zwei weitere Vorträge verabredet.[66] Der erste fand am 19. Februar 1902 im Rahmen einer Veranstaltungsreihe des Wiener Goethe-Vereins statt, dessen Vorstand Lanckoroński – wie berichtet – angehörte. Die Zuhörer, unter ihnen Hermann Bahr, Rudolf Borchardt, Arthur Schnitzler und Stefan Zweig, entstammten vorwiegend bürgerlichen Kreisen. Angekündigt war ein Vortrag »Über Goethes dramatischen Stil in der ›Natürlichen Tochter‹«, doch unter dem Eindruck seines eigenen aktuellen Ringens um das Trauerspiel wandte sich Hofmannsthal schließlich ganz allgemein Goethes Verhältnis zum Tragischen zu.[67] Auch der zweite Vortrag war Goethe gewidmet. Am 17. Mai 1902, also genau eine Woche nach seiner »Ansprache« im Palais Lanckoroński, sollte Hofmannsthal am selben Ort im Rahmen einer Soiree über »Torquato Tasso« sprechen.[68]

64 Ebd., S. 76. Vgl. auch den Kommentar: S. 84, S. 105, S. 109f.

65 Ebd., S. 73.

66 Ebd., S. 115.

67 Vgl. die kritische Edition des Vortragsmanuskripts und der Notizen (ebd., S. 18–71). Vgl. ferner vom Verf: »Sich-orientieren im Dasein«. Hofmannsthals Vortrag vor dem Wiener Goethe-Verein (1902) im Kontext seines Ringens um die dramatische Form. In: Joachim Seng (Hg.): Leuchtendes Zauberschloß aus unvergänglichem Material. Hofmannsthal und Goethe. Ausstellung im Freien Deutschen Hochstift / Frankfurter Goethe-Museum 12. November 2001 – 13. Januar 2002. Eggingen 2001, S. 339–356.

68 Gedruckt in: Kritische Edition, a.a.O. (wie Anm. 59), S. 111ff. Vgl. hierzu vom Verf: Die Prinzessin. Hofmannsthals Notizen zu einem Tasso-Vortrag (1902) und die ›Unter-

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Drei Tage vor dem vereinbarten Termin, am 14. Mai, wurde jedoch Hofmannsthals Tochter Christiane geboren, so daß Lanckoroński die Veranstaltung zweimal verlegte. Letztlich fand die Soiree ohne Vortrag statt. Den vorbereitenden Notizen ist zu entnehmen, daß Hofmannsthal das »Problem der schönen Geselligkeit«[69] in den Mittelpunkt stellen wollte. Er hätte über Tassos Rolle am Hof von Ferrera gesprochen und damit zugleich seine eigene in der hochadeligen Gesellschaft des Palais anklingen lassen. Der Gestus der Notizen ist durchaus selbstbewußt. Zustimmend wird aus Christian Gottfried Körners Brief an Schiller über »Wilhelm Meisters Lehrjahre« der Satz zitiert: »Die Vortheile der höheren Stände gleichen dem Apfel der Proserpina: sie fesseln an die Unterwelt.«[70] Die Statik des Hochadels, dessen Inszenierungsformen um sich selbst kreisen und letztlich auf den Versuch hinauslaufen, »menschliches Zusammensein zur künstlerischen Form zu erheben«,[71] gerät notwendig mit der Dynamik des Künstlers (Tasso – Hofmannsthal) in Konflikt: »Der Dichter hier herein gestellt bringt alles zur Krisis.«[72]

Die Krise ließ nicht lange auf sich warten. Nach den Ereignissen im Frühjahr 1902 war der Zenit des Verhältnisses zwischen Hofmannsthal und Lanckoroński überschritten. Die Zeugnisse zur folgenden Wintersaison 1902/03 – Sommer und Herbst pflegte Lanckoroński mit seiner Familie vor allem auf seinem galizischen Gut Rozdół zu verbringen – lassen noch keine konkreten Anzeichen für eine Störung des Verhältnisses erkennen. Allerdings gibt es einen eigenartigen Brief Hofmannsthals an Marie Herzfeld vom 14. Januar 1903, in dem es ohne nachvollziehbaren Anlaß plötzlich heißt:

> Die polnische Nation ist eigentlich die einzige auf der Welt gegen die ich eine sehr heftige Antipathie habe, und eine aus tiefem Grund abgeleitete. Ich bin aber so wenig Politiker daß es geschmacklos wäre, diese Gründe auseinanderzusetzen.[73]

haltung über den »Tasso« von Goethe‹ (1906). In: Zauberschloß, a.a.O. (wie Anm. 67), S. 357–369.

69 Kritische Edition, a.a.O. (wie Anm. 59), S. 111.

70 Ebd., S. 112.

71 Ebd., S, 113.

72 Ebd., S. 111.

73 BW Herzfeld, S. 46f.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Im Winter darauf ist der Bruch mit Lanckoroński vollzogen. Am 8. Dezember 1903 schreibt Hofmannsthal an dessen Cousine Christiane Gräfin Thun-Salm:

> Wen ich in diesem Jahr nicht mehr besuchen werde und kennen gelernt zu haben ein bischen bedauere, ist Lanckoroński. Ich finde ihn, gegen mich, von einer unbeschreiblichen Unhöflichkeit oder besser Mangel an égards, fast ein bischen wie jener Typus des »Aristokraten« den ich immer ableugne und von dem ich behaupte, er existiert gar nicht. Leider scheint er doch zu existieren. Wollen wir annehmen, dass es das polnische in seiner Erziehung ist.[74]

Der Grund für Hofmannsthals Verstimmung läßt sich nicht mit Sicherheit benennen. Sie dürfte auf eine kränkende Szene zurückgehen, die Carl J. Burckhardt später berichtete: Hofmannsthal war einmal einer Einladung des Grafen zu einer Abendgesellschaft in seinem Palais gefolgt. Dort angekommen, mußte er feststellen, daß alle anderen mit ihren Ehepartnerinnen gekommen waren – einzig seine Frau war nicht eingeladen worden.[75] Seine Hoffnung, in Lanckoroński einen loyalen

[74] BW Thun-Salm, S. 98.

[75] Burckhardt schildert die Episode in einem Brief an Paul Graf Thun-Hohenstein vom 21. Oktober 1949. Diesem Brief ist noch eine zweite kränkende Szene zu entnehmen, die sich bereits Anfang der neunziger Jahre (nämlich zu Lebzeiten der Gräfin Attems-Heiligenkreuz) zugetragen haben soll. Sie erscheint jedoch, zumindest in der geschilderten Form, als wenig glaubhaft. Gleichwohl sei das Zeugnis hier vollständig mitgeteilt: »Er [d. i. Hofmannsthal] sagte mir [d. i. Burckhardt] einmal, ›dort (– es war im Theater) – dort kommt Lanckoronski herein (das Stück hatte angefangen, Lanckoronski begab sich zur ersten Parterrereihe, wir sassen in einer Seitenloge) schauen Sie, was für einen Lärm er macht, dieser Mann hat mich tief verletzt und seit zwanzig Jahren versuche ich es ihn zu beleidigen (halb im Spass sagte er das starke Wort), was wollen Sie, es gelingt mir nicht, er merkt es nicht!‹ Und kaum, in der Tat, hatte der alte Herr von der Jacquingasse uns erblickt, so kam er auch schon in unsere Loge, war charmant und sprach mit H. als hätte er ihn vor einer halben Stunde noch gesehen. Ich frug beim Nachhausegehn, womit dieser heftige, generöse und völlig genuinrücksichtslose Mann ihn habe beleidigen oder kränken können. Hofmannsthal sagte: ›vor meiner Heirat war ich bisweilen in seinem Hause, man traf oft öde Gelehrte und schlechte Künstler und Autoren, ich ging trotzdem hin. Zur Zeit als Lanckoronski mit einer entzükkenden Frau, einer Gräfin Attems verheiratet war, besuchte ich ihn, es war im Frühsommer, er war im Garten, zuerst empfing mich die Gräfin, sie war wie ein zartes Kind, dann kam er und schrie, ja er schrie wie ein Pfau: ›Fanny‹ befahl er ›du kannst Hofmannsthal Deinen Tanz zeigen‹, sie fing beinah zu zittern an –, ›ich möchte jetzt nicht tanzen‹ sagte sie, aber er insistierte laut und grell und da tanzte sie, wie eine Sterbende und die Trähnen liefen ihr über die Wangen, das war das eine, das andere: nach meiner Heirat lud er mich wieder ein, zu einem grossen Diner, ich dachte es sei ein Herrendîner und ich ging hin, aber es war ein Dîner mit Damen und er hatte meine Frau nicht eingeladen, das war das letzte Mal!‹ Ich

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

aristokratischen Verbündeten gefunden zu haben, muß durch dieses Erlebnis bitter enttäuscht worden sein. In der Folgezeit häuften sich gehässige Bemerkungen über den Grafen. Diesen hingegen störte an Hofmannsthal zunehmend die Prätention, das ›Geschraubte‹, die ›Überkultur‹. So war das Experiment, das 1901 hoffnungsvoll begonnen hatte, im Grunde für beide Seiten gescheitert. Das Bündnis zwischen dem Grafen und dem Dichter hatte sich als Illusion erwiesen.

Zur Edition

Lanckorońskis Briefe an Hofmannsthal sind nicht überliefert. Erhalten hat sich lediglich ein Telegramm des Grafen, dessen Formular Hofmannsthal später für Notizen diente und das sich heute im Freien Deutschen Hochstift in Frankfurt am Main (FDH) befindet. Von Hofmannsthal hingegen haben sich elf Briefe erhalten. Sie werden im folgenden ungekürzt und zeichengetreu wiedergegeben. Vier der Briefe befinden sich in der Öffentlichen Bibliothek der Universität Basel im Nachlaß von Carl J. Burckhardt. Burckhardt kannte Lanckoroński aus seiner Zeit als Attaché an der Schweizerischen Botschaft in Wien, an die er ab 1918 entsandt war. Er war auch mit Karolina Lanckorońska befreundet und machte 1945 seinen Einfluß als Präsident des Internationalen Roten Kreuzes geltend, um sie aus dem KZ Ravensbrück zu befreien.[76] Von ihr dürfte er die Basler Briefe erhalten haben, ebenso drei Briefe, die in einem Teilnachlaß im Deutschen Literaturarchiv in Marbach (DLA) verwahrt werden. Vier weitere Briefe sind nur als Kopien überliefert, die ebenfalls auf Burckhardt zurückgehen dürften und sich im FDH befinden: Zwei gehören zum Korpus der Stiftung Volkswagenwerk, die anderen beiden haben sich im Nachlaß von Rudolf Hirsch erhalten. Allen genannten Institutionen sei für die Druckerlaubnis gedankt, ebenso

habe dann diese seltsame schwer verständliche Sache Lanckoronski erzählt, er schrieb sofort (der Vorgang lag 20 Jahre zurück) – sofort einen warmen, offenen, herzlichen Brief an den Dichter, kurz darauf lud er ihn mit seiner Frau und seinem damals in Rodaun wohnenden ältern Sohne ein und Hofmannsthal akzeptierte; von da an haben sie sich dann bis zum Jahr 29 noch wiederholt gesehn.« (DLA Marbach, zitiert nach BW Thun-Salm, S. 273.)

[76] Karolina Lanckorońska, Mut ist angeboren, a.a.O. (wie Anm. 27), S. 281f. et passim.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

der Handschriften-, Autographen- und Nachlaß-Sammlung der Österreichischen Nationalbibliothek, die einige Briefzeugnisse zur Verfügung stellte. Desgleichen danke ich den Vertretern der Erben Hofmannsthals, Prof. Richard Exner (Berlin) und Prof. Leonhard M. Fiedler (Recloses), sowie dem Präsidenten des Kuratoriums Carl Jacob Burckhardt, Prof. Ulrich Schlie (Berlin). Hinweise und Unterstützung gaben Dr. Peter Michael Braunwarth (Wien), Dr. Nicoletta Giacon (Wien), Ellen Ritter M. A. (Bad Nauheim) und Dr. Bernhard Wenning (Wien).

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Hugo von Hofmannsthal an Christiane Gräfin Thun-Salm[1]

Wien, 7. Juni 1901, Freitag

Sie haben mir erlaubt, Ihnen diese sonderbare altkluge Jugend-arbeit[2] zu schicken, die Graf Lancoronsky so unverhältnismäßig gelobt hat. <…> Den Grafen L. habe ich in der Brühl aufgesucht und nicht nur seine Conversation wieder sehr angenehm gefunden, sondern auch an dem mir ganz besonders sympathischen Wesen der Gräfin sehr gefreut. Eine Deutsche, aber nicht das was Sie eine ›Preußin‹ nennen, glaub ich.

Hugo von Hofmannsthal, Notiz[3]

San Martino nach dem 24. Juni 1901

Lanckoronski fragen über Quelle für Kunstreflexionen von Marées

Christiane Gräfin Thun-Salm an Hugo von Hofmannsthal[4]

Prag, 29. Juni 1901, Samstag

Dass Sie gern mit Lanckoronski verkehren, freute mich sehr zu hören. Es ist ein sehr guter, edler Mensch, und wenn seine Sprechweise und sein vieles Wissen zuweilen ermüdend sind, so ist es doch erfreulich, einem Menschen zu begegnen, der ein so reges, wirkliches Interesse für alles Geistige, und eine so aufrichtige Begeisterung für das Schöne in der Kunst besitzt.

[1] BW Thun-Salm, S. 7.

[2] Theophil Morren: Gestern, Studie in einem Akt, in Reimen. Leipzig: Klinkhardt, Wien: Manz 1892.

[3] Houghton Library, Harvard University, H VA 68a. Auf derselben Seite befinden sich Notizen zu Hofmannsthals Vorträgen über die »Natürliche Tochter« und den »Tasso« von Goethe (vgl. Kritische Edition, [wie Anm. 59 der Einleitung] a.a.O., S. 31, S. 115 und Abb. 1).

[4] BW Thun-Salm, S. 9.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Hugo von Hofmannsthal an Karl Graf Lanckoroński[5]

Rodaun, 12. Juli 1901, Freitag

12.VII.
Rodaun, Badgasse 5.

hochverehrter Graf,
ich würde mich sehr freuen, Ihnen für die Empfehlung an Mr. Benson danken und von diesen beiden guten und lieben Menschen, die ich öfters besucht, erzählen zu können. Hohenlohe, den ich gern gesehen hätte, war nicht in Venedig.[6]

Es wäre mir eine sehr große Freude, wenn Sie es der Mühe wert fänden, mich einmal hier aufzusuchen. Es ist wirklich so ein hübsches kleines alt-oesterreichisches Haus, dass Sie es gewiss gern sehen werden.[7]

Indem ich mich unserer kurzen und doch für mich sehr reichen und

[5] Brief (DLA Marbach A: Burckhardt 97.24.6/3).

[6] Direkt nach ihrer Hochzeit am 8. Juni 1901 waren Hofmannsthal und seine Frau Gerty an den Lido von Venedig gefahren, wo sie sich vom 11. bis zum 20. Juni aufhielten. Hofmannsthal hatte offenbar zwei Empfehlungsschreiben Lanckorońskis dabei, eines an den amerikanischen Landschaftsmaler, Illustrator und Kunstkritiker Eugene Benson (* New York 1839, † Venedig 1908) und eines an Friedrich zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst (* Venedig 1850, † Rapallo 1923). Eugene Benson lebte mit seiner Frau Henriette seit 1873 in Italien, von wo aus er diverse Reisen in den Orient unternahm. Ab 1888 hatte er sein Atelier in Venedig. Als Maler bevorzugte er orientalische und italienische Sujets, als Autor schrieb er Gedichte (From the Asolan Hills. London 1891) sowie Abhandlungen, z. B. über »Art and Nature in Italy« (Boston 1882) und »Pater's Marius the Epicurean« (Rom 1885). Vgl. auch Hofmannsthals Brief an seine Eltern vom 15. Juni 1901: »Ich habe den von Lanckoronski empfohlenen alten Maler besucht und in einem sehr schönen Palazzo Capello ein überaus freundliches gesprächiges altes Ehepaar gefunden.« (DLA Marbach S71.577/7) Friedrich von Hohenlohe war der älteste Sohn des letzten Gouverneurs von Venedig und der Bruder der Fürstin Marie von Thurn und Taxis, mit der Hofmannsthal später in engem Kontakt stand. Am 1. November 1902 bemühte sich Hofmannsthal um ein weiteres Empfehlungsschreiben an ihn, diesmal bei Lanckorońskis Cousine Christiane Gräfin Thun-Salm (BW Thun-Salm, S. 57). Hofmannsthal berichtete anschließend: »Ich habe in Venedig […] für die Abende an Fritz Hohenlohe einen freundlichen angenehmen Gesellschafter und Hausherrn gefunden, einen gutmüthigen, im angenehmen Sinn beschränkten Menschen […]« (ebd, S. 61). 1907 schrieb Hofmannsthal selbst eine Empfehlung an Hohenlohe für Rilke (BW Rilke, S. 177).

[7] Hofmannsthals waren nach ihrer Hochzeitsreise am 30. Juni in das ehemalige Fuchs-Schlössel in Rodaun eingezogen.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

anregenden Gespräche mit wirklich dankbarer Freude erinnere, bin ich, verehrter Graf,

Ihr respectvoll ergebener

Hugo Hofmannsthal.

Das kleine Haus hat die Adresse Badgasse 5, neben Stelzer; Telephon Rodaun »3« im interurbanen Netz.

Hugo von Hofmannsthal an seine Eltern[8]

Rodaun, 22. Juli 1901, Montag

Eben war Lanckoronski da und die Gerti ist noch ganz betäubt von seinem vielen Sprechen. Er war übrigens sehr nett, und wirklich entzückt von dem Haus, er wird sehr oft herkommen und freut sich sehr darauf, auch seine Frau mitzubringen.

Hugo von Hofmannsthal an Christiane Gräfin Thun-Salm[9]

Rodaun, 23. Juli 1901, Dienstag

Ich bin sehr vergnügt darüber, dass das kleine alte Haus allen Leuten anscheinend wirklich sehr gefällt, auch dem Gfen Lanckoronski, der gestern den Vormittag da war, gut wohlwollend und liebenswürdig, wie er ist, aber in gewisser Beziehung in a terrible mood of mind, denn er hat ununterbrochen gesprochen, von tausend Dingen, so rasch und strömend, dass es gar nicht möglich war, auch nur eine Frage dazwischen zu thuen. Ich bin sehr froh ihn zu kennen, bin weit entfernt, ihn kritisieren zu wollen, aber es ist eigentlich fast wie eine Krankheit: ich verstehe gar nicht, wie er Eindrücke aufnehmen kann, und ich denke vergeblich darüber nach, wie er denn die Freuden und Schmerzen der Existenz in sich aufnehmen kann, wenn er solch eine Flucht von Gedanken und Worten immer in sich hat.

8 DLA Marbach 71.578/18.

9 BW Thun-Salm, S. 11.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Hugo von Hofmannsthal an Karl Graf Lanckoroński[10]

Rodaun, 19. Oktober 1901, Samstag

Rodaun, 19. X.

verehrter Graf,
ich erfahre mit der lebhaftesten Theilname den Tod des Fürsten Lichnowsky, an dessen Lebenskraft und schönem Alter sich die Nahestehenden so lange erfreuen konnten, und bitte Sie, der Gräfin von mir den respectvollen Ausdruck aufrichtiger und inniger Theilname zu übermitteln.[11]

Ihr sehr ergebener

Hugo Hofmannsthal.

Hugo von Hofmannsthal an Karl Graf Lanckoroński[12]

Rodaun, 25. November 1901, Montag

25 XI.
Rodaun b. Wien.

verehrter Graf,
ich würde mich sehr freuen, Sie Freitag Samstag Sonntag oder Montag besuchen zu dürfen. Auch meine Frau würde ich sehr gern mitbringen, müsste ich nicht fürchten, dass die Gräfin im Augenblick am wenigsten gelaunt sein dürfte, fremde Gesichter zu sehen.

Für eine Zeile von Ihnen werde ich sehr dankbar sein und bitte Sie, den Ausdruck meiner respectvollen Ergebenheit zu genehmigen.

Hugo Hofmannsthal

[10] Brief (Öffentliche Bibliothek der Universität Basel, Nachlaß Carl J. Burckhardt, NL 110: G 4048, 12).

[11] Lanckorońskis dritte Frau Margarete Gräfin Lanckorońska war die Tochter von Carl Fürst Lichnowsky (1819–1901), der am Tag zuvor gestorben war.

[12] Brief mit Umschlag (DLA Marbach A: Burckhardt 97.24.6/1) – Anschrift: »S. Excellenz | Carl Grafen Lanckoronski | Wien | III. Jacquingasse 18« – Postausgangsstempel: Rodaun, 26.11.01, 9–12 V.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Hugo von Hofmannsthal an Christiane Gräfin Thun-Salm[13]

Rodaun, 13. Dezember 1901, Freitag

Ich war zweimal in der Stadt. Das einemal vor 8–10 Tagen hat uns Lanckoronski sein wunderschönes aber noch ganz eingesommertes und verhängtes Haus gezeigt; es war eine sehr große Freundlichkeit, aber ein entsetzliches Tempo, um Kunstschätze zu genießen und im Ganzen mehr eine Qual.

Hugo von Hofmannsthal an Christiane Gräfin Thun-Salm[14]

Rodaun, 6. Februar 1902, Donnerstag

[…] ich würde mich sehr freuen Sie morgen freitg ¾ 6^{h} besuchen zu dürfen. Sollte es nicht passen, so bitte ich die Absage entweder 9–10 früh hier heraus oder circa ½–¾ 3 zu Lanckoroński telephonieren zu lassen.

Hugo von Hofmannsthal an Karl Graf Lanckoroński[15]

Rodaun, 23. April 1902, Mittwoch

Rodaun 23 IV.

verehrter Graf
ich werde mit Vergnügen an dem Abend, an welchem Sie die Kunstfreunde in Ihrem Haus haben, eine kurze Zeit über ein Thema sprechen, das ich mir ganz aus der speciellen Gelegenheit hervorgehend denke.[16] Über irgend etwas »Actuelles« zu sprechen oder dergleichen auch nur zu streifen, liegt mir vollständig fern, denn gerade die Verzerrung, welche jeder Gegenstand im Streit des Augenblicks erleidet, ist mir aufs äußerste widerwärtig und mein Naturell verbietet mir, mich an irgend

[13] BW Thun-Salm, S. 29.

[14] BW Thun-Salm, S. 32.

[15] Brief (Öffentliche Bibliothek der Universität Basel, Nachlaß Carl J. Burckhardt, NL 110: G 4048, 13).

[16] Zu den Zusammenhängen vgl. den dritten Teil der Einleitung.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

einem Streit zu betheiligen, worin ich nicht die Entscheidung so oder so herbeiführen könnte.

Das Thema bei welchem ich Ihre Gäste durch 25 Minuten festhalten möchte wird sich mir in den nächsten Tagen, hoffe ich, recht deutlich formulieren: aber ich glaube, ich soll nicht über etwas sprechen (wie etwa an dem zweiten Abend[17]) sondern ich möchte etwas wie eine Begrüßungsrede halten, möchte in der allgemeinsten, fast lyrischen Form, verdolmetschen, was ein Haus angefüllt mit Sammlungen, mit Schätzen und débris der Vergangenheit, einer Gruppe lebender Menschen zu sagen hat, welchen Zauber es ausübt und welche Lehre es giebt. Ich habe das ganze vor mir, »ein paar Sätze« wie Sie es zu wünschen scheinen, durchwebt von ein paar Metaphern; mit einem Hauch von Wien.

Ich glaube es besteht gar keine Gefahr, dass diese kleine Rhetorik in welcher der Dichter als Wortführer der stummen Elemente (Umgebung, Epoche, Haus) auftritt, mit Ihrer Begrüßungsrede der Rede des Hausherrn[18] in irgend welche inhaltliche Collision kommen könnte.

Ich möchte die meine sehr ins Allgemeine, Menschlich-formale hinausströmen lassen.

Ich würde mich sehr freuen, wenn Ihnen das recht wäre. Ich hoffe, es soll zu dem Abend passen wie ein für etwas bestimmtes gedichteter Prolog.

Sollte es Ihnen aber nicht passen, so erbitte ich die aufrichtige Ablehnung und dann einen bestimmten Wunsch Ihrerseits.

Ich bitte der Gräfin den Ausdruck meiner großen Verehrung zu wiederholen.

Ihr respectvoll ergebener

Hofmannsthal

17 Gemeint ist der Vortrag über Goethes »Tasso«, der letztlich wegen der Geburt von Hofmannsthals Tochter Christiane ausfiel.

18 Die Rede erschien bei Adolf Holzhausen als Privatdruck: Begrüssungsrede, gehalten von Karl Grafen Lanckoroński am Abend des 10. Mai 1902 beim Empfang der Theilnehmer der Gesellschaftsabende österr. Kunstfreunde in seinem Hause. Wien 1902.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Hugo von Hofmannsthal an Karl Graf Lanckoroński[19]

Rodaun, 29. April 1902, Dienstag

Rodaun 29 IV

verehrter Graf
ich habe mich über Ihren gütigen Brief sehr gefreut, doppelt deswegen, weil er mir gezeigt hat, wie sehr sich geschmackvolle und richtige Intentionen auch ganz ohne Verabredung von selbst in die Hände arbeiten und einander gegenseitig heben.

Ich berühre in meiner kurzen festlichen Rede keinen der zahlreichen Punkte die Sie im Gedankengang Ihrer schönen inhaltsreichen Hausherrenrede aufgezeichnet haben. Ganz ebenso wenig werde ich auch nur etwas aussprechen, was einem Lob des Hausherren oder des Hauses ähnlich sehen würde.

Wenn der Dichter irgend einem Fest beiwohnt so soll er sich, glaube ich, weder als das Sprachrohr des Hausherrn, noch als das der Gäste fühlen, sondern als etwas drittes: wie der Priester soll er alle Dinge sub specie aeterni betrachten, vom speciellen ganz absehen, das Allgemeine, das Symbolische, das im eigentlichen Sinn Poetische der Situation – und jeder Situation – zu erfassen trachten. Ich schreibe auf ein beiliegendes Blatt den Gedankengang meiner Ansprache, die nach Ihrem Wunsch, auf circa 20–25 Minuten angelegt ist. Ich bitte aber herzlichst, falls Ihnen ein Detail meines Gedankenganges unsympathisch oder weniger sympathisch wäre, das offen zu sagen, denn ich will ja nicht irgend eine Rede halten die der Hausherr bongré malgré geduldig anhören muss, sondern ich will Ihnen ein Vergnügen bereiten und einen gnädigen Wunsch der Gräfin, soweit meine Fähigkeiten reichen, erfüllen.

Ich vermuthe, dass Sie wünschen könnten mich vor dem 10ten einmal zu sprechen und stehe ganz zur Verfügung, werde gern einmal mittags oder nachmittags hineinkommen.

Ihr respectvoll und aufrichtig ergebener

Hofmannsthal

[19] Brief (Öffentliche Bibliothek der Universität Basel, Nachlaß Carl J. Burckhardt, NL 110: G 4048, 14).

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

[*Anlage*]
Freunde der Kunst, in einem Wiener Hause versammelt. 10. V. 1902.
Wir sehen uns umgeben von schönen Formen und Farben.
Genießen auf den ersten Blick vielfaches Gebilde der Natur und der Menschenhand.
Dem tieferen forschenden Blick tritt, überliefert durch sinnfällige Formen, die Überfülle geistiger Formen hier entgegen: geniale Individuen, reiche Weltanschauungen, ja Religionen offenbaren sich hier: sie sind Formen und werden uns durch Formen übermittelt.
Daraus eine unendlich an uns herantretende Forderung, dem inneren Gleichgewicht höchst bedrohlich: mit tausendfachen Phantomen der Vergangenheit uns abzufinden.
»Kunstfreund« ein gefährliches Wort, nicht ohne dämonischen Inhalt.[20]
Hier scheinen wir etwa in Gefahr, uns selber zu verlieren: großer Irrthum! Hier werden wir erst geweckt, uns selber zu besitzen: denn wir schaffen ja den unsterblichen Inhalt dieser Gebilde, indem wir sie lebendig nachfühlen.
Hier wird am meisten der empfinden, der am meisten erlebt hat, der die reichste Seele hat.
So darf sich der Kunstfreund neben den Muthigen, den Strebenden, den Guten stellen.

[20] Anspielung auf den Titel der Veranstaltungsreihe: ›Gesellschaftsabende österreichischer Kunstfreunde‹. Die Problematisierung des Begriffs entzündet sich an Friedrich Nietzsches Verdikt, das dieser in den »Unzeitgemäßen Betrachtungen« gegen die Institution des ›Kunstfreunds‹ ausspricht (viertes Stück: »Richard Wagner in Bayreuth«, 5. Kapitel): »Damit einmal die Musik viele Menschen zur Andacht stimme und sie zu Vertrauten ihrer höchsten Absichten mache, muss erst dem ganzen genusssüchtigen Verkehre mit einer so heiligen Kunst ein Ende gemacht werden; das Fundament, worauf unsere Kunst-Unterhaltungen, Theater, Museen, Concertgesellschaften ruhen, eben jener ›Kunstfreund‹, ist mit Bann zu belegen; die staatliche Gunst, welche seinen Wünschen geschenkt wird, ist in Abgunst zu verwandeln; das öffentliche Urtheil, welches gerade auf Abrichtung zu jener Kunstfreundschaft einen absonderlichen Werth legt, ist durch ein besseres Urtheil aus dem Felde zu schlagen.« (Friedrich Nietzsche: Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe. München ²1988, Bd. 1, S. 459 f.)

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Otto Brahm an Hugo von Hofmannsthal[21]

Wien, 13. Mai 1902, Dienstag

Der Abend bei Lansk. war mir ganz interessant, und ich danke Ihnen, dass Sie mich dazu animirt haben.

Hugo von Hofmannsthal an Karl Graf Lanckoroński[22]

Rodaun, 14. Mai 1902, Mittwoch

Rodaun Mittwoch 4 h

verehrter Graf
es scheint, dass das Schicksal unseren Plänen[23] nicht sehr freundlich ist. Aber vielleicht lässt es sich mit einem festen guten Willen überwinden.

Die Entbindung meiner Frau hat unter recht peinlichen und aufregenden Formen zwei Tage und zwei Nächte gedauert. Sie hat seit heute früh ein kleines Mädchen und ist relativ wohl.[24]

Ich bitte Sie, es als das Zeichen eines ziemlich energischen guten Willens zu betrachten, dass ich trotzdem ich in diesen 48 Stunden keinen Augenblick zu Bett war, gestern in einer halbwegs weniger aufregenden halben Stunde den »Tasso« in die Hand genommen und einiges darüber notiert habe.

Es bleiben mir nun für den Vortrag 2½ Tage, unter diesen unruhigen Verhältnissen eine peinlich kurze Zeit, aber ich hoffe, wenn nichts ernstes dazwischen kommt, mein Wort halten zu können.

Ich bin mir ganz bewusst wie unangenehm es für Sie wäre, eine soirée die einmal bestimmt war, eben mit einem Vortrag eingeleitet zu werden, entweder abzusagen oder anders auszufüllen.

[21] Brief (FDH, Schenkung der Stiftung Volkswagenwerk, Briefnummer 25).

[22] Brief (FDH, Schenkung der Stiftung Volkswagenwerk) – Fotokopie.

[23] Hofmannsthals Vortrag über Goethes »Torquato Tasso« im Palais des Grafen, der letztlich nicht zustande kam. Vgl. hierzu den dritten Teil der Einleitung.

[24] Christiane von Hofmannsthal war am selben Tag geboren worden. Zu den Umständen der Geburt vgl. auch Hofmannsthals Brief an seinen Schwiegersohn Heinrich Zimmer vom 14. Januar 1929, in dem es heißt: »Die Sache verlief dann auch recht precär, dauerte 40 Stunden, und Dr Wimmer sagte mir oft, er wundere sich sooft er Christiane lebendig herumlaufen sehe, denn der Ordnung nach hätte sie todt zur Welt kommen müssen.« (TB Christiane, S. 170 f.)

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Ich bitte Sie zu glauben, dass nur die absolute, undiscutierbare Ungunst der Umstände mich veranlassen könnte Ihnen diese Unannehmlichkeit zu bereiten.

Ich hoffe, Samstag zu Ihrer Verfügung zu sein, und werde es, soweit es von mir abhängt; so dass darüber nichts mehr zu sagen ist.

Sollte der Schatten von Unsicherheit, die immerhin bestehende Möglichkeit, dass ich im letzten Moment abzusagen gezwungen sein könnte, Sie zu ungeduldig machen, und Sie lieber die Soirée auf jeden Fall absagen wollen, so bitte ich – nur in diesem Fall – um telegrafische Verständigung.

Ihr aufrichtig ergebener

Hofmannsthal

P.S. Sie verzeihen, wenn ich erst nach dem Samstag daran denken kann, Ihren zweiten freundlichen Wunsch zu erfüllen, das Manuscript von neulich – unleserliche unzusammenhängende Schlagworte – für den Druck möglich zu machen.[25]

Karl Graf Lanckoroński an Hugo von Hofmannsthal[26]

Wien, 16. Mai 1902, Freitag

Bitten Sie morgen Abends nicht zu kommen dafür Mittwoch 21ten Abends Brief folgt[27]

Lanckoronsky

25 Hofmannsthals Rede erschien in derselben Aufmachung wie Lanckorońskis »Begrüssungsrede« als Privatdruck bei Adolf Holzhausen (Ansprache, gehalten von Hugo von Hofmannsthal am Abend des 10. Mai 1902 im Hause des Grafen Karl Lanckoroński. Wien [1902]).

26 Telegramm (FDH E IVB 10.2a,b) – Anschrift: »Herrn Hugo v. Hofmannsthal | Badgasse 5 | RODAUN bei Wien« – Aufgegeben: 12.10 Uhr, ausgefertigt: 16.5.1902, 1.20 Uhr. Auf Vorder- und Rückseite machte sich Hofmannsthal Notizen zum Vortrag, vom Verf. publiziert in: Hugo von Hofmannsthal: »Die Wege und die Begegnungen« sowie Reden und Aufsätze zwischen 1901 und 1907. Kritische und kommentierte Edition. Wuppertal 2001, S. 113f. Vgl. auch das Faksimile des Telegramms in Joachim Seng (Hg.): Leuchtendes Zauberschloß aus unvergänglichem Material. Hofmannsthal und Goethe. Ausstellung im Freien Deutschen Hochstift / Frankfurter Goethe-Museum 12. November 2001 – 13. Januar 2002. Eggingen 2001, S. 209.

27 Lanckoroński verlegte die Soirée noch ein zweites Mal, nämlich auf Freitag, den 23. Mai.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Hugo von Hofmannsthal an Christiane Gräfin Thun-Salm[28]

Rodaun, 21. Mai 1902, Mittwoch

[…] ich habe zu Lanckoroński für Freitag zugesagt in der sicheren Hoffnung Sie dort zu sehen. (Ich halte keinen Vortrag, es ist eine gewöhnliche soirée.) Nun fällt mir ein, dass Sie soiréen so sehr aus dem Weg gehen und vielleicht nicht hinkommen, und dann weiß ich eigentlich nicht recht, wozu ich hingehe, besonders ohne meine Frau.

Hugo von Hofmannsthal an Karl Graf Lanckoroński[29]

April/Mai 1902

Salesianergasse 12
Montag früh

hochverehrter Graf,
die Lebhaftigkeit der gestrigen Conversation hat mich vergessen lassen, eine Bitte auszusprechen. Ich wäre sehr dankbar wenn Sie mir vergönnen wollten, den Brief zu lesen, den Sie gelegentlich der Enthüllung des Grillparzermonumentes[30] an den Unterrichtsminister geschrieben haben.[31] Ich würde mir davon viel Anregung für meine kleine »Einleitung« zu der Neu-ausgabe von »des Meeres und der Liebe Wellen« versprechen.[32]

Dennoch fand die Veranstaltung ohne Hofmannsthals Vortrag statt, vgl. Hofmannsthal an seine Mutter am 21. Mai 1902: »Freitag abends ist definitiv die soirée bei Lanckoroński, aber ohne Vortrag. Wenn Gerty anhaltend wohl ist, möchte ich Freitag abends hineinkommen […]« (FDH, Schenkung der Stiftung Volkswagenwerk, Briefnummer 751).

28 BW Thun-Salm, S. 42 (dort irrtümlich auf den 28. Mai 1902 datiert).

29 Brief (FDH, Schenkung der Stiftung Volkswagenwerk) – Fotokopie.

30 Das Grillparzerdenkmal im Wiener Volksgarten wurde am 23. Mai 1889 eingeweiht.

31 Der Verbleib der Briefe Lanckorońskis an seinen ehemaligen Hauslehrer, den Unterrichtsminister Wilhelm Ritter von Hartel, ist unbekannt. Die Gegenbriefe Hartels haben sich zwar erhalten (ÖNB, Handschriftensammlung), doch wird der besagte Brief dort nicht erwähnt. Hartel scheint mündlich reagiert zu haben.

32 Die »Einleitung« erschien in der Pantheon-Ausgabe des S. Fischer-Verlags (Des Meeres und der Liebe Wellen. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Franz Grillparzer. Berlin 1903). Ein Vorabdruck erschien am 18. Oktober 1902 in der Neuen Freien Presse. Am 10. April schrieb

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Sollte meine Bitte durch irgendwelche Umstände unerfüllbar geworden sein, so erbitte ich Ihre Nachsicht dafür, sie ausgesprochen zu haben.

Ihr respectvoll ergebener

Hugo Hofmannnsthal

Hugo von Hofmannsthal an Karl Graf Lanckoroński[33]

Rodaun, 13. August 1902?[34]

verehrter Graf
vielen Dank für die Erinnerung an den schönen Abend. Verzeihen Sie mir die scheinbare Unfreundlichkeit, es ist fast unglaublich wie vielerlei mir in der letzten Zeit in den Weg gekommen ist. Ich hoffe, Sie werden mein Manuscript, das ich zu behalten und als ein unvollkommenes Zeichen meiner Verehrung für die Gräfin und Sie anzusehen bitte, spätestens Freitag in Händen haben.[35]

Ihr respectvoll ergebener

Hofmannsthal

Hugo von Hofmannsthal an Karl Graf Lanckoroński[36]

Rodaun, 5. Januar 1903, Montag

Rodaun 5ten

Verehrter Graf,
ich bin mit meiner Frau den 10ten (Samstag) eines Concerts wegen in

Hofmannsthal an seinen Vater: »Ich arbeite an mehreren Aufsätzen, darunter die Einleitung für des »Meeres und der Liebe Wellen« für die neue Pantheon-ausgabe.« (FDH, Schenkung der Stiftung Volkswagenwerk, Briefnummer 746.)

33 Brief (FDH, Sammlung Rudolf Hirsch – Fotokopie).

34 Vermerk von unbekannter Hand auf der Kopie mit dem Zusatz: »wahrscheinlich!«.

35 Das Manuskript der »Ansprache« befindet sich gleichwohl in Hofmannsthals Nachlaß (FDH E XXIVB 1.1–14). Offenbar wurde es von der Druckerei nach dem Satz an ihn zurückgeschickt. Es enthält einige spätere Überarbeitungen, die weder in den Privatdruck noch in den Nachdruck im zweiten Band der »Prosaischen Schriften« (1907) Eingang fanden.

36 Brief mit Umschlag (DLA Marbach A: Burckhardt 97.24.6/2) – Anschrift: »S. Excellenz | Carl Graf Lanckoronski | Wien | III. Jacquingasse.« – Postausgangsstempel: Rodaun, 6.[?]1.[03].

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Wien und wir würden uns ganz außerordentlich freuen, an diesem Tag etwa um ½ 4 die Gräfin besuchen zu dürfen.[37] Ich freue mich, durch eine Zeile oder durchs Telephon zu hören, ob wir nicht stören.

Ihr herzlich und respectvoll ergebener

Hofmannsthal

Hugo von Hofmannsthal an Karl Graf Lanckoroński[38]

Mitte Januar 1903

Rodaun Montag

verehrter Graf
ich habe immer daran gedacht Sie mit Maeterlinck, den ich sehr liebe, bekannt zu machen und freue mich, dass auch Sie es wünschen.[39]

Nun habe ich Maeterlinck vor Wochen sehr freundlich geschrieben, ihm angeboten, bei mir zu wohnen etc etc. und bin einigermaßen ver-

37 Vgl. in einem undatierten Brief Hofmannsthals an Fanny Schlesinger: »Wir sind Samstag zu Tisch bei Dir, machen dann 2 Besuche (Lanckoronski und Gomperz) und gehen abends ins Dohnanyconcert.« (FDH, Schenkung der Stiftung Volkswagenwerk, Briefnummer 117 – Fotografie.) Ernst von Dohnányi (1877–1960) spielte am 10. Januar 1903 im Bösendorfer-Saal in der Herrengasse Werke von Beethoven und Brahms. Am 3. Juli 1900 hatte Hofmannsthal den Pianisten und Komponisten an Hermann Bahr empfohlen (Theater-Museum Wien I.N. A 25784 Ba M), Anfang 1901 plante er, ihn um die Bühnenmusik zum Ballett »Triumph der Zeit« zu bitten (vgl. Lili Geygers Brief an Hofmannsthal vom 11. Februar 1901 – FDH, Schenkung der Stiftung Volkswagenwerk, Briefnummer 6).

38 Brief (Öffentliche Bibliothek der Universität Basel, Nachlaß Carl J. Burckhardt, NL 110: G 4048, 15).

39 In seinem Brief an Stefan George vom 16. Januar 1903 schreibt Hofmannsthal aus Wien, er habe »die Aussicht, Maeterlinck hier zu sehen, den ich persönlich sehr schätze, so wenig erfreulich mich sein letztes Product [d.i. »Monna Vanna«, KH] dünkt.« (BW George [1953], S. 178.) Maeterlinck reiste im Januar nach Berlin, wo seine Freundin Georgette Leblanc gerade im Lessing-Theater mit einer Tournee-Aufführung von »Monna Vanna« gefeiert wurde. Am 18. Januar wurde zu seinen Ehren im ›Hotel de Rome‹ auf Einladung des Deutschen Theaters ein großer Empfang gegeben. Otto Brahm hielt die Festrede (Otto Brahm: Kritische Schriften. Bd. 1. Berlin 1915, S. 225–447). Von Berlin reiste Maeterlinck direkt nach Menton weiter, um mit dem Motorrad die Rivieraküste abzufahren (Wilfred D. Halls: Maurice Maeterlinck. A Study of his Life and Thought. Oxford 1960, S. 80f.). Zu einem Aufenthalt in Wien kam es nicht. Auch hat sich kein Brief Maeterlincks an Hofmannsthal aus diesem Jahr erhalten.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

wundert, dass er mir nicht geantwortet hat.[40] Doch ist er sehr schreibfaul, unglaublich unsocial, menschenscheu, launisch und komisch. So hab ich ihm zum Beispiel ganz arglos in Paris jemand ins Haus gebracht – einen sehr netten gescheidten Diplomaten[41] – habe den Betreffenden im Vorzimmer gelassen und bin hineingegangen, ihn ankündigen: worauf sich Maeterlinck, um dem fremden Gesicht auszuweichen ins Bett gelegt hat (um 6 Uhr abend) und seine Frau und mich mit dem verblüfften Dritten allein gelassen hat.[42] Ich erwarte mir also nichts angenehmes von einem Besuch auf der Bühne. Dagegen halte ich es für fast undenkbar dass er mich nicht sofort verständigt, wenn er ankommt und ich werde dann gewiss unschwer die Form finden, Sie beide zusammenzuführen, sei es im Theater sei es bei Ihnen oder sonst, womöglich unter Verschweigung Ihres Namens, Titels, der Thatsache dass Sie eine Gallerie besitzen etc. Er ist wie gesagt sehr sonderbar, seinem Wesen nach viel mehr aus Gent als aus Paris und würde sich unter einem Grafen, der Bilder besitzt eine Art comte Camondo oder Cahen d'Anvers[43] vorstellen. Er hat

40 Im FDH befinden sich acht Briefe Maeterlincks an Hofmannsthal, jedoch keiner aus dem Jahr 1903.

41 Georg von Franckenstein, der im Frühjahr 1900 mit Hofmannsthal und Hans Schlesinger in Paris war.

42 Die Episode schildert Hofmannsthal bereits Anfang Juli 1900 in einem Brief an Elsa Bruckmann-Cantacuzène, die Hofmannsthal ebenfalls um Vermittlung gebeten hatte: »Verehrte gnädige Frau in dieser scheinbar so einfachen Sache bin ich der sonderbarsten Lage. Maeterlinck ist der unzugänglichste und menschenscheueste Mensch, der sich denken lässt. Es ist mir während 2 Monaten durch alle Überredung nicht gelungen, einen meiner nächsten Freunde, der ihn aus einem besonderen Grund sehen wollte, mit ihm zusammenzubringen. Weder wollte Maeterlinck je auf ein Zusammentreffen im Freien eingehen, noch je zu mir kommen; wie ich einmal mit dem Freund abends zu ihm hinausgegangen bin und den Freund im Garten versteckt habe, ist Maeterlinck ins Bett gegangen, trotzdem ich und seine Freundin Georgette Leblanc, mit der er wohnt, alles mögliche gethan haben, um ihn umzustimmen. Dass er mit mir unglaublich nett und freundschaftlich war, ist aber auch ein Zufall gewesen, weil er gerade meine Arbeiten gern gehabt hat. Ich schreibe also, was sich allenfalls sagen lässt in diesem Brief. Vielleicht versucht Herr Bruckmann einmal allein hinaus zu fahren (am besten nach 6h): aus dem persönlichen Contact ergibt sich dann vielleicht plötzlich, dass er sehr nett und zugänglich wird.« (FDH, Abschrift.)

43 Der Bankier Comte Isaac de Camondo (1851–1911) baute ab 1880 eine bedeutende Sammlung mit Gemälden des ausgehenden 19. Jahrhunderts auf. Am Ende seines Lebens besaß er 19 Werke von Degas, 14 von Monet, 9 von Manet und 8 von Sisley, zudem wichtige Werke von Corot, Cézanne, van Gogh u. a., die er 1908 alle dem Louvre vermachte. Die Familie war im 19. Jahrhundert aus der Levante nach Paris gekommen und stand mit der

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

von Oesterreich, oesterreichischer Gesellschaft etc. die sonderbarsten Begriffe, die Sie sehr amüsieren würden. Ich hoffe es also so machen zu können wie Sie es wünschen, übernehme aber keine Verantwortung dass es zusammengeht[44].

Jedenfalls trachte ich Sie in Ihrer Wohnung oder in der Loge zu verständigen.

Ich bin, mit unseren innigsten Wünschen für das Ereignis[45], das ich keineswegs für so nah bevorstehend gehalten hatte,

Ihr respectvoll ergebener

Hofmannsthal

Hugo von Hofmannsthal an Karl Graf Lanckoroński[46]

Rodaun, 13. Februar 1903, Freitag

Rodaun 13 II – 03.

Hochverehrter Graf,

wenn ich es mir herausnehme, in einer Angelegenheit an Sie zu schreiben, die mich absolut nichts angeht, so geschieht es nur als Oesterreicher und weil ich den festen Glauben habe, dass alle geschmackvollen und wertvollen Entschließungen unseres staatlichen Kunstdepartements in irgend einer directen oder indirecten Weise auf Sie zurückgehen, auf Ihren Rath, oder mindestens auf die Anregung die Ihre Atmosphäre den betreffenden Menschen und Beamten bietet, ein Glauben, in welchem ich mich durch irgend ein dementi absolut nicht irre machen ließe.

Nun wundere ich mich und es thut mir leid zu hören, dass in der gegenwärtigen Ausstellung der französischen großen und längst nicht mehr problematischen Meister vom Staat für die moderne Gallerie

Bankiersfamilie Cahen d'Anvers in engem Zusammenhang. Moïse de Camondo, ein Cousin von Isaac, der ab 1900 ebenfalls Kunst sammelte und später das Musée Nissim de Camondo gründete, war mit Irène Cahen d'Anvers verheiratet. Vgl. Pierre Assouline: Le dernier des Camondo. Édition revue et augmentée par l'auteur. Paris: Gallimard 1999. (Collection folio 3268.)

[44] zusammengeht] korrigiert aus: »gut ausgeht«.

[45] Die Geburt der zweiten Tochter Adelajda am 5. Februar 1903.

[46] Brief (FDH, Sammlung Rudolf Hirsch – Fotokopie).

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

nicht gekauft wurde.[47] Nun weiß ich ja, dass bei einigen (z. B. Degas) die Preise wirklich unsinnig hoch sind. Aber einen schönen Sisley, einen Claude Monet, einen Renoir würde man gewiss erwerben können, um so mehr als ich absolut sicher bin[48] dass Durand Ruel[49] von seinen ziemlich nominellen Preisen um 50 % heruntergienge, wenn er hört dass ein Staat etwas für eine öffentliche Gallerie kaufen will. Man kann über die Qualität dieser Bilder denken wie man will aber es haftet ihnen doch das grand air an, das alle Sachen haben die aus erster Hand sind.[50] Und

47 Gemeint ist die 16. Secessionsausstellung, die vom 17. Januar bis zum 1. März 1903 unter dem Titel »Entwicklung des Impressionismus in Malerei und Plastik« stattfand und auf umfangreiche Vorarbeiten zurückging. In der Abteilung »Anfänge und Entwicklung« wurden u. a. Werke von Tintoretto, Rubens, Vermeer und Goya gezeigt. Der Impressionismus selbst war mit wichtigen Werken von Degas, Sisley, Monet, Renoir und Manet, ferner von Cézanne, Pissarro und Morisot vertreten. Zwei weitere Abteilungen widmeten sich dem »Ausbau des Impressionismus« (Whistler, Liebermann, Slevogt, Seurat u. a.) und zeigten »Übergänge zum Stil« (van Gogh, Toulouse-Lautrec, Bonnard, Denis, Gauguin u. a.). Der Erfolg der Ausstellung blieb weitgehend aus, der Staat und die privaten Sammler verhielten sich reserviert. Immerhin erwarb das Unterrichtsministerium für die Moderne Galerie Claude Monets »Monsieur Paul«, das Portrait des renommierten Kochs Paul Antoine Graff. (Vgl. Sigrid Diewald und Bettina Schweighofer: Betrachtungen zur Ausstellungssituation in Wien um 1900. Zur Vermittlung avantgardistischer Strömungen in der bildenden Kunst. In: *newsletter* Moderne. Zeitschrift des Spezialforschungsbereichs Moderne – Wien und Zentraleuropa um 1900. 5. Jg., Graz 2002, Heft 1, S. 27–30, hier: S. 28.) Die ›Moderne Galerie‹ (heute ›Österreichische Galerie‹) war im Januar 1902 nach mehrjährigen Vorverhandlungen gegründet worden. Die Federführung hatte das Unterrichtsministerium, also Wilhelm Ritter von Hartel. Dieser hatte ein Komitee eingesetzt, dem als Mitglied des Kunstrats auch Lanckoroński angehörte. Ziel war es, die Sammlung in einem zukünftigen Kaiser Franz Joseph-Stadtmuseum am Karlsplatz zu zeigen (der Bau wurde schließlich nicht zuletzt durch Lanckorońskis Initiative verhindert, vgl. Einleitung). Als Zwischenlösung einigte man sich darauf, die Werke im Unteren Belvedere zu zeigen. Dort wurde die Galerie am 2. Mai 1903 unter großer Anteilnahme der Allgemeinheit eröffnet. (Vgl. Heinz Mlnarik [d. i. Heinz Neumann]: »Wien entbehrt dieser wichtigsten Grundlage für sein Kunstleben.« Von der Gründung der Modernen Galerie zur Österreichischen Galerie. In: Belvedere 2/1996, S. 38–53.)

48 können … bin] Am Rand (von Lanckoroński?) angestrichen.

49 Der Pariser Kunsthändler Paul Durand-Ruel (1831–1922) hatte zunächst die Schule von Barbizon durchgesetzt und sich dann den Impressionisten verschrieben. Von 1891 bis 1922 kaufte und verkaufte er an die 10000 Gemälde und organisierte 200 Ausstellungen. Hofmannsthal hatte am 16. Februar 1900 seine öffentliche Galerie in der Rue Laffitte (in der Nähe der Place Vendôme) besucht und am 3. März mit Hans Schlesinger seine Privatsammlung im Nebenhaus, »die sehr schöne Manet und Degas enthält« (an die Eltern am 4. März 1900, DLA Marbach 71.571/3). Vgl. neuerdings Pierre Assouline: Grâces lui soient rendues. Paul Durand-Ruel, le marchand des impressionnistes. Paris 2004. (Collection folio 3999.)

50 Zwei Jahre später, am 1. Juni 1905, schrieb Hofmannsthal an Maximilian Harden: »Die

https://doi.org/10.5771/9783966216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

dieser Vornehmheit – die das Gegentheil von akademischem und professoralem air ist – sollte doch eine moderne Gallerie vor allem huldigen, wenn ich anders das was hinter allen Actionen des Staates stecken soll – das erziehliche im höchsten Sinn – recht verstehe.

––

Ich blättere manchmal abends in den Nachlassschriften Bayersdorfer's und freue mich sehr, auch hier wiederum durch Ihren Namen Oesterreich mit intimen und intensiven schönen Bestrebungen einer halbvergangenen Epoche verknüpft zu sehen.[51] Ich freue mich dessen umso mehr, als ich den Begriff der Continuität so unendlich hoch halte und uns rings vom Vereinzelten, Ephemeren, Zusammenhanglosen überschwemmt sehe.

––

Wir waren sehr froh, von der Gräfin, der ich unsere Verehrung zufüßen zu legen bitte, und dem baby gutes zu hören.

Ihr respectvoll ergebener

Hofmannsthal

Darf ich noch eine ganz private Bitte anflicken? Mein Vater, der sich für viele schöne Dinge noch mehr interessiert wie ich, würde den Vortrag des Gfn Dzieduszycki am 26ten, zu dem ich auch komme gerne hören.[52]

gegenwärtige Malerei, ich meine damit die französische Malerei von Manet bis Maurice Denis und van Gogh, ist für mich eines der Dinge, die mir das Leben unberechenbar verschönern.« (BW Harden, S. 69.)

51 Adolph Bayersdorfers Leben und Schriften. Aus seinem Nachlaß herausgegeben von Hans Mackowsky, August Pauly, Wilhelm Weigand. München 1902. In dem Kapitel »Bayersdorfer als Kunstforscher und Aesthetiker« schreibt Hans Mackowsky über die Sammeltätigkeit des Münchner Kunsthistorikers, der von 1885 bis zu seinem frühen Tod im Jahr 1901 als Konservator an der alten Pinakothek in München arbeitete: »Manch anderen lockenden Fang, den ihm die Kargheit der heimischen Mittel versagte, hat er für seine Gönner und Freunde in Wien, für den Fürsten Liechtenstein und für den Grafen Lanckoroński getan. Das Vertrauen in seine Gewissenhaftigkeit und Rechtlichkeit war ebenso unbedingt wie die Autorität, die seine Kennerschaft allenthalben genoß.« (Ebd., S. 49.) In Notiz N 7 zum »Brief des letzten Contarin«, die wohl zur selben Zeit entstand, exzerpiert Hofmannsthal unter der Überschrift »Die Vergeistigung durch den Hunger« eine Passage aus einem Brief Bayersdorfers an Martin Greif (Hermann Frey) vom 25. Dezember 1867 (SW XXXI Erfundene Gespräche und Briefe, S. 260). Im Mai 1907 bezieht er sich auf die Stelle nochmals in der Notiz N 5 zu den »Briefen des Zurückgekehrten« (ebd., S. 428).

52 Beim IV. Gesellschaftsabend österreichischer Kunstfreunde am 26. Februar 1903 im

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Würden Sie mir die besondere Gnade erweisen zu veranlassen, dass ihm eine Gasteinladung geschickt wird: Dr v. Hofmannsthal III. Salesianergasse 12

Hugo von Hofmannsthal an Christiane Gräfin Thun-Salm[53]

Rodaun, 8. Dezember 1903, Dienstag

Wen ich in diesem Jahr nicht mehr besuchen werde und kennen gelernt zu haben ein bischen bedauere, ist Lanckoroński. Ich finde ihn, gegen mich, von einer unbeschreiblichen Unhöflichkeit oder besser Mangel an égards, fast ein bischen wie jener Typus des »Aristokraten« den ich immer ableugne und von dem ich behaupte, er existiert gar nicht. Leider scheint er doch zu existieren. Wollen wir annehmen, dass es das polnische in seiner Erziehung ist.

———

Das ist aber langweilig, verzeihen Sie, Sie können doch nichts dafür und haben ihn nicht erzogen, sonst hätten Sie ihm ja auch gewiss das Schreien abgewöhnt.

Hugo von Hofmannsthal an Christiane Gräfin Thun-Salm[54]

Venedig, 25. Januar 1904, Montag

Meine Empfindlichkeit gegen L. war wirklich sehr ungeschickt. Es ist unverzeihlich dumm, einen Menschen nicht so zu nehmen, wie er ist. Ich habe es gleich eingesehen, wie wir darüber gesprochen haben, und tagdrauf eine Karte gelassen. Er war übrigens uneingeladen in meinem Vortrag[55], was wieder sehr nett ist.

Spiegelsaal des Hotel Continental sprach Adalbert Graf Dzieduszycki über »Orazio Vecellios Anteil an den Arbeiten der Werkstätte Tizians«. Anschließend trug August Heymann über »Pettenkofen als Lithograph« vor.

53 BW Thun-Salm, S. 98.

54 BW Thun-Salm, S. 102.

55 »Das Verhältnis der dramatischen Figuren Grillparzers zum Leben«, Vortrag am 15. Januar 1904 vor der Wiener Grillparzer Gesellschaft (vgl. GW RA I, S. 26–32).

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Hugo von Hofmannsthal an Christiane Gräfin Thun-Salm[56]

Wien, 18. März 1904, Freitag

Vor 2 Tagen begegnete ich Lanckoronski, der mir sagte, es gehe Ihrem Vater besser.

Hugo von Hofmannsthal an Marie Herzfeld[57]

Wien, 21. Dezember 1906, Freitag

Ich halte vielleicht um die Mitte Jänner für ganz wenige Menschen in einem kleinen Saal oder Salon meinen Vortrag noch einmal.[58] Natürlich ohne Öffentlichkeit, Presse und die übrige wienerische mesquinerie. Ich hoffe sehr auf Ihre Gegenwart. […] Falls Sie nun noch einen andren Menschen wissen, dem es besonderes Vergnügen machen würde, eingeladen zu werden und den ich nicht kenne, bitte schreiben Sie mirs. (Ich meine besonders nette Menschen; z. B. Lanckoroński gedenke ich womöglich mir erst einfallen zu lassen, wenn alle Plätze weg sind und es also zu spät ist.)

Hugo von Hofmannsthal an Helene von Nostitz[59]

Semmering, 26. November 1909, Freitag

Leute, die einen »Salon« haben wie Pauline Metternich, Lanckoronski gehören zu denen, denen ich in weitem Bogen ausweiche. Salons im genre Richter[60] gibt es in Wien durchaus nicht.

56 BW Thun-Salm, S. 108.

57 BW Herzfeld, S. 54.

58 »Der Dichter und diese Zeit«. Auf Veranlassung des Buchhändlers Hugo Heller hielt Hofmannsthal den Vortrag nach seiner Vortragsreise Ende 1906 nochmals am 17. Januar 1907 im Kunstsalon Miethke in Wien.

59 BW Nostitz, S. 90.

60 Cornelie Richter, jüngste Tochter Giacomo Meyerbeers und Tante Leopold von Andrians, unterhielt bis zum Ersten Weltkrieg einen der bedeutendsten Salons von Berlin, in dem auch Helene von Nostitz und (ab 1898) Hofmannsthal verkehrten. (Vgl. Helene von Nostitz: Aus dem alten Europa. Hg. v. Oswalt von Nostitz. Frankfurt am Main 1978, S. 59–61. Vgl. ferner: Juden, Bürger, Berliner. Das Gedächtnis der Familie Beer-Meyerbeer-Richter. Hg. von Sven Kuhrau und Kurt Winkler unter Mitarbeit von Alice Uebe. Berlin 2004, S. 133–137.)

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Karl Graf Lanckoroński an Christiane Gräfin Thun-Salm[61]

Wien, 2. November 1919, Sonntag

In der »Frau ohne Schatten« bedauert man, dass der Schatten das Textbuch von unserem Freunde H. ist. Er ist so intelligent, so beneidenswerth sprachgewaltig, warum kaprizirt er sich ein Mährchen zu dichten, das Einzige, was ihm absolut nicht liegt!? Wenn man so rafinirt klug ist, kann man nicht naiv sein und ein nicht naives Mährchen ist langweilig und – dumm. Aufführ[u]ng und Musik großartig!

Karl Graf Lanckoroński an Christiane Gräfin Thun-Salm[62]

Wien, 10. November 1919, Montag

Verehrte Cousine, Dank für Deinen lieben unterhaltenden Bf vom 5ten, ein rechter Christianebf! Über H.thal sind wir einer Meinung nur stört mich bei ihm seine Überkultur noch mehr als seine Abstammung.

Hugo von Hofmannsthal an Carl J. Burckhardt[63]

Neubeuern am Inn, 17. Juli 1921, Sonntag

Lanckoroński schrieb mir eine nette Karte über den »Schwierigen« und da er doch ein alter Herr ist, habe ich ihm freundlich geantwortet.

Karl Graf Lanckoroński an Christiane Gräfin Thun-Salm[64]

Krakau, 27. Februar 1922, Montag

Hofmannsthal hielt im Sinne des Museumsvereines vor einigen Wochen einen Vortrag in der Albertina.[65] Er ist nervöser als je und schon wieder

61 ÖNB, Autogr. 1205/28–6.
62 ÖNB, Autogr. 1205/28–7.
63 BW Burckhardt (1991), S. 59.
64 Wien, ÖNB, Autogr. 1205/30–1.
65 Hofmannsthal hatte vor dem Verein der Museumsfreunde über »Die Mission des Vereines« gesprochen (Verein der Museumsfreunde in Wien. Tätigkeitsbericht 1919–1924. [Wien

https://doi.org/10.5771/9783966216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

über allen Bergen. Der Vortrag war weniger geschraubt und weit hergeholt, als ich befürchtete.

Karl Graf Lanckoroński an Christiane Gräfin Thun-Salm[66]

Wien, 22. September 1922, Freitag

Dringend, sehr dringend bitte ich Dich Dir zu spendiren die drei dicken Bände von Nadler, »deutsche Literaturgeschichte nach Stämmen«. Die ganzen liberalprotestantischen Schlagworte werden als Seifenblasen in die Luft geworfen, und (auch nicht immer leicht zu lesen) besonders die grosse Barokkultur, Musik, Litteratur Bayerns und Oesterreichs zum ersten Mal unparteiisch zur verdienten Geltung gebracht. […] Glänzende Reinhardt Vorstellung im Wiener Redoutensaal »Dame Kobold« v. Calderon-Hofmannsthal.[67] Mit Büchern, wie die Nadlerbände, geht die Calderon Mode zusammen. Wer hätte die Mode von Salzburger Mysterienaufführungen vor 25 Jahren für möglich gehalten? und, von liberalen Schriftstellern gepriesen, erlebt der heili. Ign. v. Loyola heute als grosser Mann verherrlicht zu werden, wie dem Poverello von Assisi das vor 40 Jahren zuerst zu Theil wurde.

Karl Graf Lanckoroński an Christiane Gräfin Thun-Salm[68]

Badgastein, 27. Juni 1923, Mittwoch

Hoffentlich siehst Du Dir im Musikvereinsaal Calderons Welttheater an ohne Hofmannsthalische Salzburger Sauce.[69] Ich wäre sehr dankbar von Dir darüber zu hören.

1924], S. 4). Der Text des Vortrags ist nicht erhalten. Hofmannsthal gehörte dem Vorstand des Vereins an, Lanckoroński war Ehrenmitglied. Vgl. auch BW Oppenheimer I, S. 30ff.

66 ÖNB, Autogr. 1205/30–3.

67 »Dame Kobold« wurde vom 16. September bis zum 20. Oktober 14 mal im Redoutensaal der Hofburg gegeben. Alfred Roller hatte das Bühnenbild entworfen, Regie führte Max Reinhardt.

68 ÖNB, Autogr. 1205/30–6.

69 Eine solche Aufführung läßt sich im Jahr 1923 weder für den Musikvereinssaal noch für das Konzerthaus nachweisen.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Karl Graf Lanckoroński an Christiane Gräfin Thun-Salm[70]

Ragaz, 24. Juli 1929, Mittwoch

Sehr schön, was K. Burghardt über H[tal] schrieb.[71] Ein Freund von ihm wollte jetzt mich absolut zu ihm nach Pratteln bei Basel im Auto entführen. Er ist ganz vernichtet und kommt nach Rodaun, sobald sein Sohn oder seine Tochter sich entschloßen haben werden Erdbewohner zu sein.[72] K. B. wird mit Mell, dem Lieblingsschüler des H. wohl den umfangreichen Nachlass zu sichten haben.

Karl Graf Lanckoroński an Carl J. Burckhardt[73]

Wien, 19. August 1929, Montag

Ich weiß welcher Schlag Hofmannsthals Tod für Sie war. Sie werden wohl bald die Hinterbliebenen besuchen.

70 ÖNB, Autogr. 1206/2–3.

71 Es scheint sich um einen Brief zu handeln, den die (mit Burckhardt befreundete) Gräfin Thun-Salm ihrem Cousin zu lesen gegeben hatte. Ein gedruckter Text Burckhardts läßt sich in der umfangreichen Nachruf-Sammlung, die im FDH verwahrt wird, nicht nachweisen. Vgl. auch Max Rychners Bemerkung gegenüber Burckhardt vom 19. Juli 1929: »[…] ich habe in der Presse soviel Nichtsnutziges [zu Hofmannsthals Tod] gesehen, dass mich ein kaltes Entsetzen packt. Man kann im Moment wenig tun; erst verebben lassen und dann geordnet, durchdacht, mit Liebe die grosse Gestalt darzustellen, die wir nun entbehren lernen müssen.« (Carl J. Burckhardt – Max Rychner, a.a.O. [wie Anm. 24 der Einleitung], S. 19.)

72 Carl Jacob Burckhardts älteste Tochter Henriette wurde am selben Tag geboren.

73 Öffentliche Bibliothek der Universität Basel, Nachlaß Carl J. Burckhardt, NL 110: G 4048, 27.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Martin Stern

Verschwiegener Antisemitismus

Bemerkungen zu einem widerrufenen Brief Hofmannsthals an Rudolf Pannwitz

Über Assimilation, deutsch-jüdische »Symbiose« und politischen Antisemitismus in Wien und Österreich während der k.u.k. Monarchie und der Ersten Republik gibt es umfangreiches Material, das Interessierten sowohl mentalitätsgeschichtlich als auch soziologisch und statistisch über die damaligen Verhältnisse gründlich Auskunft erteilt.[1] Und seit

[1] Gemeint sind insbesondere: Hans Dieter Hellige, Generationenkonflikt, Selbsthaß und die Entstehung antikapitalistischer Positionen im Judentum. Der Einfluß des Antisemitismus auf das Sozialverhalten jüdischer Kaufmanns- und Unternehmersöhne im Deutschen Kaiserreich und in der K.u.K.-Monarchie. In: Geschichte und Gesellschaft 5 (1979) S. 476–518; Peter Loewenberg, Antisemitismus und jüdischer Selbsthass: Eine sich wechselseitig verstärkende sozialpsychologische Doppelbeziehung. In: Geschichte und Gesellschaft 5 (1979) S. 455–475; Carl E. Schorske, Wien. Geist und Gesellschaft im Fin de Siècle, Frankfurt a. M. 1982; Alex Bein, Die Judenfrage. Biographie eines Weltproblems, 2 Bde., Stuttgart 1980; Ernst Simon, Agur, fils d'Jaké. Hofmannsthals jüdische Legende. In: Ders., Entscheidung zum Judentum. Essays und Vorträge, Frankfurt a. M. 1980; John Milfull, Juden, Österreicher und andere Deutsche. Anmerkungen zum Identitätsproblem am Beispiel der Prosa Hofmannsthals 1912–1916. In: Geschichte und Gesellschaft 7 (1981) Heft 3/4; Marsha Rozenblit, The Jews of Vienna, 1867–1914: Assimilation and Identity, Albany 1983; Hanni Mittelmann, Die Assimilationskontroverse im Spiegel der jüdischen Literaturdebatte am Anfang des 20. Jahrhunderts. In: Kontroversen, alte und neue. Bd. 5 (1986) S. 151–161; Sander L. Gilman, Jewish Self-Hatred: Anti-Semitism and the Hidden Language of the Jews, Baltimore 1986; Steven Beller, Vienna and the Jews, 1867–1938: A Cultural History, Cambridge 1989; Walter Grab, Der Deutsche Weg der Judenemanzipation 1789–1938. München/Zürich 1991; Ruth Klüger, The theme of Antisemitism in the work of Austrian Jews. In: Sander L. Gilman und Steven E. Katz (Hg.): Anti-Semitism in Times of Crisis, New York/London 1991; Bruce F. Pauley, From Prejudice To Persecution: A History of Austrian Anti-Semitism Chapel Hill/London 1993; Jens Rieckmann, Zwischen Bewußtsein und Verdrängung. Hofmannsthals jüdisches Erbe. In: DVjs 67 (1993) S. 466–483; Ernst H. Gombrich, Jüdische Identität und jüdisches Schicksal, Wien 1997; Christoph König, Hofmannsthal: ein moderner Dichter unter den Philologen, Göttingen 2001; ferner Beiträge in folgenden Sammelbänden von Gunter E. Grimm/Hans-Peter Bayerdörfer, Im Zeichen Hiobs. Jüdische Schriftsteller und deutsche Literatur im 20. Jahrhundert, Königstein i. T. 1985; Steven M. Lowenstein/Paul Mendes-Flohr/Peter Pulzer/Monika Richarz, Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit, Bd. 3, Umstrittene Integration, 1871–1918, München 1997; Gerhard Botz/Ivar Oxaal/Nina Scholz, Eine zerstörte Kultur. Jüdisches Leben und Antisemitismus in Wien seit dem 19. Jahrhundert, Wien 2002.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Carl Schorskes vieldiskutierter Darstellung des »Fin de siècle«[2] ist auch Hofmannsthal mehrfach in diese Untersuchungen einbezogen worden, eindrücklich von Jens Rieckmann.[3] Debattiert wurde einerseits, ob – und in welcher Form – Hofmannsthals jüdisches Erbe in seinem Werk erkennbar sei,[4] aber ebenso, ob er, insbesondere mit seiner heftigen Reaktion auf Dichtungen von Schnitzler und Beer-Hofmann, dabei einer Art von »jüdischem Selbsthaß« erlegen sei, der abgelehnte Ichanteile nach außen und auf andere projizierte. Und mehrfach besprochen wurde auch, wie abweisend Hofmannsthal in den 20er Jahren auf Versuche antwortete, ihn – durchaus lobend – in Publikationen zusammen mit jüdischen Autoren darzustellen.[5]

Wenn hier trotzdem nochmals das schwierige und leidvolle Thema anvisiert wird, so geschieht es vornehmlich aus zwei Gründen. Erstens scheinen mir die Umstände der Entstehung des wahrscheinlich wichtigsten Dokumentes in diesem Zusammenhang noch weithin ungeklärt, und zwar sowohl in individual- als auch in gruppenpsychologischer Hinsicht. Und zweitens scheint mir ein bisher nie bedachtes Detail, daß nämlich Hofmannsthal die zu untersuchende Äußerung sogleich widerrief, noch nicht ausreichend bedacht worden zu sein, vor allem hinsichtlich der Frage, ob nicht gerade dieser Widerruf – das Bedauern, etwas offenbar in diesen Kreisen Tabuisiertes schonungslos ausgesprochen zu haben –, typisch gewesen sein könnte für eine ganze Schicht der Wiener höheren Gesellschaft. Was darauf schließen ließe, wenn es denn stimmte, daß es auch dort einen breiter abgestützten und deutlicheren Antisemitismus gab als bisher angenommen wurde.

Das Dokument, um das es im Folgenden geht, ist der Brief Hofmannsthals an Rudolf Pannwitz vom 2. September 1917.[6] Da auch die

[2] Carl E. Schorske, Wien (Anm. 1).

[3] Vgl. Jens Rieckmann, Zwischen Bewußtsein und Verdrängung (Anm. 1).

[4] Vgl. Ernst Simon, Agur (Anm. 1).

[5] So erteilte er dem Schriftsteller Willy Haas im Juni 1922 eine scharfe Zurechtweisung und wiederholte dabei fast wörtlich den Abschnitt über seine Vorfahren, den 1917 schon der zu besprechende Brief an Pannwitz enthielt. Vgl. BW Haas, S. 46f. – Als spezifisch jüdisch empfand er das Werk Franz Werfels und beurteilte es ambivalent; vorwiegend negativ urteilte er über Walther Rathenau und ganz negativ über Franz Blei und Stefan Zweig, obwohl ihn dieser zeitlebens verehrte.

[6] In Rossbachers gründlicher Studie über das Wiener jüdische Bürgertum, die auch Hofmannsthal berücksichtigt, kommt Pannwitz nicht vor. Vgl. Karlheinz Rossbacher, Literatur

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

sprachliche Gestalt, die Bild- und Wortwahl, der Tonfall und das rhetorische Pathos dieses Textes aufschlußreich sind, ist ein ausführliches Zitat unumgänglich. Hofmannsthal, der seit dem Sommer 1917 mit Pannwitz' Werk »Die Krisis der europäischen Kultur« bekannt geworden und davon tief beeindruckt war, schrieb dem inzwischen in Österreich lebenden deutschen Briefpartner, er habe vernommen,

> daß Sie – leider – leider! – für ein gewisses intellectuelles Wiener Judenmilieu, das für mich das Schlimmste vom Schlimmen ist, in Evidenz zu geraten das Unheil hatten, – da die schamlose alles betastende Neugierde dieser Horde sich offenbar nun auf Sie und Ihr dazu so wenig geeignetes Buch zu werfen anfängt, da mir zugetragen wurde, dass ein Exemplar Ihre Buches [Krisis der europäischen Kultur] als Curiosität u. Gegenstand geistreicher moquerie im Hause eines hiesigen jüdischen Financiers ausliegt, […] – so lassen Sie mich einmal Sie warnen, und *dreimal warnen* vor etwas das Sie wohl nicht erkennen, fremd wie Sie sind, und einsam, arglos, vielleicht menschenbedürftig und in der trüglichen oesterreichischen Welt, wo so viel Nachahmung und mimicry im Schwange ist, zu unterscheiden nicht befähigt sind: vor jenem oben bezeichneten, unendlich diffusen unendlich gewandten und insinuierenden Element u. Milieu. (Nehmen Sie dies natürlich nicht für irgend eine dünkelhafte Ablehnung in Pausch u. Bogen, ich habe selber ein so gemischtes Blut als nur möglich, auch jüdisches, so wie italienisches, nieder-oesterreichisches Bauernblut, und Blut von oberdeutschen Stadtbürgern, und ich rede nicht von was ich nicht kenne sondern von was ich kenne aber mit wahrem Haß u. wahrem Abscheu.) […]
>
> Suffisance der Bourgeoisie u. der Antibourgeoisie in eines vermischt, äffisch betastende Neugierde, geldwechslerische verfluchte Unrast – keine Substanz, keine Ehrfurcht, keine Frommigkeit [sic] – zu nichts Distanz, zu nichts Glaube – alles betastend, beleckend, alles auflösend, alles zerschwätzend, das ist dieser greuliche Klüngel aus jüdischen Ärzten und Börseanern, Frauenzimmern, Schulreformern, Musikgelehrten, Psychoanalytikern, Feuilletonisten, Wucherern, Neo-idealisten, u. wie diese Lemuren einer parasitären Existenz alle heißen – der wahre absolute andere Pol zu der Gesellschaft, von der Sie so schön sagen, daß sie in meinen Dichtungen postuliert oder supponiert sei – und die, im Elemente zumindest, meine Welt ist und oesterreichische Welt ist.[7]

und Bürgertum. Fünf Wiener jüdische Familien von der liberalen Ära bis zum Fin de Siècle. Wien 2003.

[7] Hofmannsthal an Pannwitz am 2. Sept. 1917. In: BW Pannwitz, S. 55–56.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Es folgen weitere Verdammungsurteile über die jüdisch-wienerische »Mollusken- u. Parasitenwelt«, von der Hofmannsthal und Pannwitz »durch einen grausigeren Abgrund« getrennt seien.[8] Und dann schließt die Tirade mit der Feststellung: »Wer mit dieser Welt paktiert, begibt sich jeder Wirkung in der anderen. Was von dort aus im [sic] Umlauf gesetzt wird, ist brandig im Keim, zerschwätzt und befleckt im voraus.«[9]

Soweit Hofmannsthal. Vorweggenommen sei, daß Pannwitz sehr selbstbewußt und überlegen auf diesen Haßausbruch reagierte, indem er am 3. September 1917 antwortete:

> in den jüdischen kreisen die als kreise mich nie angingen fand ich einzelne die wie fast niemand sonst imstande waren letztes von mir *unmittelbar* zu verstehn. […] nicht in der gattung (die habe ich gemieden) in ein paar individuen habe ich alles gesehn was da gesehn werden kann. […] die jüdischen […] <Menschen> waren mir gegenüber nicht viel anders wie die übrigen. […] äusserst zurückhaltend und anständig. ganz sorglich meine arbeit respektierend […]. niemand hat sich angedrängt mich in irgend einen kreis bringen wollen oder dergleichen.[10]

Soweit Pannwitz. Hofmannsthal fand seinerseits einen Tag nach der Niederschrift, am 3. September 1917, folgende Erklärung für seinen Ausbruch:

> Ich bitte um Verzeihung wenn ich gestern über die dumme sociale Sache etwas heftig geschrieben habe. Es war eine Stunde drückenden Sciroccowetters u. ich war vielleicht etwas verstört.[11]

Das war eine Abwiegelung merkwürdiger Art. Aber kann die Nachwelt nicht froh sein, daß hier offenbar wegen einer physischen Indisposition eine Art Dammbruch geschehen war, der eine sonst verborgen

8 Dieses animalische Vokabular hatte Tradition. Schon Paul de Lagarde verwendete die Wörter »Trichinen« und »Bazillen« in seinem erfolgreichen antisemitischen Buch »Juden und Indogermanen. Eine Studie nach dem Leben«, Göttingen 1887; vgl. Alex Bein, Der jüdische Parasit – Bemerkungen zur Semantik der Judenfrage. In: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte XIII (1965) S. 121–149.

9 BW Pannwitz, S. 57.

10 Ebd., S. 70–71. – Charles A. Weeks hat in einem Versuch, Pannwitz-Spuren in Hofmannsthals Tragödie »Der Turm« nachzuweisen, bei Pannwitz, nicht aber bei Hofmannsthal (!) Antisemitismus aufgespürt; vgl. Charles Andrew Weeks. Hofmannsthal, Pannwitz und »Der Turm«. In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1987, S. 342.

11 BW Pannwitz, S. 72.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

gebliebene Wahrheit freisetzte? Bei Hofmannsthals Haßausbruch auf einzelne Personen schließen zu wollen, ist wahrscheinlich zwecklos.[12] Denn Hofmannsthals Verdacht galt offenbar der ganzen jüdischen Wiener Intelligenz. Sie war für ihn eine »Horde«, ein »Klüngel«, vor dem der Österreicher den für unerfahren und »arglos« gehaltenen Deutschen – für Hofmannsthal eine Art Parzival – warnen wollte. Den Juden fehle, meinte er, was er sich selbst und Pannwitz zuschrieb: Ehrfurcht und Scham, Substanz und Glaube, Distanz und Diskretion, Wahrheit und Aufrichtigkeit. Es scheint, als habe sich hier eine sonst unter Tabu gesetzte tiefe Angst Verursacher und Schuldige gesucht und in einem sehr konventionellen, aber internalisierten und abrufbaren Konglomerat von antijüdischen Vorurteilen auch schlagartig gefunden.[13] Das ist nun allerdings schwer zu verstehen als Äußerung eines hochkultivierten Autors, der selbst jüdische Vorfahren und eine getaufte jüdische Gattin hatte und bei dem solche Affektausbrüche sonst selten vorkamen, zumal

[12] Der Herausgeber des Briefwechsels vermutet, der von Hofmannsthal erwähnte »Financier« sei der Bankier Camillo Castiglioni gewesen; vgl. BW Pannwitz, Kommentar S. 744. – Auch von Karl Kraus gibt es in der »Fackel«, Heft 730/31, eine Attacke auf Castiglioni; vgl. Caroline Kohn, Karl Kraus und das Judentum. In: Gunter E. Grimm und Hans-Peter Bayerdörfer (Hg.). Im Zeichen Hiobs. Jüdische Schriftsteller im 20. Jahrhundert. Königstein/Ts. 1985, S. 157. – Kraus' Begründung für seine Kritik an den Wiener Juden war jener von Hofmannsthal merkwürdig ähnlich, so wenn er in seiner Antwort an Felix Salten in der »Fackel« 717/23 schrieb, sein »Haß gegen das Judentum« erstrecke sich »vornehmlich auf die jüdischen Parasiten und Journalisten«, ebd., S. 151. Auch in ihren Vorbehalten gegen Moritz Benedikt, den jüdischen Eigentümer und Herausgeber der Wiener »Neuen Freien Presse«, waren sich Hofmannsthal und Kraus einig.

[13] Gershom Scholem äußerte die Ansicht, daß auch für die »ihrem Bewußtsein nach total ›eingedeutschten‹ Gruppen von Juden« das jüdische Element in ihrem Unterbewußtsein eine Rolle spielte, »und vielleicht weil es bewußt unterdrückt wurde, eine umso größere«; zit. bei Bettina Riedmann. »Ich bin Jude, Österreicher, Deutscher«. Judentum in Arthur Schnitzlers Tagebüchern und Briefen, Tübingen 2002, S. 260. – Renate Böschenstein hat argumentiert, in den Briefwechseln Hofmannsthals mit Schnitzler und Beer-Hofmann zeigten sich so wenige Spuren jüdischer Thematik, daß angesichts der Intensität des Umgangs und der Verschiedenheit im Verhältnis zur jüdischen Abkunft so etwas wie »ein sprechendes Schweigen« entstehe; vgl. Renate Böschenstein, Mythos als Wasserscheide. Die jüdische Komponente der Psychoanalyse: Beobachtungen zu ihrem Zusammenhang mit der Literatur des Jahrhundertbeginns. In: Hans Otto Horch und Horst Denkler (Hg.): Judentum, Antisemitismus und deutschsprachige Literatur vom 18. Jahrhundert bis zum Ersten Weltkrieg. Interdisziplinäres Symposium der Werner-Reimer-Stiftung Bad Homburg. Zweiter Teil. Tübingen 1989, S. 289–310. Auch daß in Hofmannsthals »Der Schwierige« jüdische Gäste an der Soirée bei Altenwyls fehlen, ist merkwürdig.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

gegenüber Personen, die er – wie Pannwitz – noch gar nicht persönlich kannte.

Auffallend, aber bei diesem Autor nicht unerwartet, ist die Verschiebung der Ursachen der fühlbaren Angst vom sozialen, ökonomischen und politischen Feld auf ein seelisch-moralisches. Überblickt man die Berufe, die der fatale Brief nennt, so sind es Akademiker, Publizisten und Bankleute, die er diffamiert. Die breite Streuung aber zeigt, daß der Verfasser offensichtlich die gesamte Großstadt-Zivilisation fürchtet, vor allem aber die kapitalistische Wirtschaft.[14] Angedeutet hatte sich dieser Schematismus bei Hofmannsthal schon in dem von Stefan Georges Werk geprägten Vortrag »Der Dichter und diese Zeit«, und fortgesetzt hatte er sich in dem Aufsatz »Briefe des Zurückgekehrten« vor dem Ersten Weltkrieg, wo das Schöpfertum eines Vincent van Gogh der seelenlosen Geschäftigkeit der Moderne erlösend entgegentritt.

Elitäre Selbstausgrenzung und Diffamierung der Erwerbswelt waren nun allerdings Symptome einer relativ breiten Schicht von Intellektuellen und Künstlern in den Nachfolgegenerationen der »Gründerzeit«. Ob davon der assimilierte jüdische Teil der Bevölkerungen Deutschlands und Österreichs besonders betroffen war, ist in der Forschung kontrovers diskutiert worden. So wurde vermutet, die Häufigkeit des Austritts gerade von jüdischen Söhnen aus der Bank- und Geschäftswelt und aus der liberalen politischen Tradition ihrer assimilierten jüdischen Väter hänge zusammen mit der politischen Niederlage des Liberalismus in den 1880er Jahren; wieder andere Autoren vermuteten einen Zusammenhang mit dem kurz vor 1900 erstarkten Antisemitismus in Wien.[15] Doch

[14] Egon Schwarz stellte auch bei Rilke fest, daß er das Judentum mit der kapitalistischen Wirtschaft identifizierte und daß sein Antisemitismus insofern ein verkappter Antimodernismus sei; vgl. Egon Schwarz, Hugo von Hofmannsthal und Rainer Maria Rilke. In: Ders. »Ich bin kein Freund allgemeiner Urteile über ganze Völker.« Essais über österreichische, deutsche und jüdische Literatur, Berlin 2000, S. 169. – Auch in Bezug auf den schweizerischen Antisemitismus ist bemerkt worden, er stelle am ehesten eine »Projektionsfläche einer als krisenhaft erfahrenen Moderne« dar; vgl. Jakob Tanner, Diskurse der Diskriminierung. Antisemitismus, Sozialdarwinismus und Rassismus in den schweizerischen Bildungseliten. In: Michael Gratz und Aram Mattioli (Hg.): Krisenwahrnehmungen im Fin de siècle. Jüdische und katholische Bildungseliten in Deutschland und der Schweiz, Zürich 1997, S. 330.

[15] Nach dem Wahlsieg von 1896 wurde die christlich-soziale Partei des Wiener Bürgermeisters Dr. Karl Lueger offiziell antisemitisch, mit ökonomischen und religiösen Argumenten; sie unterschied sich in diesem Punkt fortan nicht mehr von den völkisch-antiklerikalen

https://doi.org/10.5771/9783966216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

dem widerspricht, daß zum Beispiel Karl Kraus und Arthur Schnitzler gerade wegen der antijüdischen Machenschaften Georg von Schönerers, Karl Luegers und der schlagenden Studenten die »Assimilanten« als Opportunisten verachteten. Die deutliche Orientierung vieler Söhne aus ursprünglich jüdischen, bürgerlich-liberalen Familien an feudal-aristokratischen oder sozialistischen Idealen und Milieus wie auch die Wahl von Künstler- und Dichterkarrieren war tatsächlich auffallend. Es gab nur wenige Autoren, die wie Arthur Schnitzler, Stefan Zweig und Jakob Wassermann beharrlich darauf bestanden, deutsches, österreichisches und jüdisches Erbe in sich zu vereinigen; für viele andere, wie Theodor Herzl und Max Nordau, Friedrich Adler und Otto Bauer stand fest, daß die »Symbiose« zwischen Judentum und christlicher Mehrheit jedenfalls in Deutschland und Österreich gescheitert sei, wobei für sie schließlich nur noch die Alternative »völlige Assimilation« oder »Zionismus und Auswanderung« übrig blieb.[16]

Ich kann auf diese sehr komplexe Problematik hier nur hinweisen. Festzuhalten ist das Paradox, daß Hofmannsthal – so sehr er in dem zitierten Brief Urteile eines primitiven Antisemitismus kolportierte – offenbar noch nicht primär rassistisch dachte, indem er nicht etwa zwischen

Deutschnationalen. Und in demselben Jahr erfolgte der berüchtigte »Waidhofer Beschluß« der schlagenden Verbindungen, der es ihren Mitgliedern verbot, sich mit Juden zu duellieren, da diese als ehrlos zu betrachten seien. Vgl. dazu Anna Drabek u. a., Das österreichische Judentum. Voraussetzungen und Geschichte, Wien/München 1974, S. 113 f.; ferner Hilde Haider-Pregler, Ausgrenzungen. Auswirkungen antisemitischer Tendenzen in der Kulturpolitik auf das österreichische Theater von der Jahrhundertwende bis 1938. In: Hans-Peter Bayerdörfer (Hg.), Theatralia Judaica, Tübingen 1992, S. 186.

16 Es handelte sich dabei um eine These, die auch Stefan Zweig 1942 vertrat, als er schrieb: »Unbewußt sucht etwas in dem jüdischen Menschen dem moralisch Dubiosen, dem Widrigen, Kleinlichen und Ungeistigen, das allem Handel, allem bloß Geschäftlichen anhaftet, zu entrinnen und sich in die reinere, die geldlose Sphäre zu erheben, als wollte er – wagnerisch gesprochen – sich und seine ganze Rasse vom Fluch des Geldes erlösen. Darum ist auch fast immer im Judentum der Drang nach Reichtum in zwei, höchstens drei Generationen innerhalb einer Familie erschöpft, und gerade die mächtigsten Dynastien finden ihre Söhne unwillig, die Banken, die Fabriken, die ausgebauten und warmen Geschäfte ihrer Väter zu übernehmen. […] Sie alle gehorchten dem gleichen, unbewußten Trieb, sich von dem freizumachen, was das Judentum eng gemacht, vom bloßen kalten Geldverdienen, und vielleicht drückt sich darin sogar die geheime Sehnsucht aus, durch Flucht ins Geistige sich aus dem bloß Jüdischen ins allgemein Menschliche aufzulösen.« Stefan Zweig, Die Welt von gestern. Erinnerungen eines Europäers, Frankfurt a. M. 1952, S. 22.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Ariern und Juden unterschied, sondern zwischen den zwei Gruppen der Wertbewußten einerseits und der seelisch Degenerierten andererseits. Aber umso störender bleibt die Unbedenklichkeit, mit der er letztere mit dem Wiener »intellectuellen« und Geschäftsjudentum identifizierte.[17]

Das Groteske dieser Denunziation wird deutlich bei einem Blick auf Hofmannsthals persönliche Freundschaften und auf seine gesellschaftlichen Verbindungen. Unter seinen Freunden, die er in seinem Brief keinesfalls gemeint haben kann, sind Juden und Assimilierte, zum Teil auch Konvertierte jüdischer Abstammung erstaunlich zahlreich. Ich nenne nur die wichtigsten: Leopold von Andrian, Richard Beer-Hofmann, Arthur Schnitzler, Rudolf Borchardt, die Brüder Georg und Clemens von Franckenstein, Grete Wiesenthal, Max Reinhardt, Josef Redlich, Paul und Irene Hellmann, Paul Zifferer, die Familien von Gomperz, von Wertheimstein und Oppenheimer; unter den Schriftsteller-Kollegen Felix Salten, Marie Herzfeld, Jakob Wassermann, Raoul Auernheimer, Fritz Mauthner, Efraim Frisch, Julius Meier-Graefe, Paul Eisner, Carl Sternheim.

Eine gewisse Rolle spielte für Hofmannsthal aber wohl auch sein insgesamt eher problematisches Verhältnis zur Stadt Wien. Daß er sich in der zweiten Lebenshälfte dort unverstanden, ja teilweise fast verfolgt fühlte, ist vielfach bezeugt; und evident ist, daß die wechselnden Burgtheater-Direktionen seiner dramatischen Produktion wenig Interesse entgegenbrachten, was ihn veranlaßte, Uraufführungen nach Berlin, Dresden, München zu verlegen und Max Reinhardt nach Salzburg und Wien zu holen. Am 31. Januar 1914, als Besetzungsschwierigkeiten hinsichtlich der Oper »Elektra« auftraten, monierte Hofmannsthal gegenüber seinem Komponisten Richard Strauss:

[17] Nicht zu vergessen ist auch, daß Hofmannsthal sich verstört zeigte, wenn in seinem Bekannten- und Freundeskreis deutsches oder österreichisches Judentum thematisiert wurden, wie das beispielsweise in Romanen von Schnitzler und Wassermann geschah, und daß er, wie angedeutet, äußerst empfindlich reagierte, wenn sein Werk im Hinblick auf den jüdischen Anteil an seinem Stammbaum interpretiert wurde (vgl. oben Anm. 5). In diesem Zusammenhang erstaunt es, daß noch in jüngster Zeit Hofmannsthal zusammen mit Wittgenstein, Freud, Schönberg, Mahler, Schnitzler, Stefan Zweig und Karl Kraus ausdrücklich der jüdischen kulturtragenden Schicht der Epoche 1848–1938 zugeschlagen wird. Vgl. Bruce F. Pauley. Eine Geschichte des österreichischen Antisemitismus. Von der Ausgrenzung bis zur Auslöschung. Wien 1993, S. 17 f.

https://doi.org/10.5771/9783966216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

> Sie schimpfen mich einen *Wiener:* das ist arg; gar zu sehr muß ich's nicht sein, sonst würde mir die Atmosphäre nicht so gegen den Strich gehen.[18]

Noch deutlicher wird Hofmannsthal dann im Werkstattgespräch mit Strauss in einem post scriptum zu seinem Brief vom 4. September 1917, worin es – mit antijüdischer Spitze – heißt:

> P. S. Immer mehr leuchtet mir ein, daß München allenfalls der Ort ist, wo man die verschiedenen Elemente des Publikums für eine Sache wie »Die Frau ohne Schatten«, die geistige, dem wienerisch-jüdischen Durchschnittshorizont unerreichbare Werte enthält, zu finden wenigstens hoffen kann, […] Wien keinesfalls, dagegen würde ich mich mit Händen und Füßen und noch mit den Zähnen wehren.[19]

Auffallend ist aber auch die große Zahl von Kontakten und Freundschaften mit Deutschen.[20] Das war für einen so dezidiert österreichischen Dichter, der den »Anschluß« nach Kriegsende vehement ablehnte, nicht selbstverständlich. Das seltsame Paradox bleibt, daß Hofmannsthal allgemeine Modernisierungsphänomene fürchtete, jedoch das Judentum Wiens dafür verantwortlich machte.[21]

Zur Frage, inwiefern Hofmannsthals »verschwiegener Antisemitismus« nicht Privatsache, sondern vielleicht ein Charakteristikum einer ganzen nichtjüdischen oder assimilierten Oberschicht war, kann ich hier einen allerdings nur wenig beweiskräftigen Beleg anführen. Es handelt sich um einen Brief Hofmannsthals an seinen Vater vom 5. August 1896 und um die Antwort darauf. Hofmannsthal beschreibt einige Leute, die

[18] Hofmannsthal an Richard Strauss am 31. Januar 1914. In: BW Strauss (1970), S. 262.

[19] Ebd., S. 392.

[20] Sie gehörten zu seinen engsten und wichtigsten Beziehungen überhaupt. Genannt seien hier nur Eberhard von Bodenhausen und dessen Schwägerin Ottonie Gräfin Degenfeld, Helene und Alfred von Nostitz, Rudolf Alexander Schröder, Rudolf Borchardt, Harry Graf Kessler, Alfred Walter Heymel, Ria Schmujlow-Claassen, Walther und Erika Brecht, aber auch Stefan George, Richard Dehmel, Gerhart Hauptmann und – durch Lektüre – Georg Simmel, Werner Sombart, Julius Meier-Graefe, Florens Christian Rang, Walter Benjamin.

[21] Vgl. dazu Dieter Heimböckel, Walther Rathenau und die Literatur seiner Zeit. Studien zu Werk und Wirkung, Würzburg 1996. Der Verf. macht auf S. 209 seiner Studie auf eine zivilisationskritische Rezension Hofmannsthals von 1914 aufmerksam, die Ähnlichkeiten mit dem Brief an Pannwitz aufweist. Darin wird ein Szenario moderner Übergeschäftigkeit entworfen und diese bereits ebenso scharf verurteilt, aber noch ohne antijüdischen Akzent; vgl. Hugo von Hofmannsthal. Bücher für diese Zeit. In: GW RA II, S. 367–374.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

er in Aussee traf, darunter seinen Onkel Silvio von Hofmannsthal; er wirft diesem vor, daß er einerseits den Umgang seiner Frau Emma mit einer »unmöglichen« Person toleriere »und andrerseits in Gesellschaft mit dem Doctor Bell einen ebenso deplacierten als widerlichen Antisemitismus affichiert«.[22] Nicht diese Äußerung, sondern die Antwort des Vaters Hugo von Hofmannsthal sen. scheint mir erhellend. Sie lautete am 11. August 1896: »Was den Antisemitismus anbelangt so ist Silvio, wie ich weiß, nicht *mehr* Antisemit als ich u. Du.« Tönt das nicht wie ein Einverständnis mit einer quasinormalen Grundeinstellung? Es gibt zahlreiche Indizien, daß diese Haltung in der Wiener Oberschicht verbreitet war, auch unter assimilierten Juden, die sich so von den unwillkommenen Zuwanderern aus den östlichen Ghettos, den sogenannten »Ostjuden«, absetzten.[23]

Die weitere Frage, warum sich bei Hofmannsthal jun. das jüdische Problem, wie er es wahrnahm, in den einundzwanzig Jahren zwischen dem Brief an den Vater und dem Brief an Pannwitz derart verschärfte, haben wir ansatzweise bereits beantwortet. Der 1917 absehbare, für Hofmannsthal höchst einschneidende Zusammenbruch der k.u.k. Monarchie wurde für ihn zum Symptom einer umfassenden moralischen Krise, für die er, offenbar unbewußt, nach Verursachern suchte und vermeintlich in den Wiener Juden und ihrer Geschäftigkeit fand. Dieses Krisen-, ja Katastrophengefühl begründet aber gleichzeitig, warum Hofmannsthal den als Seher und Heilbringer auftretenden Kulturphilosophen und Dichter Pannwitz so begeistert willkommen hieß und warum er gerade ihm seine irregeleitete Sorge anvertraute, als er »verstört«, wie er schrieb, am 2. September 1917 die Kontrolle über sein Unbewußtes verlor und Dinge sagte, die sonst ungesagt geblieben wären. Er wollte verhindern, daß dieser vermeintliche Retter und Erneuerer von den Kräften des Alten, die Hofmannsthal für die sich abzeichnende Kata-

[22] Der Brief ist, wie auch die Antwort, Eigentum des Freien Deutschen Hochstifts Frankfurt a. M., Stiftung Volkswagenwerk; gemäß freundlicher Mitteilung von Konrad Heumann.

[23] Vgl. Jens-Malte Fischer, Die ›jüdisch-negroide Epoche‹. Antisemitismus in Musik und Theaterleben der Weimarer Republik. In: Theatron. Studien zur Geschichte und Theorie der dramatischen Künste. Theatralia Judaica, Bd. 1, Tübingen 1992, S. 233: »Daß alles, was als fremd und unheimlich, als gefährlich und verstörend abgewehrt wurde, ›jüdisch‹ war, ist ein Grundphänomen des Antisemitismus.«

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

strophe verantwortlich machte, vereinnahmt und dadurch von seiner Mission abgelenkt wurde.

So scheint dieser »Fehltritt« von heute aus gleichzeitig ein Schritt in die Richtung einer tieferen Wahrheit, allerdings keiner erfreulichen. So wie Hofmannsthal fühlten vielleicht noch andere. Aber sie schwiegen. Das mag verstehen helfen, warum es auch in Wien unter den Nichtjuden keinen Aufschrei gab, als ab 1938 auch in der »Ostmark« die Rassengesetze Hitlers Anwendung fanden.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Armin v. Ungern-Sternberg

»Das rätselhafte Leben zu einer fruchtbaren Wirklichkeit zu gestalten«

Eduard von Keyserlings Erzählungen: Scherz, Melancholie und tiefere Bedeutung

»Ich liebe diesen Autor sehr«
Hugo von Hofmannsthal

I.

Es erschwert eine differenzierte Beschäftigung mit Eduard von Keyserling, daß sein Gesamtwerk[1] als ein geschlossenes Ganzes von geringer Variationsbreite genommen wird. Mit seiner »eigentümliche[n] Geschlossenheit, was den handelnden Personenkreis angeht, und […] nahezu beengende[n] Begrenztheit in Hinsicht auf das erzählerische Lokal«[2] gehört er zu jenen Autoren, die man nach exemplarischer Lektüre rasch zu begreifen meint, und die in bestimmten Diskussionen ihren festen, sicheren Platz haben, wenn auch eher im Sinne eines kurzen Querverweises. Bis heute hat sich an einem vorwiegend biographisch geprägten Verständnis seiner Werke wenig verändert. Auch wenn man es heute anders formuliert, gilt Keyserling der Literaturgeschichte doch weiterhin als der »charmante Novellist der Gutshöfe seiner baltischen Heimat«,[3] ja geradezu »standesgültige Balte«,[4] in dem eine persönliche

[1] Romane und Erzählungen Keyserlings werden mit Siglen im Text zitiert; soweit nicht anders vermerkt, nach der bislang vollständigsten Sammelausgabe: Eduard von Keyserling, Harmonie – Romane und Erzählungen, hg. v. Reinhard Bröker. München 1998. Das Zitat im Titel bei: Eduard von Keyserling, Aphorismen – Aus dem Georg-Hirth-Schrein; in: Jugend 17 (1911), S. 1409.

[2] Diether H. Haenicke, Vitalität und Dekadenz – Beobachtungen zum Typus des Helden in Eduard von Keyserlings Roman »Wellen«, in: Eduard von Keyserling – A Symposium, hg. v. A. Wayne Wonderley. Lexington 1974 (Germanistische Forschungsketten Nr. 1), S. 17.

[3] Franz Blei, Zeitgenössische Bildnisse, Amsterdam 1940, S. 133.

[4] Josef Nadler: Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften, Bd. 4. Der deutsche Staat (1814–1914), Regensburg 1932, S. 842.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

»Kunstwerdung seines feudalen Heimatmilieus«[5] zu verzeichnen sei. Indessen wissen wir von Keyserlings Biographie so gut wie nichts. Man darf unterstellen, daß es für den jungen Keyserling eine besondere Erfahrung war, als zehntes von zwölf Geschwistern auf einem kurländischen Gut aufzuwachsen, zumal in einer der großen und angesehenen Familien der Ostseeprovinzen Rußlands. Wir wissen außerdem, daß diese frühen Jahre nach glücklichem Beginn als »beliebter, zumindest angesehener« Verbindungsstudent in Dorpat mit einem für katastrophal genommenen Vorfall in eine mehrjährige Isolation führten, während der ihm wenig übrigblieb, als die Güter seiner Mutter (bis zu deren Tod) zurückgezogen zu bewirtschaften.[6] Nach nur schwer zu belegenden Jahren in Wien und einer undeutlich überlieferten Reise nach Italien findet man Keyserling 1895 in Schwabing. Diese neue Heimat hat er, von einigen kurzen Sommerreisen abgesehen und von seiner 1907 einsetzenden Erblindung schwer behindert, offenbar kaum verlassen; in ihr entstehen beinahe alle seine Werke. Man könnte sich in Keyserlings Leben auf Spurensuche begeben, manches hinzufügen oder differenzieren – damit aber wäre eine wichtigere Frage nicht beantwortet: ob dergleichen in seinem literarischen Werk eine Rolle spielt, die über das Anekdotische hinaus von Belang sein könnte. Daß Keyserlings Schwester Hedwig auch noch seinen Nachlaß auf testamentarische Verfügung hin vernichten mußte, zwingt den Interpreten dazu, das gerne auch als gesellschaftsgeschichtlichen Hintergrund unterstellte ›baltische Welterlebnis‹ Keyserlings aus seinem Werk abzuleiten.[7] Dies aber ist auf dünnem Boden wenig mehr als ein Zirkelschluß, der sich der naiven Versuchung hingibt, einem Autor hinter die Karten blicken zu wollen. Otto von Taube, einer der besten Kenner der realen Verhältnisse der Familie – der aus einem Deutungsmonopol heraus gern monierte, »Keyserlings Werke gelangen

[5] Thomas Mann, Zum Tode Eduard Keyserlings, in: ders. Gesammelte Werke, Bd. 1, Berlin 1922, S. 260.

[6] Die erhaltenen Quellen versammelt: Henning v. Wistinghausen: Der junge Eduard v. Keyserling, in: Nachrichtenblatt der baltischen Ritterschaften 120 (1988, H. 4), S. 65–68. Das Zitat auf S. 66.

[7] Zur Frage einer ›baltischen‹ Thematik im Werk Eduard Keyserlings vgl. Armin v. Ungern-Sternberg, Kunstwerdung eines feudalen Heimatmilieus? Anmerkungen und Anregungen zum Verständnis Eduard v. Keyserlings, in: »Hier ist Woanders.« – Das baltische Welterlebnis der Keyserlings, hg. v. Michael Schwidtal u. a. Heidelberg 2005 (im Druck).

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

übrigens auch nur, wenn die Handlung in Welten spielte, die er durchaus kannte,«[8] – betonte bei jeder sich bietenden Gelegenheit, weder Eduard Keyserling als Person noch die von ihm geschilderte Welt seien »typisch baltisch«, sondern allenfalls »die vergeistigte Darstellung nur eines ganz bestimmten baltischen Kreises«,[9] einer »ganz bestimmte[n] kurländische[n] Adelssippe […], alle die zahlreichen philosophisch angehauchten, mehr gebildeten als urwüchsigen Keyserlinge, die mit ihnen vielfach verschwägerten von Behr – sinnliche Nachzügler des Byronismus – und was dazu gehört.«[10]

Natürlich kann man davon ausgehen, daß Keyserlings Erzählungen »bis zu einem gewissen Grad auf realen Gegebenheiten im Umkreis seiner eigenen Familie«[11] basieren. Doch das ist trivial, sofern es nicht gelingt, diesen Hintergrund, der zweifelsohne zum Autor gehört, literaturwissenschaftlich fruchtbar zu machen, zumal wenn man den eigentlichen Anspruch danebenhält, daß »das ›typisch Baltische‹, das dennoch die meisten Interpreten in Keyserlings Werken zu entdecken glaubten, […] etwas von den konkreten geographischen und historischen Verhältnissen Abstrahierbares sein« muß.[12] An dieser Stelle liegt die Anlehnung der Argumentation an Mentalitätsgeschichte alten Stils nahe – und man sollte sie meiden,[13] gerade auch, wenn es (wie so oft) darum geht, eine bei Keyserling vermeintlich festzustellende »Mischung aus Melancholie und Lebensrausch, die mit aristokratischem Trotz Schicksale herausfordert und ihre morbide Süße daran steigert«,[14] auf die historische Situation in

8 Otto Frhr. v. Taube, Erinnerungen an E.[duard] von Keyserling, in: Die Neue Rundschau 49 (1938), S. 287ff.

9 Otto Frhr. v. Taube, Baltischer Adel, in: Das Buch der Keyserlinge – An der Grenze zweier Welten – Lebenserinnerungen aus einem Geschlecht, hg. v. ders. Berlin 1937, S. 59.

10 v. Taube, Erinnerungen an Keyserling (wie Anm. 8), S. 287ff.

11 Rudolf Steinhilber, Eduard von Keyserling – Sprachskepsis und Zeitkritik in seinem Werk, Darmstadt 1977, S. 76.

12 Steinhilber, Keyserling/Sprachskepsis und Zeitkritik (wie Anm. 11) S. 76. Steinhilber verfolgt diesen Gedanken nicht weiter.

13 Zu Möglichkeiten der Literaturwissenschaft im Umgang mit regionalen Phänomenen vgl. Armin v. Ungern-Sternberg, Erzählregionen – Überlegungen zu literarischen Räumen mit Blick auf die deutsche Literatur des Baltikums, das Baltikum und die deutsche Literatur, Bielefeld 2003.

14 Anon. [Moritz Heiman ?], Fischers Mitteilungen über neuere Literatur, Das erste Heft, Frühjahr 1914, Berlin 1914, S. 16. (Vorbemerkung zu einer Textprobe aus »Abendliche Häuser«, Kapitel 7).

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

den baltischen Provinzen zu übertragen: Das war von Anfang an vor allem die Verlagswerbung von Samuel Fischer. Zu Keyserlings Lebzeiten ging im Baltikum mit seiner (zumal auf den Gütern) wachsenden Kleinindustrie nicht annähernd so vieles derart unumkehrbar und offenkundig zu Ende, wie das Argument im Rückblick unterstellt. Den definitiven Machtverlust der Deutschen im Baltikum hat Keyserling nicht mehr erlebt; die Unabhängigkeit der baltischen Staaten hätte ihn wohl überrascht. Bei unvoreingenommener Lektüre sind es weniger Keyserlings Werke als vor allem Reproduktionen von Corinths berühmtem Portrait, welche das Bild eines halb erschreckt, halb geistesabwesend und leicht zerknittert in die Welt starrenden Dichters nahelegen.

Für seine Münchener Umgebung verkörperte der schwerkranke Keyserling, wie aus vielen Erinnerungen bestätigt wird, ganz im Gegenteil mit der ihm eigenen Selbstdisziplin »jenen ritterlichen Adel, der sich nicht unterkriegen läßt und der das Schwert nicht eher weglegt, als bis der Tod das Herz anfaßt«.[15] Wenn man überhaupt biographisch argumentieren will, müßte angesichts des zunehmend an seinen »unzertrennlichen Krückstock«[16] gebundenen Autors die gerne übersehene Lesart an zusätzlicher Überzeugungskraft gewinnen, die üblicherweise symbolisch genommene Hilflosigkeit seiner vielleicht bekanntesten Figur, des Baron Warthe aus den »Abendlichen Häusern«,[17] habe »nichts mit dekadenter Schwäche einer Klasse zu tun. Der Autor zeigt hier, was das Leben aus einem Menschen machen kann.«[18]

2.

Alle Versuche, Keyserling eine klare, gar politische Weltanschauung zuzuweisen und sein Lebenswerk auf einen Begriff zu bringen, scheitern bei genauerem Zusehen daran, daß sein Erzählansatz insgesamt zu all-

15 Rudolf von Delius, in: Münchener Neueste Nachrichten, 9. Februar 1931.

16 Max Halbe, Jahrhundertwende [1935], in: ders. Sämtliche Werke, Bd. 2. Salzburg 1945, S. 324.

17 AH: Eduard von Keyserling, Abendliche Häuser – Erzählung, erstmals in: Die Neue Rundschau 25 (1914), zitiert nach: Romane und Erzählungen (wie Anm. 1).

18 Waldemar Eger, Eduard von Keyserling – Dekadenz oder Nihilismus, in: Keyserling – A Symposium (wie Anm. 2), S. 6.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Lovis Corinth: Eduard Graf von Keyserling. 1900, 75 × 100 cm.
(Neue Pinakothek München).

Keyserling soll dazu bemerkt haben: »Es mag, trotz der Brutalität, die drinsteckt, gut jemalt seein, und gut unterhalten hat er mich dabeei. So aussehn aber möcht ich lieber nich.« (Korfiz Holm: Farbiger Abglanz, wie Anm. 82, S. 153).

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

gemein und im einzelnen fein differenziert ist. Es ist nicht einmal so, daß Keyserling »sich selbst als Erzähler nie völlig preis[gäbe], auch wenn er durch eine seiner Gestalten spricht«,[19] wie wäre das auch festzustellen? Keyserling ist ein verschwiegener, in manchem auch taktvoller Erzähler, der nicht bloß umsichtig genug war, um als Maxime zu formulieren »Wir leiden ja alle an unverdauten Fragezeichen«,[20] sondern wie alle großen Autoren dies darüber hinaus mit jener ausbalancierten Ambivalenz gegenläufiger Kräfte gestalten konnte, die ein solcher Ansatz erfordert. Wer über den stets doppelten Boden seiner entsprechend nuancierten Erzählungen hinwegeilt, könnte meinen, »Gespräche plätschern […] so dahin, als gelte es, wichtige Themen zu vermeiden«[21] und der »Intensität mancher kurzen Landschaftsdurchblicke oder zwischenmenschlicher Spannungen unerachtet, könnte […man] versucht sein, das alles für ein wenig ›dünn‹ zu halten«[22] als nette, gut gemachte Prosastücke, die »nichtssagend, aber gesättigt mit Stimmung«[23] sind und ebenso belanglos und ergebnislos bleiben wie ihre episodenhaften Handlungen. Indessen – dergleichen weiß in Keyserlings Welt noch das kleinste Mädchen: »Nicky seufzte. Da waren sie alle wieder, diese bekannten Gestalten, die ihr nichts waren und nichts sagten« (Ni, 697).[24] Und wenn man z. B. an Keyserlings Erstling ein vermeintlich »weitgehend unreflektiertes Erzählen, das weder der historischen Situation noch der Intention des Autors gerecht wird«, rügt, das »zu einem ziemlich diffusen, ästhetische Ansprüche kaum zufriedenstellendem Stil [führe], der das ganze Werk

19 Hans Baumann, Eduard von Keyserlings Erzählungen – Eine Interpretation des Romans ›Abendliche Häuser‹, Zürich 1967, S. 49.

20 Eduard von Keyserling an Hermann von Keyserling, Oktober 1907 [?], zitiert nach Gabriele Radecke: »… denn wir leiden ja alle an unverdauten Fragezeichen« – Eduard von Keyserling: Briefe an seinen Neffen Hermann von Keyserling, in: »Unverdaute Fragezeichen« – Literaturtheorie und textanalytische Praxis, hg. v. Holger Dauer u. a. St. Augustin 1998, S. 177.

21 Reinhard Bröker, Nachwort, in: Keyserling: Romane und Erzählungen (wie Anm. 1), S. 925.

22 Ralph-Rainer Wuthenow, Erzählprosa, in: Deutsche Literatur – Eine Sozialgeschichte. Bd. 8. Jahrhundertwende – Vom Naturalismus zum Expressionismus 1880–1918, hg. v. Frank Trommler. Reinbek b. Hamburg 1982, S. 103.

23 Th. Mann: Eduard Keyserling (wie Anm. 5), S. 416.

24 Ni: Eduard von Keyserling: Nicky – Erzählung, erstmals in: Die Neue Rundschau 26 (1915), zitiert nach: Romane und Erzählungen (wie Anm. 1).

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

in die Nähe der von seinem Autor bekämpften kleinbürgerlichen Unterhaltungsliteratur« rücke,[25] so überliest man, daß Keyserling das Gefüge seines Romans eben durch jene Kleinbürger selbst offenlegt.

> Wenn […] zwei Kinder aus guten Häusern es unternehmen, im Angesicht der Firma Lanin einen abenteuerlichen Roman, abzuspielen dann müssen sie sich auch darauf gefaßt machen, daß die Bürgerschaft, um die Würde des Standes zu wahren, ernstlich dagegen Protest einlegt. (RH, 146)[26]

Keyserling begleitet seine Handlungen mit einem Gedankenreichtum, dessen Marginalien am Text sich hier und da zu Aphorismen verdichten und dessen Witz überhaupt erst nachfühlen läßt, daß Keyserling »Herz und Haupt eines der geistig lebendigsten Kreise des damaligen Münchner Künstlertums war«,[27] der zu den »Trägern der intellektuellen Zeitkritik«[28] zu rechnen ist. Die Vorstellung, daß es sich bei Keyserlings Büchern um seine »eines privaten Interesses willen«[29] »in fast manischer Obsession«[30] geschriebene persönliche Erinnerungsarbeit als »Graf, Balte und Dichter«[31] handle, wirkt demgegenüber geradezu zurückgeblieben, und mag – wie vielleicht der einfache biographisch-historiographische Blick auf ein vermeintlich »ausgesprochen ungedankliches Werk«[32] – im zu seiner Zeit ventilierten impressionistischen Ideal eines gleichsam vorrationalen Schaffens wurzeln: »Solche Dichtungen sind Meisterstücke

25 Steinhilber, Keyserling/Sprachskepsis und Zeitkritik (wie Anm. 11), S. 40.

26 RH: Eduard von Keyserling, Fräulein Rosa Herz – Eine Kleinstadtliebe – Erzählung [1887], Göttingen 2000.

27 Otto Frhr. v. Taube, Einführung, in: Gräfin Henriette Keyserling: Frühe Vollendung – Das Leben der Gräfin Marie Keyserling in den Erinnerungen ihrer Schwester [kurz nach 1868?], hg. v. Otto Frhr. von Taube. Bamberg 1949, S. 27.

28 Gerdi Huber, Das klassische Schwabing – München als Zentrum der intellektuellen Zeit- und Gesellschaftskritik an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, München 1973, S. 244.

29 Elisabeth Irene Knapp, Bedingungen und Funktion der Ausschnittsthematik in den Erzählungen Eduard von Keyserlings. [Diss. Bonn 1971, Masch], S. 4.

30 Bröker, Keyserling/Nachwort (wie Anm. 21), S. 925.

31 Kasimir Edschmid, Graf Keyserling und die Gefühlsmosaiker oder der impressionistische Roman, in: ders. Die doppelköpfige Nymphe – Aufsätze über die Literatur und die Gegenwart, Berlin 1920, S. 36.

32 Ernst Heilborn, Eduard von Keyserling – Sein Leben und sein Werk, in: Eduard von Keyserling, Gesammelte Werke [1922], hg. v. Ernst Heilborn. Bd. 1. Berlin 1933, S. 9. Viele überkommene Auffassungen der Keyserling-Forschung lassen sich auf Heilborn zurückführen.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

in ihrer Ineinanderfügung und machen nicht den Eindruck des bewußt Komponierten, sondern des ganz intuitiv Erblickten und von zitternd reagierenden Nerven sehr sensibel Aufgenommenen«[33] – wobei sich der zeitgenössische Kritiker schon damals implizit selbst widersprach und wohl vor allem eine offen ausformulierte gedankliche Schwere vermißte.

Diese überkommene Sichtweise könnte heute für sich beanspruchen, die wenigen biographischen Zeugnisse auf ihrer Seite zu haben. Erinnerungen an Keyserling schildern ihn stets als glänzenden Unterhalter, überliefern jedoch keinerlei künstlerische Standpunkte. Keyserling »scheint seine eigenen künstlerischen Ambitionen in seinem Bekanntenkreis nicht geltend gemacht zu haben, und so wurden sie wohl als eher nebensächlich betrachtet, obgleich sie so nebensächlich nicht gewesen sein können, da der Autor seit der Jahrhundertwende fast Jahr für Jahr einen Erzählband oder einen Roman veröffentlichte«,[34] und dies nicht fernab des Marktes in irgendwelchen Blättern für die Kunst sondern in gängigen, gut gehenden Buchreihen und Zeitschriften. Doch hat sich die bisherige Forschung nie die naheliegende Frage gestellt, wer die von ihr als ›ästhetisierend‹, ›dekadent‹ und ›rückwärtsgewandt‹ genommenen Bücher denn gelesen haben soll: Keyserlings Standesgenossen wären schwüle Untergangsszenarien anstößig erschienen, bürgerlichen Lesern hätte der in ihnen vermutete aristokratische Standesdünkel aufstoßen müssen. Es paßt nicht zum gängigen Bild von ihm – aber Keyserling war ein ebenso erfolgreicher wie gewiefter Autor, der z. B. dem jüngeren Ludwig Thoma den taktisch klugen Rat gab, »ich sollte nicht abseits von der aufstrebenden Bewegung [in der Jugend] stehen und mich nicht bloß gelegentlich und so von außen her daran beteiligen«.[35] Das Geschäft ging gut« (We, 460),[36] freut sich bei Keyserling der Münchener Maler Hans Grill und auch Keyserling selbst kannte »finanzielle[ ] Erwägungen«:[37]

33 Peter Hamecher, Der Künstler Eduard von Keyserling, in: Sozialistische Monatshefte 16 (1912), S. 681.

34 Knapp, Keyserling/Ausschnittsthematik (wie Anm. 29), S. 3.

35 Ludwig Thoma: Erinnerungen, in: ders. Gesammelte Werke, Bd. 1. München 1925, S. 135.

36 We: Eduard von Keyserling, Wellen – Roman, erstmals in: Die Neue Rundschau 22 (1911), zitiert nach: Romane und Erzählungen (wie Anm. 1).

37 Eduard von Keyserling an Hermann von Keyserling. 22. Juli 1906, zitiert nach: Radecke, Keyserling/Briefe (wie Anm. 20), S. 175.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

»Die Nachfrage bestimmt jeder Sache ihren Platz« (RH, 67), heißt es schon in seinem Erstling – und im übertragenen Sinne erscheint dies als ein Grundgesetz seiner erzählerischen Welt. Sein Werk kennt keinen (ihm immer wieder unterstellten) grundsätzlichen Konflikt zwischen Kunst und Leben, aber auch keine Erneuerung durch Kunst. Nicht, daß Keyserling sich für die zeitgenössischen Tendenzen nicht interessiert hätte – ganz ernstnehmen konnte er sie nicht: »Etwas Esthetik [sic] hab ich wieder vorgenommen. In der Anarchie dieser Wissenschaft läßt es sich so bequem herumbummeln.«[38] Man kann darin geistreiche Nonchalance oder auch einen erstaunlich pragmatischen Blick auf die Welt sehen, den man bislang kaum mit Keyserling assoziieren mochte, mit dem sich aber auch ein anderer Rigaer Künstler im Schwabinger Café Luitpold konfrontiert sieht, als Keyserling einige Straßen weiter gerade an »Dumala« schreibt:

> Kunst und Leben? … Wissen Sie, in dem ekelhaften Milieu, worin wir hier leben, überschätzt man die Kunst, daß einem übel werden kann. Lauter Künstler und Kunstfreunde… Und die letztern sind die noch größern Deppen.[39]

3.

Keyserlings Erzählansatz ist weniger der eines Poeten oder Apologeten im »Adelswinkel« (AH, 488) als der eines besonderen Betrachtungswinkels: »Ich auf meinen Betrachtungswinkel angewiesen verfolge das Leben der Menschen, die mich interessieren, wie man ein Buch liest und steht der Mensch mir nahe, so ist es ein Buch, bei dem ich des Talentes des Autors sicher bin«,[40] schreibt er 1908 an Hermann Keyserling. Die Winkel-Metapher des »einsamen Poeten in seiner Angst und seinem Ekel,

[38] Eduard von Keyserling an Hermann von Keyserling. 1907 [?], zitiert nach: ebd., S. 177 f.

[39] Korfiz Holm, Thomas Kerkhoven – Roman, München 1907, S. 91. Holm (1872–1942) selbst Rigaer Herkunft, von 1898 bis 1900 Chefredakteur des »Simplizissimus« sowie Lektor (seit 1918 Mitinhaber) des Verlages Albert Langen und einer der engeren Bekannten Keyserlings (vgl. Anm. 82) – schildert in seinem Künstlerroman die wechselvollen Ausbruchsversuche eines Rigaer Kaufmannsohns in die Schwabinger Theaterszene.

[40] Eduard von Keyserling an Hermann von Keyserling, 19. 10. 1908. Nachlaß Hermann von Keyserling. Depositum Hessische Landes- und Hochschulbibliothek Darmstadt.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

in seinem unbeachteten Winkel [‚dem nichts] übrig [bleibe], als in den trockenen Scherz, in den ganz unpathetischen Spaß auszuweichen«,[41] ist schon bei den großen Realisten gängig, zumal in ihren Briefwechseln und in der »subtilen Widersetzlichkeit, mit der Autoren wie Raabe, Fontane oder Keller den politischen wie literarischen Protagonisten der Reichsgründungszeit begegneten«,[42] und wird (wie auch das Bild des Menschen als Buch) auch von Keyserling selbst in seinen Romanen wiederholt verwandt, von den frühen Texten –

> »Die Wissenden!« eine große Bitterkeit stieg in Lothar auf. »Ich fürchte, die Wissenden haben nicht verstanden, und sie müssen umlernen. Leben ist doch anders, als wir meinten. Vielleicht giebt es noch einen Winkel, wo man es lernt.« Klumpf zuckte die Achseln: »Versuch's!«[43]

– bis hin zu seinem letzten Werk, in dem Achaz der Erzieherin Christa, die ihn verantwortungsbewußt zur Rede stellt, an den Kopf wirft: »Sie lesen in diesen Mädchenseelen wie in guten, etwas langweiligen Büchern und werden weise dabei, denn es macht immer weise, die Hand an ein Menschenschicksal zu legen« (Fei, 906).[44] Man darf mutmaßen, daß dem unheilbar erblindenden Keyserling, der am Schreibtisch und später im Diktat täglich die Hand an Menschenschicksale legte, solche Figuren durchaus nahestanden. In seiner Schwabinger Wohnung glich der während seines letzten Jahrzehnts – wieder einmal – isolierte Keyserling mehr und mehr E.T.A. Hoffmanns Vetter an seinem Berliner Eckfenster, der in seinem »Räderstuhl« mit »wunderliche[m] humoristischen Scherz auf seine eigene Weise« noch dem »Anblick eines scheckigten, sinnverwirrendenden Gewühls des in bedeutungsloser Thätigkeit bewegten Volkes« »ein treues Abbild des ewig wechselnden Lebens« abzugewinnen vermag[45] – und Keyserling mag diese Nähe selbst gespürt haben.

41 Wilhelm Raabe. Vorwort zur zweiten Auflage zu Christoph Pechlin [1890], in: ders., Sämtliche Werke, hg. v. Wilhelm Fehse. Bd. II.3. Berlin-Grunewald o.J. [1935], S. 5.

42 Literatur und Nation – Die Gründung des Deutschen Reiches 1871 in der deutschsprachigen Literatur, hg. v. Klaus Amann, Karl Wagner. Wien u.a. 1996, S. 10 (Vorwort der Herausgeber).

43 DS: Eduard von Keyserling, Die dritte Stiege – Roman [1892], Götttingen 1999, S. 299.

44 Fei: Eduard von Keyserling, Feiertagskinder – Roman, erstmals in: Velhagen & Klasings Monatshefte (1918), zitiert nach: Romane und Erzählungen (wie Anm. 1).

45 E.T.A. Hoffmann, Des Vetters Eckfenster [1822], in: ders., Sämtliche Werke, hg. v. Eduard Grisebach. Bd. 14, Leipzig o.J. [1904], S. 150, 148, 171, 150.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

In »Wellen« – vielleicht sein bestes Buch, auf jeden Fall jenes, auf dem seine letzte Renaissance gründete – findet man nämlich einen verkrüppelten, »verbogene[n]« (We, 376) Geheimrat Knospelius, den man »mein ganzes Leben hindurch stehenlassen hat« (We, 474), und der als vieldeutige Referenz an E.T.A. Hoffmanns die Augen stehlenden Sandmann Coppelius und mit seinem »große[n], bleiche[n] Knabengesicht« (We, 438) auch ein wenig an den erblindeten Keyserling selbst gemahnt. Er ist die einzige Figur, welche einen zentralen Begriff aus Keyserlings eigenen Essays – Keyserlings »Lebenskommunismus«[46] – verwendet und im Sinne des Autors expliziert (We, 389). Daß ihn wie Hoffmanns Vetter (und wie Keyserling selbst) ein auf andere merkwürdig wirkender Diener begleitet und dieser als »unheimlich ernster Wiedertäufer« (We, 411) bezeichnet wird, mag als weiterer Hinweis auf seine namensgebende, schöpferische Bedeutung gelten. Von seinem »Posten« (We, 388) aus »interessiert« der Geheimrat sich »sehr für die Erlebnisse der anderen, ich kümmere mich hier stark um die Angelegenheiten meiner Nebenmenschen« (We, 389), schleudert seinen pingeligen oder launenhaften Mitmenschen »Aussprüche unangenehmer Lebensweisheit« (We, 442) entgegen, die den Leuten sagen, »wie ich bin« (We, 434) – dies allerdings nicht übellaunig, hochmütig oder genialisch, sondern »schlau« (We, 457), ja gleichsam »wissenschaftlich […] nach allen Regeln« (We, 425) im »Naturgesetz […] dieses Ab und Zu der Gefühle« (We, 417). Er ist »der geborene Begleiter, der geborene Beschützer, sozusagen der geborene Vormund« (We, 474) und Analytiker:

> Sehen Sie, ich habe viel zu rechnen, das ist mein Beruf, aber in schlaflosen Nächten muß ich auch rechnen, Rechnungen, die nie stimmen, die keinen Sinn und kein Resultat haben, das ist doch menschenunwürdig. (We, 389, vgl. 457)

Diese Metapher des »Rechnens« zieht sich durch Keyserlings ganzes Werk, ob es heißt »Wir Bauern können gut rechnen« (We, 456) oder Günther von Tarniff knurrt: »Soweit bei Mareile von Rechnen die Rede ist… Sie ist unberechenbar« (BM, 43).[47] Sie umschließt ein komplettes

[46] Eduard von Keyserling, Über den Haß, in: Der Tag Nr. 288 (1916), zitiert nach Antonie Alm-Lequeux, Eduard von Keyserling – Sein Werk und der Krieg – Mit unveröffentlichten Texten von E.[duard] v. Keyserling, Paderborn 1996, S. 133.

[47] BM: Eduard von Keyserling, Beate und Mareile – Eine Schloßgeschichte, erstmals

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Begriffsfeld: Es gibt bei Keyserling eine ganze »Chemie der Sinnlichkeit« (Du, 260),[48]

> »Um diese Frau zu verstehen«, meinte Werner gereizt, »dürfte keine andere Formel genügen als Hochachtung.« (Du, 260)

eine eigene »Glücksrechnung« (SL, 214)[49] und einen »Kontrakt, den wir unser Leben nennen« (BH, 358),[50] ja sogar eine »Buchführung« des Lebens:

> Warum mußte das sein? Warum immer leiden oder leiden machen? Fühlte er ein wenig Glück, gleich mußte das mit dem Schmerz eines anderen Wesens bezahlt werden. Warum? Seltsame Ökonomie, seltsame Buchführung! (Du, 251)

> Wenn es so Korrekturbogen – nicht wahr, so nennt man das? – Korrekturbogen des Lebens gäbe. (Fü, 852)[51]

Selbst Zerstreuungen lassen sich so beurteilen – »Ein Vergnügen hat eben kein Resultat« (AS, 626)[52] – und Mitmenschen ohnehin: Seine Figuren rechnen dauernd aneinander herum. Daniela erwartet von Karl Erdmann »vielleicht, verständlicher zu sein« (AS, 614), Marie fühlt »sich gedrungen, ein Endurteil abzugeben« (Fü, 762), Egloff »muß an einem Mädchen herumrechnen, als gälte es einen Monatsabschluß« (AH, 550), Fastrade erweist sich als »so schweres Exempel« (AH, 550), Billy erscheint als »das arme Rätsel« (BH, 359). Von dieser Welt realer Arithmetik – »Zahlen sind Ordnung und Klarheit. Sie sind unser geistiges Gewissen« (SW, 656) – suchen die jungen Frauen (wie ihre Brüder und Verehrer im Spiel und in durchzechten Nächten) Erholung: »Diese verhüllte Welt erschien Rosa unendlich weit, hier konnte sie sich hineinver-

in: Neue Deutsche Rundschau 14 (1903), zitiert nach: Romane und Erzählungen (wie Anm. 1).

48 Du: Eduard von Keyserling, Dumala – Roman, erstmals in: Die Neue Rundschau 18 (1907), zitiert nach: Romane und Erzählungen (wie Anm. 1).

49 SL: Eduard von Keyserling, Seine Liebeserfahrung – Erzählung, erstmals in: Die Neue Rundschau 17 (1906), zitiert nach: Romane und Erzählungen (wie Anm. 1).

50 BH: Eduard von Keyserling, Bunte Herzen – Erzählung, erstmals in: Die Neue Rundschau 19 (1908), zitiert nach: Romane und Erzählungen (wie Anm. 1).

51 Fü: Eduard von Keyserling, Fürstinnen – Erzählung, erstmals Berlin 1917, zitiert nach: Romane und Erzählungen (wie Anm. 1).

52 AS: Eduard von Keyserling, Am Südhang. Erzählung, erstmals in: Österreichische Rundschau 26 (1911), zitiert nach: Romane und Erzählungen (wie Anm. 1).

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

lieren und verstecken« (RH, 359). »Ja, sie hätte gern auch wie einer dieser Bäume regungslos in der Dämmerung gestanden, eingehüllt in all dies kühle Weiß, und teilgenommen an diesem geheimnisvollen Schweigen und Träumen« (AH, 505). Doch es ist eben ein *Verstecken* vor der Logik des Geschehens, dessen Wirklichkeit man beständig ausgesetzt ist und in der man sich zurechtzufinden hat. Ihr steht, zumal bei den jungen Mädchen, ein »wunderbar geheimnisvolles Gefühl« (Ni, 695) gegenüber: »In ihr einfaches Prinzessinnenleben hatte sich ein Geheimnis, eine lustige Ungeheuerlichkeit, eingeschlichen« (Fü, 741), die indes von den übrigen Familienmitgliedern alsbald aufgedeckt werden wird und dem Leser von vornherein offenkundig ist. Keyserlings Welt kennt kaum einmal eine nicht auszulotende Tiefe, sein Stil keine Chiffren und nur wenig Symbole. Keyserling arbeitet vielmehr »klar und deutlich«.[53] Es geht ihm als Autor eben nicht um das Schöne und Gute oder Angenehme auch nicht um impressionistische Sinnesfülle, sondern – in einer durchaus rational begriffenen »Wirklichkeits- und Wahrheitskunst« – um die Realität und Gesamtheit modernen Lebens:

> Ich weiß nicht, ob die kommende Kunst impressionistisch oder realistisch sein, oder welch neue ästhetische Form sie sich schaffen wird. Allein ihrem Wesen nach wird sie eine Wirklichkeits- und Wahrheitskunst, sie wird eine Kunst sein müssen, welche die ganze Fülle des Lebens leidenschaftlich umschließt. […] Die weltfremden und einsamen Träume auch der auserlesensten Geister werden diesen Durst nach Wirklichkeit und Leben nicht stillen.[54]

Die gern gestellte Frage, ob Keyserling seiner Erzählwelt affirmativ oder doch latent vorwurfsvoll[55] gegenüberstehe, ist daher nicht ausschlaggebend; sein Für und Wider abwägender Erzählansatz gleicht eher dem Vorhaben einer seiner Figuren: »ich bin jetzt, was man so nennt – objektiv – darin« (Du, 259). Wichtiger als Einzelbeurteilungen ist das Gefüge der erzählerischen Gesamtsituation, die als planvolle Anordnung für eine methodische Fragestellung begriffen werden kann:

[53] Ulrich Stülpnagel, Eduard von Keyserling und sein episches Werk, Rostock [Diss.] 1926, S. 19.

[54] Eduard von Keyserling, Kommende Kunst, in: Der Tag Nr. 43 (1916), zitiert nach Alm-Lequeux: Keyserling/Krieg (wie Anm. 46), S. 132f.

[55] Angela Schulz, Ästhetische Existenz im Erzählwerk Eduards von Keyserling, Frankfurt a. M. u. a. 1991, S. 14.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

War das möglich? Kann soviel Hübsches mit so Garstigem zusammen wohnen? (DS, 250)

Ihrer Experimental-Hypothese »Das Leben ist doch eine gefährliche, drohende Sache, in die einiges Hübsche hineingestreut ist und sehr viel Hinwegdenken über alles Schlimme« (AS, 612) gehen die einzelnen Geschichten nach – sozusagen versuchsweise und in je unterschiedlicher Komposition.

4.

Dabei nehmen im Grunde alle Erzählungen Keyserlings ihren Anfang in der Ausgangssituation eines stabilen, zumindest »scheinbar intakten, ausbalancierten Ordnungszustandes«[56] und gleichen in der Folge einer schichtweisen Exploration der tatsächlichen Zusammenhänge, die alsbald erkannt werden. Hierbei sind »die Geschehnisse, die bei Keyserling den Knoten schnüren und lösen, […] äußerlich betrachtet, fast immer ziemlich konventionell und romanhaft«.[57] Eine ironische Verfremdung von Motiven und Klischees der Unterhaltungsliteratur[58] mag dabei eine Nebenabsicht Keyserlings sein, wahrscheinlicher ist es ihm ganz bewußt um gewohnheitsmäßige Handlungen und Handlungs*weisen* zu tun, da erst Sitte und Komment jenen objektiven Bezugsrahmen eröffnen, innerhalb dessen der Einzelfall zu beurteilen ist. Keyserling pflegt überhaupt einen ausgesprochen situativen Erzählansatz, der klare Arrangements schafft:

Es war Hühnerjagd angesagt. (BM, 45)

Felix wollte zur Stadt. (Ha, 132)[59]

[56] Irmelin Schwalb, Eduard von Keyserling – Konstanten und Varianten in seinem erzählerischen Werk ab 1903, Frankfurt a. M. u. a. 1993, S. 88.

[57] Lion Feuchtwanger, Eduard von Keyserling – Zum sechzigsten Geburtstag, in: Die Schaubühne 11 (1915) S. 438.

[58] So Hannelore Gutmann, Die erzählte Welt Eduard von Keyserlings – Untersuchung zum ironischen Erzählverfahren, Frankfurt a. M. u. a. 1995, S. 185.

[59] Ha: Eduard von Keyserling, Harmonie – Erzählung, erstmals in: Die Neue Rundschau 16 (1905), zitiert nach: Romane und Erzählungen (wie Anm. 1).

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Am Vormittage saß Werner an seinem Schreibtisch, und vor ihm stand Kathe, die Knechtstocher, und weinte bitterlich. (Du, 291)

Der nächste Tag war hell und heiß. (Ni, 696)

Für den 20. August pflegte jedes Jahr eine Einladung aus Schlochtin zu kommen. (Fü, 751)

Ausgangspunkt von Handlungsfolgen sind oftmals Besuche, Ausfahrten oder andere äußere Anlässe, die einen Einschnitt markieren; das verschleifende Überspringen von Erzählabschnitten, in »Fräulein Rosa Herz« noch ein maßgebliches Stilmittel, findet sich im späteren Werk nicht mehr. Die Szenen sind tatsächlich *Abschnitte,* Arbeitschritte eines erzählerischen Gesamtvorhabens. Die naheliegende Überlegung, Keyserlings Gesamtwerk auch in toto als eine einzige durchgehende Erzählung zu nehmen, unterschätzt vor der Ähnlichkeit von Themen und Charakteren jedoch die unterschiedlichen Ausgangspunkte und Konstellationen der Erzählungen, ihren Einsatz zu unterschiedlichen biographischen Einschnitten wie auch ihre jeweils eigenen metaphorischen Verweissysteme, denen ganze Erzählungen folgen. Vielmehr kommt Keyserlings gesammeltes Werk einer Abfolge verschiedener Kompositionen nahe, die stufenweise eine umfassende Erkenntnis der ganzen Fülle des Lebens durch ausgeklügelten Perspektivenwechsel erstrebt.

Von daher gewinnt auch jene bei Keyserling oftmals (kritisch) bemerkte Tendenz zur Typisierung, »die von fern an Symbolismus gemahnen mag«,[60] ein eigenes gestalterisches Gewicht. Ebenso seine Gestaltung von ziemlich normalen Menschen – auch Keyserlings Adlige sind »Durchschnittsmenschen«[61] – sowie die Isolation[62] seiner geographisch nicht fixierten, immer abgeschiedenen Schauplätze, »als könne kein fremder Planet ferner liegen und unwirklicher sein als diese Außenwelt.«[63] Denn diese leicht schematischen erzählerischen »Musterwirtschaften des Lebens« (AS, 611) sind nicht etwa Ausdruck einer vom Alltag gelösten,

[60] Adolf Bartels, Die Deutsche Dichtung der Gegenwart – Die Alten und die Jungen, Leipzig [9]1918, S. 404.

[61] Eger, Keyserling/Dekadenz oder Nihilismus (wie Anm. 18), S. 8. Vgl. v. Ungern-Sternberg: Keyserling/Kunstwerdung eines feudalen Heimatmilieus? (wie Anm. 7).

[62] Andreas Sturies, Intimität und Öffentlichkeit – Eine Untersuchung der Erzählungen Eduard von Keyserlings, Frankfurt a. M. u. a. 1990, S. 41.

[63] Knapp, Keyserling/Ausschnittsthematik (wie Anm. 29), S. 28.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

sorgenfreien ästhetischen Existenz. Sie entspringen vielmehr einem »Geist der absoluten Objektivität, der zugleich die Hingabe an die Allgemeinheit, das Zurückdrängen des Subjekts bedeutet«:[64] Keyserlings Erzählansatz sichert sich einen klaren Zugriff auf seine jeweilige Fragestellung durch ihre Isolierung aus der Fülle des Lebens in einem auf sich zentrierten, von innen her ausgebreiteten Raum,[65] der »wie ein kleiner magischer Ring«[66] um Handlung und Figuren gelegt ist. Seine Romane und Erzählungen explizieren eine je andere, ergebnisoffene Untersuchung einer im Rahmen der geschilderten Episode auch zeitlich genau definierbaren Veränderung:

> Was wissen wir denn, was in unseren Seelen ist. Etwas Fremdes kommt, herrscht. Wir können nur zusehen. (Du, 261)

Die Wirklichkeit zerfällt bei Keyserling dabei nicht in »Myriaden sich kreuzender Schwingungen«,[67] wie dies für manch anderen Klassiker der Jahrhundertwende typisch ist. Vielmehr wird sie situativ aufbereitet und ihre Erfahrung in Sentenzen zusammengefaßt, die aphorismenähnlich eingeflochten sind in die erzählte Konversation seiner Figuren, welche zugleich einem Diskurs über das Gesehene und Geschehene nahekommt. Die sich wie unbeteiligt zurückhaltende, kaum auftauchende Erzählinstanz stellt sie zwar als bloße Meinung hin, die immer auch situationsgeschuldet ist und auch in anderen Zusammenhängen zu hinterfragen wäre. Doch auch wenn uns die Personen nicht immer sympathisch sein mögen, ihre Kommentare sind oftmals passend oder benennen zumindest einen beachtenswerten Gesichtspunkt. Ihre Konversation ist eben nicht »einförmig wie Tropfenfall in einer Höhle«,[68] sondern öffnet eine Tiefendimension ständiger Kommentierung und Sinnsuche –

64 Zu Keyserlings Beziehung zum Naturalismus vgl. unten. Heinrich Hart, Die realistische Bewegung – Ihr Ursprung, ihr Wesen, ihr Ziel [1889], in: Naturalismus – Manifeste und Dokumente zur deutschen Literatur 1880–1900, hg. v. Manfred Brauneck, Christine Müller. Stuttgart 1987, S. 123.

65 Zur literarischen Raumaufspannung vgl. v. Ungern-Sternberg, Erzählregionen (wie Anm. 13), S. 545–716.

66 Knapp, Keyserling/Ausschnittsthematik (wie Anm. 29), S. 19.

67 Hugo von Hofmannsthal, Der Dichter und diese Zeit – Ein Vortrag [1907], in: P II (1951), S. 230.

68 Th. Mann, Eduard Keyserling (wie Anm. 5), S. 416.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

> Die Hauptsache ist, für jede Lebenslage eine Formel zu finden, das andere findet sich dann schon. (We, 419)

– die sich in solchen Formeln und Sentenzen als ›Lebensweisheit‹ bündelt. Sie sind, zumal wenn einprägsam herausgestellt, der jeweiligen Erzählung genau angepaßt, bisweilen plakativ, öfter jedoch von einer Reihe subtiler Hinweise begleitet – also nicht einfach »beruhigende Formeln«,[69] sondern ein guter Querschnitt durch die jeweilige Geschichte von manchmal entlarvender Offenheit und teils guter Selbsterkenntnis (z. B. Fü, 775). Bei Eduard von Keyserling ist insofern wenig zu decouvrieren, was ihm nicht bereits selbst bewußt wäre. Es ist schlicht falsch festzuhalten, daß »die Orientierungslosigkeit der in ihren subjektiven Perspektiven befangenen Romangestalten […] sich auf den Leser [übertrage], dem das gesuchte Sinnkontinuum der erzählten Welt vorenthalten wird«,[70] wie bereits eine winzige Auswahl solcher Maximen nur zum gängigsten Klischee der Forschung, der »Transformation der lebendigen Frauenfigur zu einem nicht-lebenden Kunstwerk«,[71] zeigt:

> Ich sage, Betty, was erziehen wir da für Wesen? Die können ja nicht leben. […] das sind kleine berauschte Gespenster, die vor Verlangen zittern draußen umzugehen und wenn sie hinauskommen nicht atmen können. Das ist's, was wir erziehen, Betty. (BH, 361)

> Nein, unsere Bräute sollen nicht Überraschungen sein, sondern hübsche Notwendigkeiten. (We, 407)

> Eine unverheiratete Prinzessin ist nirgend am Platz. Unverheiratete Prinzessinnen kommen mir vor wie diese Perlenarbeiten, die Gouvernanten zum Geburtstage schenken, Lampenuntersätze oder Federwische, man wußte nie, wo man diese Dinge lassen sollte. (Fü, 727)

Damit wären die in der jeweiligen Geschichte erzählerisch entfalteten Probleme klar benannt. »Leben erfaßt hier Leben«,[72] möchte man mit Dilthey sagen, doch nicht ohne Ironie: Denn nicht »mit den Augen des großen Dichters gewahren wir Wert und Zusammenhang der mensch-

69 Schulz, Keyserling/Ästhetische Existenz (wie Anm. 55), S. 51.

70 Gutmann, Keyserling/erzählte Welt (wie Anm. 58), S. 195.

71 Schwalb, Keyserling/Konstanten und Varianten (wie Anm. 56), S. 144.

72 Wilhelm Dilthey, Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften, in: ders., Gesammelte Schriften, Bd. 7, Leipzig–Berlin 1927, S. 136.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

lichen Dinge«,[73] sondern durch die Lebensweisheit ältlicher Tanten und junger Leutnants. Was bei seinen Figuren (etwa im letzten Beispiel) als deren Bonmot indes noch witzig klingt, ändert als zu verallgemeinernde Erzählaussage seinen Tonfall, bei dessen bissigem Humor mit leicht melancholischer Note man schon Tucholsky heraushören möchte, der den »feinen und großen Dichter Eduard von Keyserling«[74] aufrichtig bewunderte. Der witzige Keyserling ist uns nicht vertraut und es mag sein, daß er, der »sich keineswegs vom vergnügten Schwabinger Künstlerleben zurückhielt«[75] im Leben sogar noch »viel boshafter, viel gescheiter, auch witziger [war] als man aus seinen pastellierten Büchern schließen könnte«.[76] Doch nicht nur in eleganten Aperçus seiner Figuren steckt mancher gute und intelligente Witz, sondern auch in einigen seiner Essays, wenngleich dann versteckter, da der lange Monolog Keyserling an keiner Stelle liegt:

> Die Psychologie hat unsere Seele und unser Ich wegerklärt […doch] das Ich spürt sehr deutlich, ob es gut und bequem wohnt oder ob es schlecht und unbehaglich untergebracht ist.[77]

Und wenn Keyserling trocken konstatiert »Der Deutsche kann im allgemeinen recht viel Häßlichkeit in seiner Umgebung ertragen«,[78] hört man schon einen anderen Schriftsteller (mit gleichfalls baltischem Hintergrund): »Dich will ich loben Häßliches, / Du hast so was Verläßliches. […] Das Schöne gibt uns Grund zur Trauer / Das Häßliche erfreut durch Dauer.«[79]

73 Wilhelm Dilthey, Das Erlebnis und die Dichtung – Lessing, Goethe, Novalis, Hölderlin [1905], Göttingen [16]1985, S. 139.

74 Kurt Tucholsky, Der Darmstädter Armleuchter [1928], in: ders., Gesammelte Werke. Bd. 2. 1925–1928, hg. v. Mary Gerold-Tucholsky u. Fritz J. Raddatz, Reinbek b. Hamburg 1960, S. 1146.

75 v. Taube, Baltischer Adel/Buch der Keyserlinge (wie Anm. 9), S. 61.

76 Franz Blei, Erzählung eines Lebens, Leipzig 1930, S. 362.

77 Eduard von Keyserling, Zur Psychologie des Komforts, in: Die Neue Rundschau 16 (1905), zitiert nach ders., Ausgewählte Werke, hg. v. Rainer Gruenter. Frankfurt a. M. 1973, S. 553.

78 Eduard von Keyserling, Psychologie des Komforts (wie Anm. 77), S. 560.

79 Robert Gernhardt, Nachdem er durch Metzingen gegangen war [1987], in: ders., Gedichte 1954–1994, Zürich 1996, S. 283.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Es sind nicht nur Stimmung und Ironie, die Keyserlings »Werk vor dem Abgleiten ins Schwüle, Sentimentale oder gar Geschmacklose« bewahren.[80] Wir finden in ihm nicht minder die ausgelassene Gedankenschärfe des Kabaretts, der die erzählerischen Tableaus unter der Hand zu Sketchen geraten, in denen der Witz vor allem im Dialog funkelt und die es erlaubt, das »Problem der trivialen oder gar kitschigen Passagen in den Werken Keyserlings«[81] auch als belustigte Darstellung eines überlegenen »Ironikers« und »Skeptikers«[82] zu nehmen. Daß Keyserling für die »Elf Scharfrichter« »echtes und bestes Kabarett«[83] schrieb, wirkt im gängigen Keyserling-Bild geradezu als merkwürdiger Zufall. Dabei haben alle Erzählungen Keyserlings eine gemeinsame komische Note: Denn obgleich ihre erkenntnisreichen Formeln weniger am Ende als gegen Mitte der Handlung stehen – ergibt sich aus ihnen nichts mehr. Die Menschen sind allesamt, »Gott das Gerede [.,.] die Tertianer der Weltgeschichte«,[84] und die eigentliche Frage lautet – im fiktiven Familiendrama wie in der Revolution von 1905 – halb erstaunt und halb sarkastisch: »Sehen geschichtliche Ereignisse aus der Nähe immer so grotesk aus?«[85] »So sieht also Weltgeschichte aus der Nähe aus; man sieht nichts«,[86] wird es wenig später bei Robert Musil heißen. Keyserlings Textwelt kennt zwar noch keine »Parallelaktionen«, doch können wir die »altadelige[n] Rezept[e]« (BM, 34) einer abgeklärten Wiederholung des Bewährten, eines Lebens, das selbst noch seine Konflikte in einer letztlich banalen Generationenabfolge immer aufs Neue wiederholt,[87] auch als satirische

80 So Baumann, Keyserling/Erzählungen (wie Anm. 19), S. 86f.

81 Knapp, Keyserling/Ausschnittsthematik (wie Anm. 29), S. 162.

82 Korfiz Holm, Eduard von Keyserling, in: ders., Farbiger Abglanz, München 1947, S. 149f.

83 Peter Sprengel, Fin de Siècle, selbstironisch – Zur Wiederentdeckung von Keyserlings verschollenem Einakter »Die schwarze Flasche«, in: Eduard von Keyserling: Die schwarze Flasche – Drama in einem Aufzug [1902], Berlin 1990, S. 30.

84 Eduard von Keyserling an Hermann von Keyserling, 1906 [?], zitiert nach: Radecke, Keyserling/Briefe (wie Anm. 20), S. 177.

85 Eduard von Keyserling an Hermann von Keyserling, 24.01.06 [?], zitiert nach: ebd., S. 174.

86 Robert Musil, Das hilflose Europa oder Reise vom Hundertsten ins Tausendste [1922], in: ders., Gesammelte Werke in neun Bänden, hg. v. Adolf Frisé. Bd. 8: Essays und Reden. Reinbek b. Hamburg 1978, S. 1076.

87 Vgl. v. Ungern-Sternberg, Keyserling/Kunstwerdung eines feudalen Heimatmilieus? (wie Anm. 7),

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Glosse auf Schopenhauers tiefschürfendes Diktum lesen, »daß es nämlich für uns keinen wirksamern Trost giebt, als die volle Gewißheit der unabänderlichen Notwendigkeit«[88] oder auf Nietzsches kolossale Worte einer »Ewigen Wiederkehr«: Der große Pessimist ist bereits in Keyserlings Debütroman bis zum Ladenschwengel Toddel (RH, 232) heruntergekommen, während Keyserling den anderen Säulenheiligen der modernen Kunst in seinen Briefen gerne dadurch ironisiert, daß er ihn auf alltäglichste Verrichtungen bezieht:

> Für die Mittagstille in Nietsches [sic] Sinn ist es bei Dir wol [sic] noch zu früh somit die große Frühstückspause, wie man in der Landwirtschaft sagt, Brotzeit.[89]

Keyserling setzt in seinem Werk so manchen ironischen Kontrapunkt zur großspurigen literarischen Mode seiner Zeit, daß das »Ewigkeitsschicksal der Menschen immer ein größeres Thema als das zerebral bewußte Schicksal einer Epoche«[90] sei. Seine auf das Einfache, ja geradezu Oberflächliche konzentrierte, bewußt durchschnittliche Erzählanordnung ist einer davon.

5.

In Keyserlings künstlerischer Welt ist es dabei noch nicht so, daß sich »im Abstrakten […] heute das Wesentlichere [ereignet], und das Belanglosere im Wirklichen.«[91] Sein Erzählansatz spürt eher den Details hinterher; er zielt weniger auf Erkenntnis (die in seinen Geschichten ja zu nichts führt) als auf eine transparente Wiedergabe eines Geschehens, das scheinbar unaufhaltsam seinen Gang geht – allem besseren Wissen zum Trotz. »Das ist es, was die Kunst von der Wissenschaft unterscheidet, daß sie

88 Arthur Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung [1819/1844], in: ders., Werke in fünf Bänden. hg. v. Ludger Lütkehaus. Bd. 1. Zürich 1988, S. 400.

89 Eduard von Keyserling an Hermann von Keyserling, 19. 10. 1908, zitiert nach: Radecke, Keyserling/Briefe (wie Anm. 20), S. 180. Die Schreibfehler und die schiefe Grammatik sind wohl durch die Erblindung Keyserlings zu erklären.

90 Gerhart Hauptmann, Kunst und Wissenschaft [1912], in: ders., Sämtliche Werke, hg. von Hans-Egon Hass. Bd. 6, Berlin 1963, S. 698.

91 Robert Musil, Der Mann ohne Eigenschaften [1930 ff.], in: ders., Gesammelte Werke (wie Anm. 86) S. 69.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

nicht nur erkennt, sondern daß sie auch gestaltet, wie die Natur selber«[92] in einer »Synthese von Idee und Erscheinung in der Form«,[93] die das Kunstwerk Keyserlings Neffen Hermann zufolge bildet, der hier nur eine seinerzeit gängige Vorstellung notiert. Auf für Eduard Keyserling, der in seinen Essays ohne zu zögern die Vokabel »Dichter« gebraucht, ist das Kunstwerk – wie die Liebe, jene »treibende Kraft des gesellschaftlichen Lebens«[94] – etwas Unbedingtes von einem absoluten Mehrwert:

> Das Kunstwerk verlangt, daß der Beschauer seinem Leben entsage, um ganz das Leben des Kunstwerkes in sich aufzunehmen.[95]

Der »Adelswinkel« (AH, 488) seiner Erzählungen zeichnet insofern nicht einfach nur den Kreislauf und Leerlauf im Dasein einer Kaste, sondern viel mehr: ein umfassendes Bild des Lebens und erhebt – obwohl oder gerade weil »die ›weite Welt‹ […] aus den adligen Enklaven herausgedrängt«[96] ist – den Anspruch exemplarischer Totalität. Keyserlings Erzählansatz »isoliert seinen Gegenstand aus dem realen Lebenszusammenhang und gibt ihm Totalität in sich selber [, so] daß der Zusammenhang des Leben selbst und sein Sinn aus ihm herausleuchtet«.[97] Keyserlings Romane und Erzählungen sind weit mehr als feinsinnig gearbeitete Gesellschaftsbilder: Sie stellen sich auf eine Augenhöhe mit der Literaturtheorie ihrer Zeit.

In der auch ihm eigenen »Vertiefung des psychologischen Verfahrens und alles beachtende[n] Genauigkeit in der Schilderung«[98] und seinem zurückhaltenden, an einen objektivierenden Augenzeugen gemahnenden Schreibstil steht Keyserling dabei dem Naturalismus nahe, von dem ihn abzurücken man sich angewöhnt hat. »Dichtung ist Subjekt *und* Objekt, und der größte Dichter muß beides vereinigen«,[99] heißt es bei den Gebrü-

92 Heinrich Hart, Die realistische Bewegung (wie Anm. 64), S. 121.

93 Graf Hermann Keyserling, Das Gefüge der Welt – Versuch einer kritischen Philosophie [1905], Darmstadt ³1922, S. 310.

94 Vgl. Eduard von Keyserling, Über die Liebe, in: Die Neue Rundschau 18 (1907) S. 135.

95 Eduard von Keyserling, Psychologie des Komforts (wie Anm. 77), S. 558.

96 Sturies, Keyserling/Intimität und Öffentlichkeit (wie Anm. 62), S. 22.

97 Dilthey, Das Erlebnis und die Dichtung (wie Anm. 73), S. 139.

98 H. Hart, Die realistische Bewegung (wie Anm. 64), S. 125.

99 Julius Hart, Phantasie und Wirklichkeit – Eine Betrachtung auf Grund des Voß'schen Romans ›Daniel der Konvertit‹ [1889], in: Naturalismus (wie Anm. 64), S. 131.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

dern Hart und bei Keyserling: »Der Künstler objektiviert in seiner Kunst seine Subjektivität.«[100] Sofern man den Naturalismus begreift als eine »Grenzposition, die zwar fast alle bedeutenden Schriftsteller vor 1900 irgendwann einmal eingenommen oder gestreift haben, die jedoch keine eigentliche ›Epoche‹ gebildet hat«,[101] nimmt Keyserlings Erzählansatz von hier dauerhaft seinen Ausgangspunkt – und zwar als eine »Besinnung des Idealismus auf die verlorenen Mittel«,[102] die sich nicht unberechtigt in einer späten Nachfolge der deutschen Klassik wähnen durfte: »Die Wirklichkeit gestalten, heißt aber nicht sie nachzuahmen; die Poesie thut mehr, sie erhebt die Wirklichkeit zur Wahrheit.«[103] Diese literarische Tradition wird in Keyserlings kurz vor der Weimarer Republik erschienenen Büchern noch einmal erzählerisch faßbar und von ihm selbst so formuliert: »Kunst gibt Lebenswerte, gibt ein Mehr von Leben, dessen Wirkung stärker und tiefer ist, als ein Erlebnis der Wirklichkeit.«[104]

In seinem »aristokratische[n] Naturalismus« (wie man nicht einmal unpassend, wenn auch mehr mit Blick auf seine Stoffe formuliert hat)[105] ist Keyserling kein Avantgardist. Er schreibt ›sociale Romane‹, naturalistische Dramen als die Flut solcher Bücher und der sie begleitenden Debatten längst verebbt ist. Er gehört nicht zu den »Zufrühgekommene[n]«,[106] sondern vielmehr – wie vor ihm z. B. Eichendorff, Stifter, Mörike oder auch Grillparzer – zu jenen Spätgeborenen, deren mit dem nötigen Abstand geschriebenes Werk eine Epoche abrundet: nicht als epigonaler Ausklang, sondern als ihr undogmatischer Übergang in eine längst begonnene andere Phase der Literaturgeschichte, welche sich gegen frühere Einseitigkeiten wendet. Die Vorstellung, daß Literatur »das

100 Eduard von Keyserling, Kommende Kunst (wie Anm. 54), S. 131.

101 Dieter Borchmeyer, Der Naturalismus und seine Ausläufer, in: Geschichte der deutschen Literatur vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, hg. v. Viktor Zmegac. Bd. 2.1. Königstein i. Ts. 1980, S. 158.

102 Hermann Bahr, Die Überwindung des Naturalismus, Dresden-Leipzig 1891, S. 156.

103 H. Hart, Die realistische Bewegung (wie Anm. 64), S. 121.

104 Eduard von Keyserling, Die kulturellen Werte des Theaters, in: Nord und Süd 32 (1908) S. 446f.

105 Bartels, Deutsche Dichtung der Gegenwart (wie Anm. 60), S. 364. In nachgeschobenen Ergänzungen späterer Auflagen wird Keyserling jedoch unter »Moderne Verfallstalente« subsumiert, vgl. S. 426.

106 Rainer Maria Rilke. Über Kunst [1898/99], zitiert nach: Theorie des literarischen Jugendstils, hg. v. Jürg Mathes. Stuttgart 1984, S. 84.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

restlose Ergebnis gewisser Factoren, einer äußern Veranlassung und einer innern Disposition«[107] bieten könnte, übersah nämlich u. a. jenes Irrationale und auch Komische im Leben, das Keyserlings Erzählungen eben auch gestalten:

> Es wäre ja überhaupt schlimm, wenn wir nicht hin und wieder bereit wären unlogisch zu sein. (BH, 311) […] mit dem Denken kommen wir da wohl nicht heran. (Du, 237)

Mit dieser Haltung einer entspannten Eleganz auf der Höhe seiner Zeit und einer »Heiterkeit […], die nur aus Überlegenheit und Größe kommen konnte«,[108] paßte Keyserling in das Programm des Fischer-Verlages, der seinen Aufstieg im Abstieg des dogmatischen Naturalismus nahm und in dessen Katalog Keyserling bislang eher wie eine Randfigur erscheinen mußte. Doch seine »Psychologie des Komforts« ist in manchen Zügen eben auch ein Pastiche auf Zola (dessen Übersetzungen gleichfalls bei Fischer erschienen) und zugleich die lässigere, humorvolle und letztlich konsequente Fortschreibung von dessen Absicht einer »Bestimmung der Umstände, die zur Manifestation dieser Erscheinung notwendig sind«.[109] Keyserling ist es als Autor – was man gerne überliest – um die *Psychologie* des Komforts zu tun, nicht um das Komfortable. Für Keyserling ist unsere Umgebung unser Umgang miteinander – nicht ein uns prägendes Milieu.

6.

Der im Fortgang von Keyserlings Œuvre zu beobachtende Rückgang von individuellem Milieu und erzählerischer Anschaulichkeit bedeutet jedoch weder eine vermeintliche Ichauflösung in »eine vorübergehende Verbindung von wechselnden Elementen«,[110] noch einen Rückzug in ästhetische Provinzen, in denen man sich »bemüht, nicht zu sich selber

[107] Wilhelm Bölsche, Die naturwissenschaftlichen Grundlagen der Poesie – Prolegomena einer realistischen Aesthetik, Leipzig 1887, S. 34f.

[108] Thoma, Erinnerungen (wie Anm. 35), S. 136.

[109] Emile Zola, Der Experimentalroman – Eine Studie [dt. 1904], in: Naturalismus (wie Anm. 64), S. 88.

[110] Ernst Mach, Analyse der Empfindungen und das Verhältnis des Physischen zum Psychischen [1886], Jena ^{6}1911, S. 290f.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

zu kommen«,[111] wie man sie dem ›Impressionisten‹ oder ›Aristokraten‹ Keyserling unterstellen mag.[112] Es ist vielmehr eine Bewegung vom ›socialen Roman‹ hin zum Sozialen schlechthin: dem Menschen an sich. Daß Keyserling seine Stoffe zunehmend »entmaterialisiert«,[113] wurde bezeichnenderweise schon von jenen Zeitgenossen bemerkt, die Keyserling darin vielleicht nicht an der Spitze ihrer neuen expressionistischen Bewegung, aber einen zu ihren eigenen Absichten durchaus parallelen Ansatz verfolgen sahen, sein »Handwerkszeug so meisterlich beherrschend, daß er es fast nicht mehr gebrauchte«:

> Zeitfragen waren nur Stoff und Vorwurf, der so unwesentlich ihm war wie irgendeinem. Zum Schluß sah er nur noch Menschen.[114]

In seinem zurückgenommenen Erzählansatz, dessen Aufmerksamkeit sich zunehmend auf den Dialog konzentrierte, gilt in der Tat auch für Keyserling wie für den expressionistischen Künstler: »Er sieht nicht, er schaut. Er schildert nicht, er erlebt. Er gibt nicht wieder, er gestaltet. Er nimmt nicht, er sucht. […] Die Tatsachen haben Bedeutung nur so weit, als, durch sie hindurchgreifend, die Hand des Künstlers nach dem faßt, was hinter ihnen steht.«[115] Auch Keyserlings Werk bezeichnet insofern eine *Gegen*bewegung zu einer Literatur, in der »man […] nicht mehr den Menschen an und für sich […], sondern […] in ihm den Vertreter seines Berufes, den Träger seiner Rolle, seiner Kleidung« erblickt.[116] Alles Akzidentielle drängt Keyserling zunehmend in einen Hintergrund, den man assoziieren mag, der jedoch selbst erzählerisch nicht wirksam wird. Vielmehr ironisiert Keyserling die »englischen Erzähler […die] in ihren Büchern immer wieder viele Seiten der Beschreibung des englischen Tages [widmen,] von dem Morgenbade und den Schinkenschnitten des ersten Frühstücks an, bis zu dem Diener, der abends die Kerzen

111 Schulz, Keyserling/Ästhetische Existenz (wie Anm. 35), S. 52.

112 Vgl. v. Ungern-Sternberg, Keyserling/Kunstwerdung eines feudalen Heimatmilieus? (wie Anm. 7).

113 Feuchtwanger, Eduard von Keyserling (wie Anm. 57), S. 438.

114 Edschmid, Graf Keyserling (wie Anm. 31), S. 39, 40.

115 Kasimir Edschmid, Über den dichterischen Expressionismus [1918], in: Theorie des Expressionismus, hg. von Otto F. Best. Stuttgart 1982, S. 57.

116 Max Kretzer, Objektivität und Subjektivität in der Dichtung [1889], in: Naturalismus (wie Anm. 64), S. 114.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

hereinbringt, mit denen die Hausgenossen ihre Zimmer aufsuchen.«[117] Keyserlings Milieu beschreibt keine bestimmte soziale Schicht (dafür bleibt seine erzählte Welt zu fragmentarisch), sein Milieu ist die Gesellschaft an sich: das Gesellschaftliche. Dementsprechend unfaßlicher und abstrakter wird Keyserlings Darstellung – indem er sich zunehmend auf das scheinbar Belanglose konzentriert (weshalb man ihn als Erzähler mitunter etwas leicht nimmt): Dialoge und Gesten, Mimik, Provokationen, Ausreden überlagern gestalterisch die faktische (nacherzählbare) Geschehnisabfolge, ja bilden sogar die eigentliche Handlung.

Es ist dabei weniger »die Relativierung der äußeren fiktionalen Welt zugunsten der Darstellung des Innenlebens des Protagonisten«,[118] auch nicht so sehr die »psychologische Sensibilität des Autors und seine Fähigkeit, Strukturen des Unbewußten in poetische Bilder zu verwandeln«,[119] zu beobachten. Das psychologische Können Keyserlings wird nicht an bezeichnenden Gesten oder differenzierten Empfindungen sichtbar, in feinsinniger Innenschau oder überraschendem Erleben. Es ist alles ganz durchschnittlich, vieles unerheblich, was passiert – nicht aber, *wie* es passiert: Keyserling läßt seine Erzählungen überhaupt erst *zwischen* den Menschen und in ihren gegenseitigen Reaktionen entstehen, so daß kaum mehr festzustellen ist, von woher Beobachtungen, Ironie, Wertungen im einzelnen ihren Ausgang nehmen. Was wir lesen, sind gegenseitige Wahrnehmungen von Aktion und Reaktion; die erzählerische Instanz öffnet sich in ihren planvollen Arrangements zu einem selbstregulierenden Aktionsraum von Verhaltensmustern. Die Konvention – das ›Auge der Gesellschaft‹ – entspricht dem Blick des Erzählers. Ob für ihre Umwelt Nicky das »Schulbeispiel einer glücklichen Ehe« (Ni, 694) verkörpert, oder »es […] allgemein bemerkt [wurde], daß seine Frau während der Predigt weinte« (We, 410) oder man aufsieht »da fährt der Baron Rast wieder nach Dumala« (Du, 255) – wichtige Einzeltatsachen der Handlung werden eher beobachtet oder es wird »auf den benachbarten Gütern eifrig darüber geflüstert« (AH, 490), denn einfach hingeschrieben. Insofern schreibt Keyserling Gesellschaftsromane im übertragenen

[117] Eduard von Keyserling, Psychologie des Komforts (wie Anm. 77), S. 562.
[118] Gutmann, Keyserling/ erzählte Welt (wie Anm. 58), S. 86.
[119] Knapp, Keyserling/Ausschnittsthematik (wie Anm. 29), S. 152.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Sinne: Romane des menschlichen Miteinanders mit all seinen Zwängen und Rücksichten – wie sie jedes Land und jede soziale Gruppe auf je andere Weise formt, die also stets nur einen relativen Sinn, aber doch diesen begrenzten Wert besitzen. Die Soldaten-Kerska findet nichts dabei, daß sich die Männer auf einer Hochzeit gegenseitig vermöbeln, im Gegenteil: »Alles war gewesen, wie es auf einer Hochzeit sein muß« (SK, 16).[120] »Hier haben wir unsere Gesetze« (AH, 521), betont am anderen Ende der sozialen Skala die Baronesse Arabella und impliziert damit auch: Anderswo mag es anders sein – und letztlich doch genauso.

»Die bisherige Lehre vom Milieu war für den Durchschnittsmenschen geschaffen«,[121] könnten manche seiner ›angry young men‹ ausrufen – und sie repräsentieren damit zugleich jenen Zweig der zeitgenössischen ästhetischen Debatte samt dem zugehörigen Lebensgefühl, den Keyserling (wenn auch nicht ohne Sympathie) ironisiert: »Zarathustra hielt es auf die Dauer auch nicht allein mit seinen Tieren aus.«[122] Der Mensch ist für diesen »baltische[n] Grafensohn [, der] von frühster Jugend an nicht nur mit Plato und Aristoteles, sondern auch mit Pferden, Kühen und Schweinen, mit Wald und Acker, mit Knechten und Mägdchen Verkehr gepflogen« hatte,[123] vor allem eins: ein ζῷον πολιτικόν. Das vor allem von seinen jüngeren Figuren erträumte und auch »oft so bezeichnete ›Leben‹ schlechthin«[124] gibt es nicht, und entsprechend ziellos bleiben ihre zwischenzeitlichen oder schließlichen Ausbrüche aus der Gegenwart. Der Jungdiplomat Achaz findet es »gerade in seinem Berufe […] wichtig, einmal wieder ganz zur Natur zurückzukehren, denn Diplomatie sei das Gegenteil von Natur« (Fei, 893). Doch der Mensch ist nun einmal kein Naturwesen. Zur menschlichen Natur gehört von vornherein das gestaltende und verhandelnde, kollektive Miteinander. Die Konvention erschöpft sich daher nicht einfach im Konventionellen (zu dem sie werden kann), sondern sie bildet gleichsam einen Urvertrag des Menschen,

120 SK: Eduard von Keyserling, Die Soldaten-Kersta – Studie, erstmals in: Neue Deutsche Rundschau 12 (1901), zitiert nach: Romane und Erzählungen (wie Anm. 1).

121 Curt Grottewitz, Die Überwindung des Milieu, in: Das Magazin für Litteratur 60 (1891) S. 455ff.

122 Eduard von Keyserling an Hermann von Keyserling, 13. August 1907, zitiert nach: Radecke, Keyserling/Briefe (wie Anm. 20), S. 178.

123 Halbe, Jahrhundertwende (wie Anm. 16), S. 322.

124 Sturies, Keyserling/Intimität und Öffentlichkeit (wie Anm. 62), S. 11.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

der ihn vom primitiveren Tier unterscheidet. »Jedes Tier geht durch die Welt und fragt beständig die Gegenstände, auf die es stößt: ›Bist du für mich, oder gegen mich?‹«[125] Einer so einfachen Welt setzt Keyserling den menschlichen »Lebenskommunismus«[126] gegenüber: »Ja, ja, was Leben betrifft, bin ich Kommunist, ich leugne das Privateigentum« (We, 389).

> Gestalten und Dinge […] stehen nicht mehr fest und in sich geschlossen nebeneinander. Ihr Wesen wird gebildet aus dem, was sie von ihrer Umgebung empfangen und an ihre Umgebung abgeben.[127]

Keyserlings gelungenstes durchgängiges Symbol hierfür – eingehender noch als die alten Wälder rings um seine Gutshäuser – sind die »Wellen« des Meeres: »Es war, als ließen sich die einzelnen Wellenstimmen unterscheiden, wie sie einander riefen und sich in das Wort fielen« (We, 372); »im Meer steckt eben auch unter dem Durchsichtigen und Grünen etwas, das lebt und sich bewegt, und das ist eben das Meer« (We, 398). Das Leben ist ein Miteinander, ein Auf und Ab vieler kleiner endlicher Wellen, kein Ozean der Möglichkeiten mit weit offenem Horizont. »Nur wenn das Leben uns wie die Welle im Seebad hochhebt, dann ist es des Lebens wert« (Fei, 881f), geben sich zwar manche seiner Figuren überzeugt. Doch Keyserlings Romane erzählen dergleichen gleichsam mit doppelten Boden und feiner Ironie: Daß es sozusagen definitionsgemäß auch die Zeit des »Wellentals« (We, 474) geben muß, brauchen sie nicht hinzuzufügen. Damit nehmen sie in gewisser Weise Walter Benjamins Argwohn vorweg, daß im Jugendstil »das alte Bürgertum das Vorgefühl der eignen Schwäche tarnt, indem es kosmisch in alle Sphären schwärmt und zukunftstrunken die ›Jugend‹ als Beschwörungswort mißbraucht«.[128] Und vielleicht zielen sie sogar mit einer kleinen Referenz auf »Wahnmoching«,[129] jenes »betörende[] Schwabing, der fröhlichen

125 Eduard von Keyserling, Psychologie des Komforts (wie Anm. 77), S. 554.

126 Eduard von Keyserling, Über den Haß (wie Anm. 46), S. 133.

127 Eduard von Keyserling, Die Schwind-Ausstellung in München, in: Kunst und Künstler 2 (1904) S. 298. Keyserling führt mithin eine seinerzeit gängige künstlerische Anschauung auf ihren möglichen sozialen Gehalt zurück.

128 Walter Benjamin, Rückblick auf Stefan George [1933], in: ders., Gesammelte Schriften, Bd. 3. hg. v. Hella Tiedemann-Bartels. Frankfurt a. M. 1972, S. 392–399.

129 So Franziska von Reventlows wunderbarer Name für das Schwabing der Jahrhundertwende. vgl. Franziska von Reventlow, Herrn Dames Aufzeichnungen oder Begebenheiten

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Verkörperung überschäumender Jugend«,[130] aus dessen Treiben sich der ehemals »sehr unternehmungslustig[e][131] Keyserling, der »zu einem Mythos der Schwabinger Boheme«[132] geworden war, ab 1907, »als es mit der Gesundheit reißend abwärts ging«, ganz in seinen »Grafenstuhl«[133] in Max Halbes Wohnung in der Wilhelmstraße zurückzog.

7.

Eduard v. Keyserlings Werk erscheint nämlich geradezu als die erzählerische Exploration von Beschränktheit und Folgen von Hermann Keyserlings ebenso kühnem wie beschränktem Diktum »mein Ich ist mir Außenwelt«.[134] »Ich habe einen Neffen, der steht vor sich selbst wie ein Kind vor einem brennenden Weihnachtsbaum«,[135] soll Eduard Keyserling in seiner typischen Art dazu bemerkt haben. Wenn auch nur relativ, sind die Umstände doch zu beachtender Anhaltspunkt, wollen wir nicht anderen in die Quere kommen: »Grenzen sind heilige Sachen, ein Besitzer muß seine Grenzen kennen« (AH, 509), da hat der alte Baron Warthe gar nicht so unrecht. Auch wenn wir hoffen mögen, »äußere Grenzen beschränken überhaupt nicht innerlich«, haben wir uns doch mit der »ungeheure[n] Macht des Milieus«[136] zu arrangieren. Die »Zufälligkeiten

aus einem merkwürdigen Stadtteil, München 1913. Reventlows Lektor war Korfiz Holm. Vgl. Anm. 39.

130 Johannes von Günther, Ein Leben im Ostwind [1969], zitiert nach: Ludwig Hollweck, Deutsch-Balten in München – Ein Stück Münchner Kulturgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, München 1974, S. 13. Der in Kurland geborene Johannes von Günther (1886–1973) traf 1905 in München ein und stand zeitweise in Beziehung zum weiteren Umkreis von Franziska von Reventlow.

131 Halbe, Jahrhundertwende (wie Anm. 16), S. 325.

132 Walter Schmitz, Der Ostseeraum – Literarische Modelle einer Kulturlanschaft vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Zweifachkurseinheit der FernUniverisität Hagen, FernUniversität Hagen 2002, S. 85.

133 Halbe, Jahrhundertwende (wie Anm. 16), S. 324.

134 Graf Hermann Keyserling, Das Reisetagebuch eines Philosophen [1918], Stuttgart – Berlin ^{8}1932, S. 19 (Kolumnentitel).

135 Eduard von Keyserling über Hermann Keyserling. Überliefert durch Otto Freiherr von Taube, Nachwort, in: Eduard von Keyserling, Schwüle Tage und andere Erzählungen, Zürich 1954, S. 325.

136 H. v. Keyserling, Reisetagebuch (wie Anm. 134), S. 140 und 33.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

von Zeit und Raum«[137] sind bei Eduard von Keyserling in anderer Weise zufällig, als sein Neffe Hermann es sich denken mag: Sie sind letztlich beliebig. Daß in letzter Konsequenz der kürzeste Weg zu sich selbst schon einmal um die Welt herumführen mag,[138] ist nicht nur das Motto des reisenden Neffen, sondern auch eine gängige Struktur des klassischen deutschen Entwicklungs- und Bildungsromans. Doch Eduard von Keyserling kennt eine ironische Abkürzung: die Erkenntnis, daß die Welt in dem ihr eigenen Gegen- und Miteinander von »Dauerndem« und »Vorübergehendem« (z. B. BH, 323; AH, 594) sich unablässig um sich selbst dreht. Er ist ein vergangenheitsorientierter Autor, insofern er von der Zukunft – von Zufälligkeiten abgesehen – das alte Spiel erwartet. An neuen Ideen oder besserer Einsicht mangelt es nicht, doch wir bremsen uns gegenseitig, wie aufmerksame Skeptiker stets anmerkten:

> Die Eingießung des Lebens in den Menschen ist gleichsam der Stoß, der sie in Bewegung setzt, die immer würkende Friktion reizt ihn zur Ruhe. Daher entsteht der Hang zum Läppischen. Obgleich dem Menschen das Denken so natürlich ist als dem Ochsen das Wiederkäuen, so hat er sich nunmehr ein Geschäfte daraus gemacht. Das Gute wird dem Menschen schwer.[139]

Bei allen Anstrengungen bleiben die Menschen nun einmal »die Tertianer der Weltgeschichte«.[140] Der geniale Satiriker Lichtenberg, den man bei Keyserling üblicherweise nicht assoziieren möchte, hat auch direkt Eingang in seine Romane gefunden:

> »Lichtenberg erzählt einmal«, begann der Doktor, »von einem Traum. Er steht auf einem Marktplatze und sieht zwei Männern zu, die ein Spiel spielen mit Würfeln, glaube ich. Nachdem er eine Weile mit Interesse zugesehen hatte, fragte er einen der Männer: ›Was kann man bei diesem Spiele gewinnen?‹ ›Nichts‹, antwortete der Mann. ›Was kann man verlieren?‹ fragte er gleich weiter. ›Nichts‹, antwortete der Mann. Und dieses Spiel schien mir ein sehr wichtiges Spiel«, endet der Bericht. (AS, 643)

Dies ist nicht einfach ein Symbol für aristokratisches Nichtstun aus dem »reichhaltigen Fundus einer auf Selbstgenuß abzielenden Lebensorna-

137 Ebd., S. 17.

138 Ebd., S. 3 (Motto).

139 Georg Christoph Lichtenberg, Sudelbuch D 160 [c. 1773], in: ders., Schriften und Briefe, hg. v. Wolfgang Promies. Bd. 1. München 1968, S. 254.

140 Eduard von Keyserling an Hermann von Keyserling, 1906 [?], zitiert nach Radecke: Keyserling/Briefe (wie Anm. 20), S. 177.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

mentierung«,[141] vielmehr eine Parabel auf das menschliche Leben. Doch die mögliche Sinnlosigkeit menschlichen Tuns tritt bei Keyserling selten offen und brutal zutage. Sie wird abgefedert durch einen teils ironischen, teils nachsichtigen Humor, der auch in diesem Fall gleich in die Aufgaben des Alltags überleitet: »Schön, nur glaube ich, daß der Professor Lichtenberg, als er von diesem Traum erwachte, einen Augenblick etwas ärgerlich, etwas geschämt darüber gewesen ist, daß er das Traumspiel so wichtig genommen hatte. Übrigens, Kutscher, halten Sie an« (AS, 643f.). Vor die barocke Eitelkeit der Welt legt sich der Anspruch des einzelnen Lebens –

> gleich, ob es ein König oder ein armes Mädchen ist; nur ein Menschenleben – wirkliches Leben – muß es sein – »ein lebender Hund ist besser als ein toter Löwe«, sagt der Prediger Salomo. (RH, 9)

– auf sein kleines Glück, »seine guten Stunden […] und seine friedlichen Altersgedanken und manche kleine Lebensfreude« (AH, 509), wie sie Fastrade selbst einem alten Gaul zugesteht. »Das Leben ist nu mal schwer« (SK, 24), bemerkt Kersta, doch am Ende »kam vielleicht auch für sie ein bißchen gute Zeit« (SK, 28), »und mit wie geringen Mitteln baute das Leben oft solch ein Glück auf« (AS, 597). »Es ist ein fatales Gefühl, wenn es uns plötzlich klar wird, daß, was wir treiben, keinen Zweck hat. […] Was ich tue, hat vielleicht keinen Zweck, aber ich bin zufrieden« (Fei, 870), sagt Buchow in Keyserlings letztem Werk. Es ist dies wohl eher eine humane als eine konservative Haltung, mehr eine abgeklärte denn eine oberflächliche Erfahrung. Denn Keyserlings (letztlich auch politisch zu nehmender) »Lebenskommunismus« läßt selbst »Mädchenträume« (AH, 532) einer belächelten »Mädchenphantasie« (Fü, 839) –

> In den Schlössern unseres Landadels wuchsen noch, unter feiner berechneter Obhut, solche Mädchen von wunderbar naiver Reinheit heran. Das Gute und Schöne erwarteten sie von dem Leben, wie das Selbstverständliche, und Günther erschien Beate als dieses Schöne und Gute. (BM, 34)

– als nachvollziehbare Utopie gelten: als berechtigter Lebenszweck, den andere erfüllen sollten.

141 Schulz, Keyserling/Ästhetische Existenz (wie Anm. 55), S. 47.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

> Wir sitzen da in den Ministerien und Gesandtschaften, treiben hohe Politik, schließen Verträge und Bündnisse, eigentlich nur, damit solche friedliche [sic] Menschen friedlich ihr Leben betreiben können, damit die kleinen Mädchen ungestört zur Schule gehen, damit Frau Weidemann ihren Teppich klopfen kann und die Gärtnerstöchter ihre Erbsenstangen stecken. Das ist die Hauptsache, darauf kommt es an, wenn das nicht mehr geht, dann ist es faul mit einem Staat (Fei, 895f.).

Eine solche, beinahe sozialdemokratisch anmutende Auffassung, die man gerne auf Keyserlings Frühwerk beschränkt und die manch anderem deutschen Gesellschaftsroman abgeht und viele naturalistische Novellen nicht so auf den Punkt bringen, entspricht der patriarchalischen Weltsicht von Achaz' gutsbesitzendem Bruder: »Es waren seine Geschöpfe, er hatte ihnen das Land bereitet, damit sie es gut haben; jetzt wogten sie lustvoll und freuten sich des Lebens« (Fei, 901). Keyserling zeigt eine (keineswegs krisenfreie oder ungestörte) Funktions- und Verantwortungsgesellschaft, deren möglicherweise schlicht anmutendes Ziel darin besteht, »etwas gemütlich und glücklich zu sein« (AH, 504), – und zugleich, warum wir es von Generation zu Generation immer wieder neu verfehlen: durch unser menschliches, allzumenschliches Miteinander.

Die Forderung indessen bleibt bestehen. Auch in dieser Hinsicht hat Keyserling noch lange nach seinem Frühwerk soziale Romane geschrieben, die auf ihre eigene, andere Weise »die Bedeutung des Lebens an dem Stoff der Begebenheiten zur Darstellung […] bringen.«[142] Man mag dies persönlichen Sympathien für die Sozialdemokratie zuschreiben, wie sie in der »Dritten Stiege« gesucht wurden; man kann es aber auch einfach im von Keyserling so gern zitierten Prediger Salomo finden.[143] Bei Keyserling jedenfalls – Nietzsche hat er nun einmal gelesen – haben es

[142] Dilthey, Das Erlebnis und die Dichtung (wie Anm. 73), S. 284.

[143] Auch von hier gesehen, sollte man die gängige Interpretation einer ästhetischen Existenz im Werke Keyserlings überprüfen. »So geh hin und iß dein Brot mit Freuden, trink deinen Wein mit gutem Mut; denn dies dein Tun hat Gott schon längst gefallen. Laß deine Kleider immer weiß sein und laß deinem Haupte Salbe nicht mangeln. Genieße das Leben mit deinem Weibe, das du liebhast, solange du das eitle Leben hast, das dir Gott unter der Sonne gegeben hat; denn das ist dein Teil am Leben und bei deiner Mühe, mit der du dich mühst unter der Sonne. Alles, was dir vor die Hände kommt, es zu tun mit deiner Kraft, das tu; denn bei den Toten, zu denen du fährst, gibt es weder Tun noch Denken, weder Erkenntnis noch Weisheit.« (Der Prediger Salomo [Das Buch Kohelet], IX, 7–10; Luther-Übersetzung, 1906). v. Ungern-Sternberg, Keyserling/Kunstwerdung eines feudalen Heimatmilieus? (wie Anm. 7).

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

die Menschen untereinander (und nicht jeder für sich) abzumachen. »Die leidenschaftliche Liebe für diese wunderliche und wundervolle Erde, für dieses wahngepeitschte, blutig irrende, qualvoll büßende, nur einmal zu lebende Leben steigt wie ein feuriger Springbrunnen aus allen diesen Meisterwerken seiner Spätzeit. Sie hat auch den Menschen bis zu den letzten Minuten seines bewußten Lebens nicht verlassen wollen.«[144]

144 Halbe, Jahrhundertwende (wie Anm. 16), S. 323.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Axel Hecker

Das Loch der Zeit
Über Franz Kafkas »Ein Landarzt«

Definitiv entzieht sich das Sein.
Zeit ist der Name für diesen Entzug […]
Jean-François Lyotard:
Streifzüge. Gesetz, Form, Ereignis.

Die Zeit, die sich das Dasein läßt,
hat […] gleichsam Löcher.
Martin Heidegger: Sein und Zeit.[1]

Frank Kafkas Erzählung »Ein Landarzt« stellt eine besondere Herausforderung für Literaturwissenschaft und Germanistik dar, da sie – mehr als die meisten anderen Erzählungen aus seiner Hand – durch das Hermetische der Komposition und den surrealen Charakter der Handlung sich üblichen Deutungsmustern weitgehend entzieht. Im Rahmen dieses Jahrbuchs hat Thorsten Valk eine Deutung vorgelegt, die im »Landarzt« einen »Subjektzerfall« dargestellt sieht und diesen als Negation messianischer Dichtertheologie interpretiert.[2] Mit »Subjektzerfall« ist zweifellos eine wesentliche Sinnschicht dieses Textes angesprochen. Anders als Valk intendiert die vorliegende Studie jedoch weniger die Einordnung in einen bestimmten geistesgeschichtlichen Kontext (Säkularisation, Dichtermythos), sondern versucht, den gedanklichen Gehalt dieser Erzählung herauszuarbeiten, also das, was der historischen Verallgemeinerung widersteht und ihre Besonderheit ausmacht – in den Worten von Roland Barthes: ihre »Kraft […], Fragen an die Welt zu stellen«.[3]

[1] Jean-François Lyotard, Streifzüge. Gesetz, Form Ereignis, hg. von Peter Engelmann, Wien 1989, S. 25; Martin Heidegger, Sein und Zeit, Tübingen 1979, S. 409.

[2] Thorsten Valk, »Und heilt er nicht, so tötet ihn!« – Subjektzerfall und Dichtertheologie in Kafkas Erzählung »Ein Landarzt«, in: HJb 11 (2003), Freiburg im Breisgau, S. 351–373.

[3] Roland Barthes, Literatur oder Geschichte, Frankfurt a. M. 1969. Die vorliegende Studie setzt eine Reihe von Interpretationen fort, die unter dem Titel »An den Rändern des Lesbaren« erschienen sind (Axel Hecker, An den Rändern des Lesbaren. Dekonstruktive Lektüren zu Franz Kafka: »Die Verwandlung«, »In der Strafkolonie« und »Das Urteil«, Wien 1998).

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Franz Kafkas Erzählung »Ein Landarzt«[4] handelt vom Ich. »Ich« ist das häufigste Wort dieses Textes.[5] Dieses »Ich«, in dem erzählendes Ich und erzähltes Ich zusammenfallen – Konvention der Ich-Erzählung –, dominiert in einem mehr als formalen Sinne. Zwar werden äußere Begebenheiten geschildert – eine »dringende Reise« zu einem Kranken, zu der der Landarzt in stürmischer Nacht aufbricht. Aber diese äußeren Begebenheiten und Vorgänge liegen wie eingebettet in den Strom eines Erlebens und Mitgerissen-Werdens, das sie wie bloße Partikel auf der Bildfläche einer vorherrschenden Innenwelt erscheinen läßt.

Dazu paßt der häufig bemerkte *Traumcharakter*, den das Geschehen an vielen Stellen zeigt: das unwahrscheinliche Auftreten eines Pferdeknechts, der die dringend benötigten Pferde aus einem jahrelang nicht benutzten Schweinestall zieht; die von dem Zauberwort »Munter!« ausgelöste, nicht zu bremsende, anscheinend keine Zeit benötigende und von einem »zu allen Sinnen gleichmäßig dringenden Sausen« begleitete Fahrt des Arztes zum Patienten; die aus dem Nirgendwo – »auf den Fußspitzen, mit ausgestreckten Armen balancierend« – auftauchenden Dorfältesten, die mit dem Arzt eine an magische Praktiken erinnernde Therapie ins Werk setzen, gegen die er sich nicht wehren kann; schließlich die apokalyptische Schlußvision einer unendlichen Fahrt durch die »Schneewüste« der Wirklichkeit.

Auch wenn man die merkwürdige Geschichte des Landarztes nicht buchstäblich als Traumgebilde liest, sondern als ein mehr oder weniger reales Geschehen, das eine mißglückende Heilung und eine mißglükkende Heimfahrt zeigt, bleibt auffällig, in welchem Maße Wirkliches ständig überlagert wird von Reflexionen und Assoziationen, die sich an eine nicht mehr erreichbare Vergangenheit oder an eine traumatisch antizipierte Zukunft richten, statt sich dem Hier und Jetzt der andrängenden Gegenwart zu stellen:

[4] »Ein Landarzt« wird zitiert nach: Franz Kafka, Kritische Ausgabe der Schriften, Tagebücher und Briefe (künftig: KKA). Drucke zu Lebzeiten, hg. von Hans-Gerd Koch, Wolf Kittler und Gerhard Neumann, Frankfurt a. M. 1994 (dort: S. 252–261). Auf Seitenangaben wird wegen der Kürze des Textes verzichtet. Kursive Hervorhebungen in Kafka-Zitaten A. H.

[5] Gefolgt von »die«, »und« und »der«: 89 mal »ich«, 60 mal »die«, 55 mal »und«, 53 mal »der«.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

[…] Jetzt erst fällt mir wieder Rosa ein; was tue ich, wie rette ich sie, wie ziehe ich sie unter diesem Pferdeknecht hervor, zehn Meilen von ihr entfernt, unbeherrschbare Pferde vor meinem Wagen? […] Noch für Rosa muß ich sorgen, dann mag der Junge recht haben und auch ich will sterben. Was tue ich hier in diesem endlosen Winter! […] man hat mich wieder einmal unnötig bemüht, daran bin ich gewöhnt, mit Hilfe meiner Nachtglocke martert mich der ganze Bezirk, aber daß ich diesmal auch noch Rosa hingeben mußte, dieses schöne Mädchen, das jahrelang, von mir kaum beachtet, in meinem Hause lebte – dieses Opfer ist zu groß […] ich habe mich nicht angeboten; verbraucht ihr mich zu heiligen Zwecken, lasse ich auch das mit mir geschehen; was will ich Besseres, alter Landarzt, meines Dienstmädchens beraubt! […]

Der Text des »Landarztes« quillt fast über von solchen Tiraden und Klagereden. Es ist wie wenn »Realität« – ein Junge benötigt medizinischen Beistand – von diesem Landarzt kaum wahrgenommen würde, wie wenn Wirkliches immer nur als Anlaß genommen würde, in irgendein Imaginäres abzugleiten, das mitunter fast pathologisch wirkt.[6]

Wie ist diese Überlagerung der Außenwelt durch eine unmäßig sich ausweitende Innenwelt zu verstehen? Handelt es sich dabei bloß um einen fehlorientierten, irregeleiteten oder sonstwie symptomatischen psychischen Prozeß, den man nach Maßgabe eines bestimmten Wissens aufklären und vielleicht kurieren kann, indem man sich gewissermaßen zum Arzt des Arztes macht, wie dies in vielen vorliegenden Interpretationen geschieht?[7] Im folgenden soll deutlich werden, wie wenig eine

[6] Es gibt eine Interpretation des »Landarztes«, die auf dieser These beruht: es handele sich um bloße Hirngespinste eines Wahnsinnigen, der das Geschehen weitgehend nur phantasiert (vgl. Maria Mißlbeck, Franz Kafka: Ein Landarzt. Noch ein Deutungsversuch, in: Der Deutschunterricht 10, 1958, S. 36–46). Diese Lektüre reduziert den Text auf ein psychiatrisches Protokoll; bemerkenswert für die extreme Darstellungsart des »Landarztes« ist immerhin, daß der Text so gelesen werden konnte.

[7] Vorherrschende Interpretationsrichtung ist die psychoanalytische: Der Pferdeknecht als Repräsentant der »unteren Triebkräfte«, der die heimlichen sexuellen Wünsche des Landarztes bezüglich seines Dienstmädchens Rosa zum Ausdruck bringe – mit allem theoretischen Gepäck, das solchem Begehren von einer sich fortschrittlich gebärdenden Analyse gern aufgeladen wird: Ödipus, Kastration etc. Deutlichstes Beispiel ist die Arbeit von Hiebel (vgl. Hans Helmut Hiebel, Franz Kafka: Ein Landarzt, München 1984, bes. S. 21–33); weitere Beispiele: Richard H. Lawson, Kafka's »Der Landarzt«, in: Monatshefte für Deutschen Unterricht, Deutsche Sprache und Literatur 49, 1957, S. 265–271; Herman Salinger, More Light on Kafka's »Landarzt«, in: Monatshefte für Deutschen Unterricht, Deutsche Sprache und Literatur 53, 1961, S. 97–104; Keith Leopold, Eric L. Marson, Kafka, Freud, and »Ein

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

solche rationalisierende Sichtweise geeignet ist, die auffälligen Irrwege des vorliegenden Textes transparent zu machen, da sie an einem Wissen und einer Normalität orientiert wäre, die vielmehr in Frage steht. Es geht

Landarzt«, in: German Quarterly 37, 1964, S. 146–160.; Kurt J. Fickert, Fatal Knowledge: Kafka's »Ein Landarzt«, in: Monatshefte für Deutschen Unterricht, Deutsche Sprache und Literatur 66, 1974, S. 381–386; Edward Timms, Kafka's Expanded Metaphors: a Freudian Approach to »Ein Landarzt«, in: Paths and Labyrinths. Nine Papers read at the Franz Kafka Symposium held at the Institue of Germanic Studies on 20 and 21 October 1983, hg. von Joseph Peter Stern und John J. White, London 1985; Josef Vogl, Ort der Gewalt. Kafkas literarische Ethik, München 1990, S. 120–131; Detlef Kremer, Ein Landarzt, in: Interpretationen. Franz Kafka. Romane und Erzählungen, hg. von Michael Müller Stuttgart 1994, S. 197–214; Holger Rudloff, Franz Kafkas ›Arme-Seelen-Sagen‹. Anmerkungen zur Textzusammenstellung Ein Landarzt. Kleine Erzählungen, in: WW 48, 1998, S. 31–53.

Im vorliegenden Zusammenhang interessiert die Vergewaltigung des Dienstmädchens unter dem Aspekt von Gewalt und Ausgeliefert-Sein. Für eine Interpretation dieser Passage als Ausdruck von sexuellen Wünschen und Triebkräften gibt der Text des »Landarztes« wenig Anhaltspunkte.

Den psychoanalytischen Interpretationen stehen andere gegenüber, die erklärtermaßen weltanschaulich: humanistisch, theologisch oder politisch motiviert sind. Paul Konrad Kurz beschreibt die Wunde des Jungen als »Existenzwunde« und das Schicksal des Landarztes als »verhängte Existenz« (vgl. Paul Konrad Kurz, Verhängte Existenz. Franz Kafkas Erzählung »Ein Landarzt«, in: Stimmen der Zeit 177, 1966, S. 432–450); Ewald Rösch hebt die Todesproblematik hervor (Ewald Rösch, Getrübte Erkenntnis. Bemerkungen zu Franz Kafkas Erzählung »Ein Landarzt«, in: Dialog. Festgabe für Josef Kunz, hg. von Rainer Schönhaar, Berlin 1973, S. 205–243; weitere Beispiele, mit Varianten in der weltanschaulichen Orientierung: Clemens Heselhaus, Kafkas Erzählformen, in: DVjs 26, 1952, S. 354–360; Wilhelm Emrich, Franz Kafka, Bonn/Frankfurt a. M. 1970, S. 129–137; William M. White, A Reexamination of Kafka's »The Country Doctor« as Moral Allegory, in: Studies in Short Fiction 3, 1966, S. 345–347; Peter U. Beicken, Franz Kafka. Eine kritische Einführung in die Forschung, Frankfurt a. M. 1974, S. 293–302; Gerhard Kurz, Traum-Schrecken. Kafkas literarische Existenzanalyse, Stuttgart 1980, S. 120–127; Gregory B. Triffitt, Kafka's »Landarzt« Collection. Rhetoric and Interpretation, Frankfurt a. M. u. a. 1985, S. 129–138; Wiebrecht Ries, Franz Kafka. Eine Einführung, Zürich/München 1987, S. 66–76; Paul Heller, Franz Kafka. Wissenschaft und Wissenschaftskritik, Tübingen 1989, S. 92–102).

Problematisch an solchen Interpretationen ist, daß ihre Aussagen trotz Plausibilität in manchem Detail wie Schablonen wirken, fertige Bedeutungen, die ihrerseits nicht weiter erläuterungsbedürftig scheinen. Etwa wenn von »Existenznot«, »Schuld«, »Erbsünde« und dergleichen die Rede ist: Begriffe, deren Evidenz man glauben kann – oder auch nicht. Mit solchen Bedeutungen fängt aber die Arbeit der Interpretation erst an, die das Nicht-Beliebige: das *Zwingende der Konstruktion* zu ermessen hat. Diese Arbeit kann – so die Annahme der vorliegenden Studie – nicht anders als *dekonstruktiv* sein: keine »Bedeutung« als etwas letztes nehmen, ihre Bruchlinien nach außen kehren und deren *unlogische Logik* analysieren (siehe dazu Hecker, An den Rändern des Lesbaren [Anm. 3], bes. S. 11f. u. S. 157–161).

Treffende Bemerkungen zum Verhältnis von »Rationalität« und »Irrationalität« enthält

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

nicht darum, den offenkundigen Abweichungen, die das Ich des Landarztes zeigt, den Weg zurückzuweisen in die Bahnen einer Allgemeinheit, die schließlich alles erklärt und richtig stellt, sondern darum zu zeigen, inwiefern das Ich, das im vorliegenden Text eine so beunruhigend dominante Rolle spielt, selber als eine *ursprüngliche Abweichung* zu betrachten ist: Abweichung, die »von Anfang an« besteht – ohne Möglichkeit der Zurückführung auf einen Ausgangspunkt, wo alle auftretenden Probleme unter dem Dach und Fach einer Totalität zu subsumieren wären.

Die vorliegende Studie besteht aus drei Abschnitten. Der erste Abschnitt »Die Durchlöcherung des Wissens« handelt vom Verhältnis von »Realität« und »Irrealität«; Ziel dieses Abschnitts ist zu zeigen, worin der eindringliche *Traumcharakter* der Erzählung besteht und wie er zustande kommt. Der zweite Abschnitt »Die Explosion des Rahmens« handelt von der auffälligen, auffällig entstellten Erzählstruktur des »Landarztes«; es geht dabei insbesondere um die Bearbeitung der *Zeit*. Der dritte Abschnitt »Die Abweichung des Ich« schließlich behandelt die zugrundeliegende Problematik der vorliegenden Erzählung: die Frage, ob und wie ein Ich zur *Darstellung* gebracht werden kann. Jeder Abschnitt bildet in gewissem Maße eine eigene Interpretation. Aber erst im dritten Abschnitt wird deutlich, wie die in den beiden anderen Abschnitten herausgearbeiteten Motive zusammenhängen. Der Text des »Landarztes« entwickelt eine *Dekonstruktion der Kategorien,* in denen ein »Ich« Gegenstand einer Darstellung: einer Erzählung werden kann.

Die Durchlöcherung des Wissens

In dem nächtlichen Zwiegespräch gegen Ende der Erzählung erklärt der Landarzt dem Jungen, sein Fehler sei, daß er keinen »Überblick« habe. Er selber sei »schon in allen Krankenstuben, weit und breit, gewesen«

die Arbeit von Hans P. Guth (Hans P. Guth, Symbol and Contextual Restraint: Kafka's Country Doctor, in: PMLA 80, 1965, S. 427–431). Eine ausgezeichnete Beschreibung der auffälligen Tempuswechsel des Landarztes liefert Dorrit Cohn (Dorrit Cohn, Kafka's Eternal Present. Narrative Tense in »Ein Landarzt« and Other First-Person Stories, Publications of the Modern Language Association (PMLA) 83, 1968, S. 144–150).

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

und, so kann man schließen, hat folglich »Überblick«. Dieser Anspruch kehrt auch an anderen Stellen der Erzählung wieder. Als die Dorfältesten sich des Landarztes bemächtigen, ihn entkleiden und zu der Wunde des Jungen legen mit der von einem Schulchor intonierten Behauptung, so würde er heilen, scheint dies den Landarzt selbst kaum weiter zu tangieren:

> Dann bin ich entkleidet und sehe, die Finger im Barte, mit geneigtem Kopf die Leute ruhig an. Ich bin durchaus gefaßt und allen überlegen und bleibe es auch, trotzdem es mir nichts hilft […]

Trotz seiner hilflosen Lage, die er als solche klar registriert (»trotzdem es mir nichts hilft«), bleibt der Landarzt »ruhig«, »durchaus gefaßt und allen überlegen«. Der Landarzt beschreibt seine Einstellung zu den Vorgängen um ihn herum, wie wenn er durch nichts angefochten werden könnte: Was immer geschieht, selbst wenn es sich dabei um lebensbedrohliche Dinge handelt – seine Ruhe, seine Überlegenheit und sein Überblick scheinen sich nicht davon beeinträchtigen zu lassen.[8]

Diese Selbstbeschreibung steht in auffälligem Gegensatz zu dem, was man sonst von ihm erfährt. Nach der ersten Attacke des Pferdeknechts gegen das Dienstmädchen sieht man den Landarzt erst unbeherrscht mit der Peitsche drohen, dann in plötzlicher Demut sich eines anderen besinnen, nämlich die wahrlich viehische Attacke wie einen bloßen Fauxpas behandeln, den man unter außergewöhnlichen Umständen wohl akzeptieren muß. Jedenfalls läßt der Landarzt nichts von der Geradlinigkeit eines Menschen erkennen, der in schwierigen Lagen wohlüberlegt zu reagieren weiß. Ähnlich seine Vergeblichkeitstiraden, die den Krankenbesuch ständig begleiten und ihn mehr mit sich selbst als mit dem Patienten beschäftigt zeigen. Einmal scheint er sich nur mühsam zurückhalten zu können, um auf die Familie des Patienten, der er die Schuld an der Preisgabe seines Dienstmädchens gibt, nicht »loszufahren«, und muß sich die Dinge »mit Spitzfindigkeiten aushilfsweise in [s]einem Kopf irgendwie zurechtlegen«.

[8] In den vorliegenden Interpretationen ist dieses Moment oft registriert worden: als »stoische«, »märtyrerhafte« Grundhaltung des Landarztes (siehe z. B. Salinger, More Light on Kafka's »Landarzt« [Anm. 7], S. 101).

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Die zuletzt zitierte Stelle belegt, in welchem Maße der »Überblick«, den der Landarzt für sich in Anspruch nimmt, durchweg etwas Aufgesetztes hat, etwas »mit Spitzfindigkeiten aushilfsweise […] irgendwie [Z]urecht[ge]leg[tes]«: eine *Prätention*, die gegenüber einer ständig andrängenden Wirklichkeit nur mühsam aufrechterhalten werden kann. Im folgenden soll deutlich werden, wie der Anspruch des Landarztes, »Überblick« zu haben, die einzige für die Deutung des Geschehens maßgebliche Instanz zu sein, obwohl dieser Anspruch eine formale Implikation der Ich-Erzählung bildet, durch das tatsächliche Geschehen ständig durchlöchert wird, so daß die Sicht des Landarztes am Ende vollkommen desavouiert erscheint.

Um »Überblick« zu haben, muß man weit oben sein: eine Art *Logenplatz* innehaben, von dem aus Reales wie eine Fläche sich überschauen läßt. Diese Fläche muß in die Breite gehen, zu allen Seiten hin offen sein, so daß der Überblick keine erkennbare Grenze hat. Sofern es sich dabei speziell um den Überblick handelt, den ein Arzt von den Dingen haben kann, sollte dieser »schon in allen Krankenstuben, weit und breit, gewesen« sein, so daß eine *Totalsicht* dieser Dinge möglich wird.

Eine solche Totalsicht scheint der Landarzt vor Augen zu haben, wenn er anfangs die Gründe für die »Verlegenheit«, in der er sich befindet, folgendermaßen wiedergibt:

> Ich war in großer Verlegenheit: eine dringende Reise stand mir bevor; ein Schwerkranker wartete auf mich in einem zehn Meilen entfernten Dorfe; starkes Schneegestöber füllte den weiten Raum zwischen mir und ihm; einen Wagen hatte ich, leicht, großräderig, ganz wie er für unsere Landstraßen taugt; in den Pelz gepackt, die Instrumententasche in der Hand, stand ich reisefertig schon auf dem Hofe; aber das Pferd fehlte, das Pferd.

Diese Beschreibung liefert ein genaues Protokoll der Situation: Ein Arzt muß dringend zu einem Kranken; trotz widriger Umstände (»Schneegestöber«) sind alle Voraussetzungen gegeben; nur »das Pferd fehlte, das Pferd« – die Wiederholung verleiht der Genauigkeit des Protokolls einen emphatischen Grundton, ohne ihr zu widersprechen. Es läßt sich klar benennen, was geschehen muß, damit die »dringende Reise« stattfinden kann. Obendrein scheint der Landarzt den »weiten Raum« zwischen ihm und dem Patienten wie von oben zu betrachten: Nicht »es herrschte starkes Schneegestöber«, sondern »starkes Schneegestöber

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

füllte den weiten Raum zwischen mir und ihm« – als ob von einem Blickpunkt gesprochen würde, der den ganzen Raum umfaßt, so daß eine Totalansicht entsteht.

Da das Bemühen des Dienstmädchens, Ersatz für das fehlende Pferd zu besorgen, keinen Erfolg hat, bleibt »keine Möglichkeit«:

> […] es war aussichtslos, ich wußte es, und immer mehr vom Schnee überhäuft, immer unbeweglicher werdend, stand ich zwecklos da. Am Tor erschien das Mädchen, allein, schwenkte die Laterne; natürlich, wer leiht jetzt sein Pferd her zu solcher Fahrt?

Die Situation erscheint vollkommen *determiniert*: Niemand leiht sein Pferd zu »solcher Fahrt«, das ist »natürlich«, man kann es im voraus wissen (»ich wußte es«), die Wirklichkeit scheint nicht die geringste Lücke aufzuweisen, in der eine »Möglichkeit« zu finden ist. Das Bild gefriert buchstäblich in der Starre des »immer mehr vom Schnee überhäuft[en], immer unbeweglicher werdend[en]« Landarztes.

Doch der Landarzt irrt. Hinter der »brüchige[n] Tür« des jahrelang nicht benutzten Schweinestalls, an die er zufällig in seiner Zerstreutheit stößt, verbirgt sich ein *Loch,* das eben die so dringend benötigten Pferde enthält, die man unwahrscheinlich dem »Türloch« entsteigen sieht: »mächtige flankenstarke Tiere«, die sich »nur durch die Kraft der Wendungen ihres Rumpfes aus dem Türloch« schieben. »Man weiß nicht, was für Dinge man im eigenen Hause vorrätig hat«, sagt das Dienstmädchen dazu. Das Bild einer geschlossenen Wirklichkeit, bei der man genau weiß, was »im eigenen Hause vorrätig« ist, bei der man über alles gedanklich genauestens verfügt, wird plötzlich mit einer *Öffnung* konfrontiert, in der sich etwas zeigt, das man nicht weiß, das im geschlossenen Bild eines vollständigen Wissens nicht »vorrätig« ist. Arzt und Dienstmädchen scheinen dieser Öffnung keine besondere Bedeutung beizumessen, da sie eben die dringend benötigten Pferde hervorbringt, und beide lachen.

Aber das Lachen vergeht, neue Öffnungen entstehen. Unvermutet sieht das Dienstmädchen sich einer viehischen Attacke des Pferdeknechts ausgesetzt: »rot eingedrückt sind zwei Zahnreihen in des Mädchens Wange«. Fortan scheint es keinen Schutz mehr zu geben vor neuen Öffnungen, die in die wohldefinierte Abgeschlossenheit eines Hauses geschlagen werden:

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

»Nein«, schreit Rosa und läuft im richtigen Vorgefühl der Unabwendbarkeit ihres Schicksals ins Haus; ich höre die Türkette klirren, die sie vorlegt; ich höre das Schloß einspringen; ich sehe, wie sie überdies im Flur und weiterjagend durch die Zimmer alle Lichter verlöscht, um sich unauffindbar zu machen.

Der Pferdeknecht wird alle Riegel öffnen. Das ist im voraus bekannt, der Text sagt nicht nur, daß das Dienstmädchen ein »Vorgefühl der Unabwendbarkeit ihres Schicksals« *hat,* sondern auch, daß dieses Vorgefühl »richtig« ist. Auch hier der beschriebene Effekt, daß die Flucht des Dienstmädchens nicht von einer beschränkten Beobachtungsposition gesehen wird – ein realistischer Beobachter würde von draußen kaum mehr als eine huschende Bewegung und das Verlöschen der Lichter wahrnehmen können –, sondern wie von einem Kameraauge, das jederzeit überall sein und alle Details registrieren kann (»ich sehe, wie sie überdies im Flur und weiterjagend […]«). Aber Gegenstand solchen Überblicks ist nicht mehr die plane Fläche einer determinierten Welt, sondern die unaufhaltsame Vermehrung der Löcher: der diabolische Pferdeknecht wird zuverlässig auch die letzten Hindernisse schleifen.

Beim Patienten angekommen, erklärt der Landarzt ihn nach flüchtiger Untersuchung für gesund:

[…] ich […] lege […] den Kopf an die Brust des Jungen, der unter meinem nassen Bart erschauert. Es bestätigt sich, was ich weiß: der Junge ist gesund, ein wenig schlecht durchblutet, von der sorgenden Mutter mit Kaffee durchtränkt, aber gesund und am besten mit einem Stoß aus dem Bett zu treiben. Ich bin kein Weltverbesserer und lasse ihn liegen.

Der Landarzt weiß von vornherein, daß der Junge gesund ist (»Es bestätigt sich, was ich weiß […]«). Das Bild eines totalen, das Reale von vornherein umfassenden Wissens bleibt trotz der durch den Pferdeknecht geschlagenen Löcher anscheinend intakt. Der Körper des Patienten wird wie ein äußeres, dem sezierenden Blick des Arztes vollkommen transparentes Objekt beschrieben (»ein wenig schlecht durchblutet […] mit Kaffee durchtränkt«). Die Familie des Jungen erscheint wie dummes »Volk«, das die Lehre des wissenden Mediziners infolge dumpfer Vorurteile »nicht glauben« will:

Sie wissen nichts davon, und wenn sie es wüßten, würden sie es nicht glauben. Rezepte schreiben ist leicht, aber im übrigen sich mit den Leuten verständigen, ist schwer […] Als ich aber meine Handtasche schließe und nach

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

> meinem Pelz winke, die Familie beisammensteht, der Vater schnuppernd über dem Rumglas in seiner Hand, die Mutter, von mir wahrscheinlich enttäuscht – ja, was erwartet denn das Volk? – tränenvoll in die Lippen beißend […]

Trotz ihrer unverhohlenen Arroganz scheint die Haltung des Wissenschaftlers, der im Gegensatz zum rührseligen »Volk« eine genaue Kenntnis von den Dingen hat, das Feld vollkommen zu beherrschen.

Aber dann unterliegt die Situation erneut einer traumatischen Wendung. Der mit »Als ich aber meine Handtasche schließe« beginnende Satz fährt fort:

> […] und die Schwester ein schwer blutiges Handtuch schwenkend, bin ich irgendwie bereit, unter Umständen zuzugeben, daß der Junge doch vielleicht krank ist […] nun finde ich: ja, der Junge ist krank. In seiner rechten Seite, in der Hüftengegend hat sich eine handtellergroße Wunde aufgetan. Rosa, in vielen Schattierungen, dunkel in der Tiefe, hellwerdend zu den Rändern, zartkörnig, mit ungleichmäßig sich aufsammelndem Blut, offen wie ein Bergwerk obertags.

In der planen Fläche der bekannten Wirklichkeit entsteht erneut ein *Loch,* »offen wie ein Bergwerk obertags«. In auffällig geschraubten Worten (»irgendwie bereit, unter Umständen zuzugeben […] vielleicht krank«) räumt der Mediziner ein, sich eventuell geirrt zu haben. Die zitierte Wendung erinnert an Floskeln verknöcherter Hofdiplomatie, wo der Hinweis auf Tatsachen eine unverzeihliche Unschicklichkeit darstellen kann. Die Überlegenheit des Wissenschaftlers bricht zusammen angesichts der Tatsache, daß das dumme Volk Beweisstücke von der Massivität eines »schwer blutige[n] Handtuch[s]« beibringen muß, um den Arzt dazu zu bewegen, den sich darbietenden enormen Sachverhalt zur Kenntnis zu nehmen.

Aber den Landarzt scheint auch das kaum anzufechten. »Armer Junge, dir ist nicht zu helfen. Ich habe deine große Wunde aufgefunden […]«, erklärt er anschließend, den wirklichen Verlauf merklich korrigierend. Man hat den Eindruck: Diesen Landarzt wirft nichts aus der Bahn, was sein Vertrauen in sein jeweiliges Bild von den Dingen angeht. Der »Überblick«, den er für sich in Anspruch nimmt, ist jederzeit nichts anderes als eine Prätention, die dem Realen übergestülpt wird.[9]

[9] Dazu treffend Hans P. Guth, Symbol and Contextual Restraint [Anm. 7], S. 428: »Each

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Diesem Realitätsverlust entspricht eine auffällige Abwesenheit und Selbstversunkenheit. Den »verwirrten Reden« der Familie des Jungen kann der Landarzt nichts entnehmen; nachdem die Schwester ihm einen Stuhl für seine Instrumententasche bereitgestellt hat, hantiert er umständlich mit einer Pinzette, obwohl diese gar nicht benötigt wird, um dabei in ein längeres Selbstgespräch zu verfallen, das von seiner eigenen Situation und seinen Sorgen handelt. Seine Umgebung scheint er nur schattenhaft wahrzunehmen, wie Statisten, die ihm irgend etwas zuflüstern (»[…] ohne Hemd hebt sich der Junge unter dem Federbett, hängt sich an meinen Hals, flüstert mir ins Ohr: ›Doktor, laß mich sterben.‹ Ich sehe mich um; niemand hat es gehört […]«) oder irgendwelche Pantomimen aufführen:

> […] die Eltern stehen stumm vorgebeugt und erwarten mein Urteil […] der Vater schnuppernd über dem Rumglas in seiner Hand, die Mutter […] tränenvoll in die Lippen beißend […] er [der Junge] lächelt mir entgegen, als brächte ich ihm etwa die allerstärkste Suppe […] Die Familie ist glücklich, sie sieht mich in Tätigkeit; die Schwester sagt's der Mutter, die Mutter dem Vater, der Vater einigen Gästen, die auf den Fußspitzen, mit ausgestreckten Armen balancierend, durch den Mondschein der offenen Tür hereinkommen.

Durch das Pantomimische dieser Beschreibungen wirkt die ganze Szene wie in Unwirklichkeit getaucht, die mit der Ankunft einiger »Gäste«, die im Mondlicht in der Tür erscheinen und »auf den Fußspitzen, mit ausgestreckten Armen balancieren […]«, gänzlich surreal wird. Der Leser fühlt sich geneigt, den Wirklichkeitscharakter der Geschichte nachträglich durchzustreichen und diese wie eine Traumvision zu lesen. Dann bekäme auch die ständige *Durchlöcherung des Wissens*, das der Landarzt von den Dingen zu haben meint, einen neuen Sinn: Es handelte sich dabei vielmehr um einen Alptraum, der einem nach »Wissen« und »Überblick« ringenden Schläfer widerfährt. Das würde auch erklären, weshalb die Beschreibungen des »Landarztes« beständig in überschwengliche, an traumhaftes Erleben erinnernde Totalvisionen verfallen.

Doch so einfach macht es Kafka dem Leser nicht. Nirgends gibt es Indizien, die es erlaubten, das Geschehen eindeutig in der Klammer

irruption of the incongruous is a new challenge to the human genius for putting a rational façade on the irrational, for finding a mental formula for things that are intolerable and yet must be somehow accommodated.«

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

eines Traumes, eines Märchens oder dergleichen zu lesen. Auch offensichtlich unwahrscheinliche Ereignisse wie das Hervorkriechen eines Pferdeknechts aus einem jahrelang nicht benutzten Schweinestall bilden kein solches Indiz, da der Bruch mit gewöhnlicher Kausalität niemals total ist. Beide Lesarten bleiben möglich, »Traumwirklichkeit« und »wirkliche«, nach Maßgabe eines (und sei es vermeintlichen) Wissens verifizierbare Wirklichkeit erscheinen wie ineinander geblendet, so, als ob die Grenze zwischen Phantasie und Wirklichkeit konsequent unscharf gehalten würde, so daß eine eindeutige Entscheidung zwischen beidem unmöglich bleibt.

Der Schluß der Geschichte exponiert diese Doppeldeutigkeit. Im Dialog mit dem Jungen gibt der Landarzt sich wieder ganz als der Überlegene, der in der Lage ist, ratsuchenden Menschen eine Lehre zu erteilen:

> »Junger Freund«, sage ich, »dein Fehler ist: du hast keinen Überblick. Ich, der ich schon in allen Krankenstuben, weit und breit, gewesen bin, sage dir: deine Wunde ist so übel nicht. Im spitzen Winkel mit zwei Hieben der Hacke geschaffen. Viele bieten ihre Seite an und hören kaum die Hacke im Forst, geschweige denn, daß sie ihnen näher kommt.«

Auffällig an dieser Erklärung ist ihre Rätselhaftigkeit. Man kann das kaum wörtlich lesen, weil das, abgesehen von einigen Motiven, die wieder auftauchen – Hacke: Bergwerk; Forst: Welt der Pflanzen, Blume, Rosa, Waldboden, Würmer –, wenig Sinn ergibt. Es ist, als ob der Überblick, den der Arzt für sich in Anspruch nimmt, vollkommen hermetisch würde, sich gleichsam nach außen abdichtete gegen jedes mögliche Verständnis – als Verabsolutierung des schon vorher konstatierten Kommunikationsproblems (»Rezepte schreiben ist leicht, aber im übrigen sich mit den Leuten verständigen, ist schwer«). Trotz seines erklärten Mißtrauens (»mein Vertrauen zu dir ist sehr gering«) und trotz der Rätselhaftigkeit der erteilten Auskunft scheint der Junge bereit, dem Landarzt Glauben zu schenken:

> »Ist es wirklich so oder täuschest du mich im Fieber?« »Es ist wirklich so, nimm das Ehrenwort eines Amtsarztes mit hinüber.«

Der Landarzt beteuert, daß es sich mit der Wunde »wirklich« so verhalte, und gibt darauf sein »Ehrenwort«. Diese Auskunft manifestiert einen deutlichen Wechsel im Ton der Unterhaltung: Während der Landarzt

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

vorher ganz als wissender Mediziner auftritt, der sich zu intellektueller Einsamkeit verurteilt sieht, scheint er nun auffällig interessiert daran, daß seine Botschaft den Adressaten auch erreicht. Sogar sein amtsärztliches »Ehrenwort« gibt er darauf, so als ob diese offiziöse Beglaubigung angesichts fehlender Verständlichkeit eine Art Super-Sinn konstituierte. Mit dieser Verbindung von Unverständlichkeit, Amtsethos und »höherer Bedeutung« reproduziert der Landarzt die Rhetorik offiziöser Geistlichkeit, obwohl er sich erklärterweise gerade für solche Zwecke nicht »verbrauch[en]« lassen will:

> So sind die Leute in meiner Gegend. Immer das Unmögliche vom Arzt verlangen. Den alten Glauben haben sie verloren; der Pfarrer sitzt zu Hause und zerzupft die Meßgewänder, eines nach dem andern; aber der Arzt soll alles leisten mit seiner zarten chirurgischen Hand. Nun, wie es beliebt: ich habe mich nicht angeboten; verbraucht ihr mich zu heiligen Zwecken, lasse ich auch das mit mir geschehen […]

Obwohl der Arzt sich nicht »zu heiligen Zwecken« verbrauchen lassen will, bringt er sich mit seinem zuvor zitierten »Ehrenwort« von sich aus in diese Position. Dazu paßt die märtyrerhafte Art, in der er sich, ohne Widerstand zu leisten, alles gefallen läßt, sowie die Situation des nahen Todes, die dem Zwiegespräch zwischen Arzt und Jungen den Anstrich einer Weihehandlung gibt. Der dem Jungen gegenüber behauptete Überblick gewinnt die Gestalt einer rätselhaften Metaphysik, in der die Übel dieser Welt, zum Beispiel Wunden, im Gegenteil für »so übel nicht« erklärt werden, so, als ob es ein Jenseits gäbe, wo ein universelles Richtigstellen und Zurechtrücken erfolgt.

Der anschließende Rettungsversuch macht die Probe auf die Haltbarkeit dieses neuen Überblicks. Wenn der Arzt recht hätte, wenn die Übel dieser Welt »so übel nicht« wären, wenn diese Umwertung der Werte glaubhaft wäre, dann gäbe es kein wirkliches Problem. »Rettung« wäre einfach; nur notdürftig muß man seine Sachen zusammenraffen, »mit dem Ankleiden« muß man sich »nicht aufhalten«, die »treuen« Pferde stehen schon bereit, um den Landarzt mit einem »Sprung« in die Eigentlichkeit von Heim und Bett zurückzutragen. Doch die Enttäuschung: Die Pferde bringen den Landarzt niemals nach Hause, sondern zwingen ihn in die Bahn einer Durchquerung der leeren Schneewüste ohne Ende.

Unter den gegebenen Vorzeichen gewinnt diese Enttäuschung die Wucht eines Nietzscheanischen Widerrufs. Es gibt kein Jenseits und

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

keine Richtigstellung. Nicht einmal das »bewegliche[…] Gesindel der Patienten« hilft. Es gibt auch keinen Überblick. Der Irrtum eines naiven Vertrauens auf Hilfe ist unermeßlich, wie dies in dem nachhallenden »irrtümliche[n] Gesang der Kinder« – »Freuet Euch, Ihr Patienten, / Der Arzt ist Euch ins Bett gelegt!« – grotesk zum Ausdruck kommt. »Betrogen! Betrogen! Einmal dem Fehlläuten der Nachtglocke gefolgt – es ist niemals gutzumachen.« Der Betrug ist nicht zu beheben; es gibt keine Wahrheit jenseits des Betrugs, wo Überblick und Wissen möglich wären. Der angeblich weltumspannende Überblick des Arztes gerät zur leeren Geste, Prätention eines Sinns, der sich zur Rätselfigur verdichtet – keine Antwort, sondern Frage, ein offenes Problem, gleichsam Öffnung der Welt schlechthin und somit nicht Abschluß, sondern Entgrenzung der Serie der Löcher.

Dieser Lesart kommt eine andere auf halbem Weg entgegen. Wie schon bemerkt, verdichtet sich das auffällige Abgleiten des Geschehens ins Surreale zu einer zweiten Interpretation: als Traum. Nachdem der Arzt von den Dorfältesten ergriffen wird, heißt es:

> Zur Mauer, an die Seite der Wunde legen sie mich. Dann gehen alle aus der Stube; die Tür wird zugemacht; der Gesang verstummt; Wolken treten vor den Mond; warm liegt das Bettzeug um mich; schattenhaft schwanken die Pferdeköpfe in den Fensterlöchern.

Die vorangegangene Eskalation – reißender Aufbruch; Zwiespälte der Vergeblichkeit; durch die aufgetane Wunde ausgelöstes Entsetzen; Ohnmacht des Landarztes – scheint irgendwie zum Stillstand gekommen. Das Getümmel der Leute entfernt sich, »der Gesang verstummt« und macht einer merklichen Ruhe Platz. Die Unnachsichtigkeit und Härte der immer neu aufbrechenden Zwiespälte scheint plötzlich nachzulassen zugunsten einer Art Geborgenheit, die alles umhüllt (»Wolken«, »warm«, »Bettzeug«). Das Sichtbare reduziert sich auf ein »schattenhaft[es] [S]chwanken« von »Pferdeköpfe[n]« in »Fensterlöchern«: *Der Traum beschreibt sich selbst* – als von der Wärme und Weichheit des Bettes umhülltes Dahinfließen »schattenhaft schwanken[der]« Bilder.

Gleich einem Film, der erst reale Geschehnisse zu zeigen scheint, dann aber durch einen Realitätsbruch kenntlich macht, daß alles nur in der Klammer eines Traums oder einer Erinnerung zu sehen war, könnte man meinen, das bisherige Geschehen sei nur die Ausgeburt einer trunken zwischen Schlaf und Wachen pendelnden Imagination. Der Landarzt

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

müßte nur erwachen, und alles wäre gut. Dazu paßt die Aussage des Jungen, der Landarzt komme »nicht auf eigenen Füßen«, sondern sei »auch nur irgendwo abgeschüttelt«. Das Geschehen steht nicht auf eigenen Füßen, sondern wurde – an das bekannte Schlaflied erinnernd – nur wie ein »Träumelein« von einem »Bäumelein« geschüttelt.

Das wäre in der Tat die einfachste Lösung. Es ist nicht einmal notwendig, sich anzukleiden: »[…] mit dem Ankleiden wollte ich mich nicht aufhalten; beeilten sich die Pferde wie auf der Herfahrt, sprang ich ja gewissermaßen aus diesem Bett in meines.« Wenn man über »unirdische« Pferde verfügt, reduziert der »Sprung« zurück ins eigene Bett sich auf ein Nichts: *man braucht nur aufzuwachen*, und alles wäre gut. Aber der Sprung mißlingt: »Betrogen! Betrogen! Einmal dem Fehlläuten der Nachtglocke gefolgt – es ist niemals gutzumachen.« Der Traum, der Betrug kann nicht mehr rückgängig gemacht werden. Die Nachtglocke – Glocke, die die Nacht verschließt und sie bewacht: der Schlaf, der Traum – kündet durch ihr Läuten von einem Fehler, der nicht mehr zu beheben ist.

Aus diesem Traum wird der Landarzt niemals erwachen. Die beiden entgegengesetzten Interpretationen – Desavouierung eines Wissens, Unwirklichkeit des Traums – konvergieren. Es gibt kein Wissen; was wir dafür halten, gerät unentscheidbar in den Sog des Irrealen, so als ob der Gegenstand des Wissens: *Realität selbst ein Traum* wäre. Und der Dämon des Descartes, der dem Ego die Gegenstände seines Cogito in einem universalen Traumkino nur vorspiegelt, bekäme recht.[10]

Zwei Figuren des Wissens werden vorgeführt: die Figur des *Logenplatzes,* wo man von ganz oben, wie von einer gottähnlichen Warte aus alles Wesentliche überschaut, und die Figur des *Hauses*, die einen Innenraum beschreibt, wo alles geordnet ist, wo volle Verfügung über alles herrscht. Beide Figuren, beide Ansprüche zerbrechen. Die angeblich plane Fläche einer überschaubaren Wirklichkeit wird auf Schritt und

[10] »So will ich denn annehmen, […] irgendein böser Geist, der zugleich allmächtig und verschlagen ist, habe all seinen Fleiß daran gewandt, mich zu täuschen; ich will glauben, Himmel, Luft, Erde, Farben, Gestalten, Töne und alle Außendinge seien nichts als das täuschende Spiel von Träumen, durch die er meiner Leichtgläubigkeit Fallen stellt […]«. René Descartes, Meditationen über die Grundlagen der Philosophie, auf Grund der Ausgabe von Artur Buchenau neu hg. von Lüder Gäbe, Hamburg 1960, S. 19f.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Tritt durchlöchert. Das Phantasma eines neutralen Blicks von oben wird buchstäblich reduziert, wo der Landarzt von den Dorfältesten wie ein Objekt »beim Kopf und bei den Füßen« genommen wird, am Ende hilflos und nackt auf einem Pferd sitzend seine ewige Bahn durchzieht. Der Pferdeknecht, von dessen Existenz »im eigenen Hause« weder der Arzt noch das Dienstmädchen etwas wußten, schleift alle Grenzen zwischen »außen« und »innen«, um schließlich im Innersten des Hauses unausgesetzt zu »wüten« – eine Vorstellung, die nicht »auszudenken« ist, wo das Denken aussetzt. Wo der feindliche Pferdeknecht »im eigenen Hause« wütet, ist jedes normale Verhältnis zwischen »innen« und »außen« außer Kraft gesetzt; »innen« und »außen« können nicht mehr klar unterschieden werden, *Realität wird ununterscheidbar* von einem Traum.

Die Explosion des Rahmens

Zu Beginn findet der Landarzt sich »in großer Verlegenheit«. Ein »Schwerkranker« braucht Hilfe, um gerettet zu werden. Solche Hilfe zu leisten gehört zu den Aufgaben eines Arztes, sie bildet den Kern seiner beruflichen Tätigkeit: Merkmal einer wohldefinierten *Praxis*, die nach bestimmten Regeln funktioniert. Nun droht im vorliegenden Fall die dringend notwendige Aktion durch widrige Umstände jedoch sofort zu scheitern: Der Landarzt verfügt über Reisetasche, Pelz und Wagen, »leicht, großräderig, ganz wie er für unsere Landstraßen taugt«, aber »das Pferd fehlte, das Pferd«. So entsteht eine *Diskrepanz*: Einerseits ist genau bekannt, was geschehen muß, damit dem Schwerkranken die notwendige Hilfe zuteil werden kann; anderseits ist klar, daß das, *was geschehen muß, nicht geschehen kann*: »[…] natürlich, wer leiht jetzt sein Pferd her zu solcher Fahrt?«

Die Diskrepanz scheint sich zunächst zu lösen: Ein unerwartet auftretender Pferdeknecht stellt die fehlenden Pferde. Aber die Lösung ist nur vorübergehend. Neue Widrigkeiten, neue Unmöglichkeiten treten auf, bis sie am Ende unüberwindlich werden: »Einmal dem Fehlläuten der Nachtglocke gefolgt – es ist niemals gutzumachen.« Die Geschichte des Landarztes wirkt wie ein allmähliches Hineingleiten in einen Fatalismus, aus dem es am Ende keinen Ausweg mehr zu geben scheint. Wie erreicht die Erzählung diesen Effekt?

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Der »Landarzt« entwickelt eine auffällige Behandlung der Zeit. Die Erzählung beginnt im Präteritum: »Ich *war* in großer Verlegenheit […]« Mit der Attacke des Pferdeknechts gegen das Dienstmädchen springt das Tempus mitten im Satz ins Präsens: »[…] das willige Mädchen *eilte,* dem Knecht das Geschirr des Wagens zu reichen. Doch kaum *war* es bei ihm, *umfaßt* es der Knecht und *schlägt* sein Gesicht an ihres.« Das Präsens bleibt erhalten bis an den Punkt, wo der Dialog zwischen dem Landarzt und dem Jungen beendet ist und der Arzt sich auf eigene Rettung besinnt: »›Junger Freund‹, *sage* ich, ›dein Fehler ist: […]‹ Und er *nahm's* und *wurde* still. Aber jetzt *war* es Zeit, an meine Rettung zu denken.« Im letzten Absatz fällt der Text ins Präsens zurück: »[…] lange *klang* hinter uns der neue, aber irrtümliche Gesang der Kinder […] Niemals *komme* ich so nach Hause; meine blühende Praxis *ist* verloren […]«. Was bedeuten diese Tempuswechsel, was tragen sie zur Semantik der vorliegenden Erzählung bei?

Erzählungen, besonders klassische, haben einen *Rahmen*. Harald Weinrich hat die Funktion des Rahmens dahingehend beschrieben, er führe die »erzählte Welt«, die Gegenstand der Erzählung ist, in die Kommunikationssituation zurück, die dem Erzählen zugrunde liegt. Während die eigentliche Erzählung eine *geschlossene*, mythische, wie von einem gottähnlichen Standpunkt aus betrachtete Welt konstituiere, habe der Rahmen die Aufgabe, diese Hypostase teilweise zurückzunehmen: einen sanften Übergang zu schaffen zur realen Welt, in der Erzähler und Zuhörer/Leser sich in irgendeiner Form begegnen. Weinrich bezeichnet diese letztere als »besprochene Welt«: nicht abgeschlossen wie die Welt der Erzählung, sondern *offene* Wirklichkeit, die auf die Zukunft, ihre Möglichkeiten und Risiken hin gespannt ist.[11]

Der Rahmen hat eine doppelte Funktion. Einerseits dient er dazu, die Abgeschlossenheit, das heißt die *Totalität* der Erzählung zu bestätigen, indem er ihr eine Grenze setzt. Andererseits wird durch diese Grenze ausgedrückt, daß diese Totalität begrenzt ist, daß sie nicht wirklich »das Ganze« ist, daß sie sich vielmehr einem »Als-Ob« verdankt, das keinen vollen Ernst verlangt. Die Kunst der klassischen Erzählung bestand

[11] Vgl. Harald Weinrich, Tempus. Besprochene und erzählte Welt, Stuttgart 1964, bes. S. 21–27, 33–38, 132–142. Zur Bedeutung des Rahmens in Kafkas »Landarzt« treffend Cohn, Kafka's Eternal Present (Anm. 7), bes. S. 146.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

darin, beide Seiten dieser Dialektik möglichst gut aufeinander abzustimmen: eine möglichst uneingeschränkte Totalität zu evozieren, diese Totalität aber zugleich möglichst bruchlos an die reale Welt anzukoppeln, die ihrerseits unter dem göttlichen Blick eines geschlossenen Weltbildes idealiter als Totalität gesehen wurde. Die Dialektik des Rahmens war also immer schon (nicht erst in der »Moderne«) eine Dialektik seines Verschwindens, die dazu diente, den Bruch zwischen der »erzählten« und der »besprochenen Welt« so elegant wie möglich zu überspielen. Die Welt sollte eine einzige sein, sollte in ihrer Gesamtheit so *natürlich* sein, wie die kunstvoll komponierte Totalität der Erzählung es suggeriert. Die klassische Kunst der Erzählung bestand darin, das *Natürliche der Welt* zu bestätigen. In den Worten von Roland Barthes: »Die Erzählvergangenheit ist […] Ausdruck einer Ordnung und infolgedessen einer Euphorie. Dank ihrer ist die Realität weder geheimnisvoll noch absurd; sie ist klar, fast vertraut, in jedem Augenblick zusammengefaßt in der Hand eines Schöpfers […]«[12]

Anders der »Landarzt«. Die Erzählung beginnt mit dem Satz:

> Ich war in großer Verlegenheit: eine dringende Reise stand mir bevor […] aber das Pferd fehlte, das Pferd.

Am Anfang steht die »Verlegenheit«, die Diskrepanz. Die Ursache dieser Diskrepanz ist *schon eingetreten,* wir befinden uns bereits mitten »in Aktion«. Gleichzeitig besteht die Diskrepanz aber gerade darin, daß die Aktion sofort zu scheitern droht, schon beim ersten Schritt wie gelähmt wirkt. Der Landarzt steht schon bereit mit seiner Tasche, wie auf dem Sprung, auf den Startschuß der Erzählung wartend, aber er hat kein Pferd, das Handeln scheint in unüberwindlicher Weise blockiert: »[…] es war aussichtslos, ich wußte es, und immer mehr vom Schnee überhäuft, immer unbeweglicher werdend, stand ich zwecklos da.« Der sich über dem Landarzt häufende Schnee beschreibt eine buchstäbliche Erstarrung, die sich über das Handeln legt, so daß jeder weitere Versuch »aussichtslos« und »zwecklos« erscheint. Das Dienstmädchen ist ausgesandt, Ersatz zu besorgen, aber vergeblich: »Am Tor erschien das Mädchen, allein, schwenkte die Laterne; natürlich, wer leiht jetzt sein Pferd her zu

[12] Roland Barthes, Am Nullpunkt der Literatur, Hamburg 1959, S. 33.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

solcher Fahrt?« Es ist nur »natürlich«, daß niemand sein Pferd zu »solcher Fahrt« leiht. Denn diese »Fahrt« wird *nichts Natürliches* haben, an ihr wird die natürliche Folgerichtigkeit einer Geschichte und einer Fahrt vielmehr zerbrechen. So ist ein Leitmotiv gesetzt: Das Bild der Erstarrung, des Nicht-handeln-Könnens begleitet das Geschehen wie ein Schatten, der sich nicht abschütteln läßt und am Ende die Szene ganz beherrscht.

Die Intensität der einleitenden Sätze entsteht durch die beschriebene Diskrepanz. Das atemlose Stakkato der aufgezählten Sachverhalte – Wagen, Pelz, Instrumententasche –, dazu die Emphase der Wiederholung – »das Pferd fehlte, das Pferd« – unterstreichen eine Grundstimmung, die wenig zu tun hat mit der ruhigen Gelassenheit, die nach Weinrich die geschlossene Welt einer Erzählung charakterisiert. Es ist, als ob das erzählte Ich, statt sich in den wohlabgesteckten Grenzen eines von außen betrachteten Bildes zu halten, von Anfang an dem Leser zu nahe träte – gleichsam drauf und dran, aus dem Text herauszuspringen. Die einleitenden Mitteilungen des Ich-Erzählers halten sich, da die Aktion blockiert ist, da man nicht handeln, sondern nur reflektieren kann, schon *an der Grenze zur besprochenen Welt*.[13]

Doch es kommt Hilfe, von wo sie nicht erwartet wird. Ein Pferdeknecht zieht aus einem jahrelang nicht benutzten Schweinestall, an dessen »brüchige Tür« der Landarzt in seiner Zerstreutheit stößt, die dringend benötigten Pferde hervor. Nicht nur muß der Landarzt nicht »mit Säuen fahren«, »zufällig« handelt es sich dabei um Pferde, »mächtige flankenstarke Tiere«. Freudig wird das Ereignis begrüßt: Landarzt und Dienstmädchen lachen, noch nie ist der Landarzt »mit so schönem Gespann« gefahren, und er »steig[t] fröhlich ein«. Ausgiebig werden die Pferde gewürdigt mit ihrer »Wärme«, ihrer »Kraft« und ihrem »dicht ausdampfende[n] Körper«: Das wunderbare Ereignis wirkt wie eine glückliche *Wiederbelebung* der Handlungswirklichkeit – wie im Märchen, wo gerade dann ein Helfer kommt, wenn der Wunsch danach am größten ist. Und nichts scheint mehr daran zu hindern, daß die Geschichte nun endlich ihren *natürlichen Fortgang* nimmt.

[13] Ihr Allgemeinheitscharakter und ihr Gegenwartsbezug qualifiziert die Reflexion als Mitglied nicht der »erzählten«, sondern der »besprochenen Welt« (vgl. Harald Weinrich, Tempus [Anm. 11], S. 19f. u. 36).

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Doch unmittelbar darauf die Wende: Im Zuge der Vorbereitung des Gespanns fällt der Pferdeknecht plötzlich und unmotiviert über das Dienstmädchen her und hinterläßt die gräßliche Bißwunde an ihrer Wange. Eben in diesem Moment fällt das Tempus ins Präsens, wie um zu markieren: Die Vorstellung eines *natürlichen Fortgangs,* den die Dinge jetzt endlich nehmen, den man beherrschen und auf den man sich verlassen kann – diese Vorstellung ist eine Illusion. Alles ist unsicher geworden; der Landarzt weiß nicht, woher der Fremde kommt, und weiß auch keine rechte Reaktion auf die Attacke. Angesichts des Abgrunds, der sich hier auftut, springt die Ich-Erzählung mit dem Präsens aus der »erzählten Welt« heraus, wie um sich daraus zu flüchten. Eben dies ist das Kennzeichen der »besprochenen Welt«, zu deren Tempussystem das Präsens gehört: Daß die Gewißheit des sicheren Ausgangs, dem man gelassen entgegensehen kann, abhanden kommt, daß Wirklichkeit den Charakter von Gefahr und Risiko erhält, auf die man reagieren muß, statt sie im Vollbewußtsein des sicheren Endes ruhig an sich vorbeiziehen zu lassen.[14]

[14] Viele Interpreten haben dieses Präsens als »historisches Präsens« aufgefaßt, das heißt als rhetorischen Kunstgriff, der der »Vergegenwärtigung« und »Verlebendigung« eines erzählten Geschehens dient (vgl. z. B. Mißlbeck, Franz Kafka: Ein Landarzt [Anm. 6], S. 36; Kurz, Verhängte Existenz [Anm. 7], S. 436; Kremer, Ein Landarzt [Anm. 7], S. 5; dagegen Cohn, Kafka's Eternal Present [Anm. 7], S. 147; Vogl, Ort der Gewalt [Anm. 7], S. 122 f.). Die vorliegende Passage zeigt jedoch, welche wenig gemütlichen Wirkungen von solcher »Lebendigkeit« ausgehen können. Weinrich beschreibt das »historische Präsens« als eine Mixtur von »Erzählen« und »Besprechen«: Der Erzähler einer »spannenden« Geschichte benutze »die syntaktischen Signale des Besprechens, insbesondere auch die besprechenden Tempora (direkte Rede, historisches Präsens usw.). Er erzählt also, als ob er bespräche.« (Weinrich, Tempus [Anm. 11], S. 38)

Im vorliegenden Fall liegen die Dinge komplizierter. »Historisches Präsens« als Stilmerkmal setzt voraus, daß die betreffenden Verbformen sich in Tempora des Erzählens zurückübersetzen lassen. Das ist im Landarzt teilweise, aber nicht durchgängig der Fall, zum Beispiel bei dem Satz »Ich bin kein Weltverbesserer […]« und in der Schlußpassage. Auch in der im Präteritum gefaßten Anfangspassage steht ein Präsens: »[…] wer leiht jetzt sein Pferd her zu solcher Fahrt?«. Dabei handelt es sich offensichtlich nicht um »historisches Präsens«. Diese Kategorie sollte bei der Beschreibung der vorliegenden Tempusgebung ganz vermieden werden, da sie die Phänomene nur scheinbar erklärt. Weinrichs Unterscheidung von »Besprechen« und »Erzählen« führt weiter, da sie sich zunächst an die verwendeten Tempora hält, statt von einer bestimmten Semantik auszugehen und die Tempora dann entsprechend zu »interpretieren«.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Was sich schon zu Beginn des »Landarztes« zeigte, nämlich daß das erzählte Ich sich nicht ganz »in« der erzählten Welt bewegt, sondern gleichsam an ihrem Rande – wie unentschlossen vor der Frage, ob der Sprung vom reflektierenden Rahmen in die Geschichte überhaupt erfolgen kann –, wird durch den Wechsel ins Präsens manifest. Durch einen glücklichen Zufall ist die Geschichte doch in Gang gekommen. Aber die hilfreichen »Götter« tun des Guten zuviel; der Pferdeknecht entwickelt ein »Übermaß«, ein *Zuviel* an Aktivität. Das Zentrum der Aktion ist nicht »innen«, sondern »außen«. Hinfort dirigiert der Pferdeknecht den weiteren Verlauf, indem er den Arzt mit seinem »Munter!« von dannen katapultiert und das Dienstmädchen seiner sicheren Bestimmung zuführt, während der Landarzt und Ich-Erzähler mit seinen Vergeblichkeitstiraden sich immer weiter ins Abseits einer unüberwindlichen Passivität manövriert.

Während das Präteritum eine konstitutive Distanz zur erzählten Welt zum Ausdruck bringt, nimmt das Präsens diese Distanz zurück. Es konnotiert die Wiedereinführung realer Offenheit, Gefahr und Unbeherrschbarkeit in den geschlossenen Raum der erzählten Welt. Die »unbeherrschbare[n]« Pferde kennzeichnen diese Wendung. Weitere Ereignisse beglaubigen diesen Effekt. Dem Landarzt scheint alles aus den Händen zu gleiten: Das Dienstmädchen Rosa soll dem Pferdeknecht nicht geopfert werden, aber es bleibt keine Wahl; der Junge ist gar nicht krank, aber die fatale Entwicklung ist nicht mehr zurückzudrehen; die Familie ist nicht zufrieden, aber es hat keinen Sinn, auch nur den Versuch zu machen, ihr die Dinge zu erklären; schließlich erweist der Junge sich doch als krank, aber so krank, daß ihm ohnehin nicht mehr geholfen werden kann. Handeln zeigt sich in zunehmendem Maße als sinnlos und unmöglich.

Eine Zuspitzung dieser Tendenz bringen die auftretenden Dorfältesten mit dem Schulchor. Handeln ist nicht nur nicht möglich, sondern gar nicht erforderlich: Der Arzt, dessen Aufgabe und Funktion es ist zu heilen, wird als magisches Objekt benutzt, das man zur Wunde legt, um Heilung zu bewirken. Der Arzt wird dabei vollständig entkleidet, wie um auszudrücken: Was der Arzt für seine Pflicht hält, dem Hilferuf von Kranken zu folgen, wobei er alle möglichen Gefahren, Erniedrigungen und Drangsale auf sich nehmen muß, wie er ausgiebig beklagt – all das kann man getrost vergessen. Es handelt sich dabei um äußerliche

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Einkleidungen einer *Naturtatsache,* nämlich daß Ärzte heilen; und dies soll jetzt geschehen, andernfalls der Landarzt selber stirbt: »Entkleidet ihn, dann wird er heilen, Und heilt er nicht, so tötet ihn! 'Sist nur ein Arzt, 'sist nur ein Arzt.« Die überspannten Vorstellungen von »Opfer« und »Pflicht«, die das Handeln des Landarztes begleiten, kann man als überflüssiges Beiwerk ignorieren.

Aber der Landarzt gibt nicht auf. Nachdem der Junge tot ist – das »[…] er nahm's und wurde still« kann wohl so gelesen werden –, scheint das Handeln, wie wenn nichts gewesen wäre, frisch von neuem zu beginnen:

> Aber jetzt war es Zeit, an meine Rettung zu denken. Noch standen treu die Pferde an ihren Plätzen. Kleider, Pelz und Tasche waren schnell zusammengerafft; mit dem Ankleiden wollte ich mich nicht aufhalten; beeilten sich die Pferde wie auf der Herfahrt, sprang ich ja gewissermaßen aus diesem Bett in meines.

Alles scheint jetzt ganz leicht zu sein, sogar nachlässigste Improvisation genügt. Das wiederaufgenommene Präteritum unterstreicht diese spontane Wiederinkraftsetzung der Handlungswirklichkeit. Die Zeit scheint ihre Perspektive, ihre Zielbezogenheit, ihre Rettungs- und Glücksmöglichkeiten, die Möglichkeit einer Ankunft bei einer Ruhe und einem Gleichgewicht zurückgewonnen zu haben. Aber die Enttäuschung:

> »Munter!« sagte ich, aber munter ging's nicht; langsam wie alte Männer zogen wir durch die Schneewüste; lange klang hinter uns der neue, aber irrtümliche Gesang der Kinder:
>
> »Freuet euch, ihr Patienten,
> Der Arzt ist euch ins Bett gelegt!«
>
> Niemals komme ich so nach Hause; meine blühende Praxis ist verloren […]

Das Zauberwort »Munter!« funktioniert nicht mehr. Handeln hatte immer etwas von haltlosem Vertrauen in solchen Zauber, wie es auch in dem »irrtümliche[n] Gesang« der Kinder zum Ausdruck kommt. Die nachlässige Vorbereitung des Rückwegs – »der Pelz flog zu weit […] Gut genug […] Die Riemen lose schleifend […] der Wagen irrend hinterher« – zeugt von einem Irrtum, der weiter reicht als dieser oder jener Fehler, der bei der Planung vielleicht unterläuft. Handeln scheint durch

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

und durch »irrtümlich« zu sein. Der »irrtümliche Gesang der Kinder« klingt nach aus einer Vergangenheit und einer Geschlossenheit, in die man nicht mehr zurückkehren kann: »Niemals komme ich so nach Hause […]«. Denn diese Vergangenheit wird nun durch eine plane, dimensionslose, perspektivenlose Gegenwart ersetzt, aus der der Landarzt zu sprechen scheint.

Die ehemals »blühende Praxis ist verloren«: »Praxis« – Handeln im allgemeinen Sinne – blühte vordem wie eine Blume, ein Naturding. Aber sie ist »verloren«, da ein Ziel, eine Intention, eine Hoffnung im Reich der Pflanzen nicht zu finden ist. Jenes *Zuviel* an Aktivität, das der Pferdeknecht entwickelte, wächst sich aus zu einer Subversion der Möglichkeit zielgerichteter Aktivität schlechthin. Naturale Metaphern unterhöhlen das Handeln auf Schritt und Tritt: Die Pferde reißen den Arzt hinweg »wie Holz in der Strömung«; »höhern Orts angeordnet« kommentieren sie die Untersuchung des Patienten mit ihrem Wiehern – ein subversives, die Intentionalität des Vorgangs karikierendes Störgeräusch; schließlich wird die Wunde des Jungen aufgefunden, ein »Leben«, das ihn blendet, und eine »Blume«, an der er zugrunde gehen wird. Handeln verschwindet, die Szene wird zunehmend beherrscht von Kräften, die in der blindwütigen Art ihres Auftretens das Chaos manifestieren. Am Ende erstarrt die Handlungswelt in der unendlichen »Schneewüste« einer alles umgreifenden menschenfeindlichen Natur.

Die Bedeutung des Präsens am Schluß des »Landarztes« ist eine andere als die nach dem Auftreten des Pferdeknechts. Während das Präsens zunächst innerhalb der Handlungswirklichkeit bleibt – nur die Distanz entfällt, so daß das Geschehen etwas von der Ungewißheit und Bedrohlichkeit realen Handelns zurückgewinnt –, scheint nun die Handlungswirklichkeit als solche außer Kraft gesetzt zu sein. Es bleibt eine abstrakte, unendliche, leere, »mathematische« Zeit, in der es keine Ereignisse mehr gibt. Die Verwirrungen dieses »unglückseligsten Zeitalters«, die der Arzt beschreibt – »[…] ein Nachfolger bestiehlt mich, aber ohne Nutzen, denn er kann mich nicht ersetzen; in meinem Hause wütet der ekle Pferdeknecht; Rosa ist sein Opfer […]« –, sind »niemals gutzumachen«: der Landarzt scheint »jetzt« zu uns zu sprechen, aber dieses »Jetzt« ist kein lokalisierbarer Punkt in einer historischen Zeit, sondern scheint die ganze Zukunft zu umfassen, wie eine abstrakte Existenz außerhalb der Zeit, wo die Zeit selber und mit ihr jede Art von Geschichte, von

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Handlung, von Ziel und Zweck gegenstandslos geworden wären. Nicht einmal den hinten am Wagen hängenden Pelz kann der Arzt erreichen, um sich gegen den Frost zu schützen, und »keiner aus dem beweglichen Gesindel der Patienten rührt den Finger«. Die Situation des Landarztes erscheint wie eine Folter, die ihn unausgesetzt der »Schneewüste« der andrängenden Wirklichkeit aussetzt, ohne daß irgend jemand noch in der Lage oder bereit wäre, diesem Zustand Einhalt zu gebieten: Zeit verdichtet zum dimensionslosen Jetztpunkt einer unüberwindlichen Hoffnungslosigkeit.[15]

Wie ist diese merkwürdige Transformation der Zeit – Zeit des Handelns, Zeit der Erzählung – zu verstehen? Jean-François Lyotard entwickelt in verschiedenen Reflexionen über die Zeit folgendes Problem, das geeignet ist, das Schicksal des Landarztes schärfer zu beleuchten: Man könne die Gegenwart eines Ereignisses nicht erfassen und darstellen, ohne sie zu verfehlen; denn jedes Ereignis bilde ein »Jetzt«, dessen Gegenwart »als solche unfaßbar und absolut« sei; in dem Moment, wo man ein gegenwärtiges Ereignis erfaßt, sei es »schon nicht mehr gegenwärtig«; es sei immer zu früh oder zu spät, um die Darstellung und die Präsenz selbst zu erfassen und darzustellen.[16]

Die Vorstellung der Zeit als »einer einzigen diachronischen Linie«, die alle aufeinanderfolgenden Gegenwarten in kontinuierlicher Synthese zusammenfaßt, sei eine nachträgliche Konstruktion. Zweifellos funktioniert die Konstruktion, wie die Möglichkeit der objektiven Zeitmessung beweist. Angesichts des objektiven Charakters der gemessenen Zeit vergißt

15 Walter Benjamin beschreibt in seinem Trauerspielbuch den allegorischen Ausdruck als »Verschränkung von Natur und Geschichte«; dabei werde die profane Welt »entwertet«, der Verfall werde »nicht als einmalige, vielmehr als die naturnotwendige, im Weltlauf angelegte Katastrophe aufgefaßt« (Walter Benjamin, Ursprung des deutschen Trauerspiels, in: Gesammelte Schriften, Band 1, hg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser, Frankfurt a. M. 1974, S. 203–430, 344, 351, 368). Vieles von dem, was Benjamin in den barocken Trauerspielen findet, erinnert an die Schlußvision des Landarztes, die wie unter dem Blick des Melancholikers eine »göttliche Sicht der Welt« aufscheinen läßt, in der Handeln und Wissen nichtig geworden sind.

16 Jean-François Lyotard, Das Inhumane. Plaudereien über die Zeit, hg. von Peter Engelmann, Wien 1989, S: 108–111; siehe auch ebd., S. 259–277. Die Überlegungen Lyotards basieren auf den Paradoxien der Zeit, die schon Aristoteles analysierte (vgl. dazu Heidegger, Sein und Zeit [Anm. 1], S. 432f).

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

man jedoch leicht, daß der Bewußtseinsakt, der sie hervorbringt, nicht auf derselben Ebene zu denken ist wie der Gegenstand, den die Konstruktion meint. Man hilft sich über diese Schwierigkeit hinweg, indem man sich Bewußtseinsakte ebenfalls als »in« der (zuvor konstruierten) Zeit stattfindend denkt. So plausibel eine solche Schlußweise erscheinen mag, sie enthält eine *petitio principii,* da sie das, was sie erschließt (die objektive Zeit), schon voraussetzen muß, um sicherzustellen, daß auch der Bewußtseinsakt, der die Vorstellung der objektiven Zeit hervorbringt, bereits »in ihr« stattgefunden hat. Es gibt also ein Problem des Anfangs der objektiven Zeit.

Lyotard erläutert diese Problematik im Hinblick auf Edmund Husserls »Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins«.[17] Husserl beschreibt dort den Übergang von der Zeit des Ereignisses zur Zeit des Dargestellten als *Retention,* das heißt als Sammeln und Versammeln der strömenden, als solcher unfaßbaren Jetztpunkte zu einer synthetisierenden Repräsentation. Husserls Beschreibung des inneren Zeitbewußtseins sucht beide Momente festzuhalten: einerseits Bewußtsein als »Strom«, als Fließen von »Jetztpunkten«, andererseits Bewußtsein als Synthese, als Sammeln der diskontinuierlichen Momente zu einer »Präsenz«, die im Prinzip jederzeit aktualisierbar und dadurch der Zeit relativ enthoben ist.

Nun kann man sich dieses Vermögen des Bewußtseins, die durchlaufenden Jetztpunkte zu einer Darstellung, einer gewußten und wiederholbaren Sicht der Dinge zu versammeln, in verschiedenem Grade ausgebildet denken. Die Minimalversion eines solchen Bewußtseins wäre eines, das jeden Jetztpunkt, kaum apperzipiert, mangels Speicherfähigkeit sofort wieder entgleiten ließe, um den nächsten Jetztpunkt zu erfassen, und so fort:

> Man kann sich ein Wesen vorstellen, das vollkommen unfähig ist, vergangene Informationen aufzuzeichnen und zu benutzen, indem es sie zwischen Ereignisse und deren Wirkungen einfügt. Dieses Wesen könnte also die Informationseinheiten – die Bits – lediglich so übermitteln oder weitergeben, wie es sie empfängt. Unter dieser Bedingung, das heißt in Ermangelung jeglichen Filters als Interface zwischen *Input* und *Output*, würde sich solch ein Wesen auf Stufe Null von Bewußtsein oder Gedächtnis situieren. Dieses Wesen nennt

[17] Edmund Husserl, Zur Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins, Husserliana, Band X, Den Haag 1966.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

> Leibniz »materiellen Punkt«. Es repräsentiert die einfachste Einheit, die für die Wissenschaft von der Bewegung, für die Mechanik, erforderlich ist. In der zeitgenössischen Physik und Astrophysik wird die Familie der Elementarteilchen durch Entitäten gebildet, die beinahe ebenso »nackt« sind (das Wort stammt von Leibniz) wie der materielle Punkt.[18]

Solches Bewußtsein »auf Stufe Null« hätte keinerlei Distanz, sondern wäre sozusagen dem Bombardement der Jetztpunkte schutzlos ausgesetzt. In diesem Extremfall kann von einem Bewußtsein, das der Sammlung und Versammlung, der Zurückhaltung und Distanzierung fähig wäre, noch gar keine Rede sein, eher nur von einem durchlaufenden Materiefluß.

Das andere Extrem wäre, wie Lyotard in Anlehnung an Leibniz' Monadenlehre sagt, eine »vollständige Monade«, das heißt ein Bewußtsein, das in einer allumfassenden Retention alle zu irgendeiner Zeit stattfindenden Jetztpunkte zusammenhält. Ein solches Bewußtsein stünde ganz außerhalb der Zeit; die Tradition hat dieses absolute Bewußtsein mit Gott identifiziert:

> Das ist die zentrale Intuition, die Leibniz' Werk, insbesondere die *Monadologie* leitet. Gott ist die absolute Monade, insofern er die Gesamtheit der Informationen, die das Universum konstituieren, in vollständiger Retention zusammenhält.[19]

Eine »Grundlage der modernen abendländischen Metaphysik« ist die Vorstellung, daß eine »vollständige Monade«, wie sie in Gott gegeben wäre, *im Prinzip* möglich ist. Aufgrund dieser Vorstellung können »unvollständige Monaden«, wie sie die Menschen sind, an ihrer Fähigkeit gemessen werden, *außerhalb der Zeit* zu stehen: kraft ihrer Retentionen eine Sammlung der begegnenden Ereignisse zu einer möglichst umfassenden Sicht der Welt herbeizuführen und auch die Zukunft, soweit sie vorhersehbar erscheint, in diese Sicht einzubeziehen.

Menschen sind demnach Wesen, die *ein wenig außerhalb der Zeit* stehen. Es kommt hier alles auf die Komplikation dieses »ein wenig« an. Naheliegend wäre, dieses »ein wenig« sich zwischen den beiden Extrempunkten – einem Bewußtsein »auf Stufe Null« und einem göttlichen Bewußtsein – zu denken. Das würde die Vorstellung zulassen, daß

[18] Jean-François Lyotard, Das Inhumane (Anm. 16), S. 111.
[19] Ebd., S. 110.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

menschliches Bewußtsein, wenn es sich bemüht, *kontinuierlich* zu einem göttlichen voranschreiten könnte.[20] Diese Vorstellung suggeriert, jene von Lyotard aufgezeigte Schwierigkeit – das Problem des *Anfangs* der objektiven Zeit – ließe sich durch immer größere Annäherung an eine vollständige Monade beheben. Tatsächlich aber hätte sogar ein göttliches Bewußtsein dieses Problem.

Man muß jenes »ein wenig« also anders denken. Bewußtsein ist *gleichzeitig* »in« und »außerhalb« der Zeit. Es ist ganz und gar »in« der objektiven Zeit: Wir leben in der Körperwelt, in der die physikalischen Gesetze gelten. Aber es ist doch »außerhalb« der Zeit, da die Zeit, auch die physikalische, nicht etwas einfach Gegebenes, sondern etwas Konstituiertes ist und solches Konstituieren nicht im selben Sinne »in« der Zeit sein kann wie ihr Produkt. Bewußtseinsakte können nur beschrieben werden als eine (und sei es partielle) Aufhebung der Zeit, die dem durchlaufenden »Strom« der Zeit etwas entgegensetzen, eine »Präsenz«, die potentiell *jederzeit* aktualisierbar ist.

Im vorliegenden Zusammenhang sind Lyotards Zeitanalysen deshalb von Interesse, weil sie sich auf den zuvor entwickelten Gegensatz von »erzählter« und »besprochener Welt« beziehen lassen. Die erzählte Welt ist eine Welt, die von einem *Standpunkt außerhalb der Zeit*: wie von einem Gott betrachtet wird. Die besprochene Welt dagegen ist eine Welt mit einer Zeit, in die man unmittelbar verstrickt ist, mehr oder weniger passiv, mehr oder weniger *schutzlos dem Bombardement der Jetztpunkte* ausgesetzt. Sicherlich enthält die Unterscheidung zwischen einem totalen (göttlichen) und einem reduzierten (ausgesetzten) Bewußtsein eine idealtypische Zuspitzung. Aber diese Zuspitzung ist geeignet, die Tragweite des Bruchs zwischen der erzählten und der besprochenen Welt schärfer zu beleuchten, als matte Bestätigungen einer »Krise des Erzählens« oder eines angeblich besonders »lebendig« wirkenden »historischen Präsens« dies vermöchten.

20 »In Gott aber sind diese Attribute in unbedingter Schrankenlosigkeit und Vollkommenheit vorhanden, während sie in den Monaden oder Entelechien – ›Perfectihabies‹ […] – nur Nachahmungen gemäß dem Grade der Vollkommenheit sind.« (Gottfried Wilhelm Leibniz, Hauptschriften zur Grundlegung der Philosophie, mit Einleitung und Anmerkungen hg. von Ernst Cassirer, Teil 2, Hamburg 1996, S. 611f.)

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Der Text des »Landarztes« mit seiner eigentümlichen Erzählstruktur basiert auf diesem Gegensatz. Er wird dort in einer Weise entwickelt, daß sich das Bild einer allumfassenden harmonischen Natur genau verdreht. Während die klassische Erzählung durch kunstvolle Gestaltung des Rahmens schließlich noch die reale Welt in die geschlossene, »natürliche« Weltvorstellung der Erzählung hineinnimmt, so daß der Rahmen sich um das Ganze der Wirklichkeit zu legen scheint, zeigt der Text des »Landarztes« eine mehrfach nachhallende *Explosion des Rahmens*.

Schon zu Beginn hält die Erzählrede sich, obwohl sie aufeinanderfolgende Begebenheiten schildert, durch die Zuspitzung der Frage, ob überhaupt gehandelt werden kann, ob es gelingt, auch nur den ersten Schritt einer Handlungssequenz zurückzulegen, am *Rande des Besprechens*. Es ist, als ob die Erzählung von Anfang an ein wenig porös wäre, offen für Motive, die geeignet sind, ihre Geschlossenheit aufzubrechen und zu zerstören. Das unvermittelt auftauchende Präsens überspringt die Grenze zwischen »Erzählen« und »Besprechen«. Die unausgesetzten Klagereden und Vergeblichkeitstiraden des Landarztes, die einer Ebene der Reflexion, nicht einer von aufeinanderfolgenden Ereignissen angehören, scheinen die erzählte Welt fast ganz zu überlagern. Die kurze Rückschaltung ins Präteritum denunziert die Vorstellung, man könne durch eine einfache Aktion, ein simples Zauberwort wie »Munter!« nach Hause zurückkehren und den Kreis der Erzählung schließen, vollends als Illusion. Bleibt eine »Gegenwart«, die keine Grenzen mehr hat, weder räumliche noch zeitliche. Es gibt keinen Rahmen mehr, oder, was dasselbe ist: es gibt nur noch Rahmen. Alles konzentriert sich in der Extremvision eines Bewußtseins, das keinerlei Fähigkeit der Zurückhaltung, der Retention mehr hat, sondern nackt und ungeschützt dem Ansturm einer chaotischen Gegenwärtigkeit ausgesetzt, ohne Aussicht auf eine Zusammenfassung, ein Ende, ein Resümee. Eine Pointe dieser Öffnung der Erzählung und dieser Entgrenzung des Rahmens liegt darin, daß sie ihrerseits als *Natur*, aber nicht als freundliche Natur, sondern als das genaue Gegenstück dazu: als »Schneewüste«, als kalte, abstrakte, »mathematische«, menschenfeindliche Natur erscheint.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Realität wird ununterscheidbar von einem Traum. Zeit verdichtet sich zur apokalyptischen Vision eines nicht endenden Ausgeliefertseins. Weshalb traktiert Kafka seine Leser mit einer so extremen Verdrehung jeden normalen Verhältnisses zu einer vertrauten Welt? Handelt es sich dabei nur um ungezähmte Willkür eines dichterischen Oppositionsgeistes, der eine merkwürdige Lust dabei empfindet, alles Vertraute und Bekannte in den Orkus des Haltlosen und Absurden zu schleudern?[21] Im folgenden soll deutlich werden, inwiefern in den beschriebenen Negationen durchaus ein »Sinn« zu sehen ist, auch wenn solcher Sinn sich nicht in den geschlossenen Raum eines vertrauten Wissens einschreiben läßt.

Kafkas »Landarzt« handelt von der Unmöglichkeit, ein Ich adäquat darzustellen. Die gewöhnlichen Formen der Darstellung eines Ich sind Biographie und Autobiographie. In letzterem Falle wird die Geschichte des Ich nicht durch die vielleicht entstellende Bearbeitung einer anderen Person gefiltert, so daß Autobiographien als besonders »authentisch« gelten. Eine Autobiographie hat jedoch unvermeidliche Lücken; die für eine Person buchstäblich konstitutiven Ereignisse der *Geburt* und des *Todes* können nicht aus eigenem Erleben berichtet werden. Andererseits können diese Ereignisse auch nicht bloß ausgeklammert werden, denn sie bilden die *natürlichen Grenzpunkte* eines Lebens. Autobiographie muß »irgendwo« anfangen und »irgendwo« aufhören; wie immer Anfang und

[21] Vielen vorliegenden Kafka-Interpretationen ist am Ende kaum mehr zu entnehmen, als daß bei ihm eine unüberwindliche Negativität, ein notorischer, wohl letztlich nur pathologisch zu erklärender Nihilismus oder dergleichen festzustellen sei – zum Beispiel Hermann Pongs in seiner Interpretation des »Landarztes«: »Einzig das Absurde herrscht« (Hermann Pongs, Franz Kafka. Dichter des Labyrinths, Heidelberg 1960, S. 57). Aber auch das Durchstreichen des Sinns konstituiert »Sinn«. So fungiert oft das »Absurde« nur als ein letzter, unüberbietbarer, die Moderne in ihre äußersten Konsequenzen treibender Super-Sinn, der immer dann zum Einsatz kommt, wenn affirmative Deutungen versagen. Roland Barthes sagt dazu: »Der Mythos kann alles erreichen, alles korrumpieren, sogar die Bewegung, durch die sich etwas ihm gerade entzieht, so daß, je mehr die Objektsprache ihm am Anfang Widerstand leistet, desto größer ihre schließliche Prostitution ist.« (Roland Barthes, Mythen des Alltags, Frankfurt a. M. 1964, S. 117). Und Martin Heidegger in »Sein und Zeit«: Der »Sinn von Sein« könne »nur als Sinn zugänglich« werden, »und sei er selbst der Abgrund der Sinnlosigkeit« (Heidegger, Sein und Zeit [Anm. 1], S. 152). »Negativität« ist, bei aller vermeintlichen Radikalität, ein allzu bequemer Topos der Exegese der Moderne.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Ende im Einzelfall gesetzt sind – sie werden unvermeidlich eine »Geburt« und einen »Tod« beschreiben.

Martin Heidegger faßt diesen Zusammenhang im Rahmen seiner Existenzialontologie schärfer. Das Ich (»Dasein«) ist nicht nur am »Anfang« und am »Ende«, sondern zeit seines Lebens bestimmt durch die Grenzpunkte »Geburt« und »Tod«. Mit der Geburt wird das Ich in seine Welt »geworfen«, es findet sich ursprünglich als solches unhintergehbares, keiner eigenen Entscheidung entspringendes »Geworfensein«. Die Geburt ist für das Ich kein Ereignis, das in der Zeit stattfindet, sondern sie öffnet die Zeit. Erst diese Öffnung macht, daß es »Ich« gibt. Zugleich ist das Ich in der Grundverfassung der Sorge zeit seines Lebens mit der es wesentlich angehenden Möglichkeit des eigenen Todes konfrontiert. In der Sorge lebt das Ich sich ständig voraus als »geworfener Entwurf«. Erst die Sorge gibt dem Dasein Ganzheit und Zusammenhang: in all seinem Sinnen und Trachten *aufgespannt zwischen Geburt und Tod.*[22]

Die besondere Tragweite dieser Auffassung liegt darin, daß das Ich in seiner Gespanntheit zwischen Geburt und Tod *unvertretbar* wird: das »Geworfensein« und das »Vorlaufen zum Tod« betrifft das Dasein in einer Weise, die ihm niemand abnehmen kann, die es unhintergehbar *individuiert*. Von einer Autobiographie, wenn sie beansprucht, eine »authentische« Wiedergabe des beschriebenen besonderen Lebens zu sein, müßte folglich mit Fug erwartet werden können, noch das Eigentümliche dieser Spannung, dieser unhintergehbaren Individuation zu vermitteln. Genau dieses ist jedoch unmöglich. Die Problemstrukturen, die Heidegger in »Sein und Zeit« beschreibt, werden unweigerlich verdeckt, wo *Darstellung* ins Spiel kommt. Denn Darstellung bedeutet: Wieder-Gabe »realer Sachverhalte«, Repräsentation, sprachliche Allgemeinheit, die jede »gemeinte Singularität« in eine in Darstellung konstitutiv eingreifende *Wiederholung* involviert. Heideggers Ansatz gewinnt seine Emphase daraus, daß dort eine Struktur beschrieben wird, die für jedes Ich (»Dasein«) *einzigartig* ist. Darstellung jedoch liefert ihr Dargestelltes jederzeit nur im Modus eines »bloß Vorhandenen« und reduziert es somit auf das (von

[22] Siehe die einschlägigen Passagen aus »Sein und Zeit«, besonders im fünften Kapitel des zweiten Abschnitts »Zeitlichkeit und Geschichtlichkeit« (Heidegger, Sein und Zeit [Anm. 1], S. 372–403).

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Heidegger als »vulgär« denunzierte) Niveau der falschen Allgemeinheit des »Man«.

Anders in Kafkas »Landarzt«. Dort wird ebenfalls eine Kritik an der Möglichkeit der Darstellung eines Ich formuliert, aber auf anderem Wege. Das dort begegnende Ich steht von Anfang an in einem Mißverhältnis zur Realität. Prägnanter Ausdruck dieses Mißverhältnisses sind die ständigen Sorge- und Klagereden des Landarztes, die wie ein irrlichterndes Leitmotiv den Text durchziehen:

> *Ich* war in großer Verlegenheit […] *Ich* durchmaß noch einmal den Hof; *ich* fand keine Möglichkeit […] Jetzt erst fällt mir wieder Rosa ein; was tue *ich,* wie rette *ich* sie, wie ziehe *ich* sie unter diesem Pferdeknecht hervor, zehn Meilen von ihr entfernt, unbeherrschbare Pferde vor meinem Wagen? […] *Ich* schüttle den Kopf; in dem engen Denkkreis des Alten würde mir übel; nur aus diesem Grunde lehne *ich* es ab zu trinken […] *Ich* bin kein Weltverbesserer und lasse ihn liegen. *Ich* bin vom Bezirk angestellt und tue meine Pflicht bis zum Rand, bis dorthin, wo es fast zu viel wird. Schlecht bezahlt, bin *ich* doch freigebig und hilfsbereit gegenüber den Armen. Noch für Rosa muß *ich* sorgen, dann mag der Junge recht haben und auch *ich* will sterben. Was tue *ich* hier in diesem endlosen Winter! […] Nun, hier wäre also mein Besuch zu Ende, man hat mich wieder einmal unnötig bemüht, daran bin *ich* gewöhnt, mit Hilfe meiner Nachtglocke martert mich der ganze Bezirk, aber daß *ich* diesmal auch noch Rosa hingeben mußte, dieses schöne Mädchen, das jahrelang, von mir kaum beachtet, in meinem Hause lebte – dieses Opfer ist zu groß […] *ich* habe mich nicht angeboten; verbraucht ihr mich zu heiligen Zwecken, lasse ich auch das mit mir geschehen; was will *ich* Besseres, alter Landarzt, meines Dienstmädchens beraubt! […] Niemals komme *ich* so nach Hause; meine blühende Praxis ist verloren; ein Nachfolger bestiehlt mich, aber ohne Nutzen, denn er kann mich nicht ersetzen; in meinem Hause wütet der ekle Pferdeknecht; Rosa ist sein Opfer; *ich* will es nicht ausdenken. Nackt, dem Froste dieses unglückseligsten Zeitalters ausgesetzt, mit irdischem Wagen, unirdischen Pferden, treibe *ich* alter Mann mich umher. Mein Pelz hängt hinten am Wagen, *ich* kann ihn aber nicht erreichen, und keiner aus dem beweglichen Gesindel der Patienten rührt den Finger.

Dieses »Ich«, das ständig von sich berichten, sich vor einer imaginären Instanz rechtfertigen oder diese anklagen zu müssen scheint, zieht sich wie ein roter Faden durch die Erzählung. Bei aller tatsächlichen Not, die der Landarzt zu erdulden hat, wirkt dieses Ich *aufgebläht,* wie ein *Zuviel*, das sich im Verhältnis zur Realität unverhältnismäßig wichtig nimmt. Dieses Ich richtet sich nicht häuslich ein in seiner Welt, um das geschlossene Bild eines »erfüllten Lebens« hervorzubringen, sondern im

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Gegenteil, es fällt heraus aus seiner Welt, wirkt zunehmend exzentrisch und deplaziert.

Was ist die Ursache dieser Exzentrik? Wohin führt sie? Sie beschreibt eine *Dekonstruktion* gewöhnlicher Autobiographie. Wenn Autobiographie auf die Geburt ihres Helden rekurriert, kann sie dies nur durch Zuhilfenahme von Auskünften aus zweiter Hand: »Meine Eltern waren […]« etc. Nach und nach »erwacht« das eigene Erleben. Der Bruch des »Geworfenseins«, den der Anbruch des eigenen Erlebens impliziert, verschwindet unter der Decke einer vom »Man« (Heidegger) bestimmten, in allgemeinen Begriffen dargestellten Welt, so daß es keine Rolle mehr zu spielen scheint, welche Erlebnisse »eigene« waren und welche nicht.

Der »Landarzt« dagegen *beginnt mit einer Diskrepanz*: »Ich war in großer Verlegenheit […] das Pferd fehlte, das Pferd.« Die beiden Seiten der Diskrepanz – reisen müssen: nicht reisen können – lassen es fraglich erscheinen, ob die Geschichte – zeitliche Erstreckung eines Lebens – überhaupt in Gang kommt. *Es fehlt ein Anfang: eine Geburt.* Prompt kommt aus dem kaum beachteten Schweinestall Hilfe:

> »Holla, Bruder, holla, Schwester!« rief der Pferdeknecht, und zwei Pferde, mächtige flankenstarke Tiere, schoben sich hintereinander, die Beine eng am Leib, die wohlgeformten Köpfe wie Kamele senkend, nur durch die Kraft der Wendungen ihres Rumpfes aus dem Türloch, das sie restlos ausfüllten. Aber gleich standen sie aufrecht, hochbeinig, mit dicht ausdampfendem Körper.

Der Knecht spricht die Pferde mit »Bruder« und »Schwester« an, als ob alle drei verwandt wären, derselben Gebärmutter entstammend. Die beschriebene Bewegung gleicht bis in Details einer Geburt (»[…] schoben sich hintereinander, die Beine eng am Leib […]«). Auch das »Aber gleich standen sie aufrecht […]« paßt in dieses Bild, da neugeborene Fohlen auf ihren dünnen Beinen (»hochbeinig«) bekanntlich sofort stehen und laufen können. Die »dicht ausdampfende[n] Körper« konnotieren die bei einer Geburt auftretende Feuchtigkeit. Bei dem »Türloch«, aus dem die Pferde kommen, handelt es sich um den Eingang in einen »Schweinestall« – auch dieses Detail kann, unter Vorzeichen der Psychoanalyse, als Hinweis auf einen »schmutzigen« Vorgang gelesen werden. Die Tatsache, daß der Pferdeknecht »auf allen Vieren« aus der Höhle gekrochen kommt, deutet auf den animalischen Charakter des Geschehens. Arzt und Dienstmädchen stehen dabei und lachen – wie bei einem freudigen

https://doi.org/10.5771/9783966216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Ereignis, das Eltern zuteil wird, die das neue Leben mit seiner »Wärme« und seinem »Dampf« willkommen heißen.[23]

Daß die Pferde, deren »Geburt« die zitierte Szene beschreibt, hier nicht nur in einem physischen Sinne geboren werden, erhellt aufgrund ihrer Funktion. Bei den Pferden handelt es sich um *Wesen des Übergangs*. Ausgelöst von dem Zauberwort »Munter!«, katapultieren sie den Landarzt in einem Nichts an Zeit an sein Ziel, so wie wenn sie in der Lage wären, die normalen Gesetze von Raum und Zeit außer Kraft zu setzen. »Lästernd« erklärt der Landarzt, sie seien wohl von den »Götter[n]« geschickt, die »zum Übermaß« auch noch den Pferdeknecht »[ge]spende[t]« hätten, so als ob das ganze Unheil durch ein *Zuviel an Transzendenz* hervorgerufen wäre. Tatsächlich sieht man die »unbeherrschbare[n]« Pferde »ich weiß nicht wie« von außen das Fenster aufstoßen, den Kopf hereinstecken und den Kranken betrachten, dadurch die Grenze zwischen »draußen« und »drinnen« buchstäblich überschreitend. Die Überschreitung wird begleitet von ihrem auffälligen Wiehern, das »wohl höhern Orts angeordnet« wurde, um »die Untersuchung [zu] erleichtern«; der Landarzt bezeichnet diese Einmischung despektierlich als »Lärm«.

Die Pferde scheinen wie von einem Anderswo ins Diesseits hineinzuragen. Der Landarzt kann damit nicht viel anfangen und fährt fort, seinem Geschäft zu folgen. Die Beschreibung der Wunde enthält mehrere implizite und explizite Hinweise auf den Vorgang einer Geburt: Die Wunde tut sich »in der Hüftengegend« auf; man sieht daraus »Würmer, an Stärke und Länge meinem kleinen Finger gleich, rosig aus eigenem und außerdem blutbespritzt«, sich »mit weißen Köpfchen, mit vielen Beinchen ans Licht« winden, der Junge ist »ganz geblendet durch das Leben in seiner Wunde«. Als Landarzt und Junge im Bett beieinander liegen, bringt der Junge die Wunde ausdrücklich in Zusammenhang mit seiner Geburt: »›[…] Mit einer schönen Wunde kam ich auf die Welt; das war meine ganze Ausstattung.‹« *Die Wunde ist die Geburt*.[24] Dieser

[23] Die Ähnlichkeit der beschriebenen Szene mit einer Geburt ist auch anderen Interpreten aufgefallen, zum Beispiel: »[…] the two horses squeeze out of the pig-pen, their legs close to their bellies, barely able to emerge out of so narrow an aperture. One notes something foetus-like in their posture and their advent is like a twin birth.« (Salinger, More Light on Kafka's »Landarzt« [Anm. 7], S. 98; ähnlich Lawson, Kafka's »Der Landarzt« [Anm. 7], S. 266).

[24] Viele Interpreten des Landarztes haben dieses Motiv und diesen Zusammenhang gesehen (vgl. z. B. Kurz, Verhängte Existenz [Anm. 7], 1966, S. 441–443; Emrich, Franz Kafka

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Zusammenhang wird bestätigt durch das auffällig vorangestellte »Rosa«, das die Beschreibung der Wunde einleitet: »Rosa, in vielen Schattierungen, dunkel in der Tiefe, hellwerdend zu den Rändern, zartkörnig, mit ungleichmäßig sich aufsammelndem Blut, offen wie ein Bergwerk obertags.« Das vorangestellte, nicht sofort als Farbprädikat erkennbare »Rosa« ist ein deutlicher Hinweis auf die Rolle des Dienstmädchens: Funktion der Weiblichkeit, die, jahrelang »kaum beachtet«, doch »schön« und »willig« ihren Zweck erfüllt. Der Pferdeknecht weiß sich dessen auf seine Weise zu bedienen.

Was haben die »unirdischen« Pferde mit einer Geburt zu tun? Die transitorische Natur der Pferde bestätigt den Ereignischarakter einer Geburt: Anbruch eines neuen Lebens, eines »Ich« als absoluter Ursprung einer »Welt«. Die Pferde bezeichnen das Mirakel einer gelingenden Geburt: eines Übergangs vom »Unirdischen« zum »Irdischen«, der *wirklich stattfindet*. Der Landarzt scheint solcher Mirakel jedoch nicht zu bedürfen: über die Pferde sowie Götter und Pfarrer äußerst er sich entschieden abfällig. Erst am Schluß, wie es um die eigene »Rettung« geht, besinnt er sich auf die besonderen Fähigkeiten seiner Pferde: »[…] beeilten sich die Pferde wie auf der Herfahrt, sprang ich ja gewissermaßen aus diesem Bett in meines«. Wenn man über solche Pferde verfügt, kann man in der Tat das Unmögliche erhoffen: Aufbruch und Rückkehr, wo der »Sprung« zurück ins eigene Bett mühelos alle Probleme überwindet.

Aber der Sprung mißlingt. Das Zauberwort »Munter!« funktioniert nicht mehr. Die Pferde scheinen ihre transitorischen Fähigkeiten mit einem Male zu verlieren. »[W]ie alte Männer« durchläuft ein rätselhaftes Gespann seine unendliche Bahn:

> Gehorsam zog sich ein Pferd vom Fenster zurück; ich warf den Ballen in den Wagen; der Pelz flog zu weit, nur mit einem Ärmel hielt er sich an einem Haken fest. Gut genug. Ich schwang mich aufs Pferd. Die Riemen lose schleifend, ein Pferd kaum mit dem andern verbunden, der Wagen irrend hinterher, der Pelz als letzter im Schnee […] langsam wie alte Männer zogen wir durch die Schneewüste; lange klang hinter uns der neue, aber irrtümliche Gesang der Kinder.

[Anm. 7], S. 130; Timms, Kafka's Expanded Metaphors [Anm. 7], S. 77; Triffitt, Kafka's »Landarzt« Collection [Anm. 7], S. 134).

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Ein nackter (!) Landarzt, auf einem der beiden »unirdischen« Pferde sitzend, zieht, von Kindergesang (-geschrei?) begleitet, eine merkwürdige Schleppe von Utensilien hinter sich her. Die Bestandteile dieser Schleppe sind nur »lose« verbunden, so wie zufällig aufgegabelt. Einige davon erscheinen auffällig personifiziert: der Pelz, der sich mit dem Ärmel an einem Haken »festhält«, der Wagen, der einsam »hinterherirrt«. Intentionalität und Kausalität sind nicht klar geschieden, so als ob der Arzt, der die Spitze des Zuges bildet, *nicht richtig abgenabelt* wäre von einem Gekröse, das eine Art Eigenleben führt. Der Zug zeigt eine auffällige Indifferenz zwischen natürlicher Verursachung und intendiertem Handeln, so als ob die Trennung dieser beiden Momente nicht oder nur teilweise möglich wäre.

Der merkwürdige Zug beschreibt das Bild einer *mißlingenden Geburt*. Eine gelingende Geburt: das wäre die Trennung, die Überschreitung, die Ankunft »auf der anderen Seite« – so wie die Pferde es manifestierten, bevor sie in die nun eingetretene Langsamkeit verfielen. In der Tat erklärt der Arzt dem Jungen in dem Zwiegespräch der beiden, das wie ein Metadiskurs, ein Resümee wirkt, daß es beide Möglichkeiten gibt:

> »Junger Freund«, sage ich, »dein Fehler ist: du hast keinen Überblick. Ich, der ich schon in allen Krankenstuben, weit und breit, gewesen bin, sage dir: deine Wunde ist so übel nicht. Im spitzen Winkel mit zwei Hieben der Hacke geschaffen. Viele bieten ihre Seite an und hören kaum die Hacke im Forst, geschweige denn, daß sie ihnen näher kommt.«

Viele warten vergeblich darauf, daß die »Hacke«, die sie »im Forst« hören können, ihnen näher kommt und eine Wunde schlägt, wie der Junge sie empfing: die *Wunde der Geburt,* die sie durch Abnabelung in die Wirklichkeit entläßt. Der Landarzt selbst gehört zu denen, die vergeblich darauf warten: in einem Zwischenreich umherirrend, ohne Chance, jemals nach Hause zu kommen, heim zu einer endlich stabilen Wirklichkeit.

Das Bild der »Hacke« im »Forst« vermischt die Vorstellungen von Geburt und Tod. Der Junge hatte die Wunde mit seiner Geburt identifiziert, so daß die Rede des Arztes von denen, die sich vergeblich nach der Hacke sehnen, die Vorstellung eines vorgeburtlichen Wartezustands nahelegt. Doch eine Hacke fällt Bäume, das heißt sie tötet, so wie auch der Junge an seiner Wunde schließlich stirbt. Es ist, wie wenn nicht klar entschieden werden könnte, ob der Zwischenzustand, der hier imaginiert wird, vor oder nach dem »wirklichen« Leben kommt. Das Bild

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

des umherirrenden Landarztes nimmt diese Zweideutigkeit auf, indem das rätselhafte Gespann einerseits an eine *nicht gelingende Geburt* erinnert, andererseits mit »alte[n] Männer[n]« verglichen wird, die sich an der *Grenze zum Tod* bewegen.

Anscheinend ist alles ganz einfach. Zu einem bestimmten Zeitpunkt wird man geboren; das ist nur natürlich, weshalb man Vertrauen haben kann in die »treuen Pferde«, die das geborene Ich sicher in die Geborgenheit eines »Hauses« und eines »Wissens« hinüberbringen werden. Das Bewußtsein erwacht und erwirbt im Laufe seines Lebens Erfahrung und »Überblick«; noch für die anvertrauten Angehörigen muß man sorgen, dann kann man in aller Ruhe sterben: »Noch für Rosa muß ich sorgen, dann mag der Junge recht haben und auch ich will sterben.«

Der »Landarzt« konfrontiert dieses harmonische Bild einer Biographie mit einem spiegelverkehrten Gegenbild. Am Anfang sieht man einen Arzt, der über alles perfekten Überblick zu haben scheint – wie eine göttliche Monade, die alles Wirkliche und sogar die Zukunft überblickt. Doch dann entstehen Löcher; Höhlen tun sich auf, aus denen Unerwartetes entsteht. Die Handlungsmöglichkeiten werden zunehmend beschränkt. »Erfahrung«, statt zu wachsen und zu reifen, wird ihrer Möglichkeit nach zusehends reduziert. Der Schluß beschreibt die Extremvision eines Bewußtseins, das – wie auf einen theoretischen Minimalzustand zurückgeführt – schutzlos, ohne Kraft des Festhaltens und des Sammelns, dem Bombardement der feindlichen Materie ausgeliefert scheint. »Realität« gerät zu einem Ineffabile, da es *gleichzeitig zu früh und zu spät* dafür ist: unentscheidbar, ob der Landarzt noch vor seiner Geburt oder schon jenseits seines Todes durch seine Wüste irrt. Geburt und Tod gehen merkwürdig ineinander über, so wie wenn die Geschlossenheit einer Biographie, wo man in einer Zeit »zwischen« Geburt und Tod »Welt« gewinnt und dem Realen kraft seines Wissens sinnvoll »begegnen« kann, gesprengt wäre zugunsten einer Zeit jenseits der Zeit, in der keine normalen Gesetze mehr gelten, sondern man nur noch »nackt« und hilflos, »dem Froste dieses unglückseligsten Zeitalters ausgesetzt« in einem Zwischenreich zwischen Irdischem und Unirdischem umhergetrieben wird.[25]

[25] Kafka hat in seinem Tagebuch einmal von einem »Zögern vor der Geburt« gesprochen. Er erläutert diesen Gedanken dort mit Hinweis auf die Idee der Seelenwanderung und erklärt, selber nicht einmal »auf der untersten Stufe« angelangt zu sein: »Das Zögern vor

https://doi.org/10.5771/9783966216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Welches sind die Kategorien einer Biographie? Es gibt ein »Ich«, von dem erzählt wird. Es gibt Realität, »in der« das erzählte Ich lebt. Schließlich gibt es eine Zeitspanne mit »Anfang« und »Ende«: Grenzpunkte von Geburt und Tod, »zwischen« denen das erzählte Leben sich abspielt. Der »Landarzt« dekonstruiert diese Voraussetzungen. Am Ende bleibt ein Ich, passives Bündel hilflosen Ausgesetztseins, dem alle Attribute eines »erfüllten Lebens« fehlen: nicht geboren werden können, nicht sterben können, nicht handeln können, über kein Wissen verfügen, sondern einem grenzenlosen »Betrug« anheimgegeben zu sein: »Betrogen! Betrogen! Einmal dem Fehlläuten der Nachtglocke gefolgt – es ist niemals gutzumachen.«

Einigen Interpreten des »Landarztes« ist aufgefallen, daß die Rede vom »Fehlläuten der Nachtglocke«, nicht wörtlich zu nehmen ist: Die Nachglocke hat nicht »fehlerhaft« geläutet, da der Patient wirklich Hilfe brauchte.[26] Die Stelle muß also anders gelesen werden. Das Läuten der Nachtglocke ist nicht fehlerhaft, insofern es sich um Fehlalarm gehandelt hätte, sondern insofern die Vorstellung eines einfachen Anfangs, der die Ereigniskette hätte auslösen können, fehlerhaft ist. Das »Fehlläuten der Nachtglocke« steht für ein fundamentaleres Fehlen. »Einmal dem Fehlläuten der Nachtglocke gefolgt«: einmal den Sprung in die »Unheimlichkeit« des Daseins und das darin aufklaffende »Nichts« genommen (Heidegger), gibt es kein Zurück in die Vertrautheit eines Hauses, eines Wissens und einer geschlossenen Zeit. Einmal dem Fehlläuten der Nachtglocke gefolgt, kommt man nie an den Ausgangspunkt zurück: Das Ich ist außerstande, sich selbst vollkommen transparent zu werden;

der Geburt. Gibt es eine Seelenwanderung, dann bin ich noch nicht auf der untersten Stufe. Mein Leben ist das Zögern vor der Geburt.« (KKA. Tagebücher, hg. von Hans Gerd Koch, Michael Müller und Malcolm Pasley, Frankfurt a. M. 1990, S. 888, 24. Januar 1922). Die Erläuterung macht deutlich, daß es nicht um eine Affirmation der Idee der Seelenwanderung geht. Es geht um ein »Ich«, das vom Zugang zur Wirklichkeit ausgeschlossen bleibt – wie ausgesperrt durch eine unüberwindliche Alterität.

Der zitierte Tagebucheintrag steht ohne erkennbaren Bezug zu der Erzählung »Ein Landarzt«. Aber wenige Tage später notiert Kafka: »[…] es kann erfahrungsgemäß aus Nichts etwas kommen, aus dem verfallenen Schweinestall der Kutscher mit den Pferden kriechen.« (ebd., S. 892, 27. Januar 1922) Denkbar, daß Kafka sein eigenes »Zögern vor der Geburt« im Kontrast zu solcher Entstehung aus dem Nichts gesehen hat.

[26] Vgl. z. B. Salinger, More Light on Kafka's »Landarzt« (Anm. 7), S. 104; Beicken, Franz Kafka (Anm. 7), S. 301; Kremer, Ein Landarzt (Anm. 7), S. 208.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

jede Geburt eines Ich, das aus dem Nichts zu kommen scheint, impliziert solchen »Betrug«, ein Nicht-Wissen von der eigenen Herkunft, das nicht behoben werden kann, so klar die Voraussetzungen im Einzelfall erscheinen mögen. Es gibt keinen absoluten Anfang, die Zeit ist von Anfang an kompliziert.[27]

Das Ich wohnt in einem *Loch der Zeit,* Brutstätte einer Transzendenz, ohne die »Realität« nicht einmal den Anschein erwecken könnte, sie wäre jene plane, lückenlose Fläche, über die man grenzenlosen »Überblick« haben kann. Das Ich wäre das Organ solcher Transzendenz, allerdings außerstande, aus eigener Kraft den Übergang zu schaffen. Dazu bedarf es »unirdische[r]«, von »Götter[n]« geschickter Pferde, die jedoch manchmal versagen, so daß die Geburt möglicherweise gar nicht zustande kommt. Es gibt zwei Möglichkeiten:

Die Ereigniskette »Geburt der Pferde«; »Reise zum Patienten« als »Überwindung von Raum und Zeit«; »erste Diagnose des Patienten« als »gesund«; »zweite Diagnose des Patienten« als »verwundet von Geburt an«; »Aufklärung des Patienten« mit der Versicherung, seine Wunde sei »so übel nicht«; »Tod des Patienten« als Schlußpunkt eines Lebens, das die erteilte Lehre »mit hinüber nimmt« – diese Ereigniskette umreißt die klassische Auffassung einer Biographie: Das Leben hat einen Anfang und ein Ende; um wirklich zu werden, bedarf es transzendenter Kräfte, die die Übergänge von Geburt und Tod »treu« begleiten; da Leben ohne die Wunde der Geburt nicht möglich ist, ist diese Wunde alles in allem »so übel nicht«. Der Landarzt bekräftigt diese von ihm erteilte Lehre mit seinem amtsärztlichen »Ehrenwort«, so, als ob trotz aller Unzuträglichkeiten, die das Ich erdulden muß, eine Allgemeinheit und eine Gewißheit möglich wären.

Der Landarzt selber jedoch bleibt davon ausgeschlossen. Die »treuen Pferde« versagen. Er bleibt gefangen in einer Zwischenwelt, in ganzer Blöße ausgesetzt dem Chaos andrängender Dinge, ohne Hoffnung auf Hilfe, des Dienstmädchens und aller sonstigen Mittel »beraubt«, die man zur Sicherung einer »blühende[n] Praxis« »vorrätig« zu halten sucht. Der

[27] Emmanuel Lévinas sagt dazu: »Die Geburt eines getrennten Seienden, das aus dem Nichts kommen muß, der absolute Anfang, ist ein historisch absurdes Ereignis.« (Emmanuel Lévinas, Totalität und Unendlichkeit. Versuch über die Exteriorität, Freiburg/München 1987, S. 71).

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Landarzt verliert den Schutz jeglicher Gewißheit und Allgemeinheit. Realität wäre keine vertraute Welt, Inbegriff einer menschenfreundlichen Natur, in der man ein »erfülltes Leben« führen kann – Phantasma einer Harmonie, die Heidegger als falsche Allgemeinheit des »Man« denunziert: gewöhnlicher Schwachsinn eines konfektionierten Lebens –, sondern deren genaues Gegenteil: Natur als *Wüste der Abstraktion*, wo Raum aus einer Fläche besteht, die nichts enthält, und Zeit die Gleichförmigkeit einer Serie bildet, die endlos ist.

Merkmal dieses Verlusts ist die Einsamkeit, die Heidegger als Folge der »Vereinzelung« beschreibt. Der Landarzt ist abgeschnitten von jeder substantiellen Kommunikation (»Rezepte schreiben ist leicht, aber im übrigen sich mit den Leuten verständigen, ist schwer.«). Bezeichnenderweise lautet der Titel der Erzählung nicht »Der Landarzt«, sondern »Ein Landarzt«: Der Landarzt ist unüberholbar »eins«, einzig – *allein* in der Abgründigkeit seines Weltverlusts. *Diese* Situation kann nicht verallgemeinert werden: »[…] ein Nachfolger bestiehlt mich, aber ohne Nutzen, denn *er kann mich nicht ersetzen* […]«.

Menschen gehen gern mit einem etwas aufgeblähten Ich durch die Welt. Diese psychologische Feststellung wäre belanglos, läge ihr nicht ein tieferes Problem zugrunde. Psychologie orientiert sich vorzugsweise an einem Normalzustand, der ein »gesundes«, »realitätstaugliches«, *allgemeines Ich* entwirft, von dem sich dann mehr oder weniger therapiebedüftige Abweichungen verzeichnen lassen. Aber in gewissem Sinne bildet jedes Ich schon eine solche Abweichung. So bleibt das Ich immer ein wenig »aufgebläht«: unrettbar inadquät im Verhältnis zu sich selbst und seiner »Welt«, die es von einem Logenplatz aus zu betrachten meint. Nur ein Gott kann ebenbürtiger Adressat der Klagen sein, die das Ich in der Einsamkeit seines Logenplatzes über die Rücksichtslosigkeit der Welt gerne führt.[28]

Kafkas Texte haben wenig zu tun mit »Realismus«. Es geht darin nicht um diese oder jene Realität, sondern um ein extremes Überzeichnen derjenigen Kategorien, die ein scheinbar harmloses »Haben von Rea-

[28] Emmanuel Lévinas spricht von einem »Keim des Wahnsinns«, der »in die Universalität des Ich [ge]streut« sei (vgl. Emmanuel Lévinas, Jenseits des Seins oder anders als Sein geschieht, Freiburg/München 1992, S. 206).

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

lität« konstitutiv impliziert. Darin liegt das »Beklemmende« bei Kafka: es werden Dinge aufgerührt, die man nicht gern zur Kenntnis nimmt. Die Mehrzahl der Kafka-Interpreten arbeitet jedoch mit traumwandlerischer Einfalt daran, sich immer aufs neue von den »treuen Pferden« der hermeneutischen Erkenntnis heimfahren zu lassen und jenes Beunruhigende durch biographische, historische, psychologische, »geistige« etc. Referenzen einzufrieden.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Benno Wagner

»Die Majuskel-Schrift unsres Erden-Daseins« Kafkas Kulturversicherung

Blinde mit Büchern sind ein erschütternder Anblick […]. Man trifft sie vor offenen Büchern in unseren Lettern. Sie belügen sich und glauben zu lesen.
Elias Canetti

Alles das, was hier so umständlich und – wie ich befürchten muß – trotzdem unverständlich beschrieben wurde, vollzieht sich im Apparat in einem Schlage.
Heinrich Rauchberg

I

Das literarische Werk Franz Kafkas ist nicht nur ein seit jeher beliebter und in der Tat nahezu idealer Prüfstein für literaturwissenschaftliche ›approaches‹ aller Art gewesen; es birgt auch umgekehrt ein immer wieder und immer noch überraschendes Beschreibungspotential für die Konjunkturen, Konstellationen und Dilemmata humanwissenschaftlicher Theoriearbeit. Auch für den seit einiger Zeit zu beobachtenden Konflikt zwischen einer primär auf Texte bezogenen Literatur- und einer primär auf Objekte bezogenen Kulturwissenschaft hält Kafka – »Eines aber kann ich […], das ist – warten«[1] – seit nunmehr nahezu neunzig Jahren ein Szenario bereit:

Die Nomaden sind da. Anders als die treu ergebenen Untertanen, die in ihren Hütten vergeblich auf eine Botschaft des Kaisers warten, lagern sie unmittelbar vor dem kaiserlichen Palast. Und wiederum anders als die ebenfalls dort angesiedelten Handwerker und Händler geben sie sich nicht damit zufrieden, Werte zirkulieren zu lassen und ihr Leben von den schmalen Profiten zu fristen. Denn weder interessieren sie sich sonderlich für Verständigung mit den Geschäftsleuten, noch denken

[1] Franz Kafka, Briefe an Felice und andere Korrespondenz aus der Verlobungszeit, hg. v. Erich Heller u. Jürgen Born, Frankfurt a. M. 1976 (im folgenden F), S. 323 ff.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

sie entfernt daran, für das rohe Ochsenfleisch zu zahlen, das sie verzehren – tot oder lebendig.[2]

Kafkas Rückspiegel-Prognose eines Kulturkollapses in »Ein altes Blatt« ist nicht nur ein Postskript zu dem großen Erzählfragment »Beim Bau der chinesischen Mauer«; es läßt sich zugleich als Präskript für seine Leser lesen, insbesondere für seine professionellen. Kafka treibt seinen Spaß mit der seit drei Dekaden endlos wiederholten Einsicht subjektzentrierter Hermeneutik, der zufolge einem (im formal-ästhetischen Sinne) modernen literarischen Text ein fester, verläßlicher Sinn nicht zuzuordnen sei: niemals und unter keinen Umständen erreicht der Botschafter des Kaisers das Haus des Untertanen, der sich, immerhin, seine Botschaft erträumen mag. Und Kafka treibt seinen Spaß mit der ebenso alten Tröstung soziologisch aufgeklärter Hermeneutik, nach der literarische Texte zwar keine endgültige Sinnbildung erlaubten, dafür aber eine anhaltende Zirkulation flüchtiger sozialer und kultureller Bedeutungen bewirkten. Der theoriepolitische Erfolg dieser Doppelstrategie der Schwäche ist hinlänglich bekannt:

> Uns Handwerkern und Geschäftsleuten ist die Rettung des Vaterlandes anvertraut; wir sind aber einer solchen Aufgabe nicht gewachsen; haben uns doch auch nie gerühmt dessen fähig zu sein. Ein Mißverständnis ist es und wir gehn daran zugrunde.[3]

Kein Zweifel, die Nomaden sind da, und ein Blick auf das internationale Konferenzgeschehen bestätigt den Augenschein des chinesischen Schusters, »daß jeden Morgen mehr werden«.[4] Auch dessen weitere Analyse – »Der kaiserliche Palast hat sie angelockt, versteht es aber nicht sie wieder zu vertreiben«[5] – erweist sich als treffende Beschreibung unserer Lage. Denn die globale Belagerung der Textkultur durch die objektbezogenen Kulturwissenschaften läßt sich nicht zuletzt durch die Anziehungskraft eines transzendentalen Sinnversprechens und die damit verbundene Hoffnung auf ein Ende der tagtäglichen Rohkost erklären. Doch der

[2] Vgl. Franz Kafka, Ein Altes Blatt. In: Ders., Nachgelassene Schriften und Fragmente I, hg. v. Malcolm Pasley, Frankfurt a. M. 1993 (Kritische Ausgabe der Schriften, Tagebücher, Briefe, hg. v. Jürgen Born, Gerhard Neumann, Malcolm Pasley und Jost Schillemeit), S. 358 ff. (im folgenden KKANI).

[3] KKANI, S. 361.

[4] Ebd., S. 358.

[5] Ebd., S. 361.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Kaiser, lange Zeit von den Chinesen als Träger und Verkünder göttlicher Erkenntnis verehrt, erweist sich als unfähig, das Versprechen einzulösen oder umgekehrt die Nomaden zu vertreiben, scheint endgültig verlassen von jenem »Abglanz der göttlichen Welten«,[6] der im Hauptstück noch die Stube der chinesischen Führerschaft erhellt. Reduziert auf seinen einen, empirisch-physiologischen Körper, beschränkt er sich darauf, von Zeit zu Zeit seine reich verzierten Möbel zu rücken und seine prachtvollen Vasen zu rearrangieren. Er, dessen Macht unversehens an den Toren seines Palastes endet, blickt »mit gesenktem Kopf auf das Treiben vor seinem Schloß«.[7] Aber die Lage ist ernst, und die Zeit drängt. Denn es sind die Handwerker und Händler, die den Preis für die Schwäche der Führung zu zahlen haben. Unfähig, sich mit den Nomaden zu verständigen – »Unsere Sprache kennen sie nicht, ja sie haben kaum eine eigene«[8] –, plündern sie ihre Vorratskammern, um die Neuankömmlinge durch immer neue Fleischlieferungen zu befrieden: »Bekämen die Nomaden kein Fleisch, wer weiß, was ihnen zu tun einfiele«. Doch damit nicht genug: »wer weiß allerdings, was ihnen einfallen wird, selbst wenn sie täglich Fleisch bekommen.«[9]

Es bedarf keiner besonderen Phantasie (sondern nur ein wenig hochschulpraktischer Erfahrung), um das verblüffende Beschreibungspotential dieses Kafka-Szenarios für die gegenwärtige ›Transformation‹ der Geisteswissenschaften[10] zu ermessen.[11] Doch darum soll es hier nicht gehen.

6 Ebd., S. 345.

7 Ebd., S. 360.

8 Ebd., S. 359.

9 Ebd., S. 360.

10 Die in ›optimistischeren‹ Zeiten, wir übersehen das nicht, noch als »Transformation der ›Geisteswissenschaften‹« firmierte.

11 Gewiss wird man versucht sein, diese Applikation des Bildes als maßlose Überspitzung zurückzuweisen, gewiss mußte Wilfried Barner in einer bündigen Lagebeschreibung schon 1997 einräumen, daß es »längst […] natürlich auch […] Vermittlungsversuche« zwischen dem Palast und den Belagerern gebe, und daß im übrigen die kulturwissenschaftliche Formel von der »›Lesbarkeit‹ der Kultur« für »manche Philologen« in vergleichbarer Weise »von besonderer Anziehungskraft« ist wie umgekehrt der Palast für die Nomaden (vgl. Wilfried Barner, Kommt der Literaturwissenschaft ihr Gegenstand abhanden? Vorüberlegungen zu einer Diskussion, in: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft, 41. Jg., 1997, S. 1–8; hier: S. 7, S. 6). Dennoch wird man bei näherem Hinsehen die Unzulänglichkeit der Vermittlungsversuche erkennen, um sich dann um so unerbittlicher mit der Gültigkeit des Kafkaschen Szenarios konfrontiert zu finden.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Der folgende Versuch, eine Lösung für das bedrohliche Dilemma der Kräfte und Optionen zu skizzieren, siedelt sich nicht auf wissenschaftspolitischer, sondern lediglich auf methodischer Ebene an. Es spricht kein Berater des Hofes, sondern bloß ein Handwerker, wenn auch vielleicht kein chinesischer. Und die Frage, auf die er zu Antworten versucht, ist eine einfache: Gibt es einen Ausweg aus der Alternative zwischen Kaisertreue und Nomadentum? Wäre das blockierte Verhältnis zwischen Palast und Belagerern in einen profitablen Austausch zu verwandeln? Könnte man, beispielsweise, ›Kafka lesen‹, ohne ihn entweder zu interpretieren oder zu vandalisieren? Wie hätte eine ›integrale Literaturwissenschaft‹ methodisch zu verfahren, eine Literaturwissenschaft mithin, die sich nicht als gegebene Menge von Methoden definiert, sondern über eine Reihe spezifischer Fragestellungen, zu deren Beantwortung sie diese oder jene Methode ›nach Maßgabe‹ einzusetzen versteht?[12] Als Prüfstein für diese Fragen soll im folgenden ein literarischer Text dienen, in dessen Mittelpunkt die Kategorien von Schrift und Lektüre selbst stehen, und zwar diesmal bereits auf der Ebene der wörtlichen Bedeutung und in allen bislang nur anspielungsweise erörterten Aspekten.

II

Auf die Frage, was ihn an Franz Kafkas Geschichte »In der Strafkolonie« so fasziniere, antwortet Kafka Tamura, der Held in Haruki Murakamis letztem Roman, »Kafka am Strand«, daß Kafka hier nicht »unsere Lebenssituation« erklären, sondern lediglich »die mechanische Funktionsweise dieser Maschine« darstellen wollte: »In meiner Realität existiert diese komplizierte Strafmaschine mit dem unfassbaren Ziel *tatsächlich*. Sie ist keine Metapher oder Allegorie.«[13] Im folgenden möchte ich zeigen, daß Murakamis fiktiver Kafka zwar über eine weitaus klarere Auffassung der Kafkaschen Fiktion verfügt als mancher wirkliche Kafkaforscher, daß freilich auch diese klarere Auffassung noch nicht klar genug ist. Ich

12 Selbstverständlich: ohne deshalb auf einen (immerhin flexiblen) Kernbestand technisch-handwerklicher Fertigkeiten zu verzichten.

13 Haruki Murakami, Kafka am Strand, aus dem japanischen von Ursula Gräfe, Köln 2004, S. 82.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

werde vorführen, daß Kafkas Geschichte ins Herz »unserer Lebenssituation« zielt, *gerade weil* seine Maschine keine Metapher oder Allegorie ist, *gerade weil* sie tatsächlich existiert.

Obwohl die Geschichte wegen ihres offensichtlichen Nährwerts für Nomaden schon seit längerem in aller Munde ist, sei der vorläufig relevante Teil der Handlung zunächst knapp resümiert. Ein zur Wache abkommandierter Sträfling ist eines Verstoßes gegen die Vorschriften für schuldig befunden und zu einer wahrhaft bizarren Strafe verurteilt worden. Dabei fällt die Verkündung des Urteils mit dessen Vollzug ineins: der Gefangene wird in einen riesenhaften Apparat eingeführt werden, der ihm die Vorschrift, die er gebrochenen hat, in das Fleisch schreiben und ihn auf diese Weise töten wird. Während der Vorbereitungen für die Exekution erläutert der zuständige Offizier die Maschine und das Verfahren einem Reisenden, der dem Ereignis beiwohnen soll.

In der Tat steht die unerbittliche Präzision, mit der die technologischen und physiologischen Details der Hinrichtung beschrieben werden, einer sinnbildenden, metaphorischen oder allegorischen Lektüre der Geschichte entgegen. Stattdessen werde ich den Text im folgenden seinerseits einer technischen Beschreibung unterziehen, ohne dabei jedoch seinen *literarischen* Status aus den Augen zu verlieren. Vielmehr wird es umgekehrt darum gehen, den Entstehungs- und den Geltungsbereich von Literarizität auszudehnen, die Spezifik und Einmaligkeit des literarischen Textes mit der (je historischen) Allgemeinheit des kulturellen in Resonanz zu setzen. Zu fragen wäre dann zunächst nach »tatsächlich existierenden« *technischen Objekten,* die als ›Vorlagen‹ für die Beschreibung der Strafmaschine gedient haben könnten. Bereits hier zeichnet sich eine grundlegende Gesetzmäßigkeit der Schreibweise Kafkas ab: Jedem seiner Bilder lassen sich jeweils eine oder mehrere Serien höchst spezifischer Referenzen zuordnen, ein jedes stellt so ein komplexes Netz von Verbindungen zwischen nicht selten entfernten Gegenstands- bzw. Wissensfeldern her. So hat man mit jeweils plausiblen Argumenten unter anderem folgende Referenzen für Kafkas Strafapparat identifiziert: a) die im holzverarbeitenden Gewerbe verwendeten Hobelmaschinen, deren Betrieb bei den Arbeitern regelmäßig zu Verwundungen und Verstümmelungen führte, die Kafka im Rahmen seiner beruflichen Tätigkeit für die Prager Arbeiter-Unfall-Versicherungsanstalt nebst der notwendigen technischen Optimierungen der Maschine detailliert beschrieben hat;

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

letztere hatte er anläßlich einer schutztechnischen Landesausstellung im nordböhmischen Komotau im Jahre 1913 interessierten Besuchern aus Industrie und Gewerbe vermutlich persönlich erläutert;[14] b) die elektrotherapeutischen Apparate, die schon seit der Jahrhundertwende zur klinischen Behandlung von allerlei nervösen Krankheiten in Mode gekommen waren und die Kafka als neurasthenischer Sanatoriums-Tourist gut kannte, bevor er sie, in den Monaten und Jahren *nach* Abfassung seiner Geschichte, als böhmischer Beauftragter für die Fürsorge nervenkranker Kriegsheimkehrer noch sehr viel besser kennen lernen sollte; c) den vom Berliner Arbeitgeber Felice Bauers, der Geliebten und zeitweiligen Verlobten Franz Kafkas, vertriebenen Phonographen, der unter anderem die aufzeichnungstechnischen Grundlagen des Rechtssystems revolutionierte; d) eine Sortiermaschine für Kaffeebohnen, die Kafka in einem der von ihm geliebten populären Kolonialreiseberichte begegnet ist; e) diverse andere Maschinen.[15]

Zweitens wäre nunmehr nach den metaphorischen Maschinen zu fragen, die Kafkas Text umlagern; es wäre das Ensemble der konkreten Texte in den Blick zu nehmen, deren Bildlichkeit zu derjenigen der Strafkolonie in Beziehung zu setzen wäre (sei es unter dem Aspekt der ›Verarbeitung‹, sei es unter dem Aspekt der ›Anspielung‹). Hier ist als prominentester Fall der 1910 in der »Neuen Rundschau« veröffentlichte Aufsatz zu nennen, in dem Alfred Weber, Kafkas Promotor an der juristischen Fakultät der Prager Ferdinand-Karls-Universität, die moderne Verwaltung von einer sozialen Institution in eine zeitdiagnostische Chiffre umdeutet.[16] Jene kleine Gruppe von Zeitgenossen – so definiert Weber

[14] Vgl. Franz Kafka, Amtliche Schriften, hg. v. Klaus Hermsdorf u. Benno Wagner, Frankfurt a. M. 2004 (Kritische Ausgabe der Schriften, Tagebücher, Briefe, hg. v. Jürgen Born, Gerhard Neumann, Malcolm Pasley und Jost Schillemeit), S. 467 ff. (im folgenden KKAA).

[15] Für bibliographisch ergänzte Übersichten über Kafkas Maschinenpark s. Wolf Kittler, Schreibmaschinen, Sprechmaschinen, Effekte technischer Medien im Werk Franz Kafkas. In: Ders./Gerhard Neumann, Hg., Franz Kafka: Schriftverkehr, Freiburg 1990, S. 75–163; S. 116 f; sowie neuerdings John Zilcosky, Kafka's Travels. Exoticism, Colonialism and the Traffic of Writing, New York 2003, S. 108 f.

[16] Alfred Weber, Der Beamte, in: Die neue Rundschau 21, Berlin 1910, S. 1321–1339. Eine mustergültige Erschließung der Bildlichkeit des Essays im Horizont des Kafkaschen Werks bietet Astrid Lange-Kirchheim, Alfred Weber und Franz Kafka. In: Eberhard Demm, Alfred Weber als Politiker und Gelehrter, Stuttgart 1986, S. 113–149.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

eingangs seine für Kafka[17] fraglos reizvolle Beobachterposition –, deren Wahrnehmungs- und Wertungshorizont über ›egoistische‹ Karriere- und Sicherheitsmotive gleichermaßen hinausragte wie über das ›altruistische‹ Verlangen, die sozial schwächeren Schichten staatlicher Für- und Vorsorge teilhaftig werden zu lassen, jene Minderheit exklusiver Beobachter also sieht, »wie sich ein riesenhafter ›Apparat‹ in unserem Leben erhebt, wie dieser Apparat die Tendenz besitzt, sich immer weitergehend über früher – sagen wir es zunächst einmal unklar – frei und natürlich gewachsene Teile unserer Existenz zu legen, sie in seine Kammern, Fächer und Unterfächer einzusaugen«.[18] »Der Beamte« wird dann insofern noch vor dem verwalteten Menschen zur Chiffre der modernen *conditio humana,* als jener Apparat ganze soziale »Schichten […] als Angestellte und Beamte in sich hineinzieht und durch deren Einsaugen […] die heutige Bureaukratisierung der Gesellschaft schafft«.[19] Bereits drei Jahre zuvor konnte Kafka an gleicher Stelle ein Gegenstück zu Webers ›romantischer‹ Konfrontation von Leben und Apparat, Organismus und Mechanismus notieren, in dem der Apparat nicht mehr als Vernichter des Lebens, sondern als dessen äußerste Zuspitzung figuriert. In seinem »Rundschau«-Essay »Der Dichter und diese Zeit« – im übrigen eine weitere erstrangige Adresse unter Kafkas Bildsteinbrüchen – schreibt Hugo von Hofmannsthal über den Dichter:

> Er gleicht dem Seismographen, den jedes Beben, und wäre es auf Tausende von Meilen, in Vibration versetzt. Seine dumpfen Stunden selbst, seine Depressionen, seine Verworrenheiten sind unpersönliche Zustände, sie gleichen den Zuckungen des Seismographen […]. Seine Schmerzen sind innere Konstellationen, Konfigurationen der Dinge in ihm, die er nicht die Kraft hat zu entziffern.[20]

[17] Zu dessen regelmäßiger Lektüre die »Neue Rundschau« zählte.

[18] Weber, Der Beamte (Anm. 16), S. 1321.

[19] Ebd., S. 1322.

[20] Hugo von Hofmannsthal, Der Dichter und diese Zeit. In: Ders., Der Brief des Lord Chandos. Schriften zur Literatur, Kultur und Geschichte, hg. v. Mathias Meyer, Stuttgart 2000, S. 102–131; S. 121. Das ›Urbild‹ für diese eindrückliche Verbildlichung des Dichters ist freilich fünf Jahre älter, es stammt von niemand anderem als von Kafka selbst und gehört deshalb eigentlich in die erste Serie der Referenzen, die die »tatsächlichen existierenden« Vorlagen für die Strafmaschine umfasst. Es handelt sich um den Beginn eines Briefes, den Kafka im August 1902 vermutlich an Oskar Pollak geschrieben hatte: »Ich saß an meinem schönen Schreibtisch. […] Das ist […] ein gut bürgerlich gesinnter Schreibtisch, der erziehen

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Neben der ›Beamtenfrage‹ und der ›Dichterfrage‹ wird mit der ›Judenfrage‹ schließlich mindestens eine dritte für Kafka ›vitale‹ Problematik im Bild der Maschine verhandelt: »›Freiland‹«, schreibt Theodor Herzl im Vorwort seiner zionistischen Programmschrift »Der Judenstaat« über einen früheren Entwurf Theodor Hertzkas, »ist eine complicirte Maschinerie mit vielen Zähnen und Rädern, die sogar ineinander greifen; aber nichts beweist mir, daß sie in Betrieb gesetzt werden könne. Und selbst, wenn ich Freilands-Vereine entstehen sehe, werde ich es für einen Scherz halten.«[21] Herzl verwirft die ›tote Mechanik‹ des »Freiland«-Konzepts zugunsten einer zeitgemäßeren, thermodynamischen bzw. energetischen Auffassung:[22]

> Hingegen enthält der vorliegende Entwurf die Verwendung einer in der Wirklichkeit vorkommenden Treibkraft. Die Zähne und Räder der zu bauenden Maschine deute ich nur an, in aller Bescheidenheit, unter Hinweis auf meine Unzulänglichkeit und im Vertrauen darauf, daß es bessere ausführende Mechaniker geben wird, als ich einer bin. Alles kommt auf die treibende Kraft an. Und was ist diese treibende Kraft? Die Judennot. […] Nun sage ich daß diese Kraft, richtig verwendet, mächtig genug ist, eine große Maschine zu treiben, Menschen und Güter zu befördern. Die Maschine mag aussehen, wie sie will.[23]

Einige Jahre später veranlaßte der schleppende Verlauf seiner realpolitischen Bemühungen um Siedlungsland in Palästina Herzl zu einer Aufwertung der Bildpolitik. Sein realutopischer Roman »Altneuland« von 1902 gab den Anhängern des Zionismus eine lebhafte Darstellung der

soll. Der hat dort, wo gewöhnlich die Knie des Schreibers sind, zwei erschreckliche Holzspitzen. Und nun gib acht. Wenn man sich ruhig setzt, vorsichtig, und etwas gut Bürgerliches schreibt, dann ist einem wohl. Aber wehe, wenn man sich aufregt und der Körper nur ein wenig bebt, dann hat man unausweichlich nur die Spitzen in den Knien und wie das schmerzt. […] Und das will nun bedeuten: ›Schreibe nichts Aufgeregtes und laß Deinen Körper nicht zittern dabei‹« (Franz Kafka, Briefe 1900–1912, hg. v. Hans-Gerd Koch, Frankfurt a. M. 1999), S. 12. Der ›tragische‹ Zusammenhang von Schrift, Körper und Urteilsspruch, den die »Strafkolonie«-Hermeneutik mit erheblichem rechts- und medienphilosophischem Aufwand rekonstruiert hat, hat hier seinen komischen und durchaus beiläufigen Ursprung.

21 Theodor Herzl, Der Judenstaat, Leipzig/Wien 1896, S. 4.

22 Zur Diskursgeschichte des Topos der ›kulturellen Energie‹ s. Anson Rabinbach, The Human Motor. Energy, Fatigue, and the Origins of Modernity, o.O., 1990.

23 Herzl, Judenstaat (Anm. 21) S. 4f.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

jüdischen Besiedlung Palästinas im Jahre 1920 einschließlich ihrer Vorgeschichte, also der Verbindungslinie zur Gegenwart der zeitgenössischen Leser. Hier findet sich eine weitere Variante jener Nadelschrift, deren Faszination zahllose Leser in aller Welt an Kafkas Maschine gefesselt hat. Mittels einer Grammophonscheibe berichtet der abwesende bzw. nur als Stimme anwesende Kommandant und Chefingenieur des Siedlungsprojekts von seiner Erfindung eines prä-elektronischen Kontrollpanels: »Um mir den beständigen Überblick zu erleichtern«, berichtet dieser phantastische Joe Levy den beiden fasziniert lauschenden Reisenden,

> hatte ich einen kleinen Anschauungsbehelf. Ich ließ mir Stecknadeln mit Glasköpfen machen. Dunkelblau, lichtblau, gelb, rot, grün, schwarz, weiß. Diese Nadeln steckte ich in die auf Bretter gespannten großen Landkarten der einzelnen Staaten. Jede Farbe bedeutete den Vorbereitungsstand einer Gruppe. […] Ich konnte Dank meinem Nachrichten- und Kartendienst Jahre hindurch jeden Tag den ganzen Stand unserer Bewegung deutlich bis in die letzten Einzelheiten überblicken.[24]

Drittens wäre nach den für die Konzeption und Gestaltung der Geschichte relevanten *Wissensfelder und -ressourcen* zu fragen. Aus diesem Blickwinkel hat Walter Müller-Seidel eine beispielhafte Studie vorgelegt.[25]

Nach allem befinden wir uns freilich immer noch vor dem kaiserlichen Palast, im Gewühl zwischen Händlern und Nomaden, oder, um in einem jüngeren, wenn auch weniger detaillierten Bild zu sprechen, im »Garten«, an der »frischen Luft der referentiellen Bedeutung«.[26] Bislang ließe sich lediglich konstatieren, daß Literatur eben interdiskursiv funktioniert, und das vor allem auf der Basis von Kollektivsymbolen. Das Schibboleth zum Kaiserpalast liegt aber bekanntlich in der »autotelischen« [27] Funktion der Literatur, in ihrem primären Bezug nicht auf ein referentielles Außen, sondern auf den eigenen Äußerungsmodus. Im Hinblick auf dieses Problem macht Kafka es seinen Kommentatoren scheinbar so einfach wie kaum ein anderer moderner Autor: Die

[24] Theodor Herzl, Altneuland, Berlin/Wien 1902, S. 229f.

[25] Walter Müller-Seidel, Die Deportation des Menschen. Kafkas Erzählung »In der Strafkolonie« im europäischen Kontext, Stuttgart 1986.

[26] Paul de Man, Allegorien des Lesens, Frankfurt a. M. 1988, S. 33.

[27] Vgl. ebd., S. 34.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

abstrakte Dimension der Selbstbezogenheit der literarischen Äußerung erscheint in seinen Bildern stets mitinszeniert, sie wird immer wieder in die Konkretion des Referentiellen zurückgeholt. So erscheint der »Gefangene«, dessen Bezeichnung in der Geschichte auf Kafkas Selbstbezeichnung in den Notizheften verweist,[28] zumindest in der vorausschauenden Beschreibung des Offiziers, präzise am bildlichen Ort des Beamten und Dichters nach Weber und Hofmannsthal: einerseits »eingesogen« in den »tief in die Erde eingebauten Apparat«,[29] ist er andererseits selbst lebendiges Aufzeichnungsmedium. Doch dient diese Kafkas Referenz-Serien durchziehende ›autotelische Spur‹ ihrerseits als bloße Attrappe, als Falle für Leser mit rascher Auffassungsgabe. Wo es um die Äußerungsweise der Literatur geht, um die Techniken, Verfahren und Praktiken des Schreibens und die Strategien schriftlicher Kommunikation, da erweist sich gerade Kafkas Schreibweise als so ›allotelisch‹ wie kaum eine andere. Kaum ein anderer moderner Autor verfügt über ein so scharfes Bewußtsein und ein so präzises Wissen über die Äußerungsmodi der Schrift wie Franz Kafka. Spätestens seit 1912 verschalten nahezu alle seine Texte nicht nur komplexe Serien von Referenzen, sondern auch verschiedene außerliterarische Referentiale miteinander, verschiedene diskursive Möglichkeitsräume und Jurisdiktionen also,[30] die ihrerseits von verschiedenen Mediendispositiven durchquert werden. Zu suchen und zu forschen wäre demnach viertens nach dem Ensemble der Lese- und Schreibweisen, aus deren Überlagerung, Kreuzung und Verschaltung Kafkas in der Tat ›einzigartiges‹ Schreibprojekt hervorgeht.

[28] Und auch Joseph K., der Held des etwa gleichzeitig entstandenen »Proceß«-Romans, war ja zunächst »gefangen«, bevor Kafkas Streichung im Manuskript ihn »verhaftet« sein ließ (Vgl. Franz Kafka, Der Process, Faksimile-Edition, hg. v. Roland Reuß unter Mitarbeit v. Peter Staengle, Basel/Frankfurt a. M. 1997, S. 3).

[29] Franz Kafka, Drucke zu Lebzeiten, hg. v. Wolf Kittler, Hans-Gerd Koch, Gerhard Neumann, Frankfurt a. M. 1996 (Kritische Ausgabe der Schriften, Tagebücher, Briefe, hrsg. v. Jürgen Born, Gerhard Neumann, Malcolm Pasley und Jost Schillemeit), S. 204 (im folgenden KKAD). Dessen Kennzeichnung ihn im übrigen in Nachbarschaft zu Kafkas Prager Versicherungsanstalt stellt, die im Unterschied zu den berufsgenossenschaftlich organisierten Anstalten im Deutschen Reich und mit weitreichenden Folgen für Kafkas amtliche Schreibpraxis, eine »*Territorial*anstalt« war, also nach dem zunächst versicherungsfremden Kriterium des geographischen Raums ganz unterschiedliche Produktionsbereiche und mithin ganz heterogene Unfallrisiken zu versichern hatte.

[30] Vgl. Michel Foucault, Archäologie des Wissens, Frankfurt a. M. 1981, S. 133.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Macht man sich mit diesen Vorgaben erneut auf die Suche, dann kommt freilich alles auf die Einzelheiten an. Dann mag die Maschine keineswegs aussehen, wie sie will, sondern es »liegt wie so oft die Lösung des Problems […] in den technischen Details«.[31] Dann käme es darauf an, einen ›Apparat‹ zu identifizieren, der Kafkas Geschichte *zugleich* in ihrer Figuralität, in ihrer Referenzialität und in ihrer Diskursivität betreffen und motivieren würde.

III

Aber ich schwätze, und sein Apparat steht hier vor uns:

> Zu diesem Ende wird jede einzelne Karte in den Kontakt-Apparat eingelegt. Derselbe besteht aus einer horizontal auf einer Tischplatte befestigten Platte aus Hartgummi, welche so viele cylinderförmige Vertiefungen oder Näpfe enthält, als in der Zählkarte Löcher überhaupt vorkommen können, bei unserer Maschine 240. Diese Näpfe sind mit Quecksilber gefüllt, und die dadurch gebildeten Quecksilbersäulen in die elektrische Leitung einbezogen.
>
> […]
>
> Oberhalb der Platte ist an einem Hebel ein System von Nadeln in der Weise in einem Rahmen befestigt, daß dann, wenn der Hebel herabgedrückt wird, und die Hartgummiplatte unverdeckt ist, ein jedes Näpfchen in eine Metallnadel eintaucht. Diese Nadeln spielen an leichten Spiralfedern, welche dieselben nach abwärts drücken. Der Hebelarm mitsamt dem Rahmen und den Nadeln wird durch ein am zweiten Hebelarme wirkendes Gewicht oder eine starke Feder im Zustande der Ruhe in geraumer Entfernung von der Hartgummiplatte gehalten.[32]

Die technische Verwandtschaft zwischen dem hier beschriebenen »Kontakt-Apparat« und dem Apparat in Kafkas »Strafkolonie« ist unmittelbar evident: dieser

> besteht, wie Sie sehen, aus drei Teilen. Es haben sich im Laufe der Zeit für jeden dieser Teile gewissermaßen volkstümliche Bezeichnungen ausgebildet.

[31] Vgl. Kittler, Schreibmaschinen (Anm. 15), S. 117.

[32] Heinrich Rauchberg, Die elektrische Zählmaschine und ihre Anwendung, insbesondere bei der österreichischen Volkszählung. In: Allgemeines statistisches Archiv 2, 1891/92, S. 78–126; S. 80.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

> Der untere heißt das Bett, der obere heißt der Zeichner, und hier der mittlere, schwebende Teil heißt die Egge. […]. der Name paßt. Die Nadeln sind eggenartig angeordnet, auch wird das Ganze wie eine Egge geführt, wenn auch bloß auf einem Platz und viel kunstgemäßer.
>
> […]
>
> Das Bett und der Zeichner hatten gleichen Umfang und sahen wie zwei dunkle Truhen aus. Der Zeichner war etwa zwei Meter über dem Bett angebracht; beide waren in den Ecken durch vier Messingstangen verbunden, die in der Sonne fast Strahlen warfen. Zwischen den Truhen schwebte an einem Stahlband die Egge.[33]

Und natürlich fällt sogleich auch der gewissermaßen ›existentielle‹ Unterschied zwischen den beiden Apparaten ins Auge: Prozessiert der eine Lochkarten, so der andere menschliche Individuen. Welcher Stellenwert käme nun aber dieser Beziehung zwischen zwei Texten zu? Handelt es sich hier um bloß zufällige Ähnlichkeiten zwischen zwei willkürlich miteinander konfrontierten Passagen, oder gibt es eine nähere, produktionsästhetisch signifikante Beziehung zwischen dem Kontaktapparat und der Strafmaschine?

Geht man diesen Fragen nach, dann ist zunächst zu konstatieren, daß die Beschreibung des Kontaktapparates an allen drei eingangs unterschiedenen Referenz-Dimensionen der erzählten Maschine Kafkas teilhat: Es handelt sich um einen technischen Fachtext, dem ein positives, spezialisiertes *Wissen* zugrunde liegt; es handelt sich zugleich um eine *bildlich anschauliche* Beschreibung eines technischen Apparats; und es handelt sich demzufolge um den Verweis auf ein entsprechendes *Objekt,* einen im Sinne von Kafka (Tamura) »tatsächlich existierenden« Apparat. Doch existiert dieser Apparat nicht nur ›in Wirklichkeit‹; vielmehr bewirkt er deren grundstürzende Umwälzung. Der geschilderte Kontaktapparat ist Bestandteil einer Maschine, die die Wissensökonomie der modernen Gesellschaften revolutioniert, die sie von Erzähltechnik auf Zähltechnik um- und damit Schriftsteller vor die Wahl gestellt hat, sich entweder mit Maschinentechnik und Datenverarbeitung zu befassen oder als Dichter zurückzubleiben. Indem sie, im Vergleich zur Handauszählung, die Verarbeitung großer Datensätze dramatisch beschleunigte

[33] KKAD, S. 206–208.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

(bei gleichzeitiger Fehlerminimierung), begründete die von Herman Hollerith erfundene und 1889 patentierte elektrische Zählmaschine »eine neue Aera statistischen Betriebs«.[34] Sie löste eine Zeit und Raum umfassende *control revolution* aus, in deren Verlauf sie sich anzuschicken schien, die Nationalmythologie durch Nationalstatistik zu ersetzen. Herzls ingeniöse Umschrift des Gelobten Landes in das kolonisatorische Kontrollpanel des Ingenieurs Joe Levy, die Einsetzung des Landes selbst als historiographische Schreibfläche, hat ihren Ursprung in dieser statistischen Umwälzung. Nach dem erstmals elektronisch gestützten US-Zensus von 1890 schrieb ein zeitgenössischer Beobachter: »The United States lies like a huge page in the history of society. Line by line as we read this continental page from West to East we find the record of social evolution.«[35] Die Hollerith-Maschine fungierte demnach, mit einem in unserem Kontext besonders sprechenden Ausdruck Virilios, als epochaler Beschleuniger der »Endo-Kolonisierung«[36] der modernen Gesellschaft, als technische Implementierung jenes Prozesses, in dem der *physiologische Körper* des Individuums in die Verwaltungsmaschine des Wohlfahrtsstaates »eingesaugt« wird, um als Daten-Element des *statistischen Körpers* der Gesellschaft wieder hervorzukommen.

Doch kann es für unser Vorhaben nicht genügen, zwischen der Zählmaschine und der erzählten Maschine wieder bloß eine metaphorische Brücke zu bauen, wieder bloß zu suggerieren, Kafka habe eben ›in der Luft liegende‹ Tendenzen der Zeit literarisch abgebildet. Vielmehr kommt es darauf an, eine tatsächliche, effektive und notwendige Beziehung zwischen den beiden Texten nachzuweisen, etwa in dem Sinne, in dem Gérard Genette von der Beziehung zwischen Hypotext und Hypertext

34 Rauchberg, Zählmaschine (Anm. 32), S. 78.

35 Frederick Jackson Turner, The Significance of American History (1893), zit. nach Bernhard J. Dotzler, Die Schaltbarkeit der Welt. Herman Hollerith und die Archäologie der Medien. In: Stefan Andriopoulos, B.J.D., Hg., 1929. Beiträge zur Archäologie der Medien, Frankfurt a. M. 2002, S. 296. Herzl wird, nicht zuletzt aus realpolitischem Kalkül, auch die hier zu beobachtende Ersetzung der Nation durch die Gesellschaft als Subjekt der Geschichte übernehmen: »Diese Neue Gesellschaft könnte überall existieren, in jedem Lande«, versichert der Held seiner Kolonisierungs-Utopie am Ende des Buches (Herzl, Altneuland [Anm. 24], S. 336).

36 Paul Virilio, Die Sehmaschine, Berlin 1989, S. 65; zit. nach Dotzler, Schaltbarkeit (Anm. 35), S. 297.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

spricht.[37] Dieser Nachweis hätte mit der Feststellung zu beginnen, daß es sich bei dem Verfasser der zitierten Schilderung des Kontakt-Apparates nicht nur um Österreichs renommiertesten Nationalstatistiker und zudem um den Leiter des ersten elektronisch gestützten nationalen Zensus in Europa (Österreich 1890) handelte, sondern auch um eine für den Verfasser der »Strafkolonie« signifikante Person. Heinrich Rauchberg hatte in Kafkas Studienzeit den Lehrstuhl für Völkerrecht und Statistik an der k.u.k. deutschen Karl-Ferdinands-Universität zu Prag inne und hielt in dieser Funktion eine vier Semesterwochenstunden umfassende Vorlesung über »Allgemeine und österreichische Statistik« ab, die im Sommersemester 1905, kurz vor seinem Examen, auch Franz Kafka belegt hatte. Ohne jeden Zweifel wird Rauchberg in dieser Veranstaltung ausführlich über die Hollerith-Maschine und ihre Einsatzmöglichkeiten berichtet haben, und mit nahezu gleicher Gewißheit wird er sich dabei auch auf seine ausführliche Beschreibung der Maschine im »Allgemeinen Statistischen Archiv« von 1891/92 bezogen haben. Schon aufgrund dieser Tatsachen können wir also mit hinreichender Sicherheit davon ausgehen, daß Kafka den infrage stehenden Text ›gekannt haben muß‹. Daß Kafka Rauchbergs Aufsatz darüber hinaus auch *gelesen* hat, und daß er ihn auf eine Weise gelesen hat, wie vielleicht allein er diesen und irgendeinen Text hatte lesen können, soll die folgende Synopse der beiden Apparat-Beschreibungen demonstrieren.

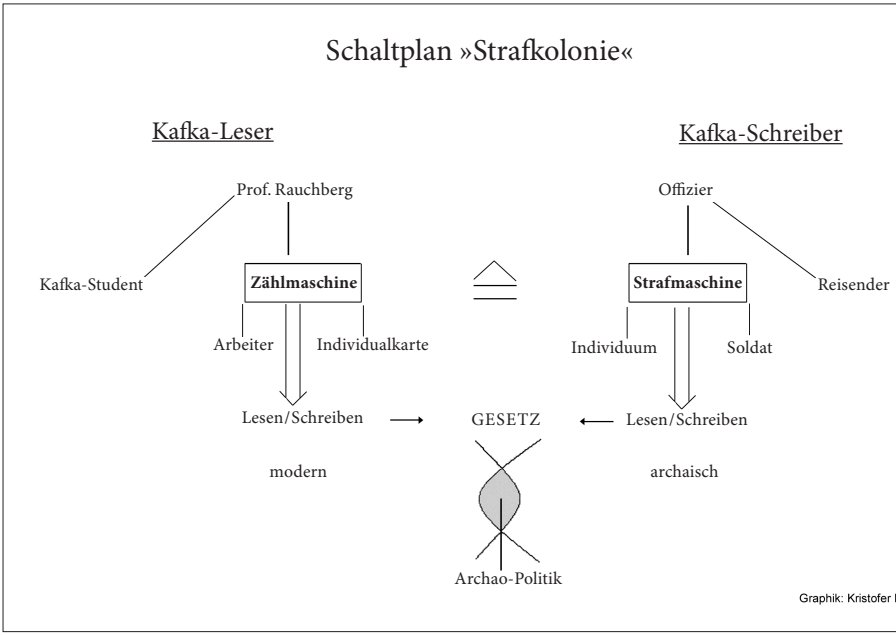
Wie das Konfigurationsschema zeigt, lassen sich die beiden Texte als zwei in verblüffendem Ausmaß isomorphe *agencements* darstellen, als funktional spezifizierte Anordnungen von Körpern, Maschinen, Zeichenströmen und Affektströmen. Gleichzeitig erhellt das Schema schlagartig Kafkas literarische Schreibweise, seine höchst »eigentümliche«[38] Art und Weise, eine *lecture-écriture* mit einer *écriture-lecture* kurzzuschließen.[39] Ohne

[37] Vgl. Gérard Genette, Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe, Frankfurt a. M. 1993, S. 14f.

[38] »Eigentümlich« im Sinne des ersten Satzes der Geschichte: »Es ist ein eigentümlicher Apparat‹, sagte der Offizier zu dem Forschungsreisenden […]« (KKAD, S.203).

[39] Der zweite Begriff verweist auf die Unmöglichkeit eines radikal originären Schreibaktes, eines Schreibaktes außerhalb des immer schon existierenden, grenzenlosen Textes der Kultur (vgl. Julia Kristeva, Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman. In: Jens Ihwe, Hg., Literaturwissenschaft und Linguistik. Ergebnisse und Perspektiven, Bd. 3: Zur linguistischen Basis der Literaturwissenschaft II, Frankfurt a. M. 1972, S. 345–375; S. 346f.), der erste auf eine

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -



den geringsten Aufwand an hermeneutischer Gewalt zeichnet sich im Referenzfeld des Textes, den Kafka geschrieben hat, ein Kryptogramm jener Szene ab, in der Kafka den Text liest, den Rauchberg geschrieben hat. Zwischen den beiden Texten entspinnt sich ein allusiver, zwanglos-intimer Dialog, in den sich nahezu Zeile für Zeile andere (dritte, vierte, n-te) Stimmen hineindrängen. Der Reisende, der den technischen Erläuterungen des Offiziers teils neugierig, teils skeptisch zuhört, notiert den Studenten Kafka, der die technischen Erläuterungen seines Statistikprofessors nachliest, denen er zuvor in der Vorlesung seinerseits zugehört haben wird. Die Reisen des Reisenden notieren, in einer typischen Chiffrierung, Kafkas Lektüren.[40] Der Offizier notiert Rauchberg, und in der

produktionsästhetische Umkehrung dieser Perspektive, wie sie bislang auf unterschiedliche Weise von Gerhard Neumann e. a. und von Alexander Honold erprobt worden ist (Gerhard Neumann, Hg., Canetti als Leser, Freiburg i. Br. 1996; Alexander Honold, Der Leser Walter Benjamin. Bruchstücke einer deutschen Literaturgeschichte, Berlin 2002).

[40] Zum Verhältnis von Reisen und Lektüren bei Franz Kafka s. jetzt Zilcosky, Kafka's Travel (Anm. 15), S. 1–18.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Tat parodiert er mehr als einmal das affektive Verhältnis des Experten zu ›seiner‹ Maschine,[41] das bereits Rauchbergs Text verrät und das sein mündlicher Vortrag in der Vorlesung um so deutlicher verraten haben wird; ein Verhältnis, das zudem in beiden Texten in scharfem Kontrast zu dem rein technischen Blick auf das Material steht, das die jeweilige Maschine prozessiert. Schließlich parodiert der Offizier auch den erläuternden Gestus des Experten gegenüber dem Laien. Insistiert Rauchberg gegenüber seinem Leser darauf, daß der Schilderung der Einsatzmöglichkeiten der elektrischen Zählmaschine »eine kurze Beschreibung ihrer Konstruktion vorausgeschickt werden«[42] müsse, so manövriert der Offizier den Reisenden zunächst in die Position des Zuschauers/Zuhörers:

> ›Wollen Sie sich nicht setzen?‹ fragte er schließlich, zog aus einem Haufen von Rohrstühlen einen hervor und bot ihn dem Reisenden an; dieser konnte nicht ablehnen. […] ›Ich weiß nicht‹, sagte der Offizier, ›ob Ihnen der Kommandant den Apparat schon erklärt hat.‹ Der Reisende machte eine ungewisse Handbewegung; der Offizier verlangte nichts Besseres, denn nun konnte er selbst den Apparat erklären.[43]

Freilich gestaltet sich, sobald es um den Apparat selber geht, das intime Verhältnis zwischen den Texten komplizierter. So mag man zunächst feststellen, daß beide das Merkmal des elektrischen Betriebs hervorheben: »Daß der Apparat in der eben beschriebenen Weise funktioniert, wird durch die Art und Weise der Stromschaltung bewerkstelligt«, resümiert Rauchberg seinen Bericht,[44] während der Offizier erläutert: »Sowohl das Bett, als auch der Zeichner haben ihre eigene elektrische Batterie; das Bett braucht sie für sich selbst, der Zeichner für die Egge.«[45] Und man mag sogar, ausgehend von Rauchbergs Hervorhebung der »Individualkarte« – also der personenbezogenen Zählkarte, die den epistemologischen Abgrund zwischen je konkretem Individuum und

41 »Das waren Arbeiten, die man eigentlich einem Maschinisten hätte überlassen können, aber der Offizier führte sie mit einem großen Eifer aus, sei es, daß er ein besonderer Anhänger dieses Apparates war, sei es, daß man aus anderen Gründen die Arbeit sonst niemandem anvertrauen konnte«, heißt es gleich zu Beginn über die Vorbereitungen zur Exekution (KKAD, S. 204).

42 Rauchberg, Zählmaschine (Anm. 32), S. 79.

43 KKAD, S. 205.

44 Rauchberg, Zählmaschine (Anm. 32), S. 100.

45 KKAD, S. 209.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

dem statistischen Durchschnittsmenschen überbrückt – als das Prinzip, »auf welchem die moderne Zählungstechnik überhaupt basiert«,[46] einen unverhofften Einblick in die nüchterne Funktionsweise der vermeintlich so bizarren dichterischen Einbildungskraft Kafkas erhalten. Seine hier grundlegende poetische Operation, die Ersetzung der »Individualkarte« durch jenes Individuum, dessen Merkmale (Alter, Geschlecht, Größe, Gewicht, Familienstand, Beruf, etc.) sie nicht repräsentiert, sondern prozessiert, erscheint dann als einfache Operation einer buchstäblichen Algebra: man nehme die benachbarten statistischen Begriffe ›Zählkartenmaterial‹ und ›Menschenmaterial‹, kürze sie um den gemeinsamen Term ›Material‹, und schon wird man Zeuge der Geburt einer ›schockierenden Metapher‹, die Menschen und Datensätze gleichsetzt.

Dennoch unterscheiden sich beide *agencements* deutlich in ihrer informatischen Ökonomie. Rauchbergs Kontaktapparat registriert, sortiert und zählt gleichzeitig,[47] aber er schreibt nicht. ›Geschrieben‹ wird im System Hollerith allenfalls noch im übertragenen Sinne; tatsächlich erfolgt die In-formation, deren Auswertung die Zählmaschine besorgt, durch Lochung, und diese obliegt einer anderen Verwandten des Kafkaschen Strafapparats, eben der Lochmaschine:

> Die Perforierung […] der Karten erfolgt vermittelst einer eigenen Maschine. Dieselbe enthält eine Platte in Form eines breiten Kreissegments, in welcher alle in der Zählkarte möglicherweise vorkommenden Löcher unter Hinzufügung ihrer Bedeutung eingelassen sind. Oberhalb dieser Platte bewegt sich, durch eine Feder emporgehalten an einem Hebelarme mit zugleich peripherischer und radialer Bewegung ein Stift, welcher vermittelst eines handsamen Griffs oder Knopfes in die Löcher eingeführt werden kann. […] Der Arbeiter hat die Urmaterialien der Volkszählung zur Linken vor sich liegen, führt für jede Person eine Zählkarte in den Rahmen der Lochmaschine ein, drückt den Stift in jene Löcher des Schemas, welche den Individualangaben für die betreffende Person entsprechen, wodurch die korrespondierenden Löcher in die Karte selbst geschnitten werden […].[48]

Während die Lochmaschine durch Perforierung bestimmter Regionen der Zählkarte diejenigen spezifischen Merkmale und Eigenschaften des entsprechenden Individuums markiert, die die Zählkarte dann registrie-

46 Rauchberg, Zählmaschine, (Anm. 32), S. 79.
47 Vgl. ebd. S. 100.
48 Ebd., S. 92f.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ren, sortieren und zählen wird, erläutert Kafkas Offizier dem Reisenden die informatische Geographie des menschlichen Körpers:

> »Wie Sie sehen, entspricht die Egge der Form des Menschen; hier ist die Egge für den Oberkörper, hier sind die Eggen für die Beine. Für den Kopf ist nur dieser kleine Stichel bestimmt. Ist Ihnen das klar?«
>
> »[…] die wirkliche Schrift umzieht den Leib nur in einem schmalen Gürtel; der übrige Körper ist für Verzierungen bestimmt.«[49]

Offensichtlich resultiert der technische Unterschied in der Verschaltung von Schreibprozessen und Leseprozessen zwischen beiden Maschinen aus dem ›dramatischen‹ Unterschied der beiden Körper, die sie informieren: den physiologischen Körper des Individuums im einen und den statistischen Körper der Gesellschaft im anderen Fall. Ungeachtet dessen läßt sich der intime Dialog zwischen den beiden Texten fortspinnen. In beiden Fällen handelt es sich nicht um Buchstaben- oder Bilderschrift, geht es um keinen repräsentativen Code, der vom menschlichen Auge zu entschlüsseln wäre. Zwar fallen, wie Rauchberg hervorhebt, »die Anforderungen an die Vorbildung der Arbeiter […] auf ein außerordentlich tiefes Niveau«, und es kann insbesondere »an der Maschine selbst […] jedermann sofort arbeiten; freilich wird man an das Dichterwort gemahnt: ›Doch was er webt, das weiß kein Weber‹.«[50] Um so besorgter gibt sich Rauchberg um seine gebildeten Adressaten.

> Um dem Leser auch hier die Möglichkeit zu bieten, dem [für die Perforierung der Karten maßgeblichen; B. W.] Zählungsplan in seinen vielen verschlungenen Komplikationen zu folgen, versuchen wir es, auf die Gefahr hin, daß in Ermangelung von Illustrationen Manches unverstanden bleibt, die Schaltung für die erste Auszählung zu erklären […],[51]

wirbt er um deren Aufmerksamkeit, um schließlich zu versichern: »Alles das, was hier so umständlich und – wie ich befürchten muß – trotzdem unverständlich beschrieben wurde, vollzieht sich im Apparat in einem Schlage.«[52] Sehen wir nun, wie Kafka seinen Statistiklehrer parodiert, wie er die schon in Rauchbergs Artikel aus der Schrift herausdrängende Performativität der Vorlesung auf die Bühne seiner Literatur bringt.

[49] KKAD, S. 213–218.
[50] Rauchberg, Zählmaschine (Anm. 32), S. 111.
[51] Ebd., S. 100.
[52] Ebd., S. 102.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Zwar ermangelt es dem Offizier anders als Rauchberg keineswegs an Illustrationen, doch sind diese »Zeichnungen des früheren Kommandanten« aufgrund ihres quasi-sakralen Status zählmaschinendidaktisch nur begrenzt einsetzbar:

> »[…] ich kann sie Ihnen aber leider nicht in die Hand geben, sie sind das Teuerste, was ich habe. Setzen Sie sich, ich zeige sie Ihnen aus dieser Entfernung, dann werden Sie alles gut sehen können.« Er zeigte das erste Blatt. Der Reisende hätte gerne etwas Anerkennendes gesagt, aber er sah nur labyrinthartige, einander vielfach kreuzende Linien, die so dicht das Papier bedeckten, daß man nur mit Mühe die weißen Zwischenräume erkannte. »Lesen Sie«, sagte der Offizier. »Ich kann nicht«, sagte der Reisende. »Es ist doch deutlich«, sagte der Offizier. »Es ist sehr kunstvoll«, sagte der Reisende ausweichend, »aber ich kann es nicht entziffern.« »Ja«, sagte der Offizier, lachte und steckte die Mappe wieder ein, »es ist keine Schönschrift für Schulkinder. Man muß lange darin lesen. Auch Sie würden es schließlich gewiß erkennen«.[53]

Es gibt bei Kafka kaum eine intime Unterredung, in die sich nicht früher oder später die Stimme Nietzsches hineindrängte. Hier verweist Kafkas Unterrichts-Szene auf die Phantasie des kurzsichtigen Philosophen, daß die »schwer zu entziffernden Hieroglyphenschrift unserer Moral-Vergangenheit«[54] »von einem fernen Gestirn aus« als »Majuskel-Schrift unsres Erden-Daseins«[55] »gelesen«[56] werden könnte. Doch besteht die Moral von der Geschicht' in diesem Falle gerade darin, daß die Lesbarkeit der Schrift eine Funktion nicht des Raums, sondern der Zeit ist: »Man muß lange darin lesen.« In den Tagen Nietzsches und Kafkas besteht die »Majuskel-Schrift unsres Erden-Daseins« bereits aus statistischen Tabellen, Kurven und Diagrammen,[57] und deren Grundlage bildet, wie wir von Kafkas anderem Gesprächspartner erfahren haben, gerade die Ersetzung der Lettern-Schrift durch den binären Code der Zählmaschine und die Akkumulation der auf diesem Wege gewonnenen Daten über Zeit: »Das Ziffernblatt der Zählwerke«, schreibt Rauchberg über seine Maschine,

53 KKAD, S. 217.

54 Friedrich Nietzsche, Zur Genealogie der Moral. Eine Streitschrift. In: ders., Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden, hrsg. v. Giorgio Colli u. Mazzino Montinari, München/Berlin/New York 1988 (=KSA), Bd. 5, S. 254.

55 Ebd., S. 362.

56 Ebd., S. 254.

57 Hierzu grundlegend Teil V der Untersuchung von Jürgen Link, Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird, Opladen 1996.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

> gleicht also jenem gewöhnlicher Uhren, nur ist es hundertteilig; dem Minutenzeiger entspricht jener für die Einheiten, dem Stundenzeiger jener für die Hunderter. Wenn ein gewisses Quantum an Zählkarten durch die Maschine geführt worden ist, so geben die Zählwerke […] an, wie oft in der Gesamtheit jene Eigenschaften oder Thatsachen vorgekommen sind, welchen die an bestimmten Stellen der Karte angebrachten Löcher […] entsprechen.[58]

Dasselbe Prinzip allmählicher Akkumulation von Information ist auch im größeren Maßstab der Nationalstatistik, der zentralen Auswertung der Datengesamtheit, wirksam. So verglich der Vater der Maschine selbst einmal »die Durchführung eines Zensus mit der Entwicklung eines Photos, bei der jeder Schritt zusätzliche Details sichtbar werden läßt«.[59] Lesen wir nun, wie Kafkas Offizier den informatischen Prozeß seiner Exekution beschreibt, eine Beschreibung, die, wie sich allmählich abzeichnet, zugleich als Kafkas grandioses Vermächtnis an die Kafkaforschung gelesen werden kann: »Es darf natürlich keine einfache Schrift sein; sie soll ja nicht sofort töten, sondern durchschnittlich erst in einem Zeitraum von zwölf Stunden«, erläutert der Offizier den ausgedehnten Prozeß der Information,

> »für die sechste Stunde ist der Wendepunkt berechnet. […]. Wie still wird dann aber der Mann um die sechste Stunde! Verstand geht dem Blödesten auf. Um die Augen beginnt es. Von hier aus verbreitet es sich. Ein Anblick, der einen verführen könnte, sich mit unter die Egge zu legen. Es geschieht ja nichts weiter, der Mann fängt bloß an, die Schrift zu entziffern, er spitzt den Mund, als horche er. Sie haben gesehen, es ist nicht leicht, die Schrift mit den Augen zu entziffern; unser Mann entziffert sie aber mit seinen Wunden«.[60]

Wiederum klingt hier unüberhörbar Nietzsches Stimme an, vor allem der »große Mittag« Zarathustras, »da der Mensch auf der Mitte seiner Bahn steht zwischen Thier und Übermensch und seinen Weg zum Abende als höchste Hoffnung feiert: denn es ist der Weg zu einem neuen Morgen.«[61] Und wiederum wird an dieser Stelle die luftige Region der »Flügelthiere und Honigsammler des Geistes«[62] durch Kafkas Bildchiffre mit

58 Rauchberg, Zählmaschine (Anm. 32), S. 81.

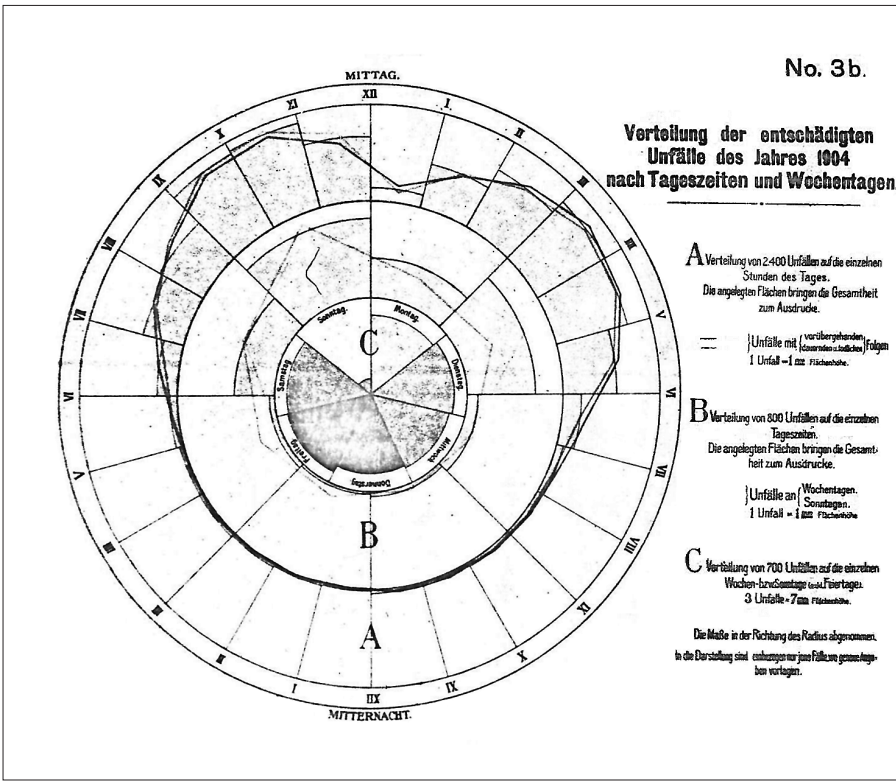
59 Geoffrey D. Austrian, Herman Hollerith. Forgotten Giant of Information Processing, New York 1982, S. 91; (zit. nach Dotzler, Schaltbarkeit [Anm. 35], S. 315)

60 KKAD, S. 218–220.

61 Friedrich Nietzsche, Also sprach Zarathustra, KSA 4, S. 102.

62 Nietzsche, Genealogie, KSA 5, S. 247.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -



der Schwere der wirtschaftlichen und sozialen Tatsachen konfrontiert, nämlich mit der ganz unpoetischen Metapher jener »Unfall-Uhr«, die der Prager Arbeiter-Unfall-Versicherungsanstalt die durchschnittliche Verteilung der Unfälle über den böhmischen Arbeitstag anzeigte – mit dem Gipfel der Gefahr nicht präzise am, doch immerhin denkbar nahe beim Mittag, oder der sechsten Stunde des Arbeitstags.[63]
Ist ein Vorgang der Perforierung und Registrierung einer Individualkarte abgeschlossen, so wird diese »vom Arbeiter in das betreffende Fach [des

63 Abb. aus: Fünfundzwanzig Jahre Arbeiter-Unfall-Versicherung. Bericht über die Entwicklung der Arbeiter-Unfall-Versicherungs-Anstalt für das Königreich Böhmen in der Zeit vom 1. November 1889 bis 31. Oktober 1914, hrsg. v. Robert Marschner, Prag 1915, Anhang Tabellen.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Fächerkastens] geworfen«[64], in das es der gerade registrierten Eigenschaft nach gehört. Erst wenn auf diese Weise alle zu erfassenden Merkmale registriert und gezählt worden sind, fallen die entsprechenden Karten »in den Behälter vor dem Kontakt-Apparat; sie sind vollkommen ausgebeutet und kommen überhaupt nicht weiter in Betracht.«[65] »Es ist allerdings viel Arbeit«, endet die blutige Lektüre-Arbeit in Kafkas liebevoller Umschrift, »er braucht sechs Stunden zu ihrer Vollendung. Dann aber spießt ihn die Egge vollständig auf und wirft ihn in die Grube, wo er auf das Blutwasser und die Watte niederklatscht. Dann ist das Gericht zu Ende, und wir, ich und der Soldat, scharren ihn ein.«[66] Und nun, da auch wir uns, wenigstens für diesmal, der sechsten Stunde allmählich nähern, ahnen wir bereits, daß Rauchberg an irgendeiner Stelle seiner Beschreibung die Unfehlbarkeit seines Zählverfahrens besonders hervorgehoben haben muß, daß er beispielsweise gesagt oder geschrieben haben muß: »Ein Irrtum ist hierbei nicht möglich.«[67] Denn das vielzitierte Rechtsprinzip des kolonialen Richter-Offiziers lautet bekanntlich: »Der Grundsatz, nach dem ich entscheide, ist: Die Schuld ist immer zweifellos.«[68] Und wie im Falle Rauchbergs steht diese Unfehlbarkeit in enger Verbindung mit der Gleichzeitigkeit des Schreibens, Lesens, Urteilens und Exekutierens: »ich schrieb seine Angaben auf und anschließend gleich das Urteil. Dann ließ ich dem Mann die Ketten anlegen. Das alles war sehr einfach.«[69]

IV

Unsere Schlußfolgerung ist nicht ganz so einfach. Wenn Kafka ›an den Strand geht‹, soviel mag bislang klar geworden sein, dann schickt er, wie sein früher Held Raban, nur seinen bekleideten Körper. Wenn man ihn näher kennen lernen möchte, so muß man ihn ›im Bett besuchen‹, im Bett nämlich seines Strafapparats. Und man wird ihn verfehlen, wenn

64 Rauchberg, Zählmaschine (Anm. 32), S. 84.
65 Ebd., S. 107.
66 KKAD, S. 220.
67 Rauchberg, Zählmaschine (Anm. 32), S. 85.
68 KKAD, S. 212.
69 Ebd., S. 213.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

man seine Geschichten ›mit den Augen‹ liest, als bloße metaphorische oder allegorische Plauderei, als Beitrag zu jenem »Gestank«, als den Kafka die Rede der zeitgenössischen »Schriftsteller« früh verzeichnet hat.[70] In dieser Hinsicht ist die Intuition von Kafka Tamura zutreffend. Man würde Kafka freilich wiederum verfehlen, wollte man ihn deshalb als bloßen Technik-Freak lesen. Wenn Hofmannsthal in einem anderen für Kafkas schriftstellerische Entwicklung wichtigen Essay seinen Balzac bemerken läßt, daß es sich bei den von ihm geschaffenen »Menschen« lediglich um »Allotropien« handele, daß der »dramatische Charakter« eine »verschiedene Kristallisationsform« »des entsprechenden wirklichen« sei,[71] dann gilt das gleiche zunächst auch für Kafkas Maschinen. So ist das Verhältnis zwischen dem Rauchberg-Apparat und dem Kafka-Apparat trotz mancher verblüffender Übereinstimmung im Detail keineswegs eines von Vorlage und Kopie. Wenn wir die elektrische Zählmaschine hier dem beeindruckenden Maschinenpark hinzugefügt haben, den die Forschung beim Wettlauf um die ›zwingendste Vorlage‹ um Kafkas Text herum aufgefahren hat, dann allein deshalb, weil diese Maschine zugleich Index und Agens der *Problematik* ist, die jene besondere Schreibweise Kafkas hervortreibt, die seine Geschichte in Szene setzt. Denn Kafka ahnte schon als Student und wußte spätestens seit 1908 von Berufs wegen, was mittlerweile auch die Medien- und Kulturwissenschaft herausgefunden und -gearbeitet hat: daß die Buchstabenschrift und das Buch als Medien der Welterfassung und -beschreibung in dem Moment obsolet werden mußten, da der binäre Loch-Code der elektrischen Zählmaschine einer neuen »Majuskel-Schrift unsres Erden-Daseins« zum Durchbruch verhelfen mußte – den Tabellen, Kurven und Diagrammen der Sozial- und Nationalstatistik, deren Feststellungs-, Urteils- und Exekutionsmacht Kafka als maßgeblicher Agent der Modernisierung der böhmischen Arbeiter-Unfallversicherung gegen die literalen Denkschriften, Eingaben

70 »Schriftsteller reden Gestank«, lautet ein früher Notizheft-Eintrag Kafkas, den man als Ausdruck seines Ungenügens an einer leeren, in keiner Weise mehr ›allotelisch‹ informierten Selbstbezüglichkeit literarischer Rede lesen kann. (Franz Kafka, Tagebücher, hg. v. Hans-Gerd Koch, Michael Müller und Malcolm Pasley, Frankfurt a. M., 1990. Kritische Ausgabe der Schriften, Tagebücher, Briefe, hg. v. Jürgen Born, Gerhard Neumann, Malcolm Pasley und Jost Schillemeit, S. 13).

71 Vgl. Hofmannsthal, Über Charaktere in Roman und Drama. In: Ders., Brief (Anm. 20), S. 60–75; S. 65.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

und Proteste der versicherten Parteien des sozialen Feldes in Stellung zu bringen hatte.[72] Und es ist eben dieses berufliche Wissen, das es Kafka ermöglicht, die neue Herausforderung der ›Gutenberg-Galaxis‹ nicht nur zu erkennen, sondern auch zu beantworten: durch die Erfindung einer polyvoken Erzählmaschine, die das Verfahren der elektrischen Zählmaschine kopiert, um es auf ein anderes, neues Terrain zu überführen.

In einer Reihe von – hier nicht näher darzustellenden – Schritten entwickelt Kafka eine Schreibweise, in der die beiden Achsen des Erzählens mit verwaltungstechnischen Verfahren der Datenverarbeitung besetzt werden. Während auf der syntagmatischen Achse ein streng monologischer *Protokoll*-Stil vorherrscht, eine Rede also, die ungeachtet ihrer impliziten oder sogar expliziten Selbstwiderrufungen, sich als »offizielle Sprache eines vereinheitlichten Kanons mit festgelegten Bedeutungshierarchien geriert«,[73] dominiert auf der paradigmatischen Achse die Logik einer – freilich außer Kontrolle geratenen – *Aktenführung,* die Bündelung heterogener Serien von Sachverhalten unter ein und demselben Sprachbild. So erscheint an der ›Oberfläche‹ der Kafkaschen Geschichten eben jenes Trugbild einer »Schönschrift für Schulkinder«, vor dem der Offizier den Reisenden warnt, während ›darunter‹, im offenen Raum ihres Anspielungsfeldes, das Gesetz der tropischen Schreib-Maschine wuchert, jener Maschine, die *die statistische Datenakkumulation der elektrischen Zählmaschine als semiologische wiederkehren läßt*: Schicht für Schicht, Subtext für Subtext rufen Kafkas Erzählungen die zerstreuten Problem- und Konfliktfelder der Moderne auf, um sie in das Anziehungsfeld seines artifiziellen, gleichermaßen unlesbaren wie fesselnden Codes aus Schrift-Bildern hineinzuziehen.

Ich möchte dieses Problem und Projekt einer kulturellen »Totalität neben den Teilen«, eines nicht mehr übercodierenden (verbindlichen), sondern allenfalls noch transversalen (verbindenden) kulturellen *récits* zunächst durch drei Zitate erhellen. Die Problemvorgabe nebst Aufgabenstellung hat Kafka bereits im Jahre 1907 in der »Neuen Rundschau«

[72] Anschauliche Schilderungen dieses über lange Jahre hinweg nahezu täglich geführten Kampfes für die Geltung der Unfallstatistik als »Super-Schrift« des Sozialrechts enthalten die Dokumente Nr. 8, 12 und 22 in KKAA; die Integration in die hier eröffnete Perspektive auf Kafkas Schreibprojekt leisten die zugehörigen Kommentare.

[73] Renate Lachmann, Dialogizität und poetische Sprache. In: Dies., Hg., Dialogizität, München 1982, S. 51–62; S. 51.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

vorgefunden. Dort schreibt Hofmannsthal über die Sehnsucht der zeitgenössischen Leser:

> denn sie suchen ja von Buch zu Buch, was der Inhalt keines ihrer tausend Bücher ihnen geben kann: sie suchen etwas, was zwischen den Inhalten aller einzelnen Bücher schwebt, was diese Inhalte in eins zu verknüpfen vermöchte. Sie schlingen die realsten, die entseeltesten aller Literaturen hinunter und suchen etwas höchst Seelenhaftes. Sie suchen immerfort etwas, was ihr Leben mit den Adern des großen Lebens verbände in einer zauberhaften Transfusion lebendigen Blutes.[74]

Eine Schrift, die »zwischen den Inhalten aller einzelnen Bücher schwebt«, um sie »in eins zu verknüpfen« – das ist fraglos die schönste und präziseste Formulierung jenes Dichter-Ideals, das sich Kafka als Schriftsteller-Aufgabe gestellt hat, die er fortan als professionelles Projekt der Kopplung von Datenverarbeitung und Inspiration, von ›Bodennahrung‹ und ›Luftnahrung‹[75] verfolgen wird. Eine Aufgabe folglich, der sich jeder literaturwissenschaftliche Versuch, sein Werk zu erschließen, seinerseits unvermeidlich zu stellen hätte. Kafka selbst greift die Problematik des Verhältnisses von Mannigfaltigkeit und Einheit, von Chaos und Ordnung auf, wenn er seiner Verlobten in Berlin scheinbar über seinen Schreibtisch im Büro der Versicherungsanstalt, in Wirklichkeit aber über dessen »Allotropie«, nämlich über seinen ›Schreibtisch im Kopf‹, berichtet: »Ich kenne beiläufig nur das, was obenauf liegt, unten ahne ich bloß Fürchterliches.«[76] Möchte man weder Kafka »zum Auskunftsbüro der je nachdem ewigen oder heutigen Situation des Menschen erniedrig[en]«,[77] noch seine »literarischen Texte […] als Turngeräte für beliebige methodische Experimente benutz[en]«,[78] dann ist mit dieser beiläufigen Klage eine zugleich fürchterliche und reizvolle Aufgabe formuliert: die Aufgabe nämlich, in jenem klaffenden »Abgrund« zwischen buchstäblicher Bedeutung und Anspielungsfeld, zwischen der ›Oberfläche‹ und der ›Tiefe‹ des Schreibtisches, in dem nach Adorno »der grelle Strahl der

74 Hofmannsthal, Dichter (Anm. 20), S. 111.

75 So die für die hier verhandelte Frage besonders aufschlussreichen Redeweise des Protagonisten der 1922 entstandenen »Forschungen eines Hundes«.

76 F, S. 153.

77 Theodor W. Adorno, Aufzeichnungen zu Kafka. In: Ders., Prismen. Kulturkritik und Gesellschaft, Frankfurt a. M. 1976, S. 250–283; S. 250.

78 Barner, Literaturwissenschaft, (Anm. 11), S. 2.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Faszination [blendet]«,[79] Forschungen anzustellen, Vermessungen vorzunehmen, nach den Grundrissen jener ›virtuellen Bibliothek‹ zu suchen, zu der sich die jüngst rekonstituierte ›reale‹ Bibliothek Kafkas bloß als kulturindustrieller Fetisch verhält.

Ohne die damit verbundenen methodologischen und medialen (speichertechnischen) Problemstellungen hier auch nur benennen zu können, möchte ich nun am Beispiel der »Strafkolonie« immerhin andeuten, welche Richtung derartige ›Vermessungen im Abgrund‹ nehmen könnten. Hier wäre zunächst zu resümieren, daß die Geschichte die programmatische Definition, die Deleuze dem modernen Kunstwerk gegeben hat – es »ist eine Maschine und funktioniert in solcher Weise«[80] – auf ihren ›autotelischen Punkt‹ bringt. Indem sie die alles verknüpfende elektrische Zählmaschine mit einer heterogenen Serie anderer Maschinen verknüpft, läßt Kafkas hybride Strafmaschine deren metonymische Verbindungen sichtbar werden. Wenn etwa Webers metaphorischer Verwaltungs-Apparat, der Phonograph als Aufzeichnungsmedium individueller Daten im Gerichtsverfahren,[81] Herzls biopolitische Kolonisierungsphantasie, die aufgeritzten oder verstümmelten Körper böhmischer Holzarbeiter und selbst noch der empfindsam-leidende Körper des Dichters in ihren nicht mehr bloß analogischen, sondern vielmehr pragmatischen, operationalen Beziehungen zum Betrieb der elektrischen Zählmaschine sichtbar werden, dann ist im Bilde der Strafmaschine zugleich auch der machttechnisch so signifikante Einschnitt zwischen dem statistischen Körper der Gesellschaft und dem physiologischen Körper des Individuums, zwischen Regulierung und Disziplin (M. Foucault), überbrückt. Sichtbar wird dann der archaische Untergrund der modernen Normalisierungsgesellschaft, das Fortleben der Grausamkeit der souveränen Macht in der Rationalität der Bio-Macht.[82] Die durch die elektrische Zählmaschine ermöglichte Selbstbeschreibung der Gesellschaft in Form einer Super-Schrift der Statistik bedeutet keineswegs das Ende mythologischer Identitäten und Orientierungen; es bedeutet lediglich eine ungeheure Steigerung der

[79] Vgl. Adorno, Aufzeichnungen, (Anm. 77), S. 251.

[80] Gilles Deleuze, Proust und die Zeichen, Berlin 1993, S. 116.

[81] Dazu ausführlich Kittler, Schreibmaschinen, (Anm. 15), S. 118ff.

[82] Hierzu grundlegend Michel Foucault, Leben machen und sterben lassen. Zur Genealogie des Rassismus. In: Lettre international, Frühjahr 1993, S. 62–67.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Verfügungsmacht solcher archaischen Kulturprogramme, die vollkommen neuartige Verbindung eines präskriptiven archaischen und eines deskriptiven modernen ›Gesetzes‹. Die Sonderqualität der literarischen Redeweise wäre demnach nicht bloß als symbolische (›interdiskursive‹), sondern vielmehr auch als pragmatische (›maschinelle‹) zu begreifen. Kafkas Geschichte, wie sein Schreibprojekt überhaupt, eröffnet einen neuen, in der Tat ›schockierenden‹ Blick auf ein ebenso entscheidendes wie begrifflich schwer zu fassendes Gebiet des Politischen im beginnenden 20. Jahrhundert: auf jene *Archaio-Politik*, mit deren Hilfe das medial entfesselte Symbolische und das sozialpolitisch entfesselte Biologische ein neuartiges Bündnis auf Leben und Tod eingehen. Ein Bündnis, als dessen rauschendes Hochzeitsfest die Mobilisierungspropaganda zum Ersten Weltkrieg zu begreifen wäre, jenes nach der ›Rückkehr des alten Kommandanten‹ lechzende ›Augusterlebnis‹, unter dessen Eindruck Kafka sein ›Oktoberprotokoll‹ verfaßte.[83]

Dies ist, wie sich ebenfalls ausgehend vom Beispiel der »Strafkolonie« andeuten läßt, nicht ausschließlich von Belang für das Selbstverhältnis von Literatur, für ihre Selbstversicherung in Felde der modernen Medienkonkurrenz. Vielmehr richtet sich die operationale Engführung von Schreiben und Leben, die Kafka als Experte für Bio-Verwaltung an die Stelle jenes metaphysischen Verhältnisses zu setzen vermochte,

[83] »Eine neue Art zu schreiben erzeugt ein anderes System der Macht«, schreibt Wolf Kittler (Anm. 15, S. 131). Dieses »andere System«, nämlich die Verdoppelung des physiologischen Körpers des Individuums durch den statistischen der Gesellschaft und die damit einhergehende »Endo-Kolonisierung« des Bio-Staates, gerät hier freilich erst dann ins Blickfeld, wenn man auch der Literatur zugesteht, bisweilen »eine neue Art zu Schreiben« hervorzubringen. Kafkas Strafmaschine hat weder das eine oder andere Vorbild, noch *›ist‹* sie eine ›Montage‹ aus mehreren. Durch den Anschein, eben dies zu sein – durch ihre polyvoke Konnotationspotenz also – *bewirkt* sie vielmehr eine heterogene Vernetzung von Datensätzen, die in Konkurrenz zu der homogenisierenden Verdatung der Gesellschaft steht, die durch die elektrischen Zählmaschine bewirkt wird – jener »Schreibmaschine« mithin, »die keine Schreibmaschine, sondern vielmehr eine« Loch- und Lesemaschine ist (vgl. Anm. 15., S. 141). Kafkas »eigentümlicher«, nämlich nicht nur hybrider, sondern auch »allotroper« (Hofmannsthal) »Apparat« (KKAD, S. 203) lässt sich auf keinen »tatsächlich existierenden« Apparat zurücklesen. Kafkas Schreibmaschine erzeugt Texte, deren Totalität sich allenfalls *kartieren* ließe. Jeder Versuch, sie (die Totalität, natürlich) dennoch zu *verstehen*, führt unvermeidlich zu einer Kolonisierung ihres Spiel-Raums, bzw. zu seiner Überschwemmung und Austrocknung, wie das Gleichnis vom Nachdenken über die »Anordnungen der Führerschaft« hermeneutisch allzu beflissene Chinesen warnt (KKANI, S. 345f.).

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

dessen Verlust Hofmannsthal in seinem »Brief des Lord Chandos« so resonanzreich beklagt hatte, stets auch nach Außen, auf das kulturelle und soziale Leben in seiner Mannigfaltigkeit. Auch für diese Bewegung, auch für den ›allotelischen‹ Operationsmodus der Kafka-Maschine findet sich eine zunächst autotelisch lesbare, programmatische Formulierung im Handapparat jener virtuellen Bibliothek, die das Resultat der Verknüpfungsarbeit ist. »Die furchtbare Energie seiner mit dem Leben ringenden Seele war für einen Moment entspannt; seine Augen schweiften mit dem leichten Blick des Reisenden über die Hänge des Kahlenberges hin«, beschreibt Hofmannsthal einmal seinen schon erwähnten Balzac.[84] Auch dieses Stück Schreibprogramm, die Unterscheidung eines konzentrierten, ›heißen‹ und eines zerstreuten, ›kühlen‹ Modus ästhetischer Produktion, kehrt in Kafkas Geschichte wieder. Aus den »Hänge[n] des Kahlenberges« sind dort die »kahlen Abhänge […]« eines »tiefen, sandigen […] kleinen Tal[s]«[85] geworden, eines Tals, das zugleich den Gegensatz zu jenem »Aequatorberg« markiert, auf den Herzl im Vorwort zum »Judenstaat« Hertzkas »Freiland« als »sinnreiche Phantasterei«[86] verbannt, und das natürlich zugleich zum Objekt jenes Balzacschen, schweifenden und leichten Blicks werden muß: »Der Reisende wollte sein Gesicht dem Offizier entziehen und blickte ziellos herum. Der Offizier glaubte, er betrachte die Öde des Tales.«[87] Es ist dieser schweifende Blick des Reisenden, der zugleich das Sammelprinzip der virtuellen Bibliothek, oder besser: Mediathek, Kafkas *und* eine ihrer zahlreichen Signaturengruppen benennt. Denn Kafkas Reisender kennt nicht nur die tropische Strafkolonie, sondern er hat, wie Kafka, der fieberhafte Leser von Reiseliteratur, »›viele Eigentümlichkeiten vieler Völker gesehen und achten gelernt‹«. Und er ist nicht allein in Kafkas Welt, sondern er besitzt ein ortsgebundenes, lesendes Pendant in dem chinesischen Architekten, den Kafka zwei Jahre später vom Bau der chinesischen Mauer berichten lassen wird und der sich »fast ausschließlich mit vergleichender Völkergeschichte beschäftigt«, weil es »bestimmte Fragen [gibt] denen man nur mit diesem Mittel gewissermaßen an den Nerv herankommt«,[88] während beide un-

84 Hofmannsthal, Charaktere (Anm. 71), S. 62.
85 KKAD, S. 203.
86 Herzl, Judenstaat, (Anm. 21), S. 4.
87 KKAD, S. 227.
88 KKANI, S. 348.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

verkennbar Sprößlinge des Moral-Genealogen Nietzsche sind, der »die eigentlichen Probleme der Moral […] als welche erst bei einer Vergleichung vieler Moralen auftauchen«, nur deshalb »zu Gesichte« bekam,[89] weil er solange »Zeiten, Völker, Ranggrade der Individuen« unterschied, bis er »endlich ein eigenes Land, einen eigenen Boden hatte«[90].

Gerade der Kafkas Werk durchziehende Dialog mit Nietzsche verdeutlicht, wie Kafka immer wieder die Regeln, nach denen sich seine Bibliothek konstituiert, eben dieser Bibliothek entnimmt. Wenn man also im Gewimmel seiner Krypto-Dialoge die Stimme Friedrich Nietzsches als *primus inter pares* zu hören glaubt, dann wäre das nicht nur mit der Konvergenz der zeitdiagnostischen Perspektiven beider Autoren (die sich v. a. an den Begriffen ›Leben‹, ›Durchschnitt‹, ›Sicherheit‹ und ›Gefahr‹ festmachen) zu begründen, sondern auch mit dem Umstand, daß bereits Nietzsches Schreibprojekt auf kulturdiagnostisch und kulturtherapeutisch hoch reflektierte Weise auf die irreduzible Vielstimmigkeit der Moderne zu antworten sucht. Der Wunsch, diese Vielstimmigkeit produktiv zu reterritorialisieren, ihr durch Vergleichung »ein eigenes Land«, eine (ver)bindende Transversale zu entreißen, gehört daher zu den maßgeblichen Bekenntnissen der jeweils intimsten Freunde beider Autoren: »Tausend Ziele gab es bisher, denn tausend Völker gab es. Nur die Fessel der tausend Nacken fehlt noch, es fehlt das eine Ziel«, sprach Nietzsches Zarathustra, der »viele Länder […] und viele Völker sah«,[91] während Kafkas Franz an Felice schrieb:

> Wenn ich mich auf mein Endziel hin prüfe, so ergibt sich, daß ich nicht eigentlich danach strebe, ein guter Mensch zu werden und einem höchsten Gericht zu entsprechen, sondern, sehr gegensätzlich, die ganze Menschen- und Tiergemeinschaft zu überblicken, ihre grundlegenden Vorlieben, Wünsche, sittlichen Ideale zu erkennen, sie auf einfache Vorschriften zurückzuführen, und mich in dieser Richtung möglichst bald dahin zu entwickeln, daß ich durchaus allen wohlgefällig würde […].[92]

Und während die beiden Reterritorialisierungsprojekte sich offenkundig in Verfahrensweise und Zielrichtung unterscheiden, gilt für beide, daß sie ihrerseits dem Gesetz der polyvoken Begründung nicht entgehen.

89 Nietzsche, Jenseits von Gut und Böse, KSA 5, S. 106.
90 Nietzsche, Genealogie, KSA 5, S. 250.
91 Nietzsche, Zarathustra, KSA 4, S. 76.
92 F, S. 755.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Nietzsche wie Kafka, Zarathustra wie Franz, beziehen sich in ihrem Diskursgestus des ›Völkervergleichens‹ auf eine ›Schlüsselattitüde‹ (A. Gehlen), die insbesondere die geschichtsphilosophischen Schriften Herders und Hegels dominiert. Dabei konnte Kafka bereits sehr viel deutlicher als Nietzsche eine doppelte Verschiebung dieses Gestus beobachten: zum einen seine Funktionalisierung als »unwillkürlicher Maßstab« für kollektive *Ausnahmesituationen,* etwa für die »Bewußtwerdung« der ›erwachenden Nationen‹ Mittel- und Osteuropas[93] und dann für die Einschätzung der am Weltkrieg beteiligten Imperien,[94] zum anderen als durch Holleriths Maschine perfektioniertes *Tagesgeschäft,* nämlich als laufend aktualisierte und massenmedial verbreitete Statistik nationaler Zustände, Werte und Leistungen. Gegen diese doppelte Transformation des aufklärerischen Völkervergleichs – seine Polemisierung im Diskurs der nationalen Mythologien und seine Automatisierung im Diskurs der nationalen Statistik – entwickelt Kafka seinen Völkervergleich im Verborgenen.

Dessen Funktionsweise wird gerade am Beispiel der Konfrontation zwischen Chinesen und Nomaden besonders deutlich. Die Berichte der beiden chinesischen Erzähler streifen derart »zwischen den Inhalten aller einzelnen Bücher«, Pamphlete, Berichte und Reden der Weltkriegszeit hindurch, daß jeweils jede Partei im vieldimensionalen Feld der zeitgenössischen Konflikte – Juden vs. Antisemiten, Europa vs. Asien, Monarchie vs. Demokratie, Mittelmächte vs. Russland, Mittelmächte vs. Westmächte – wechselweise im Anspielungsfeld der Chinesen und im Anspielungsfeld der Nomaden erscheint. Indem er Hofmannsthals

93 Vgl. Tomaš G. Masaryk, Česká Otázka, Prag 1899, S. 5.

94 So konzipiert etwa der im Weltkriegsdeutschland viel gelesene, u. a. auch in der »Neuen Rundschau« von keinem geringeren als Friedrich Meinecke rezensierte schwedische Staatswissenschaftler Rudolf Kjellen seine Studie über die »Großmächte der Gegenwart« (Leipzig/Berlin 1914) als »eine Serie von Porträtstudien und Charakterzeichnungen der heutigen Großmächte«; S. 5. Im gleichen Jahr hatte der jesuitische Moralphilosoph Victor Cathrein eine umfassende Studie mit der Frage eingeleitet: »Gibt es einen Grundstock von sittlichen Begriffen und Grundsätzen, die von allen Völkern zu allen Zeiten anerkannt waren und die man deshalb als ein unverlierbares Gemeingut aller Menschen bezeichnen kann?« (Die Einheit des sittlichen Bewusstseins der Menschheit. Die Kulturvölker Europas, Asiens und Afrikas [nördliche Hälfte], Freiburg i. Br. 1914, S. 1). Wenn letztere Untersuchung auch nicht ohne weiteres in Kafkas Lektüre-Feld zu verorten ist, so bezeichnet ihr Programm doch deutlich das Resonanzfeld der ›Völkervergleichs‹-Chiffre.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

poetologisches Ideal eines ›Schreibens zwischen den Büchern‹ zugleich gezielt als ›Schreiben quer zu den Fronten‹ verwirklicht, verwandelt Kafka die zentralen *Dissoziationsfiguren* der zeitgenössischen Rede – hier die Unterscheidung zwischen ›Kulturvölkern‹ und ›Barbaren‹ – in *Assoziationsfiguren*. Seine schweifende und streifende Schreibweise bewirkt eine *»transformatio energetica«* im Felde der zeitgenössischen Archaio-Politik, indem sie die »Aufstachelungs«-Funktion der bio- und thanatopolitischen Stereotypen in eine Mahnung zur »Besonnenheit« verwandeln:[95] ›Wir‹ tragen immer auch die Züge der ›Anderen‹, und eben deshalb sind die Nomaden auf eine dem chinesischen Schuster »unbegreifliche Weise […] bis in die Hauptstadt gedrungen, die doch sehr weit von der Grenze entfernt ist.«[96]

Kafkas Schreibweise überführt demnach das Grundprinzip der *Sozial*versicherung – den Ausgleich der sozialen Risiken durch deren Akkumulation unter einem möglichst umfassenden Risikokalkül – in den Bereich der nicht quantifizierbaren, nicht berechenbaren *kulturellen* Risiken, indem sie die statistische Akkumulation von Daten durch die semiotische Akkumulation von Bedeutungen ersetzt. Seine Bilder fungieren als die Aktenbündel einer ›Kulturversicherung‹, deren Prinzip im gegenseitigen Ausgleich polemischer Affekte, im Reflexiv-Werden des Gestus kultureller Selektion liegt. Die von Hofmannsthal beschworene Verbindung aller Einzelleben »mit den Adern des großen Lebens«, die »zauberhafte Transfusion lebendigen Blutes« stellt sich ihm als schreibtechnische Aufgabe, die im China-Protokoll nicht zufällig als bautechnische[97] wiederkehrt: »Brust an Brust, ein Reigen des Volkes, Blut, nicht mehr eingesperrt im kärglichen Kreislauf des Körpers, sondern süß rollend und doch wiederkehrend durch das unendliche China.«[98]

95 In der Tat liefert Aby Warburgs Projekt eines »Mnemosyne-Atlas«, dessen Begriffe hier zitiert sind (nach Ulrich Port, »Transformatio energetica«. Aby-Warburgs Bild-Text-Atlas Mnemosyne. In: Andriopoulos/Dotzler, 1929 [Anm. 35], S. 9–30; S. 14f.) wichtige Anhaltspunkte für die Rekonstruktion jener ›virtuellen Bibliothek‹ Franz Kafkas, als deren Signaturen seine Bild-Chiffren zu begreifen wären.

96 KKANI, S. 358.

97 Zum Verhältnis von ›Schreiben‹ und ›Bauen‹ bei Kafka vgl. Gilles Deleuze/Félix Guattari, Kafka. Für eine kleine Literatur, Frankfurt a. M. 1976, S. 100–111; sowie darauf aufbauend die Siegener Magisterarbeit von Oliver Gross, ›Bauen‹ als zeitdiagnostische Metapher bei Nietzsche, Kafka und Buber, Ms. Siegen 2004 (Publikation in Vorbereitung).

98 KKANI, S. 342.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Freilich erfahren die durch Kafkas Bilder bewirkten Assoziationen im Syntagma der Narration regelmäßig ihre Ernüchterung (auch die oben zitierte Vereinigung der Chinesen erscheint als bloßes Wunschbild des Erzählers). Denn Kafkas Geschichten arrangieren alle ihre – hier jeweils nur ansatzweise rekonstruierten – Subtexte zu einem Textgenre, das sich am treffendsten als *›intensives Protokoll‹* bezeichnen ließe. Während seine Bilder zur wörtlichen Bedeutung der jeweiligen Geschichte eine Vielzahl konnotativer Bezugsebenen hinzuschalten, orientiert sich der Handlungsverlauf nahezu ausnahmslos am Schema – und häufig sogar am Stil – des Unfallprotokolls, einem Schema, dessen punktuelle Rückführbarkeit auf überlieferte narrative Strukturen und Figuren (Religion, Mythos, Märchen, etc.) hier nicht näher erläutert werden muß. Tragende Elemente dieser Protokolle sind a) das Auftreten einer minimalen Abweichung oder Störung mit unverhältnismäßig weitreichenden Folgen; b) das vergebliche Bemühen der Betroffenen um Renormalisierung, d. h. die Wiederherstellung des status quo ante; c) das vergebliche Bemühen um Anerkennung und Kompensation für den erlittenen Schaden (différend); d) die Etablierung einer Para-Normalität bzw. Normalität zweiten Grades als Vorlauf zum Tod des Protagonisten.

Es versteht sich, daß dieses Protokoll-Schema in unterschiedlichsten Ausstattungen und vielfachen Variationen durchgespielt wird. Im Falle der »Strafkolonie« wird die Kontiguität zwischen Unfallprotokoll, Zeitgeschichte und Literatur (›intensivem Protokoll‹) besonders augenfällig. Im Herbst 1914 hatte der Präsident des deutschen Reichsversicherungsamtes, Paul Kaufmann, im Rahmen der »Deutschen Reden in schwerer Zeit« die Sozialversicherung als kriegsentscheidenden Faktor hervorgehoben: »Daß die Organisationen der Sozialversicherung in Kriegszeiten ungestört und sicher weiter arbeiten, daß ihr tief eingreifendes Räderwerk seinen Gang ruhig fortsetzt wie im Frieden, ist wieder ein Zeichen der unserem Volke innewohnenden Kraft.«[99] Bereits um den Jahreswechsel 1913/1914, also noch zu Friedenszeiten, hatte Kafka in einer Vorlage für den Jubiläumsbericht zum 25. Gründungstag der Arbeiter-Unfallversicherung darauf hingewiesen,

[99] Paul Kaufmann, Soziale Fürsorge und deutscher Siegeswille, Berlin 1915, S. 19.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

daß zahlreiche Unfälle dadurch herbeigeführt wurden, daß bei den Zahnrädern einzelner Arbeitsmaschinen sowie bei den Rädertransmissionen die gebotenen Schutzvorrichtungen ungenügend waren oder gänzlich fehlten oder daß das Einölen und Putzen der Maschinen während des Ganges derselben trotz der diesfälligen Vorschriften und Bestimmungen der einzelnen Betriebsordnungen geschah.[100]

In den Jahresberichten für die Kriegsjahre 1914 und 1915 wird die vermeintlich metaphorische Beziehung zwischen diesen beiden Passagen als metonymische sichtbar. Der »ruhige Gang« der als Maschine imaginierten Sozialversicherung war zu dieser Zeit längst gestört, weil die Kriegswirtschaft den industriellen Maschinenbetrieb auf vielfältige Weise beinträchtigt und damit die Versicherungsanstalten zu einer abnormen Erhöhung der Ausgaben bei verminderten Einnahmen zwang. »Man war nicht nur gezwungen«, berichtet Kafka über die Bedingungen der Kriegsproduktion,

ältere Maschinen, die sonst kaum mehr zur Verwendung gekommen wären, wieder in Betrieb zu setzen, sondern man hat auch mit Maschinen, welche für die bisherige, oft leichtere Erzeugungsweise des Betriebes bestimmt gewesen waren, gröbere und schwerere Arbeit, insbesondere Verarbeitung von Material, für welches die Maschinen von vornherein eigentlich nicht bestimmt gewesen waren, leisten müssen. […] Auch in der übrigen Einrichtung des Betriebes machte sich infolge verschiedener unumgänglicher Gesetze die gleiche Tendenz geltend, so z. B. bei Isolierungen, wo Eisen und Zink als Ersatz für Kupfer und Aluminium genommen werden mußte, Eisenmanteldrähte mit Papierisolation eingeführt wurden und Zinkleitungen mit Isolierhülle aus regeneriertem Gummi […].[101]

Zudem mußte nicht nur qualifiziertes Arbeitspersonal zunehmend durch ungelernte Kräfte oder versehrt von der Front heimkehrende Soldaten ersetzt werden, sondern »selbst die Leitung der Betriebe kam in die Hände von vielfach bloß stellvertretenden Personen«[102], so daß das allein noch mit den Fertigungsprozessen vertraute Werkmeister- und Aufsichtspersonal bei der Wartung der Maschinen und der Sicherung ihres Betriebs weitgehend auf sich selbst gestellt war.

100 KKAA, S. 458.
101 Ebd., S. 481f.
102 Ebd., S. 482.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Diese Beschreibung der Kriegswirtschaft aus der Perspektive des Unfallschutzbeauftragten Kafka wird bis in die Details vom Bericht des für den Betrieb der Exekutionsmaschine zuständigen Offiziers kopiert. Wie der Unfallschützer im Kriege, so blickt auch der Offizier in der Strafkolonie auf ein unversicherbares Störungsereignis von mythologischer Größe zurück, das ihn von vornherein, also noch vor jedem Betriebsunfall, in eine paranormale Lage versetzt: auf den Tod des alten Kommandanten, des Begründers der Kolonie und Erfinders der Strafmaschine, dessen posthume Verehrung eine Prognose Achad Haams nach dem Tode Herzls erfüllt, nach der »der tote Führer von noch größerer bewegender Kraft sein werde, als der lebende es war.«[103] Doch trotz aller Beschwörungen des Begrabenen gelingt es dem Offizier weder gegenüber dem neuen Kommandanten noch gegenüber dem Reisenden, Anerkennung und Kompensation für die technische Vernachlässigung der Maschine und den Verfall des Hinrichtungs-Rituals zu erlangen. So führt er den Betrieb der Maschine behelfsmäßig fort – an die Stelle des aufmerksamen Arbeiters im Rauchberg-Skript tritt auch folgerichtig ein am Maschinenbetrieb einigermaßen desinteressierter Soldat –, bis schließlich gerade in dem Moment, da er sich angesichts der Unmöglichkeit, den Reisenden von der Gerechtigkeit seiner Strafprozedur zu überzeugen, selbst der Maschine übergeben will, eine zweites, nunmehr nicht mehr mythisches, sondern tatsächlich der Empirie der industriellen Produktion zugehöriges Störungs-Ereignis auftritt: weil »Ersatzteile […] hier leider nur schwer zu beschaffen« sind, läuft die Maschine mit einem »zu stark abgeschliffen[en]« »Zahnrad im Zeichner«,[104] und eben an dieser Stelle beginnt ihre kreischende und quietschende Desintegration: »die Maschine ging offenbar in Trümmer; ihr ruhiger Gang war eine Täuschung.«[105]

103 Adolf Böhm, Die zionistische Bewegung. I. Band: Die zionistische Bewegung bis zum Ende des Weltkrieges, Tel Aviv 1935, S. 281f.

104 KKAD, S. 207.

105 Ebd., S. 244. In diese Rekonstruktion wäre Wolf Kittlers Feststellung einzufügen, nach der die entscheidende Betriebsstörung auf logischer Ebene anzusiedeln ist. Der Urteilsspruch, den der Offizier sich auf den Leib schreiben lassen will, als er sich der Maschine überantwortet, lautet: »Sei gerecht« und bezieht mithin die Leitdifferenz des Rechtsverfahrens in dessen Objektbereich ein (vgl. Anm. 15, S. 136). Diese Figur der Rückbiegung sozialer Selektionsverfahren auf sich selbst habe ich hier in einem früheren Aufsatz als zentrale Schreibstrategie

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

»Es gilt weniger ein Spiegel zu sein als eine Uhr, die vorgeht«, zitieren Deleuze/Guattari eine leitende Norm des Kafkaschen Protokoll-Literatur.[106] In der Tat ist es vollkommen ungewiß, ob Kafka bereits bei der Abfassung der »Strafkolonie« Kaufmanns Diagnose des ›ruhig laufenden Räderwerks‹ der Sozialversicherung kannte, auf die nicht erst seine späteren Jahresberichte für die Prager Versicherungsanstalt, sondern anscheinend auch die Geschichte aus dem Oktober 1914 so präzise ›antwortet‹.[107] Keinesfalls konnte er aber die zeitgeschichtlich-autobiographische Pointe kennen, die der weitere Verlauf des Krieges dem Ende der Geschichte hinzufügen sollte. Ein Jahr nachdem Kafka seinen kolonialen Offizier in dessen zerfallender Maschine in gleicher Weise um das transzendentale Erlebnis eines sinnerfüllten Todes geprellt werden läßt – »das war ja keine Folter, wie sie der Offizier erreichen wollte, das war unmittelbarer Mord«[108] – wie dies vorher und nachher Millionen von propagandagläubigen Weltkriegssoldaten geschieht, begegnet er seinem Statistiklehrer Heinrich Rauchberg in der böhmischen Landeszentrale für heimkehrende Krieger wieder. Und während Rauchberg dafür wirbt, in Kriegszeiten die Bio-Politik als Thanato-Politik fortzuführen und die »Volkskraft« den Zwecken der »Wehrmacht« zu unterstellen,[109] greift Kafka seine Begriffe auf und verwendet sie ›gegen den Strich‹, indem er sie für das ›habeas vitam‹ eines jeden Einzelnen ins Feld der Kriegspropaganda führt.

Kafkas identifiziert (vgl. B. W., Der Bewerber und der Prätendent. Zur Selektivität der Idee bei Platon und Kafka. In: HJb 8, 2000, S. 273–309).

106 Deleuze/Guattari, Kafka (Anm. 97), S. 82.

107 Während Kaufmann seine Rede im Herbst 1914 gehalten hat, ist die Broschüre erst 1915 im Druck erschienen. Im Oktober 1916 trug Kaufmann seine Thesen auch als Gastredner in der Prager Arbeiter-Unfall-Versicherungsanstalt vor (s. KKAA, Materialien auf CD-ROM, Nr. 39); spätestens die zitierten Jahresberichte zum Unfallschutz in der Kriegswirtschaft sind in Kenntnis der Kaufmannschen Einschreibung des Sozialen in den ersten europäischen Massenselbstmord entstanden.

108 KKAD, S. 244 f.

109 Heinrich Rauchberg, Kriegerheimstätten, Wien 1916, S. 1 f.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

V

Eine Maschine zwischen den Maschinen, weder eine Metapher noch ein technisches oder industrielles Objekt, zugleich ›tatsächlich existierend‹ und von äußerster Signifikanz für »unsere Lebenssituation« – so wäre unsere Antwort auf Kafka Tamura zusammenzufassen. Aus dieser Antwort läßt sich auch eine Verhandlungsgrundlage zwischen Kaiserpalast und Nomaden, zwischen Sinnorientierung und Sachorientierung im Hinblick auf literarische Texte entwickeln. Wenn die Literaturwissenschaft heute glaubt, sich »gegen ein ›aufbrausendes Fin-de-siècle-Banausentum‹«[110] wehren zu müssen, dann wird ihr das nur gelingen, wenn sie sich ihrerseits vom Fetisch des Sinnverstehens ablösen kann. Für die Literaturwissenschaft gilt im Felde der Disziplinenkonkurrenz zuletzt dieselbe Überlebensregel wie für die Literatur im Felde der Medienkonkurrenz: beide beginnen erst *jenseits* von *blindness* und *insight*, beide können nur existieren, wenn sie den Totentanz des Sinns und den ihn umhüllenden »Gestank« (Kafka) hinter sich lassen. Die radikale Selbstbezüglichkeit, die die Einzigartigkeit der Literatur im dynamischen Feld der modernen Wissens ausmacht, ist, wie Kafkas Maschine paradigmatisch vorführt, unauflöslich verknüpft mit der Fremdbezüglichkeit dieser Literatur, mit ihrer Referenzialität, ihrer Diskursivität und ihrer Medialität. Denn die moderne Literatur weiß bekanntlich immer schon auf viele Weisen, was die Literaturwissenschaft im Nachhinein jeweils auf die eine oder andere Weise herauszuarbeiten sich bemüht: daß ›Originalität‹, ›Einzigartigkeit‹ und ›Autonomie‹ niemals durch dieses Material oder jene Form, sondern immer nur durch neue Techniken ihrer Verknüpfung, durch neue Verfahren der Datenverarbeitung (›Lektüren‹, Schreibweisen) und Medienstrategien zu erlangen sind.

In der sei es fallbezogenen, sei es modellhaften Rekonstruktion dieser Verknüpfungen in ihrer ganzen pragmatischen Variationsbreite und epistemologischen Heterogeneität – also als *literarische* und eben nicht: als ökonomische, soziologische, psychologische, philosophische, theologische – bestünde die Aufgabe und, wenn man so will, die Kunst einer ohne Belagerungstrauma und Sinnhypnose arbeitenden, *integralen Literaturwissenschaft*. Denn die Methode und Strategie der Analyse kann

[110] Stephen Greenblatt nach Barner, Literaturwissenschaft (Anm. 11), S. 7.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

in diesem Forschungsgebiet immer nur im engen Dialog mit ihren Gegenständen gefunden werden – mit Gegenständen, die ja nichts anderes sind als ›wilde‹, d. h. nicht klassifizierbare Verknüpfungen von Methoden und Strategien. Das hier andeutungsweise skizzierte, Kafkasche Verfahren einer Literatur als ›Kulturversicherung‹ ist nur einer von zahlreichen aufgrund ihrer kontrollierten Komplexität hoch unwahrscheinlichen Sonderfällen einer solchen Verknüpfung von Schreibweisen, Diskursen und Medien. Und selbstverständlich ließen sich auch für den ›Fall Kafka‹ auf anderen Wegen andere Verknüpfungsmodelle bilden, denn: »Das moderne Kunstwerk ist alles, was man will.«[111]

111 Deleuze, Proust (Anm. 79), S. 116. Immerhin gilt hier für professionelle, also z. B. akademisch disziplinierte Leser/Nutzer die einschränkende Bedingung – auch ein neuer Palast wird nicht ganz ohne Mauern und Tore auskommen –, daß jeder Zugang, von welcher ›Schule‹ oder ›Richtung‹ er auch seinen Ausgang nehmen mag, zunächst ›auf Augenhöhe‹ mit dem Gegenstand, also mit dem impliziten literatur-, kultur- und medientheoretischen Reflexionsniveau der Texte, zu gelangen hätte. Unter dieser – hier natürlich nicht zufällig nur bildlich bestimmten – Voraussetzung wäre der gegenwärtige Park der Theorien, Methoden und Moden möglicherweise effizienter zu ›entrümpeln‹ als durch jede ›betriebswirtschaftlich‹ motivierte ›Optimierung‹ des Curriculums.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Kai-Marcel Sicks

Sollen Dichter boxen? Brechts Ästhetik und der Sport

> *Vor einiger Zeit habe ich mir einen Punchingball gekauft, hauptsächlich weil er, über einer nervenzerrüttenden Whiskyflasche hängend, sehr hübsch aussieht und meinen Besuchern Gelegenheit gibt, meine Neigung zu exotischen Dingen zu bekritteln, und weil er sie zugleich hindert, mit mir über meine Stücke zu sprechen.*[1]

Brechts Bekenntnis zu seiner Annäherung an den Boxsport stammt aus dem Jahr 1926: Es ist Teil einer unveröffentlichten Entgegnung auf den Aufsatz »Dichter sollten boxen« seines Literatenkollegen Frank Thieß.[2] Zweifellos bildet die dreifache Kausalerklärung für den Kauf eines Trainingsgeräts nur eine ironische Annotation, eine spielerische Selbststilisierung des Autors zum umworbenen Dichterfürsten, der sich ohne Unterlaß von ahnungslosen Literaturtouristen belästigt sieht. Aber *en passant* arrangiert Brecht hier auch eine doppelbödige Reflexion über das Verhältnis zweier Kulturpraktiken, die ihm – zumal 1926 – ausgesprochen nahe stehen: der Kunst und des Sports.

Von seinem pragmatischen Kontext isoliert, kommt die Notiz zu einer eindeutigen Einschätzung dieses Verhältnisses: Wer über Sport spricht, der spricht nicht über Kunst. Wer wie Brechts Besucher an Theater und Literatur interessiert ist, für den ist Sport »exotisch«. Apodiktischer: Sport – das ist als kulturelle Praxis das genuin Andere der Kunst. Bezieht man diese Kontrastierung auf die Literatur, scheint sie zunächst plausibel. Literarische Texte lassen sich semiologisch als komplexe

[1] Bertolt Brecht: Sport und geistiges Schaffen. In: Ders.: Werke. Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe. Hg. von Werner Hecht, Jan Knopf, Werner Mittenzwei und Klaus-Detlef Müller. Band 21: Schriften I. Frankfurt a. M. 1992, S. 122–123, hier S. 123. Zitate aus dieser Ausgabe werden im folgenden unter Angabe des Bandes und der Seitenzahl in runden Klammern im Text nachgewiesen.

[2] Frank Thieß: Dichter sollten boxen. In: Uhu 1 (1926) S. 68–74. Thieß behauptet unter Bezugnahme auf das Idiom *mens sana in corpore sano*, daß regelmäßige sportliche Betätigung zu höheren geistigen Leistungen führe – Brecht bestreitet dies in seiner Replik vehement und erklärt schließlich: »Sport aus Hygiene ist etwas Abscheuliches« (21, 30f.).

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Zeichenwelten konzipieren, die auf der Basis intellektualer Prozesse im Medium der Schrift (literal) entstehen – die sportlichen Signifikationen wären demgegenüber um Eindeutigkeit bemüht[3] und werden durch den Körper als *cultural perfomances* hervorgebracht. Ganz stringent ist diese Argumentation indes nicht: Denn erstens herrscht in der symbolischen Ordnung des Sports keineswegs immer Klarheit – vielmehr handelt es sich bei ihr um ein Repräsentationsgewebe, das sich durch Offenheit gegenüber Zu- und Einschreibungen verschiedener Provenienz auszeichnet.[4] Zweitens entsteht die Bedeutung des literarischen Textes nicht nur literal – die Performativitätsdebatten der jüngsten Zeit haben deutlich gezeigt, daß sich mit dem geschriebenen Wort immer auch eine sinntragende Praxis (ein Sprech-Akt) verbindet.[5] Und schließlich ist die körperliche Praxis des Sports undenkbar ohne die intelligible Aneignung von Regeln – und die Rezeption wie Produktion der Literatur ohne bestimmte körperliche Dispositionen. Die Widersprüchlichkeit von Sport und Literatur, allgemeiner zwischen Sport und Kunst, erweist sich so als vorschnelle Vereinfachung.

Genau darauf aber verweist Brechts Box-Bekenntnis, wenn man bei der Analyse seinen Kontext einbezieht. Denn schließlich ist es ja der *Künstler* Brecht, der einen Punchingball erwirbt – was demonstriert, daß die Beschäftigung mit Sport und ästhetische Produktivität durchaus vermittelbar sind – und der dann selbst über Sport *und* Kunst spricht. Brecht stellt seine Überlegenheit über die literarisch interessierte Öffentlichkeit also nicht nur durch seine prononcierte Unlust zum feuilletonistischen Geplauder her, sondern auch durch einen performativ erzeugten Kontrast zwischen seinen Fähigkeiten und denen seiner Besucher. Kurzum: Sport und Kunst schließen einander nur für Ignoranten aus. Von Seiten

3 »Während die Prozesse lebensweltlicher Sinnstiftung [zu denen der Sport gezählt werden muß, K. M. S.] und die Figurationen des kulturellen Gedächtnisses durch Vereindeutigung und stringente Funktionalisierung bestimmt sind, durch dasjenige also, was Niklas Luhmann ›Reduzierung von Komplexität‹ genannt hat, kommt der Literatur im Kontext der Semantisierung von Kultur eine genau entgegengesetzte Rolle zu.« Gerhard Neumann / Sigrid Weigel: Einleitung. In: Dies. (Hg.): Lesbarkeit der Kultur. Literaturwissenschaft zwischen Kulturtechnik und Ethnographie. München 2000, S. 9–17, hier S. 15.

4 Am Beispiel des Wiener Fußballs der Zwischenkriegszeit ist dies bereits deutlich herausgearbeitet worden: Roman Horak / Wolfgang Maderthaner: Mehr als ein Spiel. Fußball und populare Kulturen im Wien der Moderne. Wien 1997.

5 Erika Fischer-Lichte (Hg.): Theorien des Performativen. Paragrana 10.1, Berlin 2001.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

des Künstlers besteht dagegen ein reges Interesse an der neuen, die Lebenswelten der Weimarer Republik entscheidend prägenden Kulturtechnik Sport.[6]

Dieses Interesse findet seinen profunden Niederschlag in Brechts theoretischen und künstlerischen Arbeiten der Zwanziger Jahre.[7] Dabei bildet die Tendenz, Sport und Kunst miteinander zu verknüpfen, eine zentrale Konstante: Zwischen Theater und Literatur einerseits sowie dem Sport andererseits entfaltet sich ein intrikates Relationsgeflecht. Als Inbegriff moderner Freizeit- und Vergnügungsindustrie wird der Sport zum Gegenspieler der Kunst, als Schule grundsätzlicher Selbstbehauptungs- und Kampfesbereitschaft zu ihrem Vorbild. So leistet die Sportmetaphorik einen wichtigen Beitrag zur Profilierung von Brechts avantgardistischer Ästhetik der frühen Zwischenkriegszeit (Kapitel eins und zwei).[8] Im Gegenzug läßt sich am Spielfilm »Kuhle Wampe oder Wem gehört die Welt?«, der unter Brechts Ägide 1932 fertiggestellt wird, eine neue Verknüpfung von Sport und Kunst und damit der Entwurf eines – gleichwohl brüchigen – Gegenmodells zu den kunsttheoretischen Vorstellungen der Zwanziger Jahre aufzeigen. Die veränderte Semantisierung des Sports erweist sich als Index für die Ambivalenzen, die Brechts Ästhetik zu Beginn der 1930er Jahre kennzeichnen (Kapitel drei).

[6] Die zentrale Rolle des Sports für die Popular- und Alltagskultur der 1920er Jahre hat zuletzt Gumbrecht in seinem Band über die Lebenswelten des Jahres 1926 augenfällig gemacht. Hans Ulrich Gumbrecht: 1926. Ein Jahr am Rand der Zeit. Frankfurt a. M. 2003.

[7] Brechts Sporttexte sind in einem eigenen Band versammelt: Bertolt Brecht: Der Kinnhaken und andere Box- und Sportgeschichten. Hg. und mit einem Nachwort von Günter Berg. Frankfurt a. M. 1998.

[8] Brecht und der Sport sind in der bisherigen Forschung zweimal zum Gegenstand literaturwissenschaftlicher Untersuchungen geworden. Günter Berg: »Die Männer boxen im Salatgarten«. Bertolt Brecht und der Faustkampf. In: The Brecht Yearbook 18 (1997): The Other Brecht II, S. 17–39 bietet dabei einen verdienstvollen, aber methodisch unsauberen Überblick über die Sporttexte Brechts; der Text ist eine Überarbeitung von Bergs Nachwort im Kinnhaken-Band (Anm. 7). Roland Jost: Panem et circenses? Bertolt Brecht und der Sport. In: Brecht-Jahrbuch 1979, S. 46–66 bemüht sich, Brechts Sporttexte zu systematisieren und zu periodisieren, bringt den zentralen Punkt aber nicht zur Sprache: daß Sport bei Brecht stets im Verhältnis zur Kunst zu verstehen ist.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

1. Sport und Theater: »Das Elefantenkalb« und »Im Dickicht der Städte«

Die kunsttheoretischen Überlegungen des jungen Brecht lassen sich auf eine Kritik am zeitgenössischen Theater zurückführen: Durch die Konkurrenz der modernen Massenmedien und der massenkulturellen Vergnügungsindustrie sei das Theater in seiner Existenz bedroht; könne es sich nicht ändern, stehe sein »Untergang« (21, 114) oder gar »To[d]« (21, 133) bevor. Mit dieser Einschätzung ist Brecht nicht allein. Im April 1926 startet die Redaktion der Vossischen Zeitung eine Rundfrage, deren Antworten unter der Überschrift »Stirbt das Drama?« publiziert werden. Dort heißt es einleitend:

> Immer mehr Stimmen werden laut, die den Untergang des Dramas und des Theaters in seiner gegenwärtigen Form ankündigen oder gar schon feststellen. Daß unsere Zeit keiner Tragik fähig ist, ist eine alte Behauptung. Neu ist die Anklage, daß das Drama selbst sich als Kunstform überlebt hat. Voreilige Grabredner beerdigen es, um Kino, Radio, Operette, Revue, Boxkämpfe als seine Erben zu proklamieren. (21, 641)

Mit einem dieser »voreiligen Grabredner« pflegt Brecht seit Beginn seiner Berliner Zeit persönlichen Umgang: Der Galerist und Mäzen Alfred Flechtheim führt in seinem Salon Künstler und Sportler der Weimarer Republik zusammen und erklärt in seiner 1921 gegründeten Avantgardezeitschrift »Der Querschnitt« immer wieder, daß der Sport das Theater bereits abgelöst habe:

> Obwohl über jede Berliner Premiere die Spalten der Tagespresse von hinten bis vorn gefüllt sind, sind die Theater leer. […] Zum Kampf Hans Breitensträters mit Pablo Uzcudun waren acht Tage vorher die 15 000 Plätze des Sportpalastes restlos ausverkauft. [Dies erklärt sich aus dem Umstand, daß] das Publikum fühlt, daß das, was da in dem Ring vorgeht, ein wirkliches Drama ist und keine mißverstandene Heilige Johanna. Was sich da in dem Ring, inmitten der 15 000 aufgeregten Menschen abspielt, in einer halben Stunde, ist wirkliches Drama, ist keinem Theater vergleichbar.[9]

Solche Ausführungen mögen Brecht angeregt haben. Dennoch: Bei der Suche nach Gründen für die Unterlegenheit des Theaters gegenüber Kino, Revue oder Sport gibt er sich mit Flechtheims Erklärungsmu-

[9] Alfred Flechtheim: Gladiatoren. In: Der Querschnitt, Heft 1/1925, S. 48f.

https://doi.org/10.5771/9783966216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

stern, die sämtlich im Code »authentisch vs. künstlich« operieren, nicht zufrieden. In einigen um 1920 entstandenen Texten sieht Brecht den Schwund des Theaterpublikums vielmehr durch die gezwungene Atmosphäre verursacht, die sich aus der Konstruktion des Theaters als eines »Tempel[s]« (21, 55) ergebe. Die Sakralisierung des Theaters dränge die Zuschauer in eine unselbständige Rezeptionshaltung: »[V]iele Leute, die tagsüber mit viel ernsthafteren Dingen beschäftigt sind, geben sich alle Mühe, an den richtigen Stellen zu klatschen und die gleiche Meinung zu haben wie ihre Zeitung« (21, 55). Theaterbesucher fühlen sich durch Printmedien und Theatermachende einem Druck ausgesetzt, der sie in ihrer Rezeptionsfreiheit einschränkt. Damit wird ihnen aber zugleich jeder »Spaß« (21, 55) genommen, das Theater trägt nicht mehr dazu bei, sie »wundervoll gut [zu] unterhalten« (21, 56).

Einige Jahre später verfolgt Brecht eine zweite Argumentation (etwa in »Mehr guten Sport« von 1926). Hier wird die Schwäche des zeitgenössischen Theaters damit begründet, daß jeglicher »Kontakt« (21, 121) zum Publikum verloren gegangen sei. Dies liege zum ersten daran, daß das Theater eine reine Angebots- und keine Nachfragepolitik betreibe:

> Man ist gewohnt, von uns zu verlangen, daß wir nicht ausschließlich nach der Nachfrage produzieren. Aber ich glaube doch, daß ein Künstler, selbst wenn er in der berüchtigten Dachkammer unter Ausschluß der Öffentlichkeit für kommende Geschlechter arbeitet, ohne daß er Wind in seinen Segeln hat, nichts zustande bringen kann. Und dieser Wind muß eben derjenige sein, der zu seiner Zeit gerade weht (21, 120).

Zum zweiten entspreche das Können der Schauspieler nicht mehr erwartbaren Standards. Anders als der Sportler, der seine Kunst »auf angenehmste Weise« und mit »feinstem Verantwortungsgefühl« (21, 120) vollführe, fehle es den dramatischen Bühnendarstellern an »Eleganz« und »Leichtigkeit«, biete das Theater »unter der Vortäuschung von Intensität einfache[n] Krampf« (21, 122). Die Zuschauer aber stimme solches Unvermögen »mißvergnügt« (21, 122).

In beiden Argumenten manifestiert sich die Absicht, das Theater durch ein verändertes Verhältnis zum Publikum zu reformieren. Um dies zu erreichen, entwickelt Brecht eine doppelte Strategie: Das Theater soll sich einerseits am Erfolg der neuen Freizeitangebote orientieren, und es soll andererseits artikulieren, durch welche Distinktionen es sich von der Masse der kulturindustriellen Gegenspieler absetzt. Genauer: Die Thea-

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

termachenden dürfen ihre Aufführungen fortan nicht mehr wie einen »Gottesdienst« begehen, sondern sollen ihn der Feier eines »Sportfest[s]« (21, 57) annähern. Das *surplus* des Theaters gegenüber den Anbietern der Massenunterhaltung müsse dabei in seiner Subtilität bestehen:

> Es handelt sich hier [im Drama] nicht um Ringkämpfe mit dem Bizeps. Es sind feinere Raufereien. Sie gehen mit Worten vor sich. Es sind immer mindestens zwei Leute auf der Bühne, und es handelt sich meistens um einen Kampf (21, 57).

Die Annäherung des Theaters an den Sport legitimiert sich für Brecht durch die Überzeugung, daß Zuschauer bei der Sportbetrachtung eine unvoreingenommene, mündige Haltung an den Tag legen. Dies komme nicht nur seinen eigenen Vorstellungen von Kunstrezeption entgegen, sondern führe auch bei den Zuschauern dazu, daß sie vergnügt und immer wieder das Stadion aufsuchten. Die Mündigkeit betrifft zum einen das *ökonomische* Denken: »In den Sportpalästen wissen die Leute, wenn sie ihre Billette einkaufen, genau, was sich begeben wird; und genau das begibt sich dann, wenn sie auf ihren Plätzen sitzen« (21, 120). Zum anderen und vor allem sind die Sportzuschauer selbständig und kompetent in ihrem *ästhetischen* Urteil. Jeder Besucher ist hier zugleich ein Experte: Er ist aufgrund eigener Praxis und früherer Rezeptionserfahrungen mit den Vorgängen im Stadion vertraut, und seine Lust am Zuschauen entsteht aus der Freiheit, sich eine eigene fundierte Meinung zu bilden und diese zu kommunizieren. Nichts anderes wolle auch der Theaterbesucher – so formuliert es die Ansprache »An den Herrn im Parkett« (1925):

> Sie wollen die Menschen dieses Jahrhunderts in Sicht kriegen, hauptsächlich seiner Phänomene, deren Maßregeln gegen ihre Nebenmenschen, ihre Aussprüche in den Stunden der Gefahr, ihre Ansichten und ihre Späße. […] Und natürlich wollen Sie auch guten Sport haben. Als *Menschen dieser Zeit* haben Sie das Bedürfnis, Ihre Kombinationsgabe spielen zu lassen, und sind steif und fest gesonnen, Ihr Organisationstalent gegenüber dem Leben, nicht minder auch meinem Bild davon, Triumphe feiern zu lassen. […] Ich wußte, sie wollen ruhig unten sitzen und Ihr Urteil über die Welt abgeben sowie Ihre Menschenkenntnis dadurch kontrollieren, daß Sie auf diesen oder jenen der Leute oben setzen. (21, 117; Hervorhebung im Original).

Wie der Sport soll also auch das zukünftige Theater unabhängige und vergnügliche Lektüren zulassen. Ein Publikum, das sich solche Lektüren gestattet, macht sich – wie Sportpublikum – charakteristische Usancen zueigen: Die nunmehr »freien« Theaterbesucher lassen sich nicht in

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

vornehme Anzüge zwingen, sondern haben ihre »Röcke ausgezogen« (21, 56). Außerdem rauchen sie ungeniert (21, 117) und signalisieren damit, wie Brechts Zeitgenosse Theodor Lessing in einem Aufsatz zur »Psychologie des Rauchens« (1926) erklärt, einen Zustand höchster Konzentration und Anspannung. Auch Lessing verknüpft in seinen diesbezüglichen Ausführungen das Theater und den Sport:

> Dann nämlich greift man zur Zigarette, wenn innere Sammlung geboten ist. Auf dem Theater, im Filme kehrt immer die bekannte Situation wieder. Zwei Politiker, um Leben und Tod ihrer Staaten verhandelnd, zwei Bankherren, um Millionenunternehmen konferierend, zunächst zünden sie sich die Zigarre an. Der Alpinist, über dem Abgrund schwebend, der Boxer, zum Entscheidungskampf antretend, zunächst nimmt er einen Zug aus der Zigarette.[10]

Wetten und Pfeifen bilden weitere Handlungsformen, über die die sportlichen Theaterzuschauer ihr Engagement ausdrücken: »Ganz dieselben Leute wie die, welche [aus dem konventionellen Theater] weggingen, hätten dort [im Theater als Sportveranstaltung] Wetten abgeschlossen und mitgepfiffen« (21, 56). Während das Wetten darauf abzielt, den Besuchern eine Möglichkeit zur Überprüfung ihrer Urteilsfähigkeit einzuräumen, versucht das Publikum durch das Pfeifen, das Geschehen in seinem Sinn zu beeinflussen.

Das Minidrama »Das Elefantenkalb – Über die Beweisbarkeit jeglicher Behauptung« (1926), das im Zusammenhang mit der ersten Fassung von »Mann ist Mann« entsteht und mal als ein »Zwischenspiel für das Foyer«, mal als »Nachspiel« apostrophiert wird, bringt all die potentiellen Verhaltensweisen eines »neuen« Theaterpublikums auf die Bühne. Die Protagonisten der »Mann ist Mann«-Handlung wandeln sich hier zu Schauspielern: Sie führen eine Gerichtsverhandlung auf, bei der die Schuld eines Elefantenkalbes am Tod seiner Mutter zur Diskussion steht; die Nebendarsteller der Haupthandlung mimen die Zuschauer des Prozesses. Auch ohne auf die subtilen Verflechtungen dieses *mise-en-abîme* mit der Verwandlungsgeschichte des Packers Galy Gay einzugehen,[11] läßt

[10] Theodor Lessing: Psychologie des Rauchens. In: Ders.: Ich warf eine Flaschenpost ins Eismeer der Geschichte. Essays und Feuilletons 1923–1933. Neuwied 1986, S. 142.

[11] Dazu Ralf Witzler: Bertolt Brechts »Mann ist Mann« oder von der Lust, die Identität zu verlieren. In: Helmut Gier/Jürgen Hillesheim (Hg.): Der junge Brecht. Aspekte seines Denkens und Schaffens. Würzburg 1996, S. 144–165.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

sich das Verhältnis von Schauspielern und Publikum des Spiels im Spiel skizzieren. So wird die fingierte Aufführungssituation durch eine Ansprache des Darstellers Polly an seine Zuschauer (»Soldaten«) eröffnet:

> Polly *vor dem Vorhang*: Damit die dramatische Kunst auf Sie voll wirken kann, werden Sie aufgefordert, tüchtig zu rauchen. Die Bühnenkünstler sind die besten der Welt, die Getränke vollprozentig, die Stühle bequem, Wetten auf den Ausgang der Handlung werden an den Bartischen angenommen, die Aktschlüsse mit Vorhang finden statt, wenn das Publikum wettet. Man bittet, auch hier nicht auf den Klavierspieler zu schießen, er tut sein Bestes. (2, 158)

Polly animiert die Soldaten hier zu eben jenen Verhaltensformen, die Brecht in seinen theoretischen Texten Zuschauern von Sportereignissen als Kennzeichen ihrer selbständigen Urteilsbereitschaft zuschreibt. Tatsächlich leistet das Publikum im »Elefantenkalb« den Aufforderungen Folge – die Soldaten trinken und nutzen die Pausen, um auf das Ergebnis des Prozesses zu setzen: »Soldaten *gehen wetten*: Einen Cent auf den Mond, einen halben Cent auf das Elefantenkalb« (2, 164). Zunehmend wird aber deutlich, daß sich nicht nur Pollys großspurige Ankündigung, die weltbesten Schauspieler zu präsentieren, als Scharlatanerie erweist, sondern daß noch obendrein das aufgeführte Drama jeder Spannung und für das soldatische Publikum auch jeden Sinns (wenn auch nicht einer gewissen Komik) entbehrt. Weil sie dies als Betrug empfinden, begehren die Zuschauer auf:

> Soldaten Das ist die größte Unverschämtheit, die ich jemals erlebt habe. Das ist ja Schund vom reinsten Wasser, das geht ja gegen den gesunden Menschenverstand! *Eine Gruppe besteigt entschlossen die Bühne und sagt ernst:* Wir wollen unser Eintrittsgeld zurückhaben. Entweder das Elefantenkalb kommt zu einem anständigen Schluß, oder es liegen in zwei Sekunden hier unsere gesammelten Centstücke auf dem Tisch des Hauses, du Mond von Cooch-Behar! (2, 168)

Die Okkupation der Bühne verdichtet die Idee von der mündigen Zuschauerschaft in einem prägnanten Bild: Nicht mehr die Schauspieler, sondern die Zuseher »machen« nun das Theater; die Deutungs- und Urteilshoheit über das Geschehen auf der Bühne geht von den Produzenten auf die Rezipienten über. Dabei kennzeichnet der »Ernst«, mit dem die Soldaten ihre Beschwerden vorbringen, die Sachbezogenheit ihres Anliegens, das sich gerade nicht auf eine aggressive Lust an der

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Demontage künstlerischer Belange zurückführen läßt. Im Gegenteil: Der Topos von der »feinsinnigen Kunst« und ihrem »derben Publikum« wird im »Elefantenkalb« in sein Gegenteil verkehrt.

Daß der Sport das zentrale Metaphernfeld für diese Zuschauerermächtigung bildet, veranschaulicht das Ende des kurzen Dramas. Hier verlagert sich der Konflikt zwischen dem soldatischen Publikum und den Schauspielern von der Theaterbühne in den Boxring. In dieser eigentlichen Domäne des Zuschauers soll sich entscheiden, ob die These von der »Beweisbarkeit jeglicher Behauptung« ihre Richtigkeit hat oder nicht:

> Galy Gay Um es gleich vorwegzunehmen: Ich möchte den von euch, den es am dringendsten nach seinem Eintrittsgeld verlangt, ich will sagen, ich möchte diesen eigentümlichen Herrn jetzt sogleich zu einem kleinen Boxkampf über acht Runden mit Vier-Unzen-Handschuhen eingeladen haben.
>
> Soldaten Vorwärts, Townley! Wisch diesem Elefantenkälbchen sein Rüsselchen!
>
> Galy Gay Nun, wir werden ja sehen, denke ich, ob das hier die Wahrheit war, die wir aufgeführt haben, oder ob es ein gutes Theater war oder ein schlechtes, meine Lieben.
>
> *Alle ab zum Boxkampf.* (2, 168)

Der sportliche Wettkampf bildet hier eine Metapher für die Aushandlung des Sinns in der Kunst, die sich zwischen Produzenten und Rezipienten ereignet. Bei genauer Betrachtung verschiebt sich damit aber die bisherige, den theatertheoretischen Schriften Brechts abgelesene Relation zwischen Sport und Theater: Bislang erschien das Drama als sportlicher Wettkampf, dem das Publikum mit dem selbstsicheren Habitus von Sportfans folgte: *Sportzuschauer* bildeten die Vorbilder der Theaterbesucher. Nun – am Ende des »Elefantenkalbes« – wird der Prozeß der Publikumsermächtigung, sein Kampf um Urteilsfreiheit, als sportliches Duell (als »Boxkampf«) gezeichnet: Damit wird der *Sportler* zum Vorbild des Theaterzuschauers. Dennoch bewahrt diese Doppelung die Bedeutung, die dem Sport zugewiesen wird: Weiterhin bildet er das Feld, auf dem eine Emanzipation von ideologischen Disziplinierungsversuchen gelingen kann.

Zwischen den beiden aufgezeigten Verknüpfungen von Sport und Theater oszilliert auch die 1927 entstandene zweite Fassung von Brechts

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

frühem Drama »Im Dickicht der Städte«. Über einen einleitenden Paratext wird zunächst die »Theater als Sport«-Metapher neuerlich variiert:

> Sie befinden sich im Jahre 1912 in der Stadt Chicago. Sie betrachten den unerklärlichen Ringkampf zweier Menschen und Sie wohnen bei dem Untergang einer Familie, die aus den Savannen in das Dickicht der Städte gekommen ist. Zerbrechen Sie sich nicht den Kopf über die Motive dieses Kampfes, sondern beteiligen Sie sich an den menschlichen Einsätzen, beurteilen Sie unparteiisch die Kampfform der Gegner und lenken Sie Ihr Interesse auf das Finish. (1, 438)

Die engagierte Anteilnahme der Sportzuschauer am gebotenen Kampf, ihre kritische Urteilsfähigkeit, ihre Orientierung auf das Ergebnis – all dies führt der »Vorspruch« noch einmal ostentativ ins Feld, um die Theaterbesucher zu einer selbständigen Auseinandersetzung mit dem Gesehenen zu animieren. Ähnlich explizit verfährt Brecht 1927 übrigens auch in seiner Regiearbeit. Die Installation der Bühne als Boxring – in der Baden-Badener Inszenierung des »Mahagonny-Songspiels« (Abb. 1) und in der Frankfurter Inszenierung des Einakters »Die Kleinbürgerhochzeit« – weist mit dem gleichen unmißverständlichen Gestus wie der »Vorspruch« des »Dickichts« darauf hin, welche Art von Spektakel das Publikum im Theater erwartet.[12]

Vor allem aber erneuert »Im Dickicht der Städte« die Verbindung von aktivem Sport und Kunstrezeption, die das Ende des »Elefantenkalbs« einführt. In der Unübersichtlichkeit der Metropole Chicago wird der Lohnabhängige George Garga durch den Holzhändler Shlink zu einem sportlichen Wettstreit herausgefordert: »Und an diesem Vormittag, der nicht wie immer ist, eröffne ich den Kampf gegen Sie« (1, 441). Der Anlaß der Forderung besteht darin, daß sich Garga als Angestellter einer Leihbibliothek nicht davon abbringen läßt, seine »Ansichten« (1, 440) über die verliehenen Romane zu äußern: »Das ist ein Kriminalroman, kein gutes Buch. Das da ist ein besseres Buch, eine Reisebeschreibung«

[12] Für die »Mahagonny«-Aufführung in Berlin 1931 meldet die Frankfurter Zeitung sogar, daß der aktuelle (und erste deutsche) Schwergewichtsweltmeister Max Schmeling für eine Boxszene gewonnen worden sei. Die Notiz erweist sich jedoch als Reklameschachzug, und die Premiere geht ohne Schmeling über die Bühne; der Boxring bleibt aber das zentrale Kennzeichen auch dieser Inszenierung, vgl. Berg (Anm. 8), S. 148. Zur Analogie von Theaterbühne und Boxring vgl. auch Wolf-Dietrich Junghanns: Öffentlichkeiten: Boxen, Theater und Politik. In: The Brecht Yearbook 23 (2002): Theater der Zeit, S. 56–59.

https://doi.org/10.5771/9783966216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

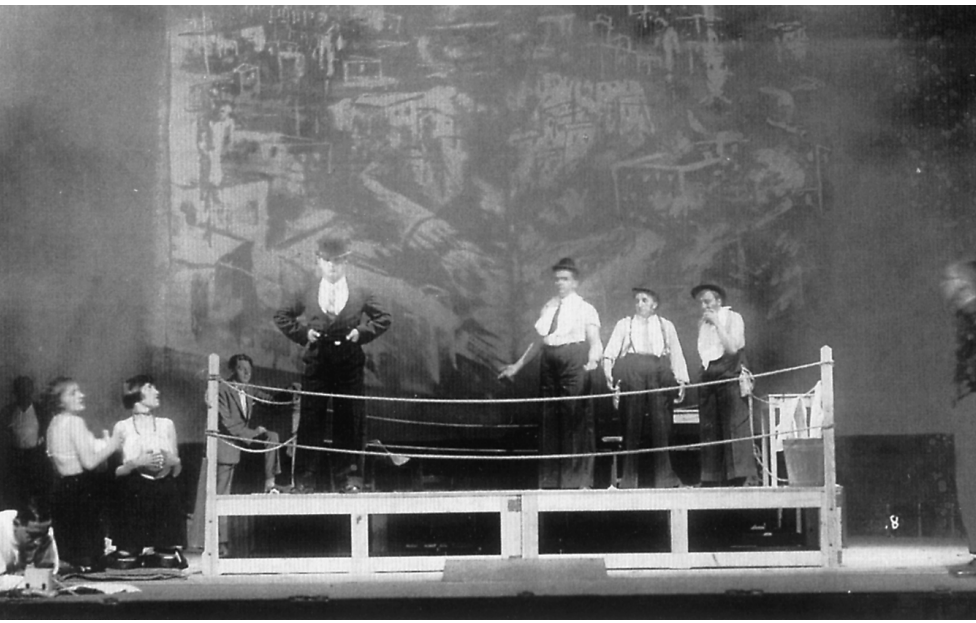


Abb. 1:
»Mahagonny« (Songspiel), Probe mit Lotte Lenya (4.v.l.) und Bertolt Brecht (r.),
Baden-Baden 1927.
In: Michael Schwaiger (Hg.): Bertolt Brecht und Erwin Piscator.
Experimentelles Theater im Berlin der Zwanzigerjahre. Wien 2004, S. 104.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

(1, 439). Erneut steht so das Problem der unabhängigen Kunstrezeption im Mittelpunkt – zunehmend geht es allerdings um die Frage nach Manipulation und ideologischer Unabhängigkeit auch in nicht-ästhetischen Zusammenhängen.

Gegenüber Gargas Insistieren auf dem eigenen Urteilsrecht vertritt Shlink die Position, daß ein Mensch nur dann frei urteilen könne, wenn er wohlhabend sei; der materiell benachteiligte Mensch müsse seine Ansichten stets für geld- und sachwerte Vorteile verkaufen. Um dies zu beweisen, bietet er Garga zunächst zehn, schließlich »zweihundert Dollar« (1, 445) für den Verrat seiner Meinung. Der Bibliothekar weist das willkürliche Ansinnen zurück und nimmt den Kampf um seine »Freiheit« (1, 445) an. Der im »Programmheft zur Heidelberger Aufführung« entwickelte Gedanke, daß »purer Sport zwei Männer in einen Kampf verwickeln könnte, der ihre wirtschaftliche Situation sowie sie selbst bis zur Unkenntlichkeit verändert« (24, 28), wird so allmählich Realität: Die Auseinandersetzung um die Leistbarkeit von Ansichten endet für Shlink tödlich, für Garga mit dem vollständigen wirtschaftlichen Ruin. Natürlich formuliert er diese »Niederlage« mit einer Metapher aus dem Boxsport: »Ich werfe das Handtuch« (1, 467). Dennoch: Garga hat um die Aufrechterhaltung seiner ideologischen Unabhängigkeit gekämpft, hat sich den dauernden Entmündigungsversuchen widersetzt und darum letztlich »guten Sport« (21, 119) geboten. Genau diesen Widerstand des Sportlers gegen kulturelle Disziplinierungsmaßnahmen meint Brecht, wenn er 1928 in »Die Krise des Sports« das viel zitierte Bekenntnis niederschreibt: »Ich bin für den Sport, weil und solange er riskant (ungesund), unkultiviert (also nicht gesellschaftsfähig) und Selbstzweck ist« (21, 224).

Die Parallelisierungen von Sport- und Theaterrezeption bzw. sportlichem Wettkampf und Kampf um Meinungsfreiheit[13] werfen eine

[13] Bemerkenswert ist, daß Brecht die Verbindung von Sport und Theater nicht hinsichtlich des beiden eigenen Spielcharakters oder Ursprungs aus dem Ritual herstellt. In der Literatur über Sport und Kunst nach Brecht sind gerade diese Bezüge immer wieder ausgearbeitet worden. Vgl. Michel Bernard: Le spectacle sportif. Les paradoxes du spectacle sportif ou les ambiguïtés de la compétition théâtralisée. In: Christian Pociello (Hg.): Sports et société. Approche socioculturelle des pratiques. Paris 1981, 353–360. Aktuell Christian Schärf: Das Drama der jagenden Meute. In: Andreas Hütig/Johannes Marx (Hg.): Abseits denken. Fußball in Kultur, Philosophie und Wissenschaft. Kassel 2004, S. 97–107.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

zentrale Frage auf: Woher stammt die Selbstverständlichkeit, mit der Brecht gerade dem Sport die Möglichkeit zuspricht, kritische Distanz und Urteilskraft zu erzeugen? Weder Hooliganismus noch Korruption beschränken sich als Sport-Phänomene auf die Gegenwart, sondern haben schon in der Zwischenkriegszeit Konjunktur. Als »Krawallmacher und Exzedenten« bezeichnet Emil Reich 1922 das »liebe Publikum« bei Wiener Fußballspielen,[14] und gerade das von Brecht geschätzte Boxen wird in den Zwanziger Jahren durch Bestechungs- und Absprache-skandale erschüttert, die die Zuschauer gezielt hinters Licht führen und im Zustand der permanenten Unwissenheit belassen.[15]

Der Versuch Hans Ulrich Gumbrechts, die Faszination des Boxens in Avantgardekreisen der Weimarer Republik mit der dauernden Todesnähe der Sportler zu erklären, wirkt in unserem Zusammenhang nicht überzeugend. Auch wenn das Boxen tatsächlich »das Potential [hat], den Zuschauern den Tod gegenwärtig zu machen« und so dazu beiträgt, »diese Zuschauer von vielfältigen Ängsten zu befreien, aufgrund derer sie unabsichtlich den Versuch machen, sich im Alltag dem Bewußtsein des Todes zu entziehen«,[16] so erklärt dies doch in keiner Weise die besondere Mündigkeit, die den Zuschauer des Boxspektakels Brecht zufolge auszeichnet. Gumbrechts an Heidegger geschulte Transzendierung des Boxsports läßt sich zudem durch den zeitgenössischen Diskurs nicht stützen. Eher schon bringt die Position von Wolf-Dietrich Junghanns Licht in die Problematik: Wenn der Sport bei Brecht eine besondere Disposition zur ideologischen Befreiung des Publikums mitbringt, so liegt dies ihm zufolge daran, daß er in der Zwischenkriegszeit durchgängig mit Transparenz assoziiert wird. Da Sport bei seinem Publikum unmittelbare Evidenz erreiche, lasse er sich als ein besonders »effektives Mittel der symbolischen Komplexitätsreduktion«[17] bezeichnen, anhand dessen die zu einem »Dickicht« gewordene Gegenwart in ihren zugrunde liegenden Polaritäten sichtbar werde. Das Publikum lernt demnach durch die

[14] Emil Reich: Das liebe Publikum. In: Neues Wiener Journal, 10. Dezember 1922, S. 8–9, hier S. 8. Ausführlich informiert dazu Roman Horak: Fußball und Devianz. Ein früher Diskurs über Zuschauergewalt. In: Horak/Maderthaner (Anm. 4), S. 47–57.

[15] Manfred Luckas: »So lange Du stehen kannst, wirst Du kämpfen.« Die Mythen des Boxens und ihre literarische Inszenierung. Berlin 2002, S. 29–39.

[16] Gumbrecht (Anm. 6), S. 79.

[17] Junghanns (Anm. 12), S. 56.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Sportbetrachtung, das unheilbar verworrene Gewebe sozialer, ökonomischer und politischer Zusammenhänge besser zu durchschauen.

Diese Erklärung möchte ich um eine weitere Überlegung ergänzen. Eine Durchsicht der Schriften Brechts aus den frühen Zwanziger Jahren belegt neben der Faszination für Sport ein Interesse für weitere Phänomene der populären Kultur, insbesondere für das Kino[18] und den Kriminalroman.[19] Indes begeistert sich der junge Brecht für diese Kulturformen weit weniger als für den Sport; Vorwürfe richten sich gegen das niedrige ästhetische Niveau, vor allem aber gegen die bürgerlich-prüde Moral von Krimi und Film und gegen ihre Befriedigungen des bürgerlichen Bedürfnisses nach »Kitsch« (21, 100):

> Das Kino ist was für die armen Teufel, die ihren Hunger nach Handlung und Romantik stillen wollen, rasch im Vorbeigehn, drei Selbstmorde für achtzig Pfennige, eingewickelt in Lehren, wie man sich im Salon benimmt, dazu Harmonium und schöne Landschaften, das Kino, das ist eine Speiseanstalt, ein Automat, ein Asyl für geistig Obdachlose. (21, 56)

Zieht man demgegenüber die Beschreibung des Sportpublikums in Betracht, das raucht, trinkt, wettet, pfeift und sich leger kleidet, dann wird deutlich, warum sich der professionelle Sport für Brecht als Metapher für ein reformiertes Theater eignet: Sport wird in einem sozialen und kulturellen Kontext produziert und rezipiert, der den etablierten Trägerschichten des bürgerlichen Theaters von Grund auf fremd ist. Es ist die herkunftsbedingte Freiheit der Sportzuschauer von bürgerlichen Normierungen, von bourgeoisen Emotions- und Moralisierungsbedürfnissen, die ihre erhöhte Bereitschaft zu eigenständigem Urteilen gewährleistet. Sport wird bei Brecht zu einer »ursprünglicheren« Kulturpraxis, bei der die Zuschauer noch nicht durch die disziplinierenden Konventionen einer elitären Bourgeoisie in ihrer Rezeption eingeschränkt worden sind. Das »neue« Theater ist aus dieser Sicht eigentlich ein »altes«: eines, das dem Publikum unvoreingenommene Lesarten ermöglicht, das seine eigenständige Urteilsfindung fördert und gegen Ideologie sensibilisiert.

[18] Vgl. »Aus dem Theaterleben« (21, 40f.), »Der Kampf ums Drama« (21, 72f.), »Über den Film« (21, 100).

[19] Vgl. »Kehren wir zu den Kriminalromanen zurück!« (21, 128–130), »Glossen über Kriminalromane« (21, 130–132).

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Das am Sport geschulte Theater ist ein Übungsplatz für selbst bestimmtes Denken.[20]

2. Sport und Literatur: »Der Lebenslauf des Boxers Samson-Körner«

Den Kunstgriff, sich bei der Ausarbeitung ästhetischer Positionen am Sport zu orientieren, wendet Brecht nicht nur in seiner frühen Theater- und Dramentheorie an. Um 1926 übernimmt die dem Sport entlehnte Bildlichkeit auch in literarischen Prosatexten die Funktion, poetologische Überlegungen zu profilieren. Die Verknüpfung von Sport, Kunst und Selbstbehauptung bleibt dabei grundsätzlich erhalten, wird aber in einen neuen Kontext verschoben.

Der Boxer als Protagonist rückt bei Brecht zwischen 1925 und 1927 regelmäßig in den Mittelpunkt von Prosatexten, die indes durchgängig Fragment geblieben sind: Dies betrifft die kurze Erzählung »Der Kinnhaken« (1925), die Konzentration als unerläßliche Voraussetzung für

[20] Diese Deutung des Sports durch Brecht stößt heute vor allem deshalb auf Verwunderung, weil auch Sportzuschauer an Wahrnehmungskonventionen gebunden sind. Gleichwohl nimmt sie Theoreme der kulturwissenschaftlichen Ansätze Michel de Certeaus und John Fiskes vorweg. Für de Certeau machen sich die Konsumenten alltagskultureller Waren und Dienstleistungen ein Vergnügen (*jouissance*) daraus, Produkte, die ihnen vorgesetzt werden, »bewohnbar wie eine Mietwohnung« (Michel de Certeau: Kunst des Handelns. Berlin 1988, S. 27) zu machen: Sie benutzen die ihnen zur Verfügung gestellten Objekte, um sie mit eigenen Bedeutungen zu versehen, die ihrer Identitätsbildung dienen. Diese Bedeutungen sind verschieden, wenn nicht konträr zu den Bedeutungen, die das herrschende System seinen Produkten einschreibt. Ähnlich argumentiert Fiske: Aus seiner Sicht werden populärkulturelle Produkte zwar von »ökonomisch und ideologisch Herrschenden« hergestellt und mit Bedeutungen versehen, die deren Interessen befördern. Die »unterdrückten Bevölkerungsgruppen« allerdings, die sich die populärkulturellen Erzeugnisse aneignen, setzen sich gegen die hegemonialen Absichten zur Wehr. Die Rezeption von Kultur bildet damit einen »Kampf, soziale Bedeutungen zu erzeugen, die im Interesse der Unterdrückten liegen und nicht jene sind, die von der herrschenden Ideologie bevorzugt werden« (John Fiske: Lesarten des Populären. Wien 2000, S. 14). Die Siege in diesem Kampf erzeugen ein Gefühl des Vergnügens (*pleasure*). Wenn auch Brecht den Lustgewinn (»Spaß«) betont, der aus der selbständigen Betrachtung und Beurteilung des sportlichen Spektakels entsteht, wenn auch er die Entstehung von Bedeutung als einen Kampf zwischen Rezipienten und Produzenten charakterisiert, dann versteht er die Rezeption der *low culture* wie de Certeau und Fiske als einen antiideologischen Vorgang.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

den Erfolg des Boxers herausstellt,[21] ebenso wie das Romanfragment »Das Renommee« (1926), das das Verhältnis von Sport und Ökonomie thematisiert und zu einer Metapher für die Funktionsweise kapitalistischer Systeme ausbaut. Vor allem aber betrifft es den »Lebenslauf des Boxers Samson-Körner. Erzählt von ihm selber, aufgeschrieben von Bert Brecht«, an dem sich semantische Verschränkungen von Sport und Literatur beispielhaft aufzeigen lassen.

Der Text hat seinen Ursprung in der persönlichen Bekanntschaft Brechts mit dem Deutschamerikaner Paul Samson-Körner, der 1924 deutscher Halbschwergewichts- und Schwergewichtsmeister wird. Über die Vermittlung Emil Hesse-Burris lädt Brecht Körner Ende 1925 mehrfach ein, um sich seine Lebensgeschichte erzählen zu lassen. Der auf diesen Gesprächen basierende Romanentwurf sowie der ausgeführte erste Teil erscheinen in vier Folgen zwischen Oktober 1926 und Januar 1927 in der Zeitschrift »Die Arena«. Wohl vor allem aus Zeitgründen, möglicherweise auch wegen Samson-Körners Karriereknick Anfang 1927 bleibt der »Lebenslauf« letztlich unvollendet.[22]

Brechts Verfahren bei der Erstellung des »Lebenslaufes« greift die Technik des »Bio-Interviews« auf, das der russische Autor Sergej Tretjakow ebenfalls Mitte der 1920er Jahre entwickelt.[23] Das »Bio-Interview« stellt eine Mischgattung aus journalistischem Interview und biographischem Roman dar und dient in den Worten Tretjakows dazu, »die Geschehnisse tiefer zu erfassen: in ihrer Dialektik, ihrer Bewegung und Veränderung«.[24] In Brechts Fall erfüllt das »Bio-Interview« keine derart

21 Eine Deutung dieser Fixierung auf die »Konzentration« bietet sich im Zusammenhang mit der Anthropologie der *Neuen Sachlichkeit* an, in der sich der (sachliche) Mensch – auch als »kalte persona« charakterisiert – durch »chronische Alarmbereitschaft« auszeichnet. Vgl. Helmut Lethen: Verhaltenslehren der Kälte. Lebensversuche zwischen den Kriegen. Frankfurt a. M. 1994, S. 12.

22 Wolfgang Jeske: Der Lebenslauf des Boxers Samson-Körner. In: Jan Knopf (Hg.): Brecht-Handbuch in fünf Bänden. Band 3: Prosa, Filme, Drehbücher. Stuttgart 2002, S. 76–81. Jeske bietet auch eine Beschreibung der sportlichen Karriere Samson-Körners, die im Februar 1924 mit einem sensationellen K.O.-Sieg Samsons über Hans Breitensträter, den deutschen Star-Boxer der frühen 20er Jahre, beginnt und im Januar 1927 mit einer Punktniederlage gegen Rudi Wagener endet.

23 Eine direkte Beeinflussung scheint indes ausgeschlossen; Brecht lernte Tretjakow und seine Schriften erst 1931 kennen, vgl. Jeske (Anm. 22), S. 80.

24 Sergej Tretjakow: Lyrik. Dramatik. Prosa. Frankfurt a. M. 1972, S. 17.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

metaphysische Funktion. Die Rückbindung der biographischen Erzählung an eine nicht-fiktionale Lebensgeschichte dient dem »Lebenslauf« lediglich zur Simulation von Authentizität. Dies wird unterstützt durch stilistische und konzeptionelle Parallelen zur Gattung der Sportlerautobiographie, denen einige Zeitschriften, die sich der Darstellung »moderner« Lebenswelten verschrieben haben, seit den frühen Zwanziger Jahren ein Forum bieten. Der »Querschnitt« etwa bringt schon 1921 einen mit »Mein erster Sieg« übertitelten Auszug aus der Lebensgeschichte des Boxers Hans Breitensträter,[25] eröffnet 1924 einen Einblick in die Biographie des Wiener Fußballspielers Josef »Peppi« Uridil[26] und druckt 1925 eine kurze autobiographische Skizze des Boxers Erich Brandl.[27] Wie Brechts »Samson«-Fragment zeichnen sich diese Texte durch eine (selbst)ironische Erzählhaltung, einen parataktischen Stil sowie durch verschiedene Variationen des sozialen Aufstiegsnarrativs aus.[28]

Auch der »Lebenslauf des Boxers Samson-Körner« gibt sich den Anschein eines autobiographischen Bekenntnisses:[29] Der autodiegetische Erzähler Paul Samson-Körner berichtet chronologisch und *ab ovo* von seinem Leben, das im sächsischen Zwickau beginnt und sich über Stationen wie Hamburg, London und Kapstadt bis schließlich nach Beaver in Utah »am Großen Salzsee« (19, 216) verlagert. Der Reisebericht bricht in dem Moment ab, in dem Samson erstmals Box-Unterricht bei einem Profi – dem »Neger Kongo« (19, 234) – erhält. Der vorliegende Text mag damit nur eine Exposition darstellen, eine Hinführung zur eigentlichen Erzählung von der steilen Karriere eines Box-Meisters. Dennoch wird erkennbar, daß Samsons Weg am Ende des Fragments bereits so vorgezeichnet ist, daß sich eine Fortführung der Erzählung ohnehin

25 Hans Breitensträter: Mein erster Sieg. In: Der Querschnitt 4–5/1921, S. 144–146.

26 Anonym: Uridils Kindheit. In: Der Querschnitt 1/1924, S. 73.

27 Erich Brandl: Motto homo. In: Der Querschnitt 3/1925, S. 243–244.

28 In dieser Hinsicht wäre Brechts Spiel mit stilistischen und narrativen Topoi, das Almut Todorov ins Zentrum ihrer Interpretation des »Samson-Körner« gestellt hat, weiterführend zu kontextualisieren. Almut Todorov: Ästhetik der Gemeinplätze. Topik und Synkretismus in Bertolt Brechts »Der Lebenslauf des Boxers Samson-Körner«. In: Werner Frick u. a. (Hg.): Aufklärungen. Zur Literaturgeschichte der Moderne. Tübingen 2003, S. 297–310.

29 Indes nur den Anschein: Schon früh hat die Forschung erkannt, daß der unbekümmerte Redegestus Samson-Körners keineswegs eine direkte Transkription der Äußerungen des Boxers darstellt, sondern von Brecht »sehr bewußt literarisch gestaltet« wurde, vgl. Klaus Detlef Müller: Brecht-Kommentar zur erzählenden Prosa. München 1980, S. 78.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

erübrigt – der Weg zu einem Champion im etymologischen Wortsinn nämlich: zu einem Kämpfer. Der Text beginnt mit einer einleitenden Reflexion des Erzählers:

> Wenn man etwas über sein eigenes Leben aufschreiben soll, ist es wirklich schwierig, alles unter einen Hut zu bringen. Aber das Schlimmste ist es, daß jedes Ding, wenn man es genau betrachtet, seine zwei Seiten hat, und zwar ist es meistens eine Seite, die mehr oder weniger bezahlt wird, und eine Seite, die einen Haufen Geld kosten kann. Aus diesem Grunde ist es sehr wichtig, daß man jedes Ding nach dieser Seite hin betrachtet. (19, 216)

Die Ambivalenz »jedes Ding[es]«, die relativistische Erkenntnis, daß mit jeder Lebenserfahrung sowohl Gewinne als auch Verluste verbunden sind, führt nur rhetorisch zu einer Verunsicherung der linearen Narration. Sofort im Anschluß setzt die Lebenslauferzählung ein, die in ihrem vollständig chronologischen Aufbau und ihrer monoperspektivischen Fokalisierung auf das Erzähler-Ich eher unterkomplex strukturiert ist. Das zunächst geäußerte Problembewußtsein angesichts der Herausforderung, das ganze Leben »unter einen Hut zu bringen«, schlägt sich im narrativen Aufbau des Textes nicht nieder.

Dagegen verdient der Schlußsatz der kurzen Einleitung Beachtung. Demnach fordert der Erzähler, insbesondere die Kosten und Verluste zu beachten, die das Leben mit sich bringt. Diesem Postulat entspricht die weitere Erzählung. Die in der Einleitung angesprochenen Notsituationen bilden Eckpfeiler in der Darstellung von Samson-Körners Lebenslauf und strukturieren den Reisebericht. So heißt es zunächst, daß Samson schon als Dreizehnjähriger, gerade aus seinem Heimatort nach Hamburg gekommen, die Erfahrung macht, »daß es dort nicht gleich so viel Wasser gab, wie ich gebraucht hätte, statt dessen aber eine Menge Etablissements, wo man sein Geld loswurde«. Und weiter:

> Ich versuchte, mein Geld immer auf einer gewissen Höhe zu halten, indem ich allerhand kaufte und verkaufte, […] aber das Geld ging direkt weg wie Butter in der Sonne […]. Ich wandte mich nach Bremerhaven. (19, 217)

In Bremerhaven findet Körner keine Arbeit – darum versteckt er sich schließlich auf einem Schiff, das ihn nach Cardiff bringt (19, 219). Aber auch hier bietet sich das gleiche Bild: Samson bleibt arbeitslos. Nachts quartiert er sich in einer fremden Scheune ein, wird von der Polizei aufgegriffen und kommt ins Gefängnis nach Bristol (19, 220). Wieder frei, erhält er erstmals eine längere Anstellung im Hotelgewerbe – doch auch

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

hier kann er nicht lange verweilen, weil die drohende Schwangerschaft seiner ersten Freundin ihn ökonomisch zu ruinieren droht. Selbst die Liebe wird so als katastrophisch erfahren und verpflichtet Körner zur Weiterreise (19, 226).

Die Richtung dieser Reise ist durch die Hoffnung vorgegeben, in der Großstadt Erlösung aus der Not zu finden. Samson-Körner läuft nacheinander in Hamburg, London, Kapstadt und New York ein, scheitert aber stets mit dem Versuch, eine dauerhafte Anstellung und sozialen Halt zu finden. Trotzdem gibt Samson die Utopie der metropolitanen Erlösung nicht auf, sondern projiziert seine Hoffnung – wie die Reihenfolge der anvisierten Städte indiziert – auf immer größere Ansiedlungen. Von der Verlockung des Urbanen – »London lag zwar auf der anderen Seite der Insel; aber es war *eine große Stadt mit vielen Möglichkeiten*. Wir verstauten wieder« (19, 219, Hervorhebung im Original) – kommt Samson nicht los. Diese Verlockung entspricht aber in keiner Weise der Sehnsucht nach dem Exotischen und Fremden, wie sie große Teile der Reiseliteratur des späten 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts kennzeichnet.[30] Sie ist allein ökonomisch bestimmt. Und so ist auch die Welt, die der Arbeitsmigrant Körner durchstreift, nirgendwo fremd und exotisch, sondern bietet überall das gleiche Bild: mangelnde Arbeit, Konkurrenzdruck und Ausgrenzung derer, die keine Arbeit finden.

Ökonomische Marginalität und utopische Urbanität sind nicht nur Gründe für Samson-Körners permanente Deterritorialisierung. Sie sind zugleich die Faktoren, die den Gelegenheitsarbeiter zum Boxen treiben. Das Boxen aber sozialisiert ihn zu einem überlebensfähigen Mitglied der Gesellschaft – und zwar im doppelten Sinn: einerseits real, weil er (im allerdings nicht mehr geschilderten Teil des Lebenslaufes) sich dadurch einen stabilen Unterhalt finanzieren kann; andererseits metaphorisch, weil das »Durchboxen«, der gewaltsame, aber strategische Kampf ums Dasein für ihn zum lebenserhaltenden Prinzip wird.

Der Text stellt die Metaphorisierung des Boxens als Überlebensstrategie in drei Schritten her. Der Begriff und das Wortfeld des Kampfes werden dabei zunehmend von ihrem sportlichen Kontext distanziert und zur Deskription lebensweltlicher Zusammenhänge eingesetzt. Kämpft

[30] Peter J. Brenner: Der Reisebericht in der deutschen Literatur. Ein Forschungsüberblick als Vorstudie zu einer Gattungsgeschichte. Tübingen 1990, S. 588–596.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Körner zunächst noch sportlich im Rahmen eines Jahrmarkt-Spektakels (19, 222–225), so ist es in einem zweiten Schritt eine (gar nicht sportliche) Prügelei, in die er gerät (19, 226–228). Endgültig metaphorisiert wird der Kampf dann in einer Episode, in der Samson-Körner dem Schiffskoch Jeremiah Brown die Fotosammlung stiehlt und anschließend Opfer eines subtilen Rachefeldzugs des Kochs wird (19, 228–232): »Ich glaube, dies war mein erster Kampf mit einem Mann, und ich lernte, wie gesagt, eine Menge dabei« (19, 229).

Boxen ist damit weit mehr als ein sportliches Hobby. Es wird zu einer Lebenshaltung, die die einzig adäquate Reaktion auf die lebensbedrohliche ökonomische Situation der Zwanziger Jahre darstellt. Der Boxer als Kämpfer erscheint als ein spezifischer Identitätsentwurf für Modernisierungsverlierer und Opfer der sozioökonomischen Dauerkrise der Weimarer Republik, Boxen als eine Kunst des Überlebens und der erfolgreichen Resozialisierung von Ausgegrenzten in einer in hohem Maße kompetitiv organisierten Gesellschaft. Wie schon in den theatertheoretischen Schriften, vor allem aber wie im »Dickicht der Städte« verkörpert der Sportler einen Kämpfer um Selbstermächtigung und Unabhängigkeit, wenn sich auch Samson nicht gegen ideologische Disziplinierung, sondern gegen seine ökonomische Peripherisierung zur Wehr setzt. Daß auch Samsons Boxen als Ausdruck einer kunsttheoretischen Positionierung Brechts gedeutet werden muß, wird zu zeigen sein.

Das Boxen bestimmt indes nicht nur Samson-Körners ökonomische Existenz, sondern ist auch für seine geschlechtliche Identitätsbildung zentral. Die Mannwerdung durch das Boxen verdichtet sich in einer kurzen Episode des »Lebenslaufes«. Im Alter von 16 Jahren erhält Samson eine Anstellung im Hotel. Zu diesem Zeitpunkt ist er zwar einerseits noch ein »Bursche[]«, andererseits aber bereits »ein Gentleman [und] groß wie ein Mastbaum«, mit anderen Worten: Samson pubertiert. Zu diesem Zeitpunkt macht er seine erste weibliche Bekanntschaft. Er trifft ein »kleines Mädchen«, besucht mit ihm den »Rummelplatz« (19, 222) und läßt sich, um seiner Eroberung zu imponieren, dazu hinreißen, gegen einen professionellen Jahrmarktsboxer anzutreten. Kaum betritt der völlig untrainierte Samson den Ring, beginnt auch schon der Kampf:

> [W]as nun kam, war kein Boxkampf, sondern ein Schlachtfest. Ich wurde einfach verprügelt. […] Nach […] zwei Runden war ich lebensmüde wie ein Hundertzwanzigjähriger, lag auf meinem Rücken in einer Ecke und wünschte

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

den Tod herbei. Trotzdem, und obwohl ich nicht in der Lage war, Liebesabenteuer zu ersehnen, sah ich, allerdings verdammt undeutlich, an einigen Geschwülsten vorbei, über mir das Gesicht meiner Lady […]. Ich hatte vor dem Kampf, wenn auch nicht sehr verlockend, so doch sicher viel besser ausgesehen als danach, und doch hatte sie vor dem Kampf ihre Gefühle mir gegenüber so ziemlich verborgen. Sie hätte mich zum Beispiel niemals geküßt, wenn ich nicht ein scheußliches blaues Auge und an der Stelle, wo bei andern Leuten ein zweites Auge sitzt, eine faustgroße Geschwulst gehabt hätte. So aber küßte sie mich. Die Frauen sind eigenartig. (19, 224f.)

So eigenartig indes auch wieder nicht: Denn ob als Verlierer oder Sieger – entscheidend ist, daß Samson seinen ersten Boxkampf hinter sich gebracht hat und damit auf schmerzhafte, aber unaufhaltsame Weise ein Mann geworden ist. Der Reifeprozeß erfolgt in Form eines klassischen Männlichkeitsrituals: In einem ersten Schritt bewährt sich Samson bei der Demonstration männlicher Attribute wie Kraft und Kampfesbereitschaft im homosozialen Raum und erfährt die Aufnahme in die männliche Gemeinschaft – nicht ganz zufällig findet sofort im Anschluß an den Rummelplatzbesuch ein großes Fest mit Samsons männlichen Freunden statt (19, 225f.). In einem zweiten Schritt folgt – quasi als Belohnung – die »Inbesitznahme« der Frau, die hier als Hort der Fürsorge und Heilung (und damit auch als zukünftige Mutter) imaginiert wird. Die Familiengründung ist perfekt.[31]

Der »Lebenslauf des Boxers Samson-Körner« erweist sich damit nicht nur als eine fiktive Biographie, sondern zugleich als eine fragmentarische Variation des Prosagenres »Individualroman«.[32] Wie ein Individualroman berichtet Brechts Erzählungsbeginn von einer männlichen Adoleszenz, die sich im Widerstand gegen verschiedenste Umwelteinflüsse ausbildet. Aber: Nicht mehr der Künstler steht im Mittelpunkt des literarischen Werks, sondern der Sportler. Er ist der Prototyp eines Menschen, den die Zwänge der Moderne hervorbringen und der sich gleichzeitig ihnen

31 Walter Erhart hat ein ähnliches Muster männlicher Initiation im frühen Western nachgewiesen (etwa in John Fords »Stagecoach« von 1939); auch hier muß sich der Mann zunächst unter anderen Männern (und in Auseinandersetzung mit diesen) bewähren und das Weibliche dabei zurückstoßen, um es später umso selbstsicherer in »Besitz« nehmen zu dürfen. Walter Erhart: Männlichkeit, Mythos, Gemeinschaft. Nachruf auf den Western-Helden. In: Ders./Britta Hermann: Wann ist der Mann ein Mann? Zur Geschichte der Männlichkeit. Stuttgart, Weimar 1997, S. 320–349, vor allem S. 323–330.

32 Hartmut Steinecke: Romanpoetik von Goethe bis Thomas Mann. München 1987, S. 74f.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

zum Trotz behauptet. An diesem Punkt kann eine Lektüre des »Lebenslaufes« ansetzen, die nach den autopoietischen Dimensionen des Fragments fragt und somit neuerlich die Verbindung von Sport und Kunst bei Brecht ins Auge nimmt. Eine solche Lektüre drängt sich auch dann auf, wenn man bemerkt, daß Brecht die parallel zur Arbeit am »Samson-Körner« erstellte vierte Fassung seines frühen Dramas »Baal« durch einen neuen Titel in Relation zur Sportlererzählung setzt: Der »Lebenslauf des Mannes Baal« wird zur Kontrastfolie des »Lebenslaufs des Boxers Samson-Körner«.[33] In der Widersprüchlichkeit von Samson und Baal personifiziert sich ein Gegensatz von Sportler und Künstler, der sich auf drei Ebenen manifestiert.

Zunächst müssen die Namen zwei disparaten mythischen Subtexten zugewiesen werden. Der *alttestamentliche* Samson, der – vom »Geist des Herrn« beseelt – junge Löwen »wie Böcklein« zerreißt (Ri 14, 6), mit einem bloßen »Eselskinnbacken« tausend Philister erschlägt (Ri 15, 15) und aufgrund derart heroischer Handlungen in nachbiblischer Zeit zum Inbegriff körperlicher Kraft wird, läßt sich vollauf als Antipode des *heidnischen* Baal begreifen, der im polytheistischen System der Kanaaniter – der vorisraelitischen Bevölkerung Palästinas – die Rolle eines Fruchtbarkeits- und Sonnengottes übernimmt und damit Leben schafft, anstatt es zu zerstören. Während Samson im Namen des einen Gottes Menschen tötet, greift Baal nur andere Götter an: seinen Vater El, den er bezwingt, indem er ihn kastriert; den Todesgott Mot, dessen Machtbezirk er letztlich nicht einnehmen kann.[34]

Die Gegensätzlichkeit von Samson-Körner und Baal ist aber auch diesseits der kulturhistorischen Implikationen ihrer Namen evident, wie sich zweitens an der divergenten Körperlichkeit der beiden »Lebenslauf«-Protagonisten erweist. Samson zeichnet sich durch einen austrainierten Körper aus: Immer wieder ist davon die Rede, daß er zu den »starken

[33] Zur Entstehungsgeschichte des »Baal« und seinen einzelnen Fassungen vgl. Jürgen Hillesheim: Baal. In: Jan Knopf (Hg.): Brecht-Handbuch in fünf Bänden. Band 1: Stücke. Stuttgart 2002, S. 69–73.

[34] Über die mythologischen Implikationen der Baal-Figur informieren Axel Schnell: »Virtuelle Revolutionäre« und »Verkommene Götter«. Brechts »Baal« und die Menschwerdung des Widersachers. Bielefeld 1993, S. 70–89 und Annett Clos: Bertolt Brechts »Baal« oder Kann denn Sünde Liebe sein? In: Thomas Jung (Hg.): Zweifel – Fragen – Vorschläge. Bertolt Brecht anläßlich des Einhundertsten. Frankfurt a. M. 1999, S. 111–124, hier S. 112–115.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Leute[n]« (19, 228) zähle und daß andere bestrebt seien, seine »Muskeln anzufassen und sie dann wie […] Kenner zu loben« (19, 230). Baals Körper dagegen ist maßlos dick, gezeichnet von den Folgen einer unersättlichen Gefräßigkeit: Schon das erste Bild des Dramas zeigt Baal, wie er »am Stehbuffet ißt« (1, 142) und sich betrinkt, bis sich die anwesende Festgesellschaft angewidert abwendet. »Fettkloß« (1, 154) nennt ihn an anderer Stelle der Inhaber eines Nachtcafés. Genauso bestehen wesentliche Differenzen im Charakter der Kämpfe, die Samson-Körner und Baal führen. Samsons Kampfstil ist zivilisiert und keineswegs vom rohen Einsatz der Kraft geprägt. Schon früh macht er die Erfahrung, daß »das Starksein allein nicht genügt« (19, 228), sondern »die Klügeren« (19, 232), die strategischen Kämpfer, größeren Erfolg haben. Dementsprechend setzt Samson Gewalt regelgeleitet und kalkuliert ein. Dagegen ist die Gewalt Baals affektiv, unkontrolliert und wiederum maßlos. Sie trifft seinen einzigen Freund Eckart, der einer plötzlichen Mordlust des Dichters zum Opfer fällt:

> Baal *wirft sich auf ihn, würgt ihn, das Licht erlischt. Emilie lacht trunken, die Kellnerin schreit. Mann aus dem Nebenzimmer herein mit Lampe.*
>
> Emilie. Der hat ja ein Messer.
>
> Kellnerin: Jesus Maria! Er mordet ihn.
>
> *Zwei Männer werfen sich auf die Ringenden.*
>
> Baal *schaut die Leiche an:* Eckart! (1, 165)

Drittens unterscheiden sich die »Lebensläufe« hinsichtlich der zugrunde liegenden narrativen Schemata. Die soziale Aufstiegsgeschichte des Boxers, der sich aus ärmlichen Verhältnissen empor kämpft, bis er schließlich einen gesicherten Platz unter den Reichen und Berühmten der Weimarer Republik einnimmt, steht schon auf den ersten Blick in deutlichem Kontrast zur Abstiegsgeschichte des Dichters, der anfänglich in bourgeoisen Kreisen als literarischer *newcomer* gefeiert wird, dann aber mehr und mehr zum *poète maudit* herabsinkt und letzten Endes »elend unter Holzfällern« (1, 165) stirbt.[35] Baals Lebenskonzept besteht im

[35] Die Niedergangsbewegung der Baal-Erzählung wird von den Figuren selbst reflektiert. So räsoniert Eckart über Baal: »Mit einem Stück Kreide könnte man heute ohne weiteres die Kurve seines Lebens an jeder Häuserwand fixieren« (1, 159), und etwas später wird er noch deutlicher: »[E]r geht abwärts« (1, 161).

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Ausagieren eines materialistischen Hedonismus: Jeder Erfahrung – und sei es dem eigenen Tod – gewinnt er sinnlichen Genuß ab, alle sozialen Begegnungen dienen ihm allein zur Befriedigung seines egomanischen Glücksbegehrens. Dieser Vitalismus bewegt sich jenseits jeder Moral und verweigert sich den Funktionsweisen der bürgerlichen Gesellschaft. Dennoch ist Baal ökonomisch von dieser Gesellschaft abhängig; als sie ihn schließlich vollends ausstößt, stirbt er.[36]

Der hier verkörperte Künstlertypus ist vom Sportler so weit wie möglich entfernt: Samson-Körner läßt sich anders als Baal auf die kompetitive Struktur seiner sozialen Umwelt ein und erkämpft sich in ihr seinen Platz. Sportliches Handeln wird demnach als Basis für gesellschaftlichen Erfolg dem Literatenleben als Grundlage gesellschaftlichen Mißerfolgs gegenübergestellt. Ist dann aber die Literatur das Gegenbild des Sports, wie einleitend vermutet – eine asoziale Kulturpraxis, die in und von der Moderne ausgelöscht wird? Gegen diese These spricht der Umstand, daß sich im Umkreis des »Samson-Körner« ein Schriftstellertypus findet, der sich radikal von der Figur des Baal abhebt und sich dem Sportler Samson annähert: Brecht, von sich selbst inszeniert. Der Autor selbst wird zum Kontrahenten seiner Baal-Figur, indem er sich dem Sportler angleicht und damit seinen Anspruch auf Etablierung *in* der Gesellschaft artikuliert.

Zunächst bringt sich Brecht bereits in den Titel des »Samson-Körner« ein, der vollständig lautet: »Der Lebenslauf des Boxers Samson-Körner. Erzählt von ihm selber, aufgeschrieben von Bert Brecht«. Der Künstler ist hier keineswegs dem Sportler entgegengesetzt, er springt ihm vielmehr beim Verfassen seiner Biographie hilfreich zur Seite, erweist sich als »Sparringspartner«. Dabei vollzieht sich eine Annäherung von Schriftsteller und Sportler, die auch in der Überlagerung beider Personen in der narrativen Instanz des »Lebenslaufes« ihren Ausdruck findet: Der Erzähler des biographischen Fragments läßt sich sowohl auf Brecht als auch auf Paul Samson-Körner zurückführen. Aber nicht nur auf der Ebene des Erzählens, sondern auch auf der des Erzählten gleichen sich

[36] Michel Vanhelleputte: »Baal« und der Hedonismus des jungen Brecht. In: Ders.: Engagement, Formgefühl, Humanität. Ausgewählte literaturwissenschaftliche Studien. Frankfurt a. M. 1997, S. 114–125. Ähnlich Clos (Anm. 34), weiterführend Hillesheim (Anm. 33), S. 77–86.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Abb. 2:
Bertolt Brecht (rechts) mit dem Boxer Paul Samson-Körner, 1927.
In: Werner Hecht (Hg.): Bertolt Brecht. Sein Leben in Bildern und Texten. Frankfurt a. M. 2000, S. 69.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Künstler und Sportler einander an: So berichtet Samson-Körner, daß das Boxen nicht nur als Sport, sondern gleichfalls als »große Kunst« (19, 224) zu verstehen sei. Sportler und Dichter stehen sich deutlich näher, als der Kontrast von Baal und Samson-Körner zunächst implizierte.

Der ersten Druckfolge des »Samson-Körner« ist ein Foto beigefügt, das diesen Eindruck bestätigt. Samson-Körner simuliert hier eine Drohgebärde: Mit der geballten rechten Faust zielt er auf Brechts Gesicht, während er den Kopf des Literaten mit der Linken festhält, so daß dieser nicht zurückweichen kann. Brechts Körperhaltung ist dagegen ambivalent. Die gebeugte Haltung und der in die linke untere Bildecke gerichtete Blick signalisieren Unterwerfung; die lässig in den Hosentaschen lagernden Hände und die lächelnd erhobenen Mundwinkel deuten indes auf eine entspannte Haltung hin. Diese Lässigkeit nimmt der Geste des Boxers alles Gefährliche und verleiht ihr etwas Demonstratives, Belehrendes. Brecht ist so als ein Boxschüler Samson-Körners imaginiert – unterlegener Gegner und beeindruckt Lernender zugleich. Das Foto konstruiert ihn als einen Dichter, der sich nicht nur dem Sport zuwendet, sondern der sich am Sportler zugleich ein Vorbild nimmt.

Der Eindruck des sportlichen Autors bestätigt sich ein drittes Mal, wenn Brechts Notiz am Beginn dieser Ausführungen in Erinnerung kommt. Nachdem Brecht den Erwerb seines Punchingballs dreifach legitimiert hat, kommt er auf die Handhabung seines neuen Trainingsgeräts zu sprechen. Gerade in seinen schöpferischen Phasen wird der Dichter zum Boxer, erweist sich seine kämpferische Gesinnung:

> Ich habe nun gemerkt, daß ich immer, wenn ich (nach meiner Ansicht) gut gearbeitet habe (übrigens auch nach Lektüre von Kritiken), diesem Punchingball einige launige Stöße versetze, während ich in Zeiten der Faulheit und des körperlichen Verfalls gar nicht daran denke, mich durch anständiges Training zu bessern. (21, 123)

Der Dichter als Sportler: Die poetologischen Implikationen, die dieses Bild transportiert, führen die ästhetischen Überlegungen aus dem Kontext der Theatertheorie auf eine neue Ebene. So lassen sich aus Brechts Aneignung des Sportler-Habitus mehrere Dimensionen einer künstlerischen Selbstverortung herauslesen. Der Dichter stellt sich zunächst als modern dar: Er tritt im Gewand einer Personengruppe auf, die in den Zwanziger Jahren ins Zentrum der öffentlichen Aufmerksamkeit rückt und zur Signatur von Progressivität wird. Mit einer solchen Kennzeich-

https://doi.org/10.5771/9783966216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

nung verortet Brecht seine Kunst in der Avantgarde der jungen Weimarer Republik, deren zentrale Werte das Boxen verkörpert: Nüchternheit, Männlichkeit, Vitalität.[37] Das Bild vom boxenden Dichter kennzeichnet die Kunst zugleich als nicht-ideologische Praxis: Die Assoziation des Sports mit der Behauptung von Mündigkeit und Unabhängigkeit bildet die zentrale Konstante in Brechts Gebrauch der Sportmetaphorik. Die Konzeption einer Kunst, die sich gegen die Manipulation ihres Publikums zur Wehr setzt, läßt sich dabei als Schritt auf dem Weg zum »epischen Theater« verstehen: Sie ist die unhintergehbare Voraussetzung für eine Verhinderung identifikatorischer Lektüre, begleitet den Entwurf einer antipsychologischen und entindividualisierenden Figurenführung und bedient sich der verschiedenen Verfahren der Verfremdung.

Drittens ist das Boxen eine Chiffre für den agonalen Charakter von Brechts Kunst, ein Ort, von dem aus er *gegen* bestimmte ästhetische Positionen und Verfahren anschreibt. So impliziert die Sportmetapher einerseits eine Antwort auf den Expressionismus, in deren Mittelpunkt Brechts Ablehnung einer Transzendierung des »Wirklichen« steht. Der Sport – als Inbegriff lebensweltlicher Betätigung – bindet die Literatur zurück an den sozialen und ökonomischen Alltag der zeitgenössischen Leser und fungiert so als »Soldat gegen die Metaphysik« (21, 99).[38] Andererseits kann die Installation einer scheinbar trivialen »sportlichen« Kunst als Provokation gegen die traditionalistische Ästhetik bourgeoiser Kreise betrachtet werden.[39] Der Künstler selbst ist schließlich ein Individualist: So wie der Boxer seinen Kampf allein kämpft, so muß sich auch Brecht als einsamer Poet und Dramatiker bewähren. Er knüpft damit an einen ästhetischen Diskurs an, der im Geniekult des 18. Jahrhunderts seine Wurzeln hat und sich im Topos des einsamen Künstlers bis ins 21. Jahrhundert erhält. Im Bild vom boxenden Dichter findet es eine für die Zwanziger Jahre prägnante Aktualisierung.

37 David Bathrick: Max Schmeling on the Canvas. Boxing as an Icon of Weimar Culture. In: New German Critique 51 (1990) S. 113–136.

38 Roland Jost: Schriften 1913–1924. Zu Kunst und Literatur. In: Jan Knopf (Hg.): Brecht-Handbuch in fünf Bänden. Band 4: Schriften, Journale, Briefe. Stuttgart 2002, S. 21–23, hier S. 22.

39 Jan Knopf: Schriften 1924–1933, ebd., S. 25–28.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

3. Sport und Film: »Kuhle Wampe oder Wem gehört die Welt?«

Nach 1929 nimmt die Relevanz des Sports in Brechts Œuvre ab. Nur einmal noch – im Film »Kuhle Wampe oder Wem gehört die Welt?«, den Brecht gemeinsam mit Slatan Dudow, Ernst Ottwalt und Hanns Eisler realisiert – gehen Sport und Kunst eine umfassende Verbindung ein, die allerdings in zentralen Punkten von früheren Positionen abweicht. Kein individualistischer Literat steht mehr Pate für eine agonale und antiideologische Kunst; vielmehr arrangiert ein Künstlerkollektiv den Film, für den Solidarität und Ideologie die wichtigsten Bestimmungsfaktoren geworden sind. Der Film selbst inszeniert dabei eine Entwicklung, in der sich der Sport sukzessive von seiner bisherigen Semantisierung verabschiedet und Kurs nimmt auf eine neue, politisch motivierte Bedeutung. Gleichwohl scheint damit lediglich ein Experiment in Gang gesetzt, das noch der Film selbst widerruft.

»Kuhle Wampe« geht auf eine Initiative der Prometheus-Filmgesellschaft zurück, die – 1925 aus Fördermitteln der Internationalen Arbeiterhilfe (IAH) gegründet – bis zu ihrem Konkurs im Januar 1932 acht proletarisch-revolutionäre Spielfilme und über fünfzig sozialkritische Dokumentarfilme produziert.[40] Im Sommer 1931 gelingt es dem Prometheus-Produzenten Georg Höllering, Slatan Dudow für ein Filmprojekt zu interessieren; Dudow wiederum, der sich bereits mit dem kurzen Dokumentarfilm »Wie der Berliner Arbeiter wohnt« als Filmemacher bewährt und im Oktober 1930 Regie bei der Uraufführung der »Maßnahme« geführt hat, bittet Brecht um seine Mitarbeit. Es bedarf keines hohen Überzeugungsaufwands: Nachdem Brecht trotz einer gerichtlichen Auseinandersetzung die Beteiligung an der Verfilmung seiner »Dreigroschenoper« versagt geblieben ist, erkennt er in Dudows Projekt ein alternatives Betätigungsfeld, zumal ihm Mitspracherechte an sämtlichen Phasen des Produktionsprozesses zugesichert werden:

[40] Burkhardt Lindner/Raimund Gerz: Kuhle Wampe oder Wem gehört die Welt? In: Jan Knopf (Hg.): Brecht-Handbuch. Band 3: Prosa, Filme, Drehbücher. Stuttgart 2002, S. 432–457, hier S. 435f. Ebenso Reinhold Happel: »Kuhle Wampe oder Wem gehört die Welt?« – eine exemplarische Analyse. In: Helmut Korte (Hg.): Film und Realität in der Weimarer Republik. Mit Analysen der Filme »Kuhle Wampe« und »Mutter Krausens Fahrt ins Glück«. München 1978, S. 169–212, hier S. 180f.

https://doi.org/10.5771/9783966216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

> Unter dem frischen Eindruck der Erfahrungen aus dem Dreigroschenprozeß setzten wir, erstmalig in der Geschichte des Films, wie man uns sagte, einen Vertrag durch, der uns, die Hersteller, zu den Urhebern im rechtlichen Sinne machte. Dies kostete uns den Anspruch auf die übliche feste Bezahlung, verschaffte uns aber beim Arbeiten sonst unerlangbare Freiheiten (21, 544f.).[41]

Brecht stellt das Drehbuch zu »Kuhle Wampe« unter Einbeziehung seines frühen Einakters »Die Hochzeit« (1919) noch im August 1931 fertig; etwas früher entsteht ein Exposé des Films, das er gemeinsam mit Dudow erarbeitet.[42] Die Dreharbeiten beginnen termingerecht im September und erstrecken sich aufgrund chronischer Unterfinanzierung über ein halbes Jahr bis zum März 1932.[43] Bereits während der Produktion genießt der Film eine hohe mediale Aufmerksamkeit, die sich nicht zuletzt mit Brechts Engagement in der Regiearbeit auseinandersetzt:

> Von früh bis spät steht der Dichter selbst im »Bau«, um den Dialog zu überwachen und ihn in unzähligen Arrangier- und Abhörproben bis ins kleinste auszufeilen und so einen überaus großen Teil der Regie selbst zu führen.[44]

Mit der Fertigstellung im März 1932 ist die Entstehungsgeschichte von »Kuhle Wampe« nicht abgeschlossen: Auf der Grundlage einer Novelle des Reichslichtspielgesetzes verbietet die Berliner Filmprüfstelle Ende März die Aufführung des Films, dessen »kommunistische Tendenz« gerade deshalb »eine gewisse Gefährlichkeit« beinhalte, weil sie »nicht so

41 Seine Position im »Dreigroschenprozeß« hat Brecht im gleichnamigen umfangreichen Aufsatz festgehalten (21, 448–514), dessen filmtheoretische Implikationen hier nicht ausgeführt werden können. Vgl. Steve Giles: Bertolt Brecht and Critical Theory. Marxism, Modernity and the Threepenny Lawsuit. Bern 1997 und Dieter Wöhrle: Bertolt Brechts medienästhetische Versuche. Köln 1988.

42 Der erste Abdruck des Drehbuchs, das bis 1978 in einem privaten Nachlaß verschwunden war, findet sich in Band 19, S. 441–571 der Berliner und Frankfurter Brecht-Ausgabe; im Anhang dazu, S. 719–723, findet sich auch das Exposé. Ein vollständiges Protokoll des Films, der in zahlreichen Aspekten von seiner textuellen Grundlage abweicht, bieten Wolfgang Gersch/Werner Hecht (Hg.): Kuhle Wampe oder Wem gehört die Welt? Filmprotokoll und Materialien. Frankfurt a. M. 1969.

43 Im Januar 1932 muß die Produktionsfirma Prometheus Konkurs anmelden, und für kurze Zeit steht das ganze Unternehmen vor dem Aus. Nach drei Wochen erklärt sich schließlich die Züricher Praesens-Filmgesellschaft zur Übernahme des Projekts bereit. Vgl. Lindner/Gerz (Anm. 40), S. 437–439.

44 Film-Kurier vom 30. September 1931, zit. nach Gersch/Hecht (Anm. 42), S. 157.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

grob und stark aufgetragen« sei.[45] Nach heftigen Protesten im linken und liberalen Lager einigen sich die Streitparteien in dritter Instanz auf einen Kompromiß: Unter der Bedingung, daß einige strittige Einstellungen herausgeschnitten werden, gibt die Oberprüfstelle dem Revisionsantrag Brechts, Dudows und Ottwalts nach. Mitte Mai 1932 kommt es zur Uraufführung in Moskau, am 30. Mai 1932 zur Deutschlandpremiere im Berliner »Atrium«-Filmpalast. Verhaltenen Kritiken steht ein breiter Erfolg beim Publikum gegenüber, der aber nicht lange anhält: Bereits im März 1933 verhängt die NSDAP ein neuerliches Filmverbot, das bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs nicht mehr aufgehoben wird.[46]

»Kuhle Wampe« thematisiert in vier Teilen die Lage von Kleinbürgertum und Proletariat im Gefolge der Weltwirtschaftskrise. Die ersten drei Teile bilden trotz ihres episodischen Charakters eine in sich geschlossene Erzählung: Teil eins – »Ein Arbeitsloser weniger« – zeigt die erfolglose Arbeitssuche eines jungen Mannes, der sich schließlich – hoffnungslos und unter familiären Spannungen leidend (auch die Eltern sind arbeitslos, allein Schwester Anni steht noch in einem Arbeitsverhältnis) – das Leben nimmt. In Teil zwei – »Das schönste Leben eines jungen Menschen« – wird die Familie des Selbstmörders aufgrund von Mietzahlungsrückständen aus ihrer Wohnung ausgewiesen. Sie übersiedelt in die ärmliche Zeltkolonie Kuhle Wampe im Südosten Berlins, wo Anni von ihrem Freund Fritz schwanger wird. Die Verlobung platzt, weil Anni erkennt, daß Fritz sich nur aus Pflichtgefühl darauf einläßt. In der Stadt bricht sie die Schwangerschaft ab. Teil drei – »Wem gehört die Welt?« – zeigt die Vorbereitung und Durchführung eines Arbeitersportfests; politische Diskussionen und sportliche Wettkämpfe wechseln einander in rascher Folge ab. Der Sport und die Aussicht auf politische Aktion vermitteln den beteiligten Jugendlichen neue Lebensfreude, auch Anni und Fritz finden wieder zueinander. Damit endet die Haupthandlung; der letzte Abschnitt, der sich schon durch das Fehlen einer einleitenden Montagesequenz von den anderen Teilen unterscheidet, führt die Geschehnisse um Anni und Fritz nicht mehr weiter. Auf der Heimfahrt vom Arbeitersportfest entspannt sich in der S-Bahn ein Gespräch zwischen den

[45] Dokumente zum Zensurgang »Kuhle Wampe« vom 17. März bis 21. April 1932. In: Filmwissenschaftliche Mitteilungen 1962, S. 771–820, hier S. 775–777.

[46] Lindner/Gerz (Anm. 40), S. 439–441.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Sportlern und anderen Fahrgästen, bei dem die politischen Ziele der Arbeiterjugend mit entgegengesetzten Positionen konfrontiert werden. Die Kontrastwirkung zwischen der utopischen Sportszene und der relativierenden Schlußdiskussion schließt den Film ab.

Die folgende Analyse konzentriert sich auf die beiden Sportszenen in »Kuhle Wampe«. Das Sportfest profiliert sich in Abgrenzung zur den Film einleitenden Wettfahrt um Arbeit, die gleichfalls wie ein sportlicher Wettkampf gestaltet ist. Dabei schließen sich einige arbeitslose Männer und Frauen auf der Straße zu Gruppen zusammen; als ein Junge das »Stellenanzeigerblatt« verteilt, geraten sie in Bewegung. Auf ihren Fahrrädern steuern die Arbeitssuchenden, unter ihnen Annis Bruder, die in der Zeitung ausgeschriebenen Arbeitsplätze an. Indes wiederholt sich überall, wo Radfahrer einzeln oder gemeinsam ihr Ziel erreichen, die gleiche Situation: Jede potentielle Arbeitsstelle weist die Suchenden ab. Schließlich geben die Unglücklichen ihre Bemühungen auf und treten, ihre Räder schiebend, den Weg nach Hause an (wo das Verhängnis seinen Lauf nimmt).[47]

Zweifellos bietet die Szene keinen Sport im herkömmlichen Sinn; jedoch wird die Arbeitssuche in steigendem Maße als Radrennen inszeniert und weist zunehmend Parallelen zu den sportlichen Wettbewerben im dritten Teil auf. Was als alltägliche Radfahrt beginnt, endet als verbissene »Hetzjagd« (19, 443), bei der jede Sekunde und jeder Zentimeter zählen (Abb. 3).[48] Dynamisierung und Dramatisierung werden durch filmische Techniken bewirkt: Zum ersten verkleinert sich der gezeigte Bildausschnitt vom Zusammentreffen der Arbeitslosen, das in der Totale aufgenommen ist, bis zum Ende des Radrennens, das abwechselnd in halbnahen und nahen Aufnahmen wiedergegeben wird, so daß sich die Szenerie immer schwieriger überblicken läßt.[49] Die daraus resultierende Spannung wird zweitens durch eine ansteigende Schnittfrequenz unterstützt: Während zu Beginn der Episode Schnitte nach 13 bis 68 Sekunden gesetzt werden, erhöht sich die Frequenz mit dem Beginn der

47 Die Episode dauert im Film 4:40 Minuten, geringfügige Abweichungen von Drehbuch und Film fallen nicht ins Gewicht.

48 So schon Jost (Anm. 7), S. 60 und Lindner/Gerz (Anm. 40), S. 452.

49 Happel (Anm. 40), S. 187. Die Geometrisierung der Bilder mittels dynamischer Linien verweist dabei auf die zeitgleiche publizistische Sportfotografie.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Abb. 3:
Die Arbeitssuche. In: Wolfgang Gersch/Werner Hecht (Hg.): Kuhle Wampe oder Wem gehört die Welt? Filmprotokoll und Materialien. Frankfurt a. M. 1969, S. 11.

Radfahrt auf vier bis zehn Sekunden, um schließlich auf dem Höhepunkt zwischen drei und sechs Sekunden zu liegen.[50] Einen ähnlichen Effekt bewirkt die von Hanns Eisler komponierte Musik: Zu Beginn leise und mit geringem instrumentalen Aufwand erzeugt, wird sie im Verlauf des Radrennens stufenförmig lauter, und immer mehr gegeneinander gesetzte Instrumentalstimmen mischen sich in das Tongewebe. Schließlich ändert sich die Körperhaltung der Radfahrer, die anfangs noch entspannt aufrecht im Sattel sitzen, schließlich aber in Radsportlermanier mit gebeugtem Rücken und angewinkelten Ellenbogen in die Pedale treten.

[50] Dies errechnet sich aus den Angaben zur Filmbandlänge pro Einstellung bei Gersch/Hecht (Anm. 42), S. 9–13.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Ein weiteres Mal erneuert die Szene das Bild vom sportlichen Wettkampf als dem Kampf um die Existenz, die schon dem »Dickicht der Städte« und dem »Lebenslauf des Boxers Samson-Körner« zugrunde liegt. Aber es gibt wesentliche Unterschiede: Nicht mehr das Boxen und somit der Kampf zwischen Mann und Mann, sondern das Radfahren und der Kampf des einen gegen alle stehen nun im Zentrum; weniger Technik und Kraft als vielmehr Kondition und Ausdauer sind gefragt. Anders als Samson, der sich durch den Sport eine gesicherte ökonomische Existenz verschafft, seine Identität durch ihn stabilisiert, wirkt der Sport auf Annis Bruder in höchstem Maße destabilisierend, identitätsvernichtend. Kein Sieger steht am Ende der Strecke, alle Beteiligten verlieren, manche sogar ihr Leben. Der Sport ist nicht mehr in der Lage, als Metapher für eine freie, geschützte, erfolgreiche Lebensführung herzuhalten, er offenbart vielmehr das Leben als Sisyphosarbeit: Das Drehen der Pedale erscheint als leerer Kreislauf menschlicher Anstrengung, an dessen Ende allein das Zurückgeworfensein auf die Ausgangssituation steht. Ist der individuelle, agonale Sport aber solchermaßen in seiner politischen Metaphorik desavouiert, dann steht zugleich seine ästhetische Bedeutung zur Disposition. Der Kunst kann ein solcher aussichtsloser Wettkampf nicht mehr als Vorbild dienen.

Indes steht das Arbeitersportfest im dritten Teil der Radrennepisode diametral entgegen. Die proletarischen Sportkämpfe bilden das Zentrum des dreigeteilten Abschnitts »Wem gehört die Welt?« und nehmen eine mittlere Position zwischen der Vorbereitung der Sportveranstaltung und dem diese abschließenden Auftritt einer Agitpropgruppe ein.[51] Der gesamte Teil löst sich von der Konzentration auf einige wenige Protagonisten (die Versöhnung von Anni und Fritz spielt nur noch eine nebensächliche Rolle) und nimmt stattdessen die Masse der jugendlichen Arbeitersportler in den Blick. Der Abschnitt wird durch die Anreise von Sportlern und Publikum zum Festplatz eingeleitet, die den Refrain des »Solidaritätslieds«[52] singen. Nach dem Ende des Lieds beginnt die

[51] Die Wettkampfsequenzen dauern im Film 3:10 Minuten, die vorausgehende Vorbereitungsszene ist etwa gleich lang, die nachfolgende Agitprop-Szene nimmt etwa die doppelte Zeit in Anspruch.

[52] »Vorwärts und nicht vergessen / Worin unsre Stärke besteht. / Beim Hungern und beim Essen / Vorwärts und nicht vergessen / Die Solidarität. // Vorwärts und nicht vergessen / Unsre Straße und unser Feld. / Vorwärts und nicht vergessen: / Wessen Straße ist die Straße /

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Wettkampfszene, die im Mittelpunkt der folgenden Ausführungen steht. Dabei sind Sequenzen aus drei Wettbewerben nebeneinander montiert: einer Ruderregatta, eines Motorradrennens und eines Schwimmwettbewerbs. Diese Aufnahmen sind akustisch durch das »Sportlied« unterlegt, das von Ernst Busch mit Orchesterunterstützung aus dem Off gesungen wird. Das »Sportlied« begleitet die Wettkämpfe bis zu den Zieleinläufen; gleichzeitig mit dem Schlußakkord endet die gesamte Szene.

Kommend von den vollen Hinterhäusern
Finstern Straßen der umkämpften Städte
Findet ihr euch zusammen
Um gemeinsam zu kämpfen.
Und lernt zu siegen.
Und lernt zu siegen.

Von den Pfennigen der Entbehrung
Habt ihr die Boote gekauft
Und vom Mund abgespart ist das Fahrgeld.
Lernt zu siegen!
Lernt zu siegen!

Aus den zermürbenden Kämpfen um das Notwendigste
Für wenige Stunden
Findet ihr euch wieder zusammen
Um gemeinsam zu kämpfen.
Und lernt zu siegen![53]

Der Arbeitersport wird in doppelter Hinsicht zum Gegenstück des Radrennens. Solidarität statt Rivalität, kollektiver Sieg statt kollektive Niederlage – entsprechend dieser Dualismen stehen sich die beiden

Wessen Welt ist die Welt?« Gersch/Hecht (Anm. 42), S. 57 f. Insgesamt existieren drei längere Varianten des »Solidaritätslieds«, die sich durch Anzahl (zwischen vier und sieben) und Text der Strophen voneinander unterscheiden (14, 116–120).

53 Gersch/Hecht (Anm. 42), S. 58. Das Drehbuch (19, 521–523) enthält eine vollkommen andere Fassung des »Sportlieds«, auch die Fassung von »Kommend aus den vollen Hinterhäusern« in Brechts Notizbuch (14, 130) weicht in einigen Passagen vom Liedtext des Films ab. Es ist anzunehmen, daß Eisler während der Komposition Eingriffe vorgenommen hat (14, 529).

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Abb. 4:
Zielankunft der Motorradfahrer. In: Wolfgang Gersch/Werner Hecht (Hg.): Kuhle Wampe oder Wem gehört die Welt? Filmprotokoll und Materialien. Frankfurt a. M. 1969, S. 59.

Sportszenen gegenüber. So wiederholt sich in der Darstellung des Arbeitersports zwar die Dynamisierung, die schon die Eröffnungssequenzen ausgezeichnet hat – bewirkt durch eine steigende Schnittfrequenz (am Schluß folgen die Schnitte nach ein bis drei Sekunden) sowie durch das Ansteigen der Lautstärke und eine Zunahme der Instrumentalstimmen im »Sportlied«. Allerdings verliert der Sport vollständig seinen agonalen Charakter. Stattdessen wird durch Harmonisierung und Isorhythmisierung der Bewegungen sowie durch eine Uniformisierung der Sportlerinnen und Sportler signalisiert, daß es sich beim Arbeitersport um ein Gemeinschaftserlebnis handelt. Beide ästhetischen Strategien erzeugen den Eindruck, daß sich hier nicht Individuen als Gegner

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

gegenüberstehen, sondern daß letztlich alle am gleichen Strang ziehen. Dabei wirkt paradox, daß der Arbeitersport so als gemeinschaftliches Ereignis präsentiert wird, daß aber zugleich dem Siegen entscheidende Bedeutung zukommt: Zieleinlauf (Abb. 4) und Siegerehrung bilden die unumstrittenen Höhepunkte des Sportspektakels – erneut im Kontrast zur Radfahrerszene, in der der Wettbewerb einfach nur abbricht und die Teilnehmer frustriert den Heimweg antreten. Auf dem Sportfest dagegen bricht am Ende ein kollektiver Glückstaumel aus und verdeutlicht, daß der fünffach wiederholten Aufforderung aus dem »Sportlied« – »Lernt zu siegen!« – Folge geleistet wurde.

Im allgemeinen wird diese Utopie politisch gedeutet. Die Sportszene zeigt, so die Lektüre Reinhold Happels, »die Perspektive einer Lösung der in den ersten beiden [Teilen] aufgezeigten gesellschaftlichen Probleme an: im solidarisch geführten politischen Kampf der Arbeiter für ihre Interessen«.[54] Wolfgang Gersch schreibt 1975 der kollektivistischen Utopie von »Kuhle Wampe« sogar »Modellwert« für die »gegenwärtigen Entwicklungsphasen der sozialistischen Gesellschaft«[55] zu. Aber auch weniger emphatische Besprechungen kommen nicht umhin, in der Sportszene »by far the most didactically structured section«[56] des Films zu erkennen und sie als vorläufigen Endpunkt einer »dialektischen Dreiteilung von Arbeitslosigkeit, Kleinbürgerrückzug und Jugendaufbruch«[57] einzuschätzen. Der unmittelbare Kontext, in der jugendliche Gemeinschaft auf vielfache Weise mit politischer Aktion und der Hoffnung auf Erlösung aus den sozioökonomischen Schieflagen der Weltwirtschaftskrise verknüpft wird, stützt solche Sichtweisen. Besonders explizit wirkt neben dem »Solidaritätslied« – dessen starke Rhythmisierung die Aufforderung des Textes zum »Vorwärts«-Marschieren bestärkt – eine kurze Sequenz, in der drei Jungen im Gras liegen und ihre Köpfe über ein Buch beugen. Einer liest vor:

> Paßt mal auf, jetzt les ich's noch mal: »Ein wirklicher Staat«, sagt Hegel, »eine wirkliche Staatsregierung entstehen nur, wenn bereits ein Unterschied der Stände da ist, wenn Reichtum und Armut sehr groß werden und ein solches

[54] Happel (Anm. 40), S. 202.
[55] Wolfgang Gersch: Film bei Brecht. Berlin 1975, S. 135 bzw. 138.
[56] Marc Silberman: German Cinema. Texts in Context. Detroit 1995, S. 45.
[57] Lindner/Gerz (Anm. 40), S. 453.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

> Verhältnis eintritt, daß eine große Menge ihre Bedürfnisse nicht mehr auf eine Weise, die sie gewohnt ist, befriedigen kann«.[58]

In der Welt, die »Kuhle Wampe« im ersten und zweiten Teil entwirft, ist ein solcher Zustand längst erreicht. Der dritte Abschnitt des Films zeigt den Weg zum »wirklichen Staat« auf: Eine unverbrauchte proletarische Jugend ergreift die politische Initiative und steuert dank ihrer internen Solidarität unaufhaltsam auf den Sieg im Klassenkampf zu.

Diese Deutung soll hier mit einer Lektüre verbunden werden, die einmal mehr nach den selbstreferentiellen Aspekten der Sportszene fragt. Denn in den ästhetischen Strategien, über die die politische Utopie kommuniziert wird, bringt sich ein Kunstkonzept zur Geltung, das sich – analog zum Kontrast zwischen Radfahrer- und Arbeitersportszene – in zentralen Punkten von der Ästhetik unterscheidet, die sich im Bild vom »Dichter als Boxer« manifestierte. »Kuhle Wampe« erscheint aus dieser Perspektive als Experiment zur Erprobung einer neuen Kunstsprache und als Ausdruck einer Unsicherheit, die Brechts Werk zu Beginn der 1930er Jahre einholt.

Sportszene und Filmästhetik sind über das Schlagwort der Kollektivität miteinander verknüpft. Gemeinschaftlichkeit inszeniert Brecht nicht nur als Grundlage der sozialistischen Revolution, sondern ebenso als Basis der Kunst, einen Film zu drehen: »Ein Film muß das Werk eines Kollektivs sein« (21, 478), heißt es schon im dritten Kapitel des »Dreigroschenprozesses«. Nicht mehr der individualistische, auf Konfrontation bedachte Künstler steht im Mittelpunkt dieses Konzepts, sondern ein Produktionsverband, dessen Hauptaufgabe in der wechselseitigen Absprache besteht:

> Unsere kleine Gesellschaft bestand aus zwei Filmschreibern, einem Regisseur, einem Musiker, einem Produktionsleiter und last not least einem Rechtsanwalt. Selbstverständlich kostete uns die Organisierung der Arbeit weit mehr Mühe als (künstlerische) Arbeit selber, d. h., wir kamen immer mehr dazu, die Organisation für einen wesentlichen *Teil* der künstlerischen Arbeit zu halten. (21, 545, Hervorhebung im Original)

Nur wenn alle Beteiligten sich auf eine gemeinsame Linie verständigen, wenn sie – wie die Sportler in »Kuhle Wampe« – an einem gemeinsamen Strang ziehen, können sie »Werke schaffen, welche aus ›Publikum‹ Kol-

[58] Gersch/Hecht (Anm. 42), S. 64.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

lektive bilden können« (21, 479). Nur die Einigung auf eine gemeinsame Idee kann politisch wirksame Kunst hervorbringen. Die Auswirkungen einer solchen Konzeption auf die Kunst demonstriert die Sportszene in »Kuhle Wampe« aufs Genaueste: »Solidarität« ist hier nicht nur die Botschaft, sondern zugleich das ästhetische Verfahren, über die sie in Szene gesetzt wird. Die politische Idee erreicht ihre Evidenz durch eine vollständige Harmonisierung sämtlicher Kanäle, über die der Film kommuniziert, durch eine durchgängige Monocodierung der gesamten Sequenz. Die Utopie des kollektiven Sieges durch jugendliche Solidarität wird auf visueller Ebene durch die Körper der Sportlerinnen und Sportler repräsentiert, die sich durch Schönheit, Gesundheit und Kraft auszeichnen, durch ihre Gesichter bei der Zielankunft, die Freude und Zufriedenheit signalisieren, sowie durch die Aufnahmen der Natur, deren sommerliche Blüte und Weite eine neu gewonnene Freiheit indiziert. Sie wird auf akustischer Ebene durch den Text des Sportlieds, durch die Melodik der Singstimme und die Instrumentierung des Liedes unterstützt: Die im *stakkato* bis *portato* geführte Singstimme bewegt sich in den strophischen Teilen in der Mittellage, um schließlich alle Silben des refrainartig wiederholten »Und lernt zu siegen!« auf dem höchsten Ton des Liedes zu singen. Der sich daraus ergebende deklamatorische Charakter kommt einem politischen Aufruf gleich. Das Orchester wird vom gleichmäßigen Rhythmus der Schlaginstrumente, die die isorhythmischen Bewegungen der Sportler imitieren, sowie von einer die Melodie führenden Blechblasstimme dominiert, durch die insbesondere der Refrain einen triumphalen Charakter erhält. Im Umkreis der Sportszene fällt auf, daß weitere Medien zitiert werden, die ebenfalls die sozialistische Idee vermitteln: Plakat, Theater, philosophischer Text. In keiner Weise läßt der dritte Teil von »Kuhle Wampe« Spielräume für widersetzliche Einschreibungen der Rezipienten zu, sondern prozessiert auf sämtlichen Kommunikationswegen – »kollektiv« – die gleiche *message*.

Diese ideologische Ästhetik ist das Resultat eines Experiments, das versucht, die soziale Wirksamkeit der Kunst zu erhöhen; ein Gedanke, der sich für Brecht schon immer mit dem Medium Film verbindet. So stellt die ideologische Ästhetik der Sportszene eine mögliche Realisierung des im »Dreigroschenprozeß« exponierten »soziologische[n] Experiment[s]« dar, das »die der Gesellschaft immanenten Widersprüche provoziert und wahrnehmbar« macht und somit »[ö]ffentliches Denken

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

[…] entfesselt« (21, 509f.). Die Sportszene in »Kuhle Wampe« wird zum Ausdruck einer Ambivalenz, die Brechts Werk zu Beginn der 1930er Jahre auszeichnet: Denn einerseits besteht angesichts der faschistischen Bedrohung der Jahre 1931/32 das offenkundige Bedürfnis, selbst an der politischen Aktion mitzuarbeiten und sich der kommunistischen Propagandaarbeit anzuschließen, die die Prometheus-Filmgesellschaft in den meisten ihrer Filmproduktionen realisiert. Andererseits behauptet sich gegenüber dieser ideologischen Kunst die Ästhetik der 1920er Jahre, die auf die selbständige Rezeption des Publikums und so auf einen prinzipiell nicht-ideologischen Ansatz setzt. Diese Poetik, die sich im Bild vom Dichter als Sportler eine Metapher geschaffen hat, setzt sich auch in »Kuhle Wampe« schließlich durch: Die Sportszene ist nicht das letzte Wort, das Experiment eines ideologischen Exzesses scheitert.

Dies offenbart die ästhetische Konzeption des Schlußteils, der die einheitliche Codierung sämtlicher Kommunikationskanäle zugunsten einer Tendenz zum Multiperspektivismus aufgibt. Dabei geht die musikalische Komponente vollständig verloren: Im Hintergrund der Diskussion sind nur mehr die Geräusche der S-Bahn zu hören. Auch bietet die Enge und Dunkelheit des überfüllten Bahnwaggons einen deutlichen Kontrast zur freien, sonnendurchfluteten Natur der Sportszene, und statt einer hohen, dynamisierenden Schnittfrequenz dauern die Einstellungen nun deutlich länger (Schnitte nach acht bis vierzig Sekunden).[59] Im S-Bahn-Wagen sind Angehörige unterschiedlichster sozialer Herkunft vereint, so daß die harmonische Gemeinschaftlichkeit der vorangehenden Szene aufgebrochen wird. Nachdem ein Zeitungsleser eine Meldung über die Verbrennung von »24 Millionen Pfund Kaffee«[60] vorgetragen hat, entspannt sich zwischen den Passagieren ein Gespräch, bei dem 15 Frauen und Männer mit ihren jeweils eigenen Ansichten in den Fokus der Kamera geraten. Nicht nur die geäußerten Meinungen widersprechen sich dabei, auch durch abweichende Kleidungsstile und Körpersprachen wird die Verschiedenheit der Positionen angedeutet. Auch wenn Argumente und Auftreten des Arbeiters Kurt letztlich die Oberhand behalten, weil ihm und seiner Freundin Gerda das Schlußwort eingeräumt wird, so stehen diesem Auftritt doch die Gegenpositionen der nichtproletarischen Mit-

[59] Lindner/Gerz (Anm. 40), S. 454.
[60] Gersch/Hecht (Anm. 42), S. 67.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

fahrer gegenüber; die Realisierung eines Aufbruchs scheint angesichts der breiten Widerstands- oder Gleichgültigkeitsfront endgültig in den Nicht-Raum der Utopie verwiesen. Das im Anschluß an die Diskussion aus dem Off erklingende Solidaritätslied wirkt nun eher als wehmütiger Nachklang denn als erneutes Aufbruchsignal: Auf der Bildebene zumindest, auf der die Sportler sich auf dem Heimweg befinden, wo sie sich, aus der S-Bahn-Station entkommen, wieder vereinzeln werden, kann von Aufbruch keine Rede sein. Tatsächlich realisiert sich so zwischen Bild- und Tonebene eine grundlegende Differenz, wie sie Hanns Eisler bereits für den Beginn der Radfahrerszene am Anfang konzipiert hat:

> Verfallene Vorstadthäuser, Slumdistrikt in all seinem Elend und Schmutz. Die »Stimmung« des Bildes ist passiv, deprimierend: sie lädt zum Trübsinn ein. Dagegen ist rasche, scharfe Musik gesetzt, ein polyphones Präludium, marcato-Charakter. Der Kontrast der Musik – der strengen Form sowohl wie des Tones – zu den bloß montierten Bildern bewirkt eine Art von Schock, der, der Intention nach, mehr Widerstand hervorruft als einfühlende Sentimentalität.[61]

Damit aber ist am Ende von »Kuhle Wampe« die nicht-ideologische Ästhetik wieder hergestellt. Der neu semantisierte Sport – solidarisch und kollektiv statt agonal und individualistisch – erweist sich nicht in der Lage, ein nachhaltiges Vorbild für die Kunst abzugeben. Das Experiment, die Sportmetapher zu aktualisieren, mit der Brecht seine ästhetischen Vorstellungen gegen Mitte der 1920er Jahre immer wieder zu profilieren versuchte, und mit ihr die Grundlage für eine neue, politisch wirksamere, zugleich aber ideologische Kunst zu legen, scheitert. Damit enden aber zugleich Brechts Versuche, Sport und Kunst einander anzugleichen. Andere führen sein Experiment fort: Leni Riefenstahls Verfilmung der Berliner Olympischen Spiele 1936 imitiert Brechts Harmonisierung aller filmischen Kommunikationskanäle und nutzt sie für die nationalsozialistische Propaganda. Brechts Hoffnung, mit einer neuen Funktionalisierung des Sports das Naziregime zu verhindern, erweist sich so als »Schuß nach hinten«: Mit der Ausarbeitung einer totalitären Filmsprache in der Sportszene von »Kuhle Wampe« treibt er voran, was er zu verhindern hoffte.

[61] Hanns Eisler: Komposition für den Film. Berlin 1949, S. 31.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Hofmannsthal-Bibliographie
1.9.2003 bis 31.8.2004

Zusammengestellt von G. Bärbel Schmid

Primärtexte und Briefausgaben werden entsprechend dem für das HJb zugrundegelegten Siglenverzeichnis zitiert.

Briefe und Notizen, die erstmals in der Kritischen Ausgabe abgedruckt wurden, bleiben hier unberücksichtigt. Jede bibliographische Angabe erhält eine Ordnungsnummer, ausgenommen davon sind in der Regel Rezensionen. Ordnungsnummern, die nicht der numerischen Reihenfolge entsprechen, verweisen auf die zugehörige Stammnummer. Einzelkritiken zu aktuellen Inszenierungen sind nur in Ausnahmefällen aufgenommen.

1. Quellen

1.1. Gesamtausgaben

[1.1.01.] H.v.H': Gesammelte Werke in zwei Bänden. Hg. von Dieter Lamping unter Mitarbeit von Frank Zipfel. Band I: Gedichte und Prosa Band II: Dramen und Opernlibretti. Düsseldorf und Zürich: Artemis & Winkler 2003. – Band I: 892 S. Textgrundlage für Gedichte, Erzählungen, *Andreas*-Fragment, Erfundene Gespräche und Briefe: SW, 1975ff. Für Reiseprosa, Reden und Aufsätze sowie Aufzeichnungen: GW 1979f.

Aus dem Inhalt: Gedichte: *Was ist die Welt? – Für mich … – Prolog zu dem Buch »Anatol« – Vorfrühling – Erlebnis Psyche – Weltgeheimnis – Ballade des äußeren Lebens – Über die Vergänglichkeit – Zuweilen kommen niegeliebte Frauen – Wir sind aus solchem Zeug wie das zu Träumen – Die Stunden! – Die Beiden – Ein Traum von großer Magie – Manche freilich … – Nox portentis gravida – Lebenslied – Gute Stunde – Der Juengling in der Landschaft – Der Jüngling und die Spinne – Der Kaiser von China spricht: – Verse auf ein kleines Kind – Zum Gedächtnis des Schauspielers Mitterwurzer – Reiselied – Auf den Tod des Schauspielers Hermann Müller – Großmutter und Enkel – Im Grünen zu*

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

singen – Der Schiffskoch, ein Gefangener, singt: – Des alten Mannes Sehnsucht nach dem Sommer – Vor Tag – Josef Kainz zum Gedächtnis – Verse, auf eine Banknote geschrieben – Einem der vorübergeht (2. Fassung) – *Nach einer Dantelectüre*. Erzählungen: *Gerechtigkeit – Das Märchen der 672. Nacht – Soldatengeschichte – Reitergeschichte – Erlebnis des Marschalls von Bassompierre – Lucidor – Die Frau ohne Schatten. – Andreas* – Erfundene Gespräche und Briefe: *Über Charaktere im Roman und im Drama – Ein Brief – Das Gespräch über Gedichte – Unterhaltung über den »Tasso« von Goethe – Die Briefe des Zurückgekehrten.* – Reiseprosa: *Die Wege und die Begegnungen – Südfranzösische Eindrücke – Augenblicke in Griechenland – Reise im nördlichen Afrika – Sizilien und wir* –. Reden und Aufsätze: *Algernon Charles Swinburne – Gabriele D'Annunzio* (1893) – *Sebastian Melmoth – »Tausend und Eine Nacht« – Balzac – Über die Pantomime – Blick auf Jean Paul, 1763–1913 – Goethes »West-östlicher Divan« – Worte zum Gedächtnis des Prinzen Eugen – Österreich im Spiegel seiner Dichtung – Shakespeare und wir – Maria Theresia – Preuße und Österreicher – Die Idee Europa – Rede auf Beethoven – Worte zum Gedächtnis Molières – Schöne Sprache – Festspiele in Salzburg – Rede auf Grillparzer – Deutsches Lesebuch – Ansprache bei der Eröffnung des Kongresses der Kulturverbände in Wien – Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation – Gotthold Ephraim Lessing*. Aufzeichnungen: *Buch der Freunde – Ad me ipsum* (1916–1929). Anhang.

1.2. Auswahlausgaben, einzelne Werke

Dramatische Werke

Jedermann

[1.2.01.] *Jedermann. Das Spiel vom Sterben des reichen Mannes*. Nachdruck der Erstausgabe von 1911 hg., mit einem Nachwort, einem Glossar und Daten zu Leben und Werk H's versehen von Joseph Kiermeier-Debre. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 2004 (= Bibliothek der Erstausgaben; dtv 2656). 139 S.

Der Rosenkavalier

[1.2.02.] *Der Rosenkavalier*. Komödie für Musik. Nachdruck der Erstausgabe von 1911 hg., mit einem Nachwort, einem Glossar und Daten zu Leben und Werk H's versehen von Joseph Kiermeier-Debre. München: Deutscher Taschenbuchverlag 2004 (= Bibliothek der Erstausgaben; dtv 2658). 201 S.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Lyrik

[1.2.03.] Die scheue Schönheit kleiner Dinge. Gedichte. Ausgew., hg. und mit einem Nachwort versehen von Dorothea Tetzeli von Rosador. München: Deutscher Taschenbuchverlag 2004 (= dtv 13256). 157 S. – Enthält: »*Einst waren alle tief und stumm«*: *Weltgeheimnis – Ein Knabe – Melusine – Verse auf ein kleines Kind – Terzinen III und IV – Der Jüngling in der Landschaft. »Die Zeit, die ist ein sonderbares Ding«: Der Rosenkavalier* (Auszug) *– Terzinen I* und *II – Ballade des äusseren Lebens – Weihnacht – Vor Tag – Der nächtliche Weg – Der Spaziergang – Das kleine Welttheater* (Auszug) *– Grossmutter und Enkel – Das Salzburger Grosse Welttheater* (Auszug). *»Ein unsterblich Jetzt«: Gestern* (Auszug) *– Lebenslied – Reiselied – Ich ging hernieder – Gute Stunde – Dein Antlitz – Unendliche Zeit – Was ist die Welt – Glückliches Haus – Aufschrift für eine Standuhr – Die Frau ohne Schatten* (Auszug). *»Die Fülle von Glut und Glanz und Duft«: Der Prophet – Der Kaiser von China spricht – Blütenreife – Die Töchter der Gärtnerin – Siehst du die Stadt – Gülnare – Eine Vorlesung. »Aus des Dionysos, der Venus Sippe, ein großer Gott der Seele«: Der Tor und der Tod* (Auszug) *– Ariadne auf Naxos* (Auszug) *– Das Mädchen und der Tod – [An Richard Beer-Hofmann] – Ballade vom kranken Kind – Erlebnis. »Die scheue Schönheit kleiner Dinge«: Kleine Erinnerungen – Prolog – Zu lebenden Bildern – Für mich – Gute Stunde – Erkenntnis. »Leben musst du, liebes Leben«: Ariadne auf Naxos* (Auszug) *– Den Pessimisten – Verheissung – Einem, der vorübergeht – Vorfrühling – Vorgefühl – Regen in der Dämmerung – Canticum canticorum IV. 12–16. »Lieder haben viel Gewalt«: Ein Traum von großer Magie – Manche freilich … – »Sunt animae rerum« – Ghaselen – Spaziergang – Nox portentis gravida – Eigene Sprache – Nach einer Dante-Lektüre – Wo ich nahe, wo ich lande … – Gesellschaft. »In Mitleid ahnend«: Der Schatten eines Toten … – Künstlerweihe. »Also spielen wir Theater«: Prolog zu dem Buch »Anatol« – Prolog zu »Mimi« – Schattenbilder zu einem Mädchenleben – Zum Gedächtnis des Schauspielers Mitterwurzer. »Daß ein Herz so gar sich selber nicht versteht!«: Ariadne auf Naxos* (Auszug) *– Arabella* (Auszug) *– Drei kleine Lieder III – Mädchenlied – Frage – Erfahrung – Sturmnacht – Die Beiden.*

Prosa

Ein Brief

[1.2.04.] Der *Brief* des Lord Chandos. Erfundene Gespräche und Briefe. Mit einem Nachwort hg. von Lorenz Jäger. Frankfurt a. M.: Fischer-Taschenbuch-Verlag 2002. 128 S. – Enthält (Textgrundlage SW XXXI): *Über Charaktere im Roman und im Drama – Ein Brief – Das Gespräch über*

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Gedichte – Unterhaltung über Die Schriften von Gottfried Keller – Unterhaltung über den ›Tasso‹ von Goethe – Unterhaltungen über ein neues Buch – Die Briefe des Zurückgekehrten – (Textgrundlage GW RA III): *Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation* – Lorenz Jäger: Lähmung und Erleuchtung. Zu H's Kritischer Prosa.

Die Frau ohne Schatten

[1.2.05.] *Die Frau ohne Schatten*. Eine Erzählung. Mit einem Nachwort hg. von Lorenz Jäger. Frankfurt a. M.: Fischer-Taschenbuch-Verlag 2002. 109 S.

Rede auf Grillparzer

[1.2.06.] *Rede auf Grillparzer. Für die deutsche Grillparzer-Gedenkfeier zu Hannover, den 7. Mai 1922*. In: Franz Grillparzer – Selbstbiographie. Mit einem Anhang: H.v.H': *Rede auf Grillparzer*. Bibliothek des skeptischen Denkens. Warendorf: Verlag J.G.Hoof; o.D. S. 237–256.

Reitergeschichte

[1.2.07.] *Reitergeschichte*. In: Das große deutsche Novellenbuch. Hg. von Effi Bierdrzynski. Düsseldorf: Patmos Verlag 2004, S. 689–696. (Textgrundlage: GW E).

1.3. Hörbücher

Drama

Elektra

[1.3.01.] H.v.H', Richard Strauss: *Elektra*. Tragödie in einem Aufzug. Schauspiel und Opernfassung. Mit 52-seitigem Booklet. – Edition Mnemosyne: 3 CDs. 3-934012-19-1.

Jedermann

[1.3.02.] *Jedermann*. Inszenierung: Helene Thimig. Salzburger Festspieldokumente, live vom Domplatz, 15. August 1949. Sprecher/in: Christane Hörbiger, Werner Krauß, Ernst Deutsch, Maria Becker u. a. – Orfeo: 1 CD. C 569021 B.

[1.3.03.] *Jedermann*. Inszenierung der Salzburger Festspiele 1958. Sprecher/in: Will Quadflieg, Ernst Deutsch, Ernst Ginsberg u. a. – Deutsche Grammophon: 1 CD. 3-932784-07-03.

Der Schwierige

[1.3.04.] *Der Schwierige*. Salzburger Festspieldokumente, live aus dem Landestheater, 28. Juli 1967. Sprecher/in: Otto W. Fischer, Susi Nicoletti, Peter Weck, Gerlinde Locker. – Orfeo: 2 CDs. C571022I.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Lyrik
[1.3.05.] H.v.H', Gottfried Benn, Else Lasker-Schüler u.a.: Was ist die Welt? Gedichte 1880–1930. Sprecher/in: Frank Arnold, André Jung, Doris Wolters, Hanns Zischler. – Deutsche Grammophon: 1 CD. 3-8291-1261-0.
Prosa
Das Märchen der 672. Nacht – Erlebnis des Marschalls von Bassompierre
[1.3.06.] *Das Märchen der 672. Nacht – Erlebnis des Marschalls von Bassompierre*. Regie: Sigi Viktor Krowas. Sprecher: Andreas Rüdiger. Berlin: Argon Verlag (= Argon Hörbuch): 1 CD. 3-87024-632-4.

1.4. Übersetzungen der Werke Hofmannsthals

1.5. Einzelne (vollständig oder auszugsweise, zum Teil zum erstenmal veröffentlichte) Autographen, Materialien zu einzelnen Werken
Drama
Dame Kobold
[2.1.1.01.]
Prosa
Andreas
[2.7.2.3.02.]
Ein Brief
[2.2.01.] Faks. Abbildungen: Titelblatt der Ausgabe von Francis Bacons »Essays« (London: George Newnes Limited. Southampton St.W.C. 1902) aus H's Bibliothek und Inhaltsverzeichnis der Ausgabe von Francis Bacons »Essays« in der Reihe »Chandos Classics« (London und New York: Frederick Warne and Co. 1888). In: HJb 11/2003. S. 168f.
Der Dichter und diese Zeit
[2.7.2.3.15.]
Zum Tod von Hofmannsthals Sohn
[2.4.03.]

1.6. Tagebuchaufzeichnungen, Notizen
1895
[2.4.01.]

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

1.7. Briefe
1.7.1. Briefsammlungen
Ottonie Gräfin Degenfeld
Rezension:
Charlotte M. Craig: o.T. Zu: The poet and the countess. H.v.H's correspondence with Countess Ottonie Degenfeld. Ed. by Marie-Therese Degenfeld; Übersetzt von W. Eric Barcel. Rochester u. a.: Camden House 2000. (HJb 8/2000 [1.5.1.01.]). In: GNR 33. 2002. N. 2. S. 157–159.
Marie von Gomperz
Rezension:
Alma Kalinski: Die Spätgeborenen. Zu: Briefwechsel mit Marie von Gomperz 1892–1916. Mit Briefen von Nelly von Gomperz. Hg. von Ulrike Tanzer. Freiburg i. Br.: Rombach 2001. (HJb 10/2002. [1.6.1.01.]). In: ZGB 10. 2001. S. 160–162.
Rudolf Kassner
[1.7.1.01.] H.v.H' u. Rudolf Kassner: Briefe und Dokumente samt ausgewählten Briefen Kassners an Gerty und Christiane von H'. Mitgeteilt und kommentiert von Klaus E. Bohnenkamp. Teil I: 1901–1910. In: HJb 11/2003. S. 7–136. – Aus dem Inhalt: Briefe H's an Kassner: 11.12.<1901>; <22.(?) 12.1901>; <Anfang November 1902>; <27.9.1903>; <Oktober ? 1903>; <Anfang November 1903>; <14.11.1903>; <Anfang 1905>; <Mitte Juni (?) 1905>; <Anfang 1906>; 19.8.<1906>; <Mai 1907>; <Dezember 1907>. – Briefe Kassners an H': 17.12.1901; 29.3.1902; <April 1902>; <12./13.4.1903>; <Ende Oktober 1903>; <7.11.1903>; 21.1.1904; <26.6.1904>; <Sommer 1904>; 31.8.1904; <2. Septemberdekade 1904>; <Anfang Oktober 1904>; <5.(?) 10.1904>; <5.oder 12.(?)12. 1904>; <März 1905>; <März 1905>; 20.2.1906; <April 1906>; <Mai 1906>; 4.9.1906; >21.11.1906>; <November (?) 1906>; 2.6.1907; <28.4.1908>. – Briefe Kassners an Gerty von H': 25.(?)5.1905; 29.5.1905; 13.6.1905; 23.6.1905; 11.7.1905; 21.8.1905; 2.Dezemberhälfte 1905; 23.8.1906; 1.2.1907; 10.2.1907; 11.3.1907; 28.3.1907; 26.4.1907; 10.5.1907; 15.7.1907; 28.7.1907; 27.8.1907; 23.9.1907; 6.7.1908; 20.8.1908; 1.9.1908; 10.12.1908; 2. Januarhälfte 1909; 10.3.1909; 15.9.1909; 19.4.1910. – Briefe H's an: Oscar Bie: Anfang Februar 1904; Martin Buber: 11.3.1906; Stefan George: 3.5.1902; Maximilian Harden: 5.9.1904; 26.9.<1904>; Karl Kraus: 11.5.1904; Rudolf Alexander Schröder: 13.1.1902, 14.1. 1902;

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Fürstin Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe (Marie Taxis): 6.4.1904; 12. oder 19.1.1905;Christiane Gräfin Thun-Salm: <September> 1902, 12.10.1903; 8.12.1903; – Briefe an H' von: Oscar Bie: 23.2.1904; Maximilian Harden: o.D.; Ria Schmujlow-Claassens: 30.4.1902; Christiane Thun-Salm: 12.9.1902; – Hofmannsthal über Kassner: <1906?>. – Kassner an: Eberhard von Bodenhausen: 24.10.1903; Elsa Bruckmann: 24.4.1905; 18.3.1906; 11.7.1906; 2.4.1907; 12.6.1907; Hugo Bruckmann: 2.10.1904; 21.3.1905; Martin Buber: 11.3.1906; 8.4.1909; 29.9.1909; Gottlieb Fritz: 7.1.1902; 14.6.1902; 5.12.1903; Houston Stewart Chamberlain: 3.2.1910; Lili Schalk: 19.9.1908; Marie Taxis: 29.7.1906; 31.7.1906; 27.6.1907; Christiane Gräfin Thun-Salm: <11.5.(?)1902>; <13.5.(?)1902>; – Eintragungen aus dem Rodauner Gästebuch: 27.12.1901; 26.1.1902; 9.3.1902; 23.2.1904; – außerdem Ausschnitte aus publizierten Zeugnissen; – 3 Abbildungen: H.v.H' um 1907; Kassner, Kreidezeichnung 1907; Titelblatt von Kassners »Die Mystik die Künstler und das Leben« (1900); Kassners Widmung der »Moral der Musik« für H' (1905); H's Widmung des *kleinen Welttheaters* für Kassner (1903); Ansichtskarte Kassners an Gerty von H': Oase Gafsa (1907).

Otto von Taube

[1.7.1.02.] Fromm, Waldemar: Der Briefwechsel H.v.H's mit Otto von Taube. In: Literatur in Bayern 2001. H. 65. S. 65–75. – Aus dem Inhalt: H.v.H' an Taube: 3.4.<1907>; 21.4.<1907>; o.D.; II.<1907>; 27.7.1907; 12.3.1922; 16.5.1908; 5.10.<1922>; 25.10.1922; 8.11.1922; 9.12.1922; 26.12.<1922>; 13.1.1923; 15.6.1923; 27.6.1926; <Februar 1928>;

Taube an H': 31.5.1907; 3.6.1907; 1.7.1907; 30.4.1922; 8.1.1923; 29.1.1923; 18.7.1926; 25.11.1927; 10.5.1928.

1.7.2. Einzelne (vollständig oder auszugsweise zum erstenmal veröffentlichte) Briefe Hofmannsthals an

Hermann Bahr

[2.1.1.01.] – [2.4.01.]

Oscar Bie

[1.7.1.01.]

Martin Buber

[1.7.1.01.]

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Stefan George
[1.7.1.01.]
Heinrich Gomperz
[2.4.01.]
Maximilian Harden
[1.7.1.01.]
Hugo von Hofmannsthal sen. (Vater)
[2.4.01.]
Karl Kraus
[1.7.1.01.]
Rudolf Alexander Schröder
[1.7.1.01.]
Fürstin Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe (Marie Taxis)
[1.7.1.01.]
Christiane Gräfin Thun-Salm
[1.7.1.01.]

1.7.3. Einzelne (vollständig oder auszugsweise zum erstenmal veröffentlichte) Briefe an Hofmannstal
Oscar Bie
[1.7.1.01.]
Heinrich Gomperz
[2.4.01.]
Maximilian Harden
[1.7.1.01.]
Hugo von Hofmannsthal sen. (Vater)
[2.4.01.]
Ria Schmujlow-Claassen
[1.7.1.01.]
Christiane Gräfin Thun-Salm
[1.7.1.01.]
1.7.3. Quellen, Zeugnisse und Dokumente anderer zu Hofmannsthal
Rudolf Kassner
[1.7.1.01.]

https://doi.org/10.5771/9783966216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

1.8. Bildnisse
[1.7.1.01.] – [2.1.5.01.] – [2.7.2.3.02.]

2. Forschung

2.1. Bibliographien und Berichte

2.1.1. Berichte aus Archiven
[2.1.1.01.] Seng, Joachim: Zum H'-Archiv. In: Jahresbericht 2002/2003. In: JbFDH 2003. S. 354–361 mit Abb. 7–8. – Bericht über Erwerb von H's eigenhändiger Niederschrift (144 Blätter) von *Dame Kobold,* einer »Freie<n> Übersetzung für die neuere Bühne« (1918) nach Calderons Lustspiel. S. 354–361 mit einem Brief H's an Hermann Bahr vom 8.12.1918 und 2 Abb. aus der Niederschrift von *Dame Kobold,* einem Blatt aus dem 2. und einem aus dem 3. Akt);

2.1.2. Bericht über die Kritische Ausgabe sämtlicher Werke Hofmannsthals
[2.1.2.01.] Rölleke, Heinz: Zur Kritischen Ausgabe sämtlicher Werke H.v.H's. Jahresbericht 2002/2003. In: JbFDH 2003. S. 371–373.

2.1.3. Berichte über Einzel- oder Werkausgaben

2.1.4. Bibliographien, Indices
[2.1.4.01.] H'-Bibliographie 1.9.2002 bis 31.8.2003 zusammengestellt von G.Bärbel Schmid. In: HJb 11/2003 [2.2.01.]. S. 375–396.

2.1.5. Brief-Chronik
[2.1.5.01.] H.v.H' – Briefchronik. Regest-Ausgabe. Hg. von Martin E. Schmid unter Mitarbeit von Regula Hauser und Severin Perrig. Redaktion: Jilline Bornand. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2003. 3 Bde.: Bd. 1: 1874–1911; S. 1–1438. Bd. 2: 1912–1929; S. 1440–2868. Bd. 3: Register; S. 1–128. – Erfaßt und ausgewertet sind alle bis 1993 erschienenen Briefe H's, alle bis 1995 erschienenen größeren Briefeditionen, Bände der HKA bis 1995 und HJb1/1993. Die chronologisch angeordnete Regest-Ausgabe bietet zur Erschließung folgende Register-

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

einträge: Personennamen, Werktitel H's, Ortsnamen, Werktitel anderer, Fundorte (Quellen), Siglen-Verzeichnis. Jedem Jahr der Chronologie geht jeweils eine entsprechende Abbildung von H' oder seinem Lebenskreis voraus: Anna und Hugo von Hofmannsthal sen.; H'; Stefan George; Richard Beer-Hofmann; Leopold von Andrian; H.v.H' als Einjährig-Freiwilliger; Marie Herzfeld; Edgar Karg von Bebenburg; Felix Salten; Ria Schmujlow-Claassen; Gerty Schlesinger; Hugo von Hofmannsthal sen.; Maurice Maeterlinck; Hermann Bahr; Rudolf Borchardt; Harry Graf Kessler, Paul Hildesheim, Ludwig von Hofmann, Edward Gordon Craig, Henry van de Velde; Harry Graf Kessler; Gerty Hofmannsthal mit den Kindern Franz, Raimund und Christiane; H.v.H' bei Henry van de Velde; Rainer Maria Rilke; Diana Cooper; Graf Seebach, Richard Strauss, Ernst von Schuch, Max Reinhardt, H.v.H'; Grete Wiesenthal; Alfred Walter Heymel; Hans Carossa; Ottonie Gräfin Degenfeld mit Marie Therese; Eberhard von Bodenhausen; H.v.H' und Richard Strauss; H. v. H' mit Tochter Christiane; Rudolf Pannwitz; Max Mell; Max Reinhardt; Helene von Nostiz; Jakob Wassermann und Rudolf Alexander Schröder; Raoul Auernheimer; Anton und Katharina Kippenberg und Rudolf Alexander Schröder; H.v.H' mit Sohn Raimund; Arthur Schnitzler mit Raoul Auernheimer und Marcel Dunan u. a.; Carl Jacob Burckhardt; H.v.H'.
Rezension:
Hans-Albrecht Koch: »St« wie Stubenmädchen. Martin E. Schmids Brief-Chronik zu H.v.H'. In: F.A.Z. Nr. 133. 11.6.2004. S. 40 m. Abb.

2.2. Periodica

[2.2.01.] HJb – Zur europäischen Moderne 11/2003. Im Auftrag der H.v.H'-Gesellschaft hg. von Gerhard Neumann, Ursula Renner, Günter Schnitzler, Gotthart Wunberg. Freiburg i. Br.: Rombach 2003. 433 S. m. Abb. – Aus dem Inhalt: H.v.H' und Rudolf Kassner: Briefe und Dokumente samt ausgewählten Briefen Kassners an Gerty und Cristiane von Hofmannsthal. Mitgeteilt und kommentiert von Klaus E. Bohnenkamp. Teil I: 1901–1910. [1.7.1.01.]- Friederike Mayröcker: Brief an Lord Chandos [3.04.]. – Peter Waterhouse: Das Klangtal [3.06.] – Elfriede Czurda: Der unversehrte – der versehrte Körper der Sprache [3.03.] – Richard Obermayr: Sehr geehrte Freunde des Varietés, sehr geehrte Artisten und Claqueure [3.05.] – Heinrich Bosse:

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Die Erlebnisse des Lord Chandos [2.7.2.3.08.] – Sabine Schneider: Das Leuchten der Bilder in der Sprache. H's medienbewußte Poetik der Evidenz [2.7.2.3.11.] – Konstanze Fliedl: Unmögliche Pädagogik. Chandos als Vater [2.7.2.09.] – Aleida Assmann: H's Chandos-Brief und die Hieroglyphen der Moderne [2.7.2.3.07.] – David E. Wellbery: Die Opfer-Vorstellung als Quelle der Faszination. Anmerkungen zum Chandos-Brief und zur frühen Poetik H's [2.7.2.3.12.] – Hans-Jürgen Schings: Lyrik des Hauchs. Zu H's *Gespräch über Gedichte* [2.7.2.3.17.]- Heinz Rölleke: Die durchschnittene Laute. Zu einem Motiv in H's Ur-*Jedermann* [2.7.2.1.09.] – H'-Bibliographie [2.1.4.01.] – H.v.H'Gesellschaft: Mitteilungen.

Rezensionen:

haj [Hansres Jacobi]: Hofmannsthal und Kassner. In: NZZ Nr. 19. 24./25.1.2004. S. 38. – Mariana-Virginia Lăzărescu: Hofmannsthal Jahrbuch. Zur Europäischen Moderne. In: Supliment 22 plus. Interferente austriaco-române. Nr. 161 Anul XV. 24.2.–1.3.2004. Literatura, S. 4.

Rezension zu HJb 10/2002:

Alexander Kosenina: In die Wachsplatte gegraben. H' spricht, sein Jahrbuch feiert zehnten Geburtstag. In: F.A.Z. Nr. 240. 16.10.2003. S. 42 m. Abb.

2.3. Tagungsberichte, Ausstellungen

[2.3.01.] Lăzărescu, Mariana: 100 Jahre *Brief* des Lord Chandos. Internationale H'-Tagung in Wien. In: Allgemeine Deutsche Zeitung für Rumänien, 4.10.2002. S. 5.

[2.3.02.] Vogel, Juliane: Tagung der H.v.H'-Gesellschaft in Wien 12.–15. September 2002. In: HJb 11/2003 [2.2.01.]. S. 401–407.

2.4. Darstellungen zur Biographie

[2.4.01.] Heumann, Konrad: »Nur sehe ich, im bürgerlichen Sinn, keinen präcisen Weg vor mir«. H' 1895. Mit einem unveröffentlichten Brief von Heinrich Gomperz. In: JbFDH 2003. S. 235–262. – Aus dem Inhalt: Unveröffentlichte Tagebuchaufzeichnung vom 11.6.1895; – Briefe an den Vater, Hugo von Hofmannsthal sen., vom: 11.7.1895; 13.7.1895; 27.7.1895; 6.8.1895; – von Hugo von Hofmannsthal sen. (Vater) an

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

H.v.H' vom 13.7.1895; 10.7.1895; 12.8.1895; – an Heinrich Gomperz vom 25.7.1895; 3.8.1895; – von Henrich Gomperz vom 3.8.1895; – an Hermann Bahr vom 21.8.1895.
[2.4.02.] Kosler, Hans Christian: Sehnsucht nach Altaussee. Ein österreichischer Sommer-Mythos wird besichtigt. In: NZZ Nr. 176. 2./3.8. 2003. S. 35.
[2.8.5.04.]
[2.4.03.] Seng, Joachim: Doch Altösterreich endet still. Ein Fundstück aus dem Nachlaß als Tragödienskizze: H.v.H's Todesanzeige für seinen Sohn. In: F.A.Z. Nr. 162. 15.7.2004. S. 31 m.Abb.

2.5. Beziehungen, Vergleiche, Wechselwirkungen
Peter Altenberg
[2.5.01.] Heinz Lunzer, Victoria Lunzer-Talos: Peter Altenberg. Extracte des Lebens. Einem Schriftsteller auf der Spur. Salzburg, Wien, Frankfurt a.M.: Residenz Verlag 2003. 223 S. m. Abb. – Zu H': S. 9, 11, 56, 64, 72f., 76f. 88, 95, 100f. 132.
Leopold Andrian
[2.5.02.] Kosenina, Alexander: Ein Bruder des Lord Chandos. Im Garten der Erkenntnis: Eine Werkausgabe Leopold Andrians. In: F.A.Z. Nr. 234. 9.10.2003. S. 34.
Calderon de la Barca
[2.5.03.] Pérez Varas, Feliciano: Kurzer Besuch bei der *Dame Kobold*. Weiteres zu der Beziehung zwischen H' und Calderon. In: Spanien und Österreich im 20. Jahrhundert. Direkte und indirekte Kontakte; Akten des neunten spanisch-österreichischen Symposions Wien, 22.–29. September 2001. Hg. von Wolfram Krömer. Anif/Salzburg: Müller-Speiser 2002. S. 187–203.
Paul Ernst
[2.7.2.1.02.]
Theodor Fontane
[2.7.2.3.15.]
Benno Geiger
[2.5.0.4.] Koch, Hans-Albrecht: »Fu lui ad indicarmi la strada«. Zu Benno Geigers Erinnerungen an H.v.H'. Mit unbekannten Quellen. In: »daß gepfleget werde der feste Buchstab«. Festschrift für Heinz Rölleke zum 65. Geburtstag am 6. November 2001. Hg. von Lothar Bluhm

https://doi.org/10.5771/9783966216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

und Achim Höllerer. Trier: WVT Wissenschaftlicher Verlag Trier 2001. S. 467–484.
Stefan George
[2.5.05.] Schefold, Karl: H.v.H's Bild von Stefan George: Visionen des Endes – Grundsteine neuer Kultur. Unter Mitarbeit von Anne-Catherine Bayard und Kathrin Schäublin-Vischer. Basel: Schwabe & Co. 1998. 267 S. – Rez.: Ute Oelmann: o. T. In: George-Jahrbuch 4. 2002/03. S. 246–247.
[2.5.06.] Stefan George. Werk und Wirkung seit dem »Siebenten Ring«. Hg. von Wolfgang Braungart. Tübingen: Niemeyer 2001. – Enthält: Shefold, Karl: H's Bild von George. S. 396–402. – Thomasberger, Andreas: Stefan Georges »Siebenter Ring« als Wegweiser im Rhythmischen? H's George-Bezug im Sommer 1912. S. 403–410.
Johann Peter Hebel
[2.7.2.3.21.]
Johann Gottfried Herder
[2.5.07.] Ruprechter, Walter: Sensualismus und Skepsis. Zum Einfluß Herders auf H' und seine Zeit. In: Epochenbegriffe: Grenzen und Möglichkeiten. Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000. Die Wiener Moderne, betreut von Marijan Bobinac. Bern u.a.: Lang 2002 (Zeitenwende – die Germanistik auf dem Weg vom 20. ins 21. Jahrhundert, 6). S. 375–382.
E.T.A. Hoffmann
[2.7.2.3.21.]
Rudolf Kassner
[1.7.1.01.]
Annette Kolb
[2.5.08.] Armin Strohmeyr: Annette Kolb. Dichterin zwischen den Völkern. München: Deutscher Taschenbuch-Verlag 2002. Zu H.v.H': S. 80, 82, 163f.
Novalis (= Friedrich von Hardenberg)
[2.7.2.3.05.]
Carl Schmitt
[2.7.2.1.19.]
Paul Valéry
[2.5.09.] Lhote, Marie-Josèphe: Le monologue intérieur perverti selon H' et Paul Valéry. Revue Lettres et Arts Metz, Nr. 73.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

2.6. Werkgeschichte und Herausgebertätigkeit

2.7. Werkdarstellungen

2.7.1. Gesamtdarstellungen
[2.7.1.01.] Koch, Hans-Albrecht: H.v.H'. München: Deutscher Taschenbuchverlag 2004 (= dtv portait; 31018). 187 S. mit zahlr. Abb. – Enthält: Die Schatten des Lebens. Statt einer Einleitung – Die Kunst, alt zu werden – Fast eine »platonische Akademie« – »Eines der großen Wunder früher Vollendung« – »Individuen finden den höchsten Sinn nur in anderen Individuen« – »Gut ist die Ehe« – »Es ist kein Arrangement, es ist neu und alt: so alle meine Sachen« – »Verwandlung ist Leben des Lebens« – »Das Leben ist rastlose Vereinigung des Unvereinbaren.« – Zeittafel, Bibliografie, Register.

2.7.2. Gattungen

2.7.2.1. Dramatische Werke
Die Ägyptische Helena
[2.7.2.1.01.] Schmidt, Wolf Gerhard: »… wie nahe beisammen das weit Auseinanderliegende ist«. Das Prinzip der *Metamorphose* in der Oper *Die Ägyptische Helena* von H.v.H' und Richard Strauss. In: JbLitWeimarer Republik. 7. 2002. S. 169–223.
[2.7.2.1.17.]
Ascanio und Gioconda
[2.8.5.04.]
Ariadne auf Naxos
[2.7.2.1.02.] Thomé, Horst: Ariadne bei Paul Ernst und H.v.H'. Konzepte der Metatragik nach 1900. In: Paul Ernst. Außenseiter und Zeitgenosse. Hg. von H.Th. Würzburg: Königshausen & Neumann 2002. S. 37–60.
Elektra
[2.7.2.1.03.] Frank, Katalin: A XX. század ›Élektrái‹: H.v.H', a lelki krízisekkel szüntelenül harcoló bécsi költö és az örök szabad ember megtestesítöje; Jean Paul Sartre egziszencialista filozófus drámáiban. In: Filológiai közlöny 46. 2000. N. 3 / 4. S. 135–146.

https://doi.org/10.5771/9783966216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

[2.7.2.1.04.] Kronberger, Silvia: Die unerhörten Töchter: »Fräulein Else« und *Elektra* und die gesellschaftliche Funktion der Hysterie. Innsbruck u. a.: Studien-Verlag 2002. 292 S.

[2.7.2.1.05.] Plard, Henri: L'Electre noire. De Sophocle à H'. In : Wahlverwandtschaften in Sprache, Malerei, Literatur, Geschichte. Festschrift für Monique Boussart. Hg. von Irene Heidelberger-Leonard und Mireille Tabah. Stuttgart: Heinz 2000 (= Salzburger Beiträge; 40). S. 115–127.

Das kleine Welttheater oder Die Glücklichen

[2.7.2.1.06.] Rossbacher, Karlheinz: Wahnsinnig glücklich: Eine biographische Annäherung an H.v.H' *Das kleine Welttheater oder Die Glücklichen*. In: Das glückliche Leben – und die Schwierigkeit, es darzustellen. Glückskonzeptionen in der österreichischen Literatur. Beiträge des 14. Österreichisch-Polnischen Germanistentreffens Salzburg 2000. Hg. von Ulrike Tanzer, Eduard Beutner und Hans Höller. Wien 2002 (= Zirkular. Sondernummer 61). S. 55–66.

[2.8.5.04.]

Jedermann

[2.7.2.1.07.] Böttger, Claudia, und Kristin Bührig: Ist Literatur für den Manager von morgen relevant? In: Wirtschaftsdeutsch: Dimensionen. Hg. von D. Hartmann und N.O'Mahony. München: Iudicium-Verlag 2002. 163 S. – Zu H': S. 101–122.

[2.7.2.1.08.] Concetti, Riccardo: Intertextualità censurata: la dialettica del recupero e della cancellazione della memoria nello *Jedermann* di H.v.H'. In: Cultura tedesca 2002. N. 19. S. 273–290.

[2.7.2.1.09.] Rölleke, Heinz: Die durchschnittene Laute. Zu einem Motiv in H's *Ur-Jedermann*. In: HJb 11/2003 [2.2.01.]. S. 341–349.

Josephslegende

[2.7.2.1.10.] Brunner, Gerhard: Richard Strauss – Der Weg zur *Josephs Legende*. In: Programmheft zu »Igor«, Ballett von Heinz Spoerli, Musik von Igor Strawinsky und zur *Josephslegende,* Ballett von Heinz Spoerli, Musik von Richard Strauss. 21 S. m. 3 Abb. Spielzeit 2002/03 (Premiere 2.3.2003). Hg. vom Opernhaus Zürich, Redaktion Peter Révai.

Ödipus und die Sphinx

[2.7.2.1.11.] Eberhardt, Sören und Günter Helmes: Antikenrezeption und Geschlechterdifferenz: Sphingen bei Helene Böhlau, Else Lasker-Schüler, H.v.H' und Rainer Maria Rilke. In: Liebe, Lust und Leid. Zur

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Gefühlskultur um 1900. Hg. von Helmut Scheuer und Michael Grisko. Kassel: kassel university press 1999 (= Intervalle, 3). S. 257–283.
[2.7.2.1.12.] Martin, Dieter: »Bruder Kreon«. Zu H's *Ödipus und die Sphinx*. In: »Mehr Dionysos als Apoll«. Antiklassizistische Antike-Rezeption um 1900. Hg. von Achim Aurnhammer und Thomas Pittrof. Frankfurt a. M.: Vittorio Klostermann 2002 (= Das Abendland. N. F., 30). S. 333–360.
Der Rosenkavalier
[2.7.2.1.13.] Williams, Simon: *Der Rosenkavalier* and the idea of Habsburg Austria. In: Word and music studies. Essays in honor of Steven Paul Scher and on cultural identitiy and the musical stage. Ed. By Suzanne M. Lodato u. a. Amsterdem u. a.: Rodopi 2002 (= word and music studies, 4). S. 199–218.
[2.7.2.1.14.] Beck-Mannagetta, Christian: Der Ochs von Lerchenau. Eine historische Betrachtung zum *Rosenkavalier*. Wien: Michael Ritter KEG. Verlag für Literatur- und Sprachwissenschaft 2003 (= Edition Praesens). 124 S. m. 42 Abb. – Aus dem Inhalt:
Inhaltsangabe – *Der Rosenkavalier* oder der Ochs von / auf Lerchenau: Die Namensgebung; *Der Rosenkavalier;* Das Lerchenau – Der »von Lerchenau«: Daniel von Mannagetta; Der »historische Ochs« von Lerchenau?; Die Bankiers: Schickh / Steiner / Ochs; Die Mödlinger Mannagettas – Das Libretto: *Der Rosenkavalier;* der »Ochs von Lerchenau« – Stammtafel der Mannagetta-Lerchenau – Anhang: Aus der »Familienchronik« der Mannagettas – Bildteil.
Der Schwierige
[2.7.2.1.15.] Simon, Ralf: Paradoxien der Interpretation (ausgehend von H's *Der Schwierige)*. SchillerJb. 46. 2002. S. 199–218.
[2.7.2.1.16.] Tischel, Alexandra: Schwierige Liebschaften. Zu H.v.H's Lustspiel *Der Schwierige*. In: Bündnis und Begehren. Ein Symposium über die Liebe. Hg. von Andreas Kraß und Alexandra Tischel. Berlin: E. Schmidt 2002 (=Geschlechterdifferenz und Literatur; 14). S. 193–209.
[2.7.2.1.17.] Tekolf, Oliver: »… zurückzukehren – das ist die Kunst.« H.v.H's publizistisches und dramatisches Werk 1914–1929. Nordhausen: Verlag Traugott Bautz 2004. 400 S. mit Anhang XV–XCIV. – Aus dem Inhalt: 1. H', der Erste Weltkrieg und die Zeitliteratur – Historische und theoretische Voraussetzungen – 2. Österreich: H's Journalismus 1914–1917 – 3. Österreichische Tragödie: *Der Schwierige* (1917–1920) –

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

4. Sprache und Literatur: H's Journalismus 1918–1929 – 5. Die mythologische Oper als Heimkehrerdrama und Zeitstück: *Die ägyptische Helena* (1919–1928) – 6. Heimkehr und Synthese – *Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation* (1927). – Anhang: A. Verzeichnis und Tabellen zu den Erstveröffentlichungen von H's journalistischen Texten 1914–1929 – B. H's Reden 1914–1929 – C. Literaturverzeichnis – D. Heimkehreropern – E. Nachweis der Motti.

Der Tod des Tizian

[2.7.2.1.18.] Japp, Uwe: Vollendung der Schönheit. In: Das deutsche Künstlerdrama. Von der Aufklärung bis zur Gegenwart. Berlin u. a.: Walter de Gruyter 2004. S. 183–196.

Der Tor und der Tod

[2.8.7.02.] – [2.8.5.04.]

Triumph der Zeit

[2.8.7.02.]

Der Turm

[2.7.2.1.19.] Twellmann, Marcus: Das Drama der Souveränität: H.v.H' und Carl Schmitt. München: Wilhelm Fink Verlag 2004. 245 S. Aus dem Inhalt: I. *Der Turm*, ein Trauerspiel: Aktualität des Barock / Chimäre einer neuen Tragik / H's Weg zum Trauerspiel / Das Vortragische / Körper und Dingwelt / Erbsünde / Tat / Echte Tragik / Geschichte / Gründung – II. Befehlshandlungen: Das Beste in der Welt / Dezision / Königs Befehl / How to do things with words / Sagen und Tun / Vorwegnahme / Dramatische Handlung / Force / Geheimnis der Herrschaft / Herrschaftszeichen / Investitur / Zwei Körper des Königs / Dialektik der Säkularisierung – III. Nummus Basileus: Inflation / Was ist Geld? / Relativismus / Zwei Rollen des Geldes / König als Garant / Herrschaft und Wirtschaft / Zwei Körper des Königs / Fetischismus / Wechselwirkung / Wirtschaft der Herrschaft / Glaube, Kredit / Investition / Staatliche Theorie des Geldes / Nehmen und Geben / Ironie des Geldes – IV. Kritik und Krise: Immanenzvorstellungen / Bolschewismus / Hokuspokus / Sichtbarkeit / Sakramentale Prozession / Possenreißerbude / Theatralität / Diktatur der Anti-Diktatur / Dar- und Herstellung / Verkennung des Politischen / The greatest incommodity / Ausnahmezustand / Raison des effets – V. Vaterlos: Psychologie der Revolution / König und Vater / Europäischer Totemismus / Vaterlos / Anthropologie / Unterwerfung / Psychopathologie / Qual der Rede / Gründungsfiktion / Königssubjekt – VI. Translatio

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Imperii: Trauerspiel der konservativen Revolution / Übertragungen / Heilsame Diktatur / Fortsetzung des römischen Imperiumswesens / Reichslehren / Volksdichtung / Gesteigerte Sprache / Verbot der Lyrik / Zauberwort und Befehl / Theatrokratie / Unerledigt.
Rezension: Wolfgang Schuller: H' im Drama mit Carl Schmitt. In: F.A.Z. Nr. 233. 6.10.2004. S. L 33.

2.7.2.2. Lyrik

2.7.2.3. Prosa
Andreas oder Die Vereinigten
[2.7.2.3.01.] Ascarelli, Roberta: Il personaggio perduto. In: Il personaggio romanzesco: teoria e storia di una categoria letteraria. A cura di Francesco Fiorentino e Luciano Carcereri. Roma: Bulzoni 1998 (= Studi di letteratura comparata e teatro, 12). S. 153–170.
[2.7.2.3.02.] Seng, Joachim: »Das Halbe, Fragmentarische aber, ist eigentlich menschliches Gebiet«. Der *Andreas*-Roman von H.v.H'. In: Die Teile und das Ganze. Bausteine der literarischen Moderne in Österreich. Hg. von Bernhard Fetz und Klaus Kastberger. Paul Zsolnay Verlag 2003. S. 174–186 mit folg. Abb.: H.v.H' 1912; H.v.H' und der Ausseer Dichterkreis Sommer 1912 (mit Jakob Wassermann, Julie Wassermann-Speyer [?], Edgar Spiegl von Thurnsee und Clemens Franckenstein; Blätter zur Werkgenese des *Andreas*-Romans.
[2.7.2.3.18.]
Ansprache gehalten am Abend des 10. Mai 1902 im Hause des Grafen Karl Lanckoronski
[2.8.7.02.]
Augenblicke in Griechenland
[2.8.7.02.]
Ein Brief
[2.7.2.3.03.] Massoud, Fatma: Ein Kanontext und seine Probleme. Der »Chandos-*Brief*« neu gelesen. In: Kairoer germanistische Studien 12. 2000/01. S. 141–173.
[2.7.2.3.05.] Andreotti, Mario: *»Die Worte zerfielen mir im Munde …«*. H.v.H's Diagnose der modernen Sprachkrise. In: Sprachspiegel 58. 2002. H. 5. S. 146–150.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

[2.7.2.3.05.] Günther, Timo: Bild und Begriff. Zur Poetik von H.v.H's *Ein Brief*. In: Poetica 33. 2001. H. 3/4. S. 525–548.
[2.7.2.3.06.] Wilke, Tobias: Poetiken der idealen un der möglichen Sprache. Zu den intertextuellen Bezügen zwischen Novalis' »Monolog« und H's »Chandos-*Brief*«. In: ZDP 121. 2002. H. 2. S. 248–264.
[2.7.2.3.07.] Assmann, Aleida: H's Chandos-*Brief* und die Hieroglyphen der Moderne. In: HJb 11/2003 [2.2.01.]. S. 267–279.
[2.7.2.3.08.] Bosse, Heinrich: Die Erlebnisse des Lord Chandos. In: HJb 11/2003 [2.2.01.]. S. 171–207 m. 1 Abb. Von Theodor Beers Artikel über Mach in der »Neuen Freien Presse« vom 4. bzw. 10.7.1902.
[2.7.2.3.09.] Fliedl, Konstanze: Unmögliche Pädagogik. Chandos als Vater. In: HJb 11/2003 [2.2.01.]. S. 249–265.
[2.7.2.3.10.] Helmstetter, Rudolf: Entwendet. H's Chandos-*Brief*, die Rezeptionsgeschichte und die Sprachkrise. In: DVjs 77. 2003. H. 3. S. 446–480.
[2.7.2.3.11.] Schneider, Sabine: Das Leuchten der Bilder in der Sprache. H's medienbewusste Poetik der Evidenz. In: HJb 11/2003 [2.2.01.]. S. 209–248.
[2.7.2.3.12.] Wellbery, David E.: Die Opfer-Vorstellung als Quelle der Faszination. Anmerkungen zum Chandos-*Brief* und zur frühen Poetik H's. In: HJb 11/2003 [2.2.01.]. S. 281–310.
[2.7.2.3.13.] Günther, Timo: Hofmannsthal: *Ein Brief*. München: Wilhelm Fink Verlag 2004 (Diss. 2002). 209 S. – Enthält: I. Begriff: 1. Der Schleier der Vernunft. Prämissen der Lektüren – 2. Bacons Fabeln. Allegorese als Verfahren der Rationalisierung des Mythos – 3. Staunenswertes. Zur Kritik der Sprachkritik – 4. Feldversuch im Mythos. Die Bipolarität des sprachlichen Zeichens – 5. Mücken im Zwielicht. Hofmannsthals Poetik der Assoziation. – II. Gedächtnis: 1. Tauben im Kopf. Die »Auflösung des Individualbegriffes«(1) – 2. Das Dilemma der »inneren Wohlerzogenheit«. Subjekt und Gedächtnis – 3. Sokrates contra Sokrates. Unerwünschte Nebenfolgen der Introspektion – 4. Der Spiegel der Natur. Zur Utopie idealer Abbildlichkeit – 5. Die Ordnung der Memoria. Das Programm der Enzyklopädie – 6. Figuren der Selbstauflösung. Totalitätsbewusstsein als Realitätsverdoppelung – 7. Sprache und das empirische Subjekt. Die »Auflösung des Individualbegroffes« (2). – III. Methode 1. Die Architektur der Begriffe, der »Tempel des Geistes« und der Kollaps des Systems – 2. »Wisdom is power«. Bacon und die Tortur

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

der Methode – 3. Die Einheit der Natur als Vorbedingung ihres Zerfalls. Bacon und Demokrit – 4. Das Spiel der Elemente. Vom »empirischen« zum »scheinhaften« Individuum. – IV. Verwandlung 1. Die Ebenmäßigkeit der Ratio und das Meer der Affekte. Dimensionen der Vernunft – 2. Über Wahrheit und Lüge. Im wissenschaftlichen und außermoralischen Sinn – 3. Bewusstsein und Traum. Zur Vermittlung von Zeitlichkeit und Ewigkeit – 4. Nymphen und Nüsse. Gedächtnis und Verwandlung – 5. Die »Identität innerhalb verwandelter Welten« Der Mythos und das individuelle Allgemeine. – V. Krankheit 1. Selbstmächtigkeit versus Macht. Chandos und Horaz (1) – 2. Seelenlandschaften. Vita contemplativa und vita activa – 3. Tod als Ursprung philosophischen Staunens. Die Wende der Metaphysik zur Anthropologie – 4. Ethik und Ästhetik. Die Wiedergewinnung von Individualität – 5. Pyramidenleben und Schwellenwerte. Zur Sukzession der Lebensalter – 6. Kindliche Wissenschaft, reife Dichtung. Chandos und Horaz (2).

[2.7.2.3.14.] Lăzărescu, Mariana: Die Aktualität von H': der »Lord Chandos-*Brief*«. Vortrag und Lesung mit Studentinnen und Studenten der Bukarester Germanistikfakultät am 22.4.2004 im Goethe-Institut. – Rez. [m.c.:]: H'-Abend im Goethe-Institut. In: Allgemeine Zeitung für Rumänien. 24.4.2004. S. 8.

Briefe des Zurückgekehrten

[2.8.7.02.]

Der Dichter und diese Zeit

[2.7.2.3.15.] Fiedler, Leonhard M.: Fülle des Herzens, Poetisierung der Sprache. Zu einem Blatt aus dem Nachlaß H.v.H's (Ein Brief). In: »Spielende Vertiefung ins Menschliche«. Festschrift für Ingrid Mittenzwei. Hg. von Monika Hahn. Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter. Heidelberg 2002 (= Frankfurter Beiträge zur Germanistik; 37). S. 283–288 mit einer faks. Abb. eines Notizblattes mit der Überschrift: »Schema festgesetzt«.

[2.8.7.02.]

Englischer Stil

[2.8.7.02.]

Erinnerung schöner Tage

[2.8.7.02.]

Erlebnis des Marschalls von Bassompierre

[2.7.2.3.16.] Baranowski, Anne-Marie: De l'historiette étrange au récit

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

fantastique. L'aventure du Maréchal de Bassompierre chez Goethe et H'. In : Germanica 31. 2002. S. 59–69.
Der Ersatz für die Träume
[2.8.7.02.]
Furcht
[2.8.7.02.]
Der Geiger vom Traunsee
[2.8.7.02.]
Gespräch über Gedichte
[2.7.2.3.17.] Schings, Hans-Jürgen: Lyrik des Hauchs. Zu H's *Gespräch über Gedichte*. In: HJb 11/2003 [2.2.01.]. S. 311–339.
[2.8.7.02.]
Das Glück am Weg
[2.8.7.02.]
Das Märchen der 672. Nacht
[2.7.2.3.18.] Steinlein, Rüdiger: Gefährliche »Passagen« – Männliche Adoleszenzkrisen in der Literatur um 1900: H.v.H's Erzählungen *Das Märchen der 672. Nacht* und *Die wunderbare Freundin*. In: Zeitschrift für Germanistik N.F. 1. 2004. S.
[2.8.7.01.]
Poesie und Leben
[2.7.2.3.19.] Bognár, Zsuzsa: H's Vortrag *Poesie und Leben* als postmoderner Ansatz. In: »Swer sînen vriunt behaltet, daz ist lobelîch«. Festschrift für András Vizkelety zum 70. Geburtstag. Hg. von Márta Nagy und László Jónácsik in Zusammenarbeit mit Edit Madas und Gábor Sarbak. Budapest: Katholische Péter-Pázmány-Universität 2001 (Abrogans, 1. Budapester Beiträge zur Germanistik, 37). S. 447–453.
Reitergeschichte
[2.7.2.3.20.] Fewster, J. Colin: The onomastics of order in H's *Reitergeschichte*. In: Seminar 38. 2002. N. 1. S. 32–45.
Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation
[2.7.2.1.17.]
Sommerreise
[2.8.7.02.]
Unverhofftes Wiedersehen
[2.7.2.3.21.] Dotzler, Bernhard J.: Vom Märchen der Literatur. Die Bergwerke zu Falun bei Hebel, Hoffmann und H'. In: Diskrete Gebote.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Geschichten der Macht um 1800. Festschrift für Heinrich Bosse. Hg. von Roland Borgards und Johannes Friedrich Lehmann. Würzburg: Königshausen & Neumann 2002. S. 265–277.
Der Tisch mit den Büchern
[2.8.7.02.]
Unterhaltungen über ein neues Buch
[2.8.7.02.]
Die Wege und die Begegnungen
[2.8.7.02.]

2.7.2.4. Herausgebertätigkeit
[2.7.2.4.01.] Rissmann, Jutta: Der Geist der Nation. Zu H's Auswahl für das *Deutsche Lesebuch*. In: »dass gepfleget werde der feste Buchstab«. Festschrift für Heinz Rölleke zum 65. Geburtstag am 6. November 2001. Hg. von Lothar Bluhm und Achim Höllerer. Trier: WVT. Wissenschaftlicher Verlag 2001. S. 455–466.

2.8. Thematische Schwerpunkte

2.8.1. Epochen/Kulturräume
Antike
[2.7.2.1.10.] – [2.7.2.1.11.] – [2.8.3.01.]
Jahrhundertwende / Wiener Moderne
[2.8.1.01.] Lăzărescu, Mariana-Virginia: Literatura austriaca intre traditie si modernitate. In: Supliment 22 plus. Interferente austriaco-române. Nr. 161 Anul XV. 24.2.–1.3.2004; literatura, S. 4.
[2.8.1.02.] Bolterauer, Alice: Selbstvorstellung. Die literarische Selbstreflexion der Wiener Moderne. Freiburg: Rombach 2003 (= Reihe Litterae; 110). – Zu H': S. 43–55 und S. 83–95.
[2.8.5.04.]

2.8.2. Ästhetik, Poetik, Sprache
[2.8.2.01.] Arlaud, Sylvie: Traduire le symbolisme français à Vienne. La querelle des traducteurs et la genèse de la modernité viennoise. In : Traduction et constitution de L'identité. Textes réunis par Bernhild Boie et Sylvie Le Moel. Tours : Univ. Francois Rabelais 2002 (=Litérature et Nation ; 26). S. 117–143.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

[2.8.2.02.] Mayer, Mathias : Die Rhetorik der Lüge – Beobachtungen zu Nietzsche und H'. In: Das Imaginäre des Fin de Siècle. Ein Symposion für Gerhard Neumann. Hg. von Christine Lubkoll. Freiburg i. Br.: Rombach 2002 (Rombach Wissenschaften: Reihe Litterae; Bd. 88). S. 43–63.
[2.8.2.03.] Mittenzwei, Ingrid: Das Haus der Dichter und das Gewebe der Spinnen: Erfahrung und poetisches Verfahren bei H.v.H', Henry James und Virginia Woolf. In: Überschreitungen: Dialoge zwischen Literatur- und Theaterwissenschaft, Architektur und Bildender Kunst. Festschrift für Leonhard M. Fiedler zum 60. Geburtstag. Hg. von Jörg Sander und Anette Wörner. Würzburg: Königshausen & Neumann 2002. S. 152–162.
[2.8.2.04.] Schiewe, Jürgen: Die Macht der Sprache. Eine Geschichte der Sprachkritik von der Antike bis zur Gegenwart. München: C. H. Beck 1998. – Aus dem Inhalt: Kap. V: Nationalismus – Sprachkrise – Sprachzweifel. Sprachkritik im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert. Abschnitt 2: Schriftsteller in der Sprachkrise: Schopenhauer, Nietzsche, Mauthner, H'. S. 176–197.
[2.8.2.05.] Kosenina, Alexander: »Der Wahre Brief ist seiner Natur nach poetisch«. Vom Briefschreiber zum Autor – am Beispiel H's. In: Autorschaft. Positionen und Revisionen. Hg. von Heinrich Detering. Stuttgart u. a.: Metzler 2002 (= Germanistische Symposien. Berichtbände; 24). S. 241–257.
[2.8.2.06.] Weissenberger, Klaus: H's Interdependenz von Gattung, Mythos und Sprache als Grundlage seines mythopoetischen Gestaltungsprinzips. In: Epochenbegriffe: Grenzen und Möglichkeiten. Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000. Die Wiener Moderne, betreut von Marijan Bobinac. Bern, Berlin u. a.:Lang 2002 (= Zeitenwende – die Germanistik auf dem Weg vom 20. ins 21. Jahrhundert, 6; Jahrbuch für Internationale Germanistik, Reihe A; 58). S. 383–388.
[2.8.2.07.] Le Rider, Jacques: H.v.H' et les »gentillesses de la langue française« (Französische Redensarten, 1897). In: Brücken schlagen. Studien zur deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts. Festschrift für George Gutu, hg. von Anton Schwob, Stefan Sienerth und Andrei Corbea-Hoisie. München: IKGS Verlag 2004. S. 179–187.
Rezension:
König, Christoph: H'. Ein moderner Dichter unter Philologen. Göttin-

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

gen: Wallstein Verlag 2001. (HJb 9/2001 [2.8.2.05.]. Von Jacques Le Rider: o.T. In: Arbitrium 19. 2001. H. 3. S. 345–348. – Wolfgang Matz: H's Gegenwart. In: Neue Rundschau 113. 2002. H. 3. S. 161–166.
Rezension:
Vilain, Robert: The Poetry of H.v.H' and French Symbolism. Oxford: Clarendon Press 2000 ; vgl. HJb 9/2001 [2.8.2.04.] von: Guest, Harry: o.T. In: Journal of European Studies 32.2002. N. 1. S. 70–73. – Le Rider, Jacques: o.T. In : Arbitrium 19.2001. H. 3. S. 345–348. – Rieckmann, Jens : o.T. In: MLR 97. 2002. N. 3. S. 762–763. – Thuswaldner, Gregor: o.T. In: German Studies review 25.2002. N. 2. S. 369–371.

2.8.3. Bildende Künste
[2.8.3.01.] Aurnhammer, Achim: Wiederholte Spiegelungen. Zur Interdependenz gemalter und gedichteter Antikebilder bei Georg Ebers und Lawrence Alma-Tameda. Mit einem Ausblick auf H.v. H'. In: »Mehr Dionysos als Apoll«. Antiklassizistische Antike-Rezeption um 1900. Hg. von Achim Aurnhammer und Thomas Pittrof. Frankfurt a. M.: Vittorio Klostermann 2002 (= Das Abendland. N.F.; 30). S. 273–298.
[2.8.1.02.]

2.8.4. Musik und Tanz
[2.8.4.01.] Janz, Rolf Peter: Zur Faszination des Tanzes in der Literatur um 1900. H's *Elektra* und sein Bild der Ruth St. Denis. In: Fremde Körper. Zur Konstruktion des Anderen in europäischen Diskursen. Veröffentlichung der Universitätsvorlesung »Fremde Körper – Zur Konstruktion des Anderen in europäischen Diskursen« vom 13.4.–18.7.2000. Hg. vom Präsidium der Freien Universität Berlin unter Federführung von Kerstin Gernig. Berlin: dahlem university press 2001. S. 258–271 mit 3 Abb.
[2.8.4.02.] Indorf, Gerd: »Nervenkontrapunkt«: Die Vertonung von H's *Elektra* durch Richard Strauss. In. Fin de siècle. Hg. Von Monika Fludernik und Ariane Huml unter Mitarbeit von Julia Ehrentreich. Trier: WVT, Wiss. Verl. Trier 2002 (=Literatur, Imagination, Realität; 29). S. 229–250.
[2.8.4.03.] Scott, Jill: Choreographing a cure: Strauss's *Elektra,* the waltz, and modern dance. In: Seminar 38. 2002. N. 3. S. 226–240.
[2.7.2.1.01.] – [2.8.7.02.]

https://doi.org/10.5771/9783966216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

2.8.5. Geschichte, Kultur, Politik

[2.8.5.01.] Vogt, Erik M.: Re.Presenting Austria. H's aesthetic politics. In: Weltanschauungen des Wiener Fin de Siècle 1900/2000. Festgabe für Kurt Rudolf Fischer zum achtzigsten Geburtstag. Hg. von Gertraud Diem-Wille. Frankfurt a. M. u. a.: Lang 2000. S. 215–238.

[2.8.5.02.] Viehöver, Vera: »Gegenwart und Vergangenheit in eins«. H.v.H's Gedächtnis-Konzept und seine mediale Realisierung während und nach dem Ersten Weltkrieg. In: Medialität und Gedächtnis. Interdisziplinäre Beiträge zur kulturellen Verarbeitung europäischer Krisen. Hg. von Vittoria Borsò. Stuttgart u. a.: Metzler 2001 (= M&P Schriftenreihe für Wissenschaft und Forschung; Kulturwissenschaften). S. 119–154.

[2.8.5.03.] Honold, Alexander: Die zwei Körper des Autors: H', Thomas Mann und die Politik der öffentlichen Einsamkeit. In: Das Argument 44. 2002. H. 4. S. 523–534.

[2.8.5.04.] Rossbacher, Karlheinz: Literatur und Bürgertum. Fünf Wiener jüdische Familien von der liberalen Ära zum Fin de Siècle. Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag 2003 (= Literatur und Leben; 64). 669 S. mit zahlr. Abb. – Aus dem Inhalt: A. Die Epoche – B. Der Familienverband – C. Bei Wertheimsteins – D. Im Salon – E. Der Salon Wertheimstein – F. Das Haus Todesco – G. Josephine von Wertheimstein, geb. Gomperz (1820–1894) – H. Franziska von Wertheimstein (1844–1907) – I. Theodor Gomperz (1832–1912) – J. Jüdisches Grossbürgertum zwischen Metropole und Provinz – K. Der Weg in die Assimilation – L. Antisemitismus. »Innerer Antisemitismus«. Theodor Gomperz' Assimilation – M. Literatur und Kunst im Verwandtschaftsverband – N. Warum schrieben sie? – O. Neurasthenie. Hysterie. Schreiben – P. Der Verwandtschaftsverband im Frühwerk H. v. H's: Zwei Beispiele ohne biographische Bezüge – Q. Der Verwandtschaftsverband im Frühwerk H.v.H's: Drei Beispiele mit biographischen Bezügen – R. Die Generation des Fin de Siècle: Heinrich Gomperz, Rudolf Gomperz, Bettina Holzapfel-Gomperz – S. Rückblicke – Ausblicke T. Anhang.
[2.7.2.1.12.] – [2.7.2.1.13.] – [2.7.2.1.16.]

2.8.6. Philosophie, Religion, Ethik

2.8.7. Psychologie

[2.8.7.01.] Schwarz, Olaf: Das Wirkliche und das Wahre. Probleme der

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Wahrnehmung in Literatur und Psychologie um 1900. Kiel: Ludwig 2001. – Zu H's *Das Märchen der 672. Nacht* (S. 243–270: (3.) Ästhetizismus, Sublimation und Verdrängung: H.v.H's *Das Märchen der 672. Nacht* (1895): Die Hypersensibilisierung der Sinne und die Rezeption des Außen als Empfindungssubstrat / Die Traumhaftigkeit des »Realen« als Ausdruck der Beziehungslosigkeit zum »Leben« / Die Nicht-Benennbarkeit des »Vergehens«: Zum Verhältnis von Ästhetizismus, Sublimation und verdrängter Sexualität.

[2.8.7.02.] Grundmann, Heike: »Mein Leben zu erleben wie ein Buch«: Hermeneutik des Erinnerns bei H.v.H'. Würzburg: Königshausen & Neumann 2003 [= Epistemata – Würzburger Wissenschaftliche Schriften: Reihe Literaturwissenschaft; 447]. 330 S. – Aus dem Inhalt: 1. Einleitung: Präsenz und Abwesenheit / Erinnern und Vergessen – 1.1 Der Erinnerungsdiskurs der Jahrhundertwende – 1.2 Die Gegenwart der Vergangenheit – Henri Bergson – 1.3 Phänomenologie der Erinnerung – Edmund Husserl – 1.4 Erinnerung als Archäologie des Verdrängten – Sigmund Freud – 2. The Artist as Critic – Fragmente und Lektüren – 2.1 *Der Geiger vom Traunsee* (1889) – Traumvision und Entzifferung – 2.2. *Englischer Stil* (1896) – »Augen, die uns Springbrunnen vorlügen« – 2.3 *Der Tor und der Tod* (1893) – »Mein Leben zu erleben wie ein Buch« – 2.4 *Das Glück am Weg* (1893) – Allegorische Lektüren – 3. Der »Zusammenhang von Bild, Wort und Schrift« – Dichten als Mnemotechnik – 3.1 Überindividuelle Erinnerung – *Ansprache gehalten am Abend des 10. Mai 1902 im Haus des Grafen Karl Lanckoroński* (1902) – 3.2 »In ihm oder nirgends ist Gegenwart« – *Der Dichter und diese Zeit* (1906) – 3.3 Mythos und Metapher – *Das Gespräch über Gedichte* (1903) – 3.4 Intertextuelle Bezüglichkeit – *Der Tisch mit den Büchern* (1905) / *Unterhaltungen über ein neues Buch* (1906) – 4. »Kunst des Nicht-lesens« – Tanz, Pantomime und Kino – 4.1 Spurenlesen in *Die Wege und die Begegnungen* (1907) 4.2 Mythische Zeit in Ballett und Pantomime: *Der Triumph der Zeit* (1900/01) – 4.3 »Fortwährende Gegenwart« – Présence absente in *Der Ersatz für die Träume* (1921) – 4.4 »Unsagbarkeit an der Grenze des Leibes« – *Furcht* (1907) – 5. »Eine Art von Reproduktion« – Landschaften als Chronotopoi in den Reiseberichten – 5.1 »Fern und nah, dies selige Spiegeln« – Topographien des Erinnerns in *Sommerreise* (1903) – 5.2 »Sichhaben und Sichnichthaben« – *Erinnerung schöner Tage* (Erstdruck 1908) – 5.3 »Ein zerspaltenes Gefühl von der Gegenwart« – Kulturelle

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Identität und Alterität in den *Briefen des Zurückgekehrten* (1907) – 5.4 Von der Lektüre zur Traumvision – Mnemotechnik in den *Augenblicken in Griechenland* (1908–1914).
[2.7.2.1.04.] – [2.7.2.1.11.] – [2.7.2.3.18.]

2.8.8. Theater und Film

2.9. Einzelaspekte
Kanon
[2.9.01.] Kaiser, Gerhard: Anthologie: Kanon und Kanonskepsis. George, Wolfskehl, Hofmannsthal, Borchardt. In: Begründungen und Funktionen des Kanons. Beiträge der Literatur- und Kunstwissenschaft, Philosophie und Theologie. Hg. von Gerhard Kaiser und Stefan Matuschek. Heidelberg: Winter 2001 (= Jenaer germanistische Forschungen, N.F., 9). S. 107–138.
Natur und Landschaft
[2.9.02.] Stern, Martin: Natur und Landschaft in H's Lyrik und Prosa. In: Funktion von Natur und Landschaft in der österreichischen Literatur. Nature et paysages: un enjeu autrichien. Bern, Berlin u. a.: Peter Lang 2004 (= Convergences; 30). S. 73–81.
Zeit
[2.9.03.] Hörisch, Jochen: Sinnende Zeit. Herder, H', Gernhardt – drei Stadie poetischer Zeiterfahrung. In: Die Zeit im Wandel der Zeit. Hg. von Hans-Joachim Bieber u. a. Kassel: Kassel Univ. Press 2002 (= Intervalle; 6). S. 319–334.

3. Wirkung und Rezeption
[3.01.] Ästhetik der Inszenierung. Dimensionen eines künstlerischen, kulturellen und gesellschaftlichen Phänomens. Hg. von Josef Früchtl und Jörg Zimmermann. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2001. Enthält: Nike Wagner: Aufsatz zu H's *Rosenkavalier*. S. 276–295.
Ein Brief
[3.02.] Hatanaka, Minako: Mokutaro Kinoshita als Zentralfigur der frühen H'-Rezeption in Japan. In: Neue Beiträge zur Germanistik Bd. 2/H. 4. 2003: Deutsche Dichtungen und japanische Dichter. Internationale

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Ausgabe der Doitsu Bungaku, hg. von der Japanischen Gesellschaft für Germanistik; 114. Iudicium Verlag 2003. S. 38–50.
[3.03.] Czurda, Elfriede: Der unversehrte – der versehrte Körper der Sprache. In: HJb 11/2003 [2.2.01.]. S. 155–159.
[3.04.] Mayröcker, Friederike: Brief an Lord Chandos. In: HJb 11/2003 [2.2.01.]. S. 137f.
[3.05.] Obermayr, Richard: Sehr geehrte Freunde des Varietés, sehr geehrte Artisten und Claquere, … In: HJb 11/2003 [2.2.01.]. S. 161–167.
[3.06.] Waterhouse: Das Klangtal. In: HJb 11/2003 [2.2.01.]. S. 139–153.
Elektra
Polaczek, Dietmar: Weiß ist die Farbe der Verdrängung. Fabelhaft gebettet: *Elektra* von Strauss, inszeniert von Grüber, ausgestattet von Anselm Kiefer, dirigiert von Gabriele Ferro. In: F.A.Z. Nr. 283. 5.12.2003. S. 37 m. Abb.
Rohde, Gerhard: Die Wahrheit in den Schlafzimmern. Martin Kusej und Christoph von Dohnányi interpretieren Strauss' *Elektra* an der Zürcher Oper. In: F.A.Z. Nr. 291. 15.12.2003. S. 34 m. Abb.
Der Rosenkavalier
Büning, Eleonore: Nur ein Rassehund ist ein Klassehund. Rudelbildung auf weitem Schlachtfeld.: Robert Carsen und Semyon Bychkov debütieren in Salzburg mit dem *Rosenkavalier*. In: F.A.Z. Nr. 183. 9.8.2004. S. 29 m. Abb.
Der Unbestechliche
Stadelmaier, Gerhard: Klassenstandpunkt: Küss' die Hand. Proletarier aller Länder, vereinigt euch mit Theodor. Thomas Langhoff inszeniert H.v.H's *Unbestechlichen* am Burgtheater. In: F.A.Z. Nr. 249. 27.10.2003. S. 35 m. Abb.

4. Hofmannsthal-Forscher
[4.01.] Pestalozzi, Karl: Zum Tode von Renate Böschenstein-Schäfer. In: HJb 11/2003 [2.2.01.]. S. 397f.

5. Hofmannsthal – Nachkommen
Dangel-Pelloquin, Elsbeth: Andreas Zimmer (14. Mai 1930 – 21. Juni 2003). In: HJb 11/2003 [2.2.01.]. S. 399f.

https://doi.org/10.5771/9783966216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft e.V.

Mitteilungen

Neue Mitglieder
(November 2002 bis November 2004)

Professor Dr. Lothar Bluhm, Oulu Yliopisto/Finnland
Dr. Georg Czedik-Eysenberg, Wien-Rodaun/Österreich
Anna-K. Gisbertz, Mannheim
Donata Gläser, Marburg
Professor Dr. Fausia Hassan, Kairo-Heliopolis/Ägypten
Dr. Andreas Hensel, Langen
Andrea Hübener, Braunschweig
Dr. Evita Luschinsky, Wien/Österreich
Dr. Claudia Öhlschläger, München
Yuko Sekine, Urawa/Japan
Dr. Marcus Twellmann, Bonn
Professor Dr. David E. Wellbery, Chicago/USA

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

SW Hugo von Hofmannsthal: Sämtliche Werke. Kritische Ausgabe. Veranstaltet vom Freien Deutschen Hochstift. Hg. von Rudolf Hirsch (†), Clemens Köttelwesch (†), Christoph Perels, Edward Reichel, Heinz Rölleke, Ernst Zinn (†), Frankfurt a. M.

SW I Gedichte 1	Hg. von Eugene Weber. 1984.
SW II Gedichte 2	Aus dem Nachlaß. Hg. von Andreas Thomasberger und Eugene Weber. 1988.
SW III Dramen 1	Hg. von Götz Eberhard Hübner, Klaus-Gerhard Pott und Christoph Michel. 1982.
SW IV Dramen 2	Das gerettete Venedig. Hg. von Michael Müller. 1984.
SW V Dramen 3	Die Hochzeit der Sobeide/Der Abenteurer und die Sängerin. Hg. von Manfred Hoppe. 1992.
SW VI Dramen 4	Das Bergwerk zu Falun. Semiramis. Die beiden Götter. Hg. von Hans-Georg Dewitz. 1995.
SW VII Dramen 5	Alkestis/Elektra. Hg. von Klaus E. Bohnenkamp und Mathias Mayer. 1997.
SW VIII Dramen 6	Ödipus und die Sphinx/König Ödipus. Hg. von Wolfgang Nehring und Klaus E. Bohnenkamp. 1983.
SW IX Dramen 7	Jedermann. Hg. von Heinz Rölleke. 1990.
SW X Dramen 8	Das Salzburger Große Welttheater/Pantomimen zum Großen Welttheater. Hg. von Hans-Harro Lendner und Hans-Georg Dewitz. 1977.
SW XI Dramen 9	Florindos Werk. Cristinas Heimreise. Hg. von Mathias Mayer. 1992.
SW XII Dramen 10	Der Schwierige. Hg. von Martin Stern. 1993.
SW XIII Dramen 11	Der Unbestechliche. Hg. von Roland Haltmeier. 1986.
SW XIV Dramen 12	Timon der Redner. Hg. von Jürgen Fackert. 1975.
SW XV Dramen 13	Das Leben ein Traum/Dame Kobold. Hg. von Christoph Michel und Michael Müller. 1989.
SW XVI.1 Dramen 14.1	Der Turm. Erste Fassung. Hg. von Werner Bellmann. 1990.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

SW XVI.2 Dramen 14.2	Der Turm. Zweite und dritte Fassung. Hg. von Werner Bellmann. 2000
SW XVII Dramen 15	Die Heirat wider Willen/Die Lästigen u. a. Hg. von Gudrun Kotheimer. 1998
SW XVIII Dramen 16	Fragmente aus dem Nachlaß 1. Hg. von Ellen Ritter. 1987.
SW XIX Dramen 17	Fragmente aus dem Nachlaß 2. Hg. von Ellen Ritter. 1994.
SW XX Dramen 18	Silvia im »Stern«. Hg. von Hans-Georg Dewitz. 1987.
SW XXI Dramen 19	Lustspiele aus dem Nachlaß 1. Hg. von Mathias Mayer. 1993.
SW XXII Dramen 20	Lustspiele aus dem Nachlaß 2. Hg. von Mathias Mayer. 1994.
SW XXIII Operndichtungen 1	Der Rosenkavalier. Hg. von Dirk O. Hoffmann und Willi Schuh. 1986.
SW XXIV Operndichtungen 2	Ariadne auf Naxos/Die Ruinen von Athen. Hg. von Manfred Hoppe. 1985.
SW XXV.1 Operndichtungen 3.1	Die Frau ohne Schatten/Danae oder die Vernunftheirat. Hg. von Hans-Albrecht Koch und Ingeborg Beyer-Ahlert. 1998.
SW XXV.2 Operndichtungen 3.1	Die ägyptische Helena/Opern- und Singspielpläne. Hg. von Ingeborg Beyer-Ahlert. 2001
SW XXVI Operndichtungen 4	Arabella/Lucidor/Der Fiaker als Graf. Hg. von Hans-Albrecht Koch. 1976.
SW XXVIII Erzählungen 1	Hg. von Ellen Ritter. 1975.
SW XXIX Erzählungen 2	Aus dem Nachlaß. Hg. von Ellen Ritter. 1978.
SW XXX Roman	Andreas / Der Herzog von Reichstadt / Philipp II. und Don Juan d'Austria. Hg. von Manfred Pape. 1982.
SW XXXI Erfundene Gespräche und Briefe	Hg. von Ellen Ritter. 1991.

https://doi.org/10.5771/9783966216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

GW Hugo von Hofmannsthal: Gesammelte Werke in zehn Einzelbänden. Hg. von Bernd Schoeller (Bd. 10: und Ingeborg Beyer-Ahlert) in Beratung mit Rudolf Hirsch. Frankfurt a. M. 1979 f.

GW GD I	Gedichte. Dramen I: 1891–1898
GW D II	Dramen II: 1892–1905
GW D III	Dramen III: 1893–1927
GW D IV	Dramen IV: Lustspiele
GW D V	Dramen V: Operndichtungen
GW D VI	Dramen VI: Ballette. Pantomimen. Bearbeitungen. Übersetzungen
GW E	Erzählungen. Erfundene Gespräche und Briefe. Reisen
GW RA I	Reden und Aufsätze I: 1891–1913
GW RA II	Reden und Aufsätze II: 1914–1924
GW RA III	Reden und Aufsätze III: 1925–1929. Buch der Freunde. Aufzeichnungen: 1889–1929

Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Hg. von Herbert Steiner. Frankfurt a. M. 1945 ff. (bei späterer abweichender Paginierung 1. Aufl. mit Erscheinungsjahr)

P I (1950)	Prosa I. 1. Aufl. 1950
P I	Prosa I. 1956
P II (1951)	Prosa II. 1. Aufl. 1951
P II	Prosa II. 1959
P III	Prosa III. 1952
P IV	Prosa IV. 1955
A	Aufzeichnungen. 1959
E	Erzählungen. Stockholm 1945. 2. Aufl. 1949. 3. Aufl. 1953
GLD	Gedichte und Lyrische Dramen. Stockholm 1946. 2. Aufl. 1952
D I	Dramen I. 1953

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

D II	Dramen II. 1954
D III	Dramen III. 1957
D IV	Dramen IV. 1958
L I (1947)	Lustspiele I. 1. Aufl. 1947
L I	Lustspiele. 1959
L II (1948)	Lustspiele II. 1. Aufl. 1948
L II	Lustspiele II. 1954
L III	Lustspiele III. 1956
L IV	Lustspiele IV. 1956
B I	Hugo von Hofmannsthal: Briefe 1890–1901. Berlin 1935.
B II	Hugo von Hofmannsthal: Briefe 1900–1909. Wien 1937.
BW Andrian	Hugo von Hofmannsthal – Leopold von Andrian: Briefwechsel. Hg. von Walter H. Perl. Frankfurt 1968.
BW Auernheimer	The Correspondence of Hugo von Hofmannsthal and Raoul Auernheimer. Ed. Donald G. Daviau, in: Modern Austrian Literature. Vol. 7. Numbers 3&4. 1974, S. 209–307.
BW Beer-Hofmann	Hugo von Hofmannsthal – Richard Beer-Hofmann: Briefwechsel. Hg. von Eugene Weber. Frankfurt 1972.
BW Bodenhausen	Hugo von Hofmannsthal – Eberhard von Bodenhausen: Briefe der Freundschaft. Hg. von Dora von Bodenhausen. Düsseldorf 1953.
BW Borchardt	Hugo von Hofmannsthal – Rudolf Borchardt: Briefwechsel. Hg. von Marie Luise Borchardt und Herbert Steiner. Frankfurt 1954.
BW Borchardt (1994)	Hugo von Hofmannsthal – Rudolf Borchardt: Briefwechsel. Text. Bearbeitet von Gerhard Schuster. München 1994.
BW Burckhardt	Hugo von Hofmannsthal – Carl J. Burckhardt: Briefwechsel. Hg. von Carl J. Burckhardt. Frankfurt 1956.

https://doi.org/10.5771/9783966216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

BW Burckhardt (1957)	Hugo von Hofmannsthal – Carl J. Burckhardt: Briefwechsel. Hg. von Carl J. Burckhardt. Frankfurt 1957 (Erw. Ausgabe).
BW Burckhardt (1991)	Hg. von Carl J. Burckhardt und Claudia Mertz-Rychner. Erw. und überarb. Neuausgabe. Frankfurt 1991.
BW Degenfeld	Hugo von Hofmannsthal – Ottonie Gräfin Degenfeld: Briefwechsel. Hg. von Marie Therese Miller-Degenfeld unter Mitwirkung von Eugene Weber. Eingeleitet von Theodora von der Mühll. Frankfurt 1974.
BW Degenfeld (1986)	Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel mit Ottonie Gräfin Degenfeld und Julie Freifrau von Wendelstadt. Hg. von Marie Therese Miller-Degenfeld unter Mitwirkung von Eugene Weber. Eingel. von Theodora von der Mühll. Erw. und verb. Auflage. Frankfurt 1986.
BW Clemens Franckenstein	Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel mit Clemens von Franckenstein. Hg. von Ulrike Landfester. In: HJb 5/1997, S. 7–146.
BW Clemens Franckenstein (1998)	Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel mit Clemens von Franckenstein. Hg. von Ulrike Landfester. Freiburg 1998.
BW George	Briefwechsel zwischen George und Hofmannsthal. Hg. von Robert Boehringer. Berlin 1938.
BW George (1953)	Briefwechsel zwischen George und Hofmannsthal. 2. erg. Auflage. Hg. von Robert Boehringer. München, Düsseldorf 1953.
BW Gomperz	Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel mit Marie von Gomperz 1892–1916 mit Briefen von Nelly von Gomperz. Hg. von Ulrike Tanzer. Freiburg 2001.
BW Haas	Hugo von Hofmannsthal – Willy Haas: Ein Briefwechsel. Hg. von Rudolf Italiaander. Berlin 1968.
BW Harden	Hugo von Hofmannsthal – Maximilian Harden. Hg. von Hans-Georg Schede. In: HJb 6/1998 S. 7–115.
BW Hellmann	Hugo von Hofmannsthal: Briefe an Paul und Irene Hellmann. Hg. von Werner Volke. In: Jahrbuch der

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

	deutschen Schillergesellschaft 11. Stuttgart 1967. S. 170–224.
BW Herzfeld	Hugo von Hofmannsthal: Briefe an Marie Herzfeld. Hg. von Horst Weber. Heidelberg 1967.
BW Heymel I	Hugo von Hofmannsthal – Alfred Walter Heymel: Briefwechsel. Teil 1: 1900–1908. Hg. von Werner Volke. In: HJb 1, 1993, S. 19–98.
BW Heymel II	Hugo von Hofmannsthal – Alfred Walter Heymel: Briefwechsel. Teil 2: 1909–1914. Hg. von Werner Volke. In: HJb 3, 1995, S. 19–167.
BW Heymel (1998)	Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel mit Alfred Walter Heymel. Hg. von Werner Volke†. Freiburg 1998. (= BW Heymel I und II)
BW Insel	Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel mit dem Insel-Verlag 1901 bis 1929. Hg. von Gerhard Schuster. Frankfurt 1985.
BW Karg Bebenburg	Hugo von Hofmannsthal – Edgar Karg von Bebenburg: Briefwechsel. Hg. von Mary E. Gilbert. Frankfurt 1966.
BW Kassner I	Hugo von Hofmannsthal und Rudolf Kassner. Briefe und Dokumente samt ausgewählten Briefen Kassners an Gerty und Christiane von Hofmannsthal. Teil I: 1901–1910. Mitgeteilt und kommentiert von Klaus E. Bohnenkamp. In: HJb 11/2003, S. 7–136.
BW Kassner II	Hugo von Hofmannsthal und Rudolf Kassner. Briefe und Dokumente samt ausgewählten Briefen Kassners an Gerty und Christiane von Hofmannsthal. Teil II: 1910–1929. Mitgeteilt und kommentiert von Klaus E. Bohnenkamp. In: HJb 12/2004, S. 7–190.
BW Kessler	Hugo von Hofmannsthal – Harry Graf Kessler: Briefwechsel 1898–1929. Hg. von Hilde Burger. Frankfurt 1968.
BW Lichnowsky	Hugo von Hofmannsthal – Mechtilde Lichnowsky. Hg. von Hartmut Cellbrot und Ursula Renner. In: HJb 5, 1997, S. 147–198.
BW Lieben	Hugo von Hofmannsthal – Robert und Annie von

https://doi.org/10.5771/9783966216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

	Lieben. Hg. von Mathias Mayer. In: HJb 4/1996, S. 31–66.
BW Meier-Graefe	Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel mit Julius Meier-Graefe. Hg. von Ursula Renner. Freiburg, 1998. In: HJb 4, 1996, S. 67–168.
BW Meier-Graefe (1998)	Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel mit Julius Meier-Graefe. Hg. von Ursula Renner. Freiburg 1998.
BW Mell	Hugo von Hofmannsthal – Max Mell: Briefwechsel. Hg. von Margret Dietrich und Heinz Kindermann. Heidelberg 1982.
BW Nostitz	Hugo von Hofmannsthal – Helene von Nostitz: Briefwechsel. Hg. von Oswalt von Nostitz. Frankfurt 1965.
BW Oppenheimer I	Hugo von Hofmannsthal – Felix, Yella und Mysa Oppenheimer: Briefwechsel. Teil I: 1891–1905. Hg. von Nicoletta Giacon. In: HJb 7/1999, S. 7–99.
BW Oppenheimer II	Hugo von Hofmannsthal – Felix, Yella und Mysa Oppenheimer: Briefwechsel. Teil II: 1906–1929. Hg. von Nicoletta Giacon. In: HJb 8/2000, S. 7–155.
BW Pannwitz	Hugo von Hofmannsthal – Rudolf Pannwitz: Briefwechsel. 1907–1926. In Verb. mit dem Deutschen Literaturarchiv hg. von Gerhard Schuster. Mit einem Essay von Erwin Jaeckle. Frankfurt 1994.
BW Redlich	Hugo von Hofmannsthal – Josef Redlich: Briefwechsel. Hg. von Helga (Ebner-)Fußgänger. Frankfurt 1971.
BW Rilke	Hugo von Hofmannsthal – Rainer Maria Rilke: Briefwechsel 1899–1925. Hg. von Rudolf Hirsch und Ingeborg Schnack. Frankfurt 1978.
BW Schmujlow-Claassen	Ria Schmujlow-Claassen und Hugo von Hofmannsthal. Briefe, Aufsätze, Dokumente. Hg. von Claudia Abrecht. Marbach a. N. 1982.
BW Schnitzler	Hugo von Hofmannsthal – Arthur Schnitzler: Briefwechsel. Hg. von Therese Nickl und Heinrich Schnitzler. Frankfurt 1964.

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

BW Schnitzler (1983)	Hugo von Hofmannsthal – Arthur Schnitzler. Hg. von Therese Nickl und Heinrich Schnitzler. Frankfurt 1983.
BW Strauss	Richard Strauss: Briefwechsel mit Hugo von Hofmannsthal. Hg. von Franz Strauss. Berlin, Wien, Leipzig 1926.
BW Strauss (1952)	Richard Strauss – Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel. Hg. von Franz und Alice Strauss. Bearb. von Willi Schuh. Zürich 1952
BW Strauss (1954)	Erw. Auflage. Zürich 1954.
BW Strauss (1964)	Im Auftrag von Franz und Alice Strauss hg. von Willi Schuh. 3., erw. Aufl. Zürich 1964.
BW Strauss (1970)	Hg. von Willi Schuh. 4., erg. Aufl. Zürich 1970.
BW Strauss (1978)	5., erg. Aufl. Zürich, Freiburg i. Br. 1978.
BW Thun-Salm	Hugo von Hofmannsthal – Christiane Thun-Salm. Briefwechsel. Hg. von Renate Moering. Frankfurt a. M. 1999.
BW Wiegand	Briefe an Willy Wiegand und die Bremer Presse. Hg. von Werner Volke. JbDSG VII, 1963, S. 44–190.
BW Wildgans	Der Briefwechsel Hofmannsthal – Wildgans. Erg. und verb. Neudruck. Hg. von Joseph A. von Bradish. Zürich, München, Paris 1935.
BW Wildgans (1971)	Hugo von Hofmannsthal – Anton Wildgans: Briefwechsel. Neuausg. Hg. und kommentiert von Norbert Altenhofer. Heidelberg 1971.
BW Zifferer	Hugo von Hofmannsthal – Paul Zifferer: Briefwechsel. Hg. von Hilde Burger. Wien (1983).
B Christiane	Christiane von Hofmannsthal. Ein nettes kleines Welttheater. Briefe an Thankmar von Münchhausen. Hg. von Claudia Mertz-Rychner in Zusammenarbeit mit Maya Rauch. Frankfurt a. M. 1955.
TB Christiane	Christiane von Hofmannsthal. Tagebücher 1918–1923 und Briefe des Vaters an die Tochter 1903–1929. Hg. von Maya Rauch und Gerhard Schuster, Frankfurt 1991.
TB Christiane (^{2}1991)	2. überarb. Aufl. Frankfurt 1991.

https://doi.org/10.5771/9783966216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Hirsch	Hirsch, Rudolf: Beiträge zum Verständnis Hugo von Hofmannsthals. Zusammengestellt von Mathias Mayer. Frankfurt 1995.
Hirsch (1998)	Hirsch, Rudolf: Beiträge zum Verständnis Hugo von Hofmannsthals. Zusammengestellt von Mathias Mayer. Nachträge und Register. Frankfurt 1998.
HB	Hofmannsthal-Blätter. Veröffentlichung der Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft. Hg. von Martin Stern u. a. Heidelberg 1971 ff.
HF	Hofmannsthal-Forschungen. Im Auftrag der Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft. Hg. von Martin Stern u. a. Basel u. a. 1971 ff.
HJb	Hofmannsthal-Jahrbuch. Hg. von Gerhard Neumann, Ursula Renner, Günter Schnitzler, Gotthart Wunberg. Freiburg 1993 ff.
Weber	Weber, Horst: Hugo von Hofmannsthal-Bibliographie: Werke, Briefe, Gespräche, Übersetzungen, Vertonungen. Bearbeitet von Horst Weber. Berlin/New York 1972.

Alle gängigen Zeitschriften werden abgekürzt nach der Bibliographie der Deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft (»Eppelsheimer/Köttelwesch«).

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Anschriften der Mitarbeiter

Dr. Klaus E. Bohnenkamp
Hölderlinstraße 8, D–70174 Stuttgart

Prof. Dr. Elsbeth Dangel-Pelloquin
Deutsches Seminar der Universität Basel
Nadelberg 4, Engelhof, CH–4051 Basel

Dr. Axel Hecker
Schlossberg 45, D–69117 Heidelberg

Dr. Konrad Heumann
Freies Deutsches Hochstift
Großer Hirschgraben 23–25, D–60311 Frankfurt a. M.

Prof. Dr. Ursula Renner-Henke
Universität GH Essen, Fachbereich 3, Sprach- und Literaturwissenschaften, Universitätsstraße 12, D–45117 Essen

Prof. Dr. Gerhard Neumann
Institut für Deutsche Philologie, Universität München
Schellingstraße 3, D–80799 München

Dr. G. Bärbel Schmid
Frankenweg 8, D–79085 Freiburg i. Br.

Prof. Dr. Günter Schnitzler
Deutsches Seminar II, Universität Freiburg
Werthmannplatz, D–79085 Freiburg i. Br.

Kai-Marcel Sicks
Landskronenstraße 12, D–50969 Köln

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Prof. Dr. Martin Stern
Deutsches Seminar der Universität Basel
Nadelberg 4, Engelhof, CH–4051 Basel

Dr. Armin von Ungern-Sternberg
Leipziger Straße 25, D–60487 Frankfurt a. M.

HD Dr. Benno Wagner
Fachbereich 3, Allgemeine Literaturwissenschaft/Germanistik,
Universität Siegen, Adolf-Reichwein-Straße, D–57068 Siegen

Prof. Dr. Gotthart Wunberg
Deutsches Seminar, Universität Tübingen, Wilhelmstraße 50,
72074 Tübingen

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Register

Abbondanza, Elisabetta 125
Abel, Jürgen 10, 53
Adams, Ernst 56
Adler, Friedrich 249
Adler , Guido 169
Adorno, Theodor W. 193, 351
Albert-Lazard, Lou 68
Alm-Lequeux, Antonie 265, 267
Alma-Tameda, Lawrence 428
Altenberg, Peter 416
Amann, Klaus 264
Andreae, Fritz 178
Andreas-Salomé, Lou 67, 84
Andreotti, Mario 422
Andrian, Leopold von 74, 77, 87, 91, 122, 125, 153f., 169, 172, 179, 194, 239, 250, 414, 416
Andriopoulos, Stefan 339, 357
Angelico, Fra Giovanni da Fiesole 209
d'Annunzio, Gabriele 406
Apponyi, Albert Graf 178
Aristoteles 131, 135f., 280, 310
Arlaud, Sylvie 426
Arnold, Frank 409
Ascarelli, Roberta 422
Aslan, Raoul 157
Assmann, Aleida 415, 423
Assouline, Pierre 235f.
Attems-Heiligenkreuz, Franziska Gräfin von 218
Auernheimer, Raoul 41, 81, 157, 250, 414
Auernheimer, Irene Beate 34, 41
Aurnhammer, Achim 420, 428
Auspitz, Stefan 169
Austrian, Geoffrey D. 346
Bachofen, Johann Jakob 144f.
Bachtin, Michail 340
Bacon, Francis 409, 423f.
Baedeker, Karl 203
Bahr, Hermann 191, 216, 233, 276, 411, 413f., 416
Balzac, Honoré de 197
Barbusse, Henri 76
Baranowski, Anne-Marie 424
Barcel, W. Eric 410
Barner, Wilfried 329, 351, 362
Bartels, Adolf 269, 276
Barthes, Roland 287, 304, 315
Bassiano, Marguerite Fürstin 139, 142–144, 151, 156–160f., 167, 176, 178, 185, 188
Bassiano, Raffredo Fürst 158
Bastien-Lepage, Jules 209
Bathrick, David 391
Baudelaire, Charles 124
Bauer, Anton 130, 137
Bauer, Felice 332
Bauer, Otto 249
Baumann, Gerhart 185
Baumann, Hans 260, 273
Bäumler, Alfred 144
Bayard, Anne-Catherine 417
Bayersdorfer, Adolph 237
Bayerdörfer, Hans-Peter 243, 247, 249
Beck-Mannagetta, Christian 420
Becker, Maria 408
Beer, Theodor 423
Beer-Hofmann, Paula 34
Beer-Hofmann, Richard 21, 32f., 123, 125, 169, 244, 247, 250, 407, 414
Beethoven, Ludwig van 88, 116, 147, 151, 233, 406
Behn, Fritz 30
Behr, Lulu von 22f., 257
Beicken, Peter U. 290, 323

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Bein, Alex 243, 246
Beller, Steven 243
Benedikt, Moritz 247
Benjamin, Walter 151, 251, 281, 310, 341
Benn, Gottfried 409
Benndorf, Otto 201
Benson, Eugene 222
Berg, Günter 367, 374
Berenson, Bernard 21, 82, 132f., 163
Bergson, Henri 31, 35, 178, 430
Bernard, Michel 376
Bertram, Ernst 125
Best, Otto F. 278
Beutner, Eduard 419
Bie, Oscar 410–412
Bieber, Hans-Joachim 431
Biedermann, Gabriele 192
Bienerth, Karl von 195
Biedrzynski, Effi 408
Billeter-Ziegler, Marianne 94
Binding, Rudolf Georg 153
Bismarck, (Marguerite) Fürstin Herbert 49, 107, 136f., 141, 143–145, 147f., 151, 156f., 164–166, 172, 174, 178, 180, 182f., 186, 188
Bismarck, Herbert 133
Blake, William 104, 119
Blei, Franz 244, 255, 272
Blokesch, Georg H. 31
Bluhm, Lothar 416, 426, 433
Blume, Bernhard 29
Bobinac, Marijan 417, 427
Bock, Werner 185
Böcklin, Arnold 197, 209
Bodenhausen, Dora (Mädi) von 8, 18, 30f. 63, 76, 81
Bodenhausen, Eberhard von 18f., 30, 32, 39, 44, 60, 62–64, 70, 81, 158, 251, 411, 414
Bode, Wilhelm 213
Bodmer, Daniel 22
Bognár, Zsuzsa 425
Böhlau, Helene 419
Böhm, Adolf 360
Böhm, Hermann 189
Bohnenkamp, Klaus E. 7–190, 410, 414, 445
Boie, Bernhild 426
Bölsche, Wilhelm 277
Böschenstein-Schäfer, Renate 247, 432
Bolterauer, Alice 426
Bomhard, Bettina von 67
Bonnard, Pierre 236
Borchardt, Marie Luise 81, 120, 179
Borchardt, Rudolf 27, 69f. 81, 91, 93, 122, 125f., 136, 146, 153, 175, 179, 216, 250f., 414, 431
Borchmeyer, Dieter 276
Borgards, Roland 426
Born, Jürgen 327f., 332, 336, 349
Bornand, Jilline 413
Borsò, Vittoria 429
Bosse, Heinrich 414, 423, 426
Böttger, Claudia 419
Botticelli, Sandro 209
Botz, Gerhard 243
Brahm, Otto 229, 233
Brandl, Erich 381
Brahms, Johannes 233
Braun, Felix 81, 83, 146, 192
Brauneck, Manfred 270
Braungart, Wolfgang 417
Braunwarth, Peter Michael 35, 191, 220
Brecht, Bertolt 365–404
Brecht, Erika 126, 157, 175, 251
Brecht, Walther 122, 125, 131, 153 175, 178, 251
Breitensträter, Hans 368, 380f.
Brenner, Peter J. 383
Breuer, Josef 216
Breuning, Stephan von 148
Bröker, Reinhard 255, 260f.

https://doi.org/10.5771/9783966216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Browning, Robert 104
Bruckmann, Elsa, geb. Cantacuzène 8, 11f., 14f., 18, 21, 26f., 29, 31–33, 36, 44, 52, 56, 58–64, 66, 95, 188, 234, 411
Bruckmann, Hugo 15, 18, 52, 123, 188, 234, 411
Bruckner, Anton 116
Brunner, Gerhard 419
Brzezie, Zbigniew von 198
Buber, Martin 10, 11, 21, 37, 95, 123, 152, 188, 357, 410f.
Büchner, Georg 12, 61
Buckle, Richard 10, 53
Bugow, S. 10
Bührig, Kristin 419
Büning, Eleonore 432
Burckhardt, Carl Jakob 77f., 109, 116, 120, 122f., 124, 126, 138, 142, 144, 151, 153, 157f., 172–175, 179f., 183, 186, 188, 197f., 218–220, 224f., 227, 232f., 240, 242, 414
Burckhardt, Henriette 242
Burdach, Konrad 125
Burne-Jones, Edward 104
Busch, Fritz 158
Bychkov, Semyon 432
Byland, Artur Graf 213
Caëtani, Roffredo Graf 143
Cahen d'Anvers [Familie] 235
Cahen d'Anvers, Irène 235
Calderón de la Barca, Pedro 117, 241, 413, 416
Camondo, Isaac de 234f.
Camondo, Moïse de 235
Canetti, Elias 327, 341
Carl, Hans 84
Carossa, Hans 45, 69, 81, 150, 153, 414
Carsen, Robert 432
Cassirer, Ernst 178, 313
Castell-Castell, Sibylle Gräfin 36
Castiglioni, Camillo 247
Cathrein, Victor 356
Certeau, Michel de 379
Cézanne, Paul 234, 236
Chamberlain, Houston Stewart 11, 21, 188, 190, 411
Chapple, Gerald 82, 182, 189
Charlesmont, Hugo 209
Claudel, Paul 93f.
Clos, Annett 386, 388
Cohn, Dorrit 291, 303, 306
Colloredo-Mansfeld, Ferdinand Graf 169
Concetti, Ricardo 419
Constable, Giles 133
Cooper, Diana 414
Corbea-Hoisie, Andrei 427
Corino, Karl 159
Corinth, Lovis 258f.
Corot, Jean-Baptiste-Camille 234
Coster, Charles Henry 133
Courbet, Gustave 209
Craig, Charlotte M. 410
Craig, Edward Gordon 414
Croce, Benedetto 125
Curtius, Ludwig 127, 158
Czedik-Eysenberg, Georg 433
Czernin, Rudolf Graf 40
Czernin, Vera 40
Czurda, Elfriede 414, 432
Dangel-Pelloquin, Elsbeth 432, 445
Dante Alighieri 407
Dauer, Holger 260
Daviau, Donald G. 41
Degas, Edgar 234, 236
Degenfeld-Schonburg, Marie Therese von 410, 414
Degenfeld-Schonburg, Ottonie Gräfin von 13, 19f., 30–32, 37, 39–41, 44, 47, 49–51, 53, 58, 60f., 63f., 69, 75f., 91, 109, 119f., 124, 126, 131, 157, 174, 251, 410, 414
Dehmel, Richard 193, 251
Deleuze, Gilles 352, 357, 360f., 363

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Delius, Rudolf von 258
Demharter, Maria 81
Demm, Eberhard 332
Denis, Maurice 236f.
Denis, Ruth St. (geb. Ruth Dennis) 428
Denker, Klaus Peter 81
Denkler, Horst 247
De Quincey, Thomas 104
Descartes, René 301
Detering, Heinrich 427
Deutsch, Ernst 408f.
Diaghilew, Sergej Pawlowitsch 10, 32, 53
Diem-Wille, Gertraud 429
Diewald, Sigrid 236
Dilthey, Wilhelm 71, 271f., 275, 285
Dohnányi, Christoph 432
Dohnányi, Ernst von 233
Donatello 209
Dostojevskij, Fjodor Michajlowitsch 35, 51, 53, 131
Dotzler, Bernhard J. 339, 346, 357, 425
Doucet, Jacques 79
Drabek, Anna 249
Dreyser, Theodore 178
Drouin, Charles 21
Drugulin, Wilhelm E. 38
Du Bos, Charles 151
Dudow, Slatan 392–394
Dünsser, Albert 81
Dunan, Marcel 414
Durand-Ruel, Paul 236
Dzieduszycki, Adalbert Graf 237f.
Eberhardt, Sören 419
Ebers, Georg 428
Edschmid, Kasimir 261, 278
Eduard VII., König von England 10, 34
Eger, Waldemar 258, 269
Ehrentreich, Julia 428
Eichendorff, Joseph von 276
Eisler, Hanns 392, 396, 404
Eissler, Aurelie 73, 91
Eissler, Marianne 54, 57f., 66, 81, 180
Eissler, Max 57
Eissner, Paul 250
Eliot, Thomas Stearns 144
Emerson, Ralph Waldo 104
Emrich, Wilhelm 290, 319
Engelmann, Peter 310
Epkenhans, Michael 189
Erhart, Walter 385
Ernst, Paul 416, 418
Exner, Richard 220
Faistauer, Anton 41
Fehse, Wilhelm 264
Fellner, Ferdinand 202
Fellner, Fritz 49
Felsen, Hermine 13
Ferro, Gabriele 432
Fetz, Bernhard 422
Fetzer, Günther 56
Feuchtwanger, Lion 268, 278
Fewster, J. Colin 425
Ficker, Ludwig von 43
Fickert, Kurt J. 290
Fiechtner, Helmut A. 191
Fiedler, Corinna 179
Fiedler, Leonhard M. 41, 189, 220, 424, 427
Figdor, Albert 203
Fink, Manfred 189
Fink, Wilhelm 421, 423
Fischer, Edwin 86
Fischer von Erlach, Johann Bernhard 109, 202
Fischer, Hedwig 179
Fischer, Jens Malte 252
Fischer, Kurt Rudolf 429
Fischer, Ludwig Ernst 199
Fischer, Otto W. 408
Fischer, Samuel 45f., 69, 179, 258
Fischer-Lichte, Erika 366
Fiske, John 379

https://doi.org/10.5771/9783966216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Flaubert, Gustave 119
Flechtheim, Alfred 368
Fliedl, Konstanze 415, 423
Fliess, Wilhelm 63
Flinker, Martin 43, 185
Fludernik, Monika 428
Fokine, Michail 53
Fontane, Theodor 264, 416
Ford, John 385
Fortuny y de Madrazo, Mariano 32
Foucault, Michel 336, 352
Franckenstein, Clemens von 66, 133, 250, 422
Franckenstein, Georg von 41, 129, 133, 234, 250
Franckenstein, Leopoldine von 43
Frank, Katalin 418
Franz Ferdinand, Erzherzog von Österreich-Ungarn 55
Franz Joseph I., Kaiser 197, 202, 236
Franz von Assisi 241
Freud, Sigmund 103, 216, 430
Freund, Robert 179
Frey, Hermann 237
Frick, Werner 381
Friedenthal, Richard 145
Friedmann, Louis Philipp 10, 14, 15
Friedmann, Rose, geb. von Rosthorn 10, 13
Friemel, Georg 56
Friemel, Gerhard 56
Friemel, Kurt 56
Friemel, Walther 48, 55f.
Frisch, Efraim (Pseudonym E. H. Gast) 250
Frisch, Fega 92
Frisé, Adolf 273
Fritsche, Victor von 212
Fritz, Gottlieb (Spitzname Tetzel) 21, 62, 185, 411
Fröhlich, Hermann 189
Fromm, Waldemar 47, 411
Früchtl, Josef 431
Fürstenberg, Josef Landgraf von 195
Fürstner, Adolph 78, 160
Furtwängler, Wilhelm 167
Gäbe, Lüder 301
Galsworthy, John 178
Gardiner, Allan 102
Garibaldi, Guiseppe 197
Garnett, David 131
Gauguin, Paul 236
Gautsch, Paul von 213
Geiger, Benno 416
Genette, Gérard 339f.
George, Stefan 27, 58, 193, 233, 251, 410, 412, 414, 417, 431
Gernig, Kerstin 428
Gernhardt, Robert 272, 431
Gerold, Mary (s. Tucholsky)
Gersch, Wolfgang 393, 396, 398–401, 403
Gerz, Raimund 392, 394f., 400, 403
Giacon, Nicoletta 220
Gide, André 7, 17, 21, 151
Gier, Helmut 371
Giles, Steve 393
Gilman, Sander L. 243
Ginsberg, Ernst 408
Gisbertz, Anna K. 433
Gish, Lillian 158
Gläser, Donata 433
Glück, Gustav 213
Goethe, Johann Wolfgang von 36, 142, 171, 190, 204, 216, 221, 226, 229f., 272, 385, 406f., 424f.
Gogh, Vincent van 234, 236f.
Götz, Karl 134
Gogol, Nikolaj Wassiljewitsch 33, 36, 51, 140f., 156, 160
Gold, Alfred 191
Goldenring, Stefanie 10
Goltschnigg, Dietmar 61
Gombrich, Ernst H. 243
Gomperz [Familie] 233, 250

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Gomperz, Heinrich 191, 412, 415f., 429
Gomperz, Marie 57, 410
Gomperz, Nelly 410
Gomperz, Max 57
Gomperz, Philipp 169
Gomperz, Rudolf 429
Gomperz, Theodor 429
Goya, Francisco de 236
Grab, Walter 243
Gräfe, Ursula 330
Graff, Paul Antoine 236
Gratz, Michael 248
Greenblatt, Stephen 362
Greif, Martin 237
Greve, Ludwig 194
Grieser, Dietmar 209
Grill, Hans 262
Grillparzer, Franz 71f., 231, 238, 276, 406, 408
Grimm, Gunter E. 243, 247
Grimm, Jacob 12
Grisebach, Eduard 264
Grisko, Michael 420
Grodziski, Stanislaw 198
Groethuysen, Bernhard 151
Gross, Oliver 357
Grottewitz, Curt 280
Grüber, Klaus Michael 432
Gruenter, Rainer 272
Gründgens, Gustaf 142
Grundmann, Heike 430
Guattari, Félix 357, 360f
Guest, Harry 428
Gulbransson, Grete 13, 61, 66, 73f.
Gumbrecht, Hans Ulrich 367, 377
Gundolf, Elisabeth 147
Gundolf, Friedrich 27, 58, 147, 178
Günther, Timo 423
Günther, Johannes von 282
Guth, Hans P. 296
Guth, Paul 291
Guthrie, Walter Murray 190
Gutmann, Hannelore 268, 271, 279
Gutu, George 427
Haams, Achad 360
Haas, Willy 152, 186, 191, 244
Haenicke, Diether H. 255
Hahn, Monika 424
Haiko, Peter 202
Halbe, Max 258, 280, 282, 286
Halls, Wilfred D. 233
Haltmeier, Roland 151, 156
Hamann, Johann Georg 96
Hamburger, Michael 94
Hamecher, Peter 262
Hammerschlag, Paul 167–169
Hamsun, Knut 73
Happel, Reinhold 392, 394, 400
Harden, Maximilian 18, 236f., 410–412
Hartel, Wilhelm von 199f., 231, 236
Hellige. Hans Dieter 18, 243
Hardy, Thomas 154, 185
Hart, Heinrich 270, 275f.
Hart, Julius 275
Hartmann, Daniela 419
Hartz, Martina 189
Hass, Hans-Egon 274
Hassan, Fausia 433
Hatanaka, Minako 431
Hauptmann, Gerhart 17f., 62, 140, 201, 251, 274
Hausenstein, Wilhelm (Pseud. Johann Armbruster) 92
Hauser, Regula 413
Hebel, Johann Peter 417, 425
Hecht, Werner 365, 389, 393, 396, 398f., 401, 403
Hecker, Axel 287–326, 445
Heerde, Jeroen Bastiaan van 199
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 400
Heidegger, Martin 287, 310, 315–318, 323, 325, 377
Heidelberger-Leonard, Irene 419
Heilborn, Ernst 261

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Heimann, Moritz 46, 257
Heimböckel, Dieter 251
Heiseler, Bernt von 183
Heiseler, Gertrud von 188
Heiseler, Henry von 30, 47
Heller, Erich 327
Heller, Hugo 239
Heller, Paul 290
Hellingrath, Norbert von 17, 21
Hellmann, Irene (geb. Redlich) 43, 250
Hellmann, Paul 250
Hellmer, Edmund 202
Helmes, Günter 419
Helmstetter, Rudolf 423
Hensel, Andreas 433
Herder, Johann Gottfried 11, 417, 431
Hermann, Britta 385
Hermsdorf, Klaus 332
Hertzkas, Theodor 334
Herzfeld, Marie 217, 239, 250, 414
Herzl, Theodor 249, 334f., 339, 352, 354, 360
Heselhaus, Clemens 290
Hesse, Hermann 36, 140
Hesse-Burri, Emil 380
Heumann, Konrad 189, 191–242, 252, 415, 445
Heymann, August 238
Heymel, Alfred Walter 30, 38, 251, 414
Hiebel, Hans Helmut 289
Hiebler, Heinz 41, 124, 158
Hildebrandt, Günther 151
Hildesheim, Paul 414
Hillesheim, Jürgen 371, 386, 388
Hilmera, Jiří 39
Hirsch, Rudolf 61, 86, 146, 148, 152, 158f., 163, 185, 219, 232, 235
Hirschfeld, Georg 153
Hirth, Georg 255
Hitler, Adolf 253
Hoffmann, E.T.A. 264f., 417, 425
Hofmann, Ludwig von 125, 414
Hofmannsthal, Anna Maria Josefa von 195, 223, 231, 414
Hofmannsthal, Christiane von 7–190, 217, 226, 229, 410, 414
Hofmannsthal, Emma 252
Hofmannsthal, Franz von 16, 180f., 414
Hofmannsthal, Gertrud von 7–190, 219, 222–224, 229, 231, 234, 410f., 414
Hofmannsthal, Hugo Augustin von 58–60, 62, 194, 223, 232, 252, 412, 414f.
Hofmannsthal, Raimund von 16, 41, 414
Hofmannsthal, Silvio 252
Hohenberg, Sophie von 55
Hohenlohe, Konrad Fürst von 55f., 192
Hohenlohe-Waldenburg Schillingsfürst, Egon Prinz zu 41
Hohenlohe-Waldenburg Schillingsfürst, Friedrich Johann Karl Prinz von 222
Hohenlohe, Franz Prinz von 21
Hölderlin, Friedrich 272
Holitscher, Arthur 7, 8, 21
Höller, Hans 419
Höllerer, Achim 417, 426
Hollerith, Herman 339, 346
Hollweck, Ludwig 282
Holm, Korfiz 259, 262, 273, 282
Holzapfel, Rudolf Maria 163
Holzapfel-Gomperz, Bettina 429
Holzhausen, Adolf 208, 226, 230
Homolka, Oskar 134
Honold, Alexander 341, 429
Hopfen, Lili von (s. Schalk)
Horaz 424
Horak, Roman 366, 377
Hörbiger, Christiane 408
Horch, Hans Otto 247

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Hörisch, Jochen 431
Hoyos, Alexander Graf 92, 132–135, 167, 188
Hoyos, Edmée Gräfin 103, 141, 188
Hoyos, Marguerite (s. Bismarck)
Huber, Gerdi 261
Huch, Ricarda 79, 81, 125
Hübener, Andrea 433
Huml, Ariane 428
Hussarek von Heinlein, Max 49
Husserl, Edmund 311, 430
Hütig, Andreas 376
Ignatius von Loyola 241
Ihwe, Jens 340
Indorf, Gerd 428
Inge, William Ralph 131
Isphording, Anne 32, 189
Jaccottet, Philippe 176
Jackson Turner, Frederick zu 339
Jacobi, Hansres 415
Jaffé, Heinrich 67
Jäger, Lorenz 407f.
James, Henry 427
Janz, Rolf-Peter 428
Japp, Marc 421
Jasper, Friedrich 208
Jean Paul 116, 406
Jens, Inge 192
Jens, Walter 192
Jensen, Robert
Jeritza, Maria 78, 159
Jeske, Wolfgang 380
Jessner, Leopold 86
Jill, Scott 428
Johns, Jorun B. 41
Jónácsik, László 425
Jost, Roland 391, 395
Jung, Thomas 386
Junghanns, Wolf-Dietrich 374, 377
Kafka, Franz 287–363
Kahler, Erich von 67, 123
Kaiser, Gerhard R. 431
Kalinski, Alma 410
Kalinowski, Lech 198
Kampmann-Carossa, Eva 45, 69, 81
Kamzelak, Roland S. 192
Kann, Robert A. 191
Karg von Bebenburg, Edgar 414
Karl I., Kaiser von Österreich 75
Karl IV., römisch-deutscher Kaiser 198
Karlfeldt, Erik Axel 178
Karsawina, Tamara 10
Kassal-Mikula, Renata 202
Kassner, Alfred (Bruder Rudolf Kassners) 48
Kassner, Bertha (geb. Latzel; Mutter Rudolf Kassners) 181
Kassner, Ernst (Bruder Rudolf Kassners) 48
Kassner, Felix (Bruder Rudolf Kassners) 48
Kassner, Friedrich (auch Fritz, Bruder Rudolf Kassners) 48
Kassner, Karl (Bruder Rudolf Kassners) 48
Kassner, Margarethe (Schwester Rudolf Kassners) 56
Kassner, Marianne (geb. Eissler) 54, 57f., 66, 81, 180
Kassner, Marie (Schwester von Rudolf Kassner) 48
Kassner, Paul (Bruder Rudolf Kassners) 56
Kassner, Rudolf 7–190, 410–412, 414, 417
Kassner, Stefanie 74
Kastberger, Klaus 422
Nikolaus II., Zar von Rußland 10
Katz, Steven E. 243
Kaufmann, Arthur 35
Kaufmann, Paul 358, 360f.
Kayser, Rudolf 152
Keats, John 104, 183
Keller, Gottfried 264, 408
Kellermann, Bernhard 39

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Kenner, Hedwig 202
Kensik, Alphons Clemens 10, 22, 162, 178, 184–186
Kerkhoven, Thomas 161
Kessler, Harry Graf 7–9, 17, 19f., 32, 53, 60, 143, 159, 191, 251, 414
Keyserling [Familie] 257
Keyserling, Eduard Graf von 21, 23, 33, 65f., 255–286
Keyserling, Elise von (Schwester Eduard von Keyserlings) 65
Keyserling, Goedela Gräfin (Gattin Hermann Keyserlings)
Keyserling, Hedwig von (Schwester Eduard von Keyserlings) 256
Keyserling, Henriette Gräfin von (Schwester Eduard von Keyserlings) 65, 261
Keyserling, Hermann Graf 22, 33, 73, 76, 95, 123, 147, 157, 160, 178, 260, 263, 273–275, 280, 282f.
Keyserling, Marie Gräfin von (Schwester Eduard von Keyserlings) 65
Keyserling, Theophiele (Mutter Eduard von Keyserlings) 65, 256
Kiefer, Anselm 432
Kienberger, Urs 32
Kierkegaard, Sören 121, 124, 141, 174, 177
Kiermeier-Debre, Joseph 406
Kilian, Eugen 61
Killy, Walther 43
Kinoshita, Mokutaro 431
Kinsky-Wilczek, Elisabeth 213
Kippenberg, Anton 19, 21, 33–37, 44–46, 48, 50f., 58, 67f., 79, 85, 89, 95f., 107–109, 120, 125, 129, 131, 143–146, 156, 158, 166, 188, 414
Kippenberg, Katharina 33, 67, 73, 78, 89, 93, 118, 120, 143, 145, 150, 157f., 188, 414
Kittler, Wolf 288, 332, 336f., 352f., 360
Kjellen, Rudolf 356
Klages, Ludwig 27
Kleist, Heinrich von 12
Klimt, Gustav 49
Kluge, Alexander
Klüger, Ruth 243
Knapp, Elisabeth Irene 261, 269f., 273, 279
Knopf, Jan 365, 380, 386, 391f.
Koch, Hans-Albrecht 414, 416, 418
Koch, Hans-Gerd 288, 323, 334, 336, 349
Kohn, Caroline 247
Kokoschka, Oskar 42f.
Kolb, Annette 30, 39f., 417
König, Christoph 243, 427
Königswarter, Jonas von 196
Konnersreuth, Therese von (eigentl. Therese Neumann) 158
Konrad, Claudia 78
Körner, Christian Gottfried 217
Korngold, Erich Wolfgang 66
Korngold, Julius 148
Korrodi, Eduard 146
Korte, Helmut 392
Kosel, Hermann Clemens 24
Košenina, Alexander 415f., 427
Kosler, Hans Christian 416
Krabiel, Klaus-Dieter 189
Kralik, Heinrich 78
Kraß, Andreas 420
Kraus, Karl 193, 199, 247, 249, 410, 412
Krauss, Clemens 167
Krauß, Werner 408
Kremer, Detlef 290, 323
Kretzer, Max 278
Kristeva, Julia 340
Krömer, Wolfram 416
Kronberger, Silvia 419
Kropatschek, Gustav 130, 137
Krowas, Viktor 409
Kuhrau, Sven 239

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Kunz, Josef 290
Kurz, Gerhard 290
Kurz, Paul Konrad 290, 306, 319
Kusej, Martin 432
Kusmitsch, Feodor 44
Kussnetzoff, Marie 53
La Bruyère, Jean de 70
Lachmann, Renate 350
Lagarde, Paul de 246
Lamber-Adam, Juliette (siehe Vasili, Paul)
Lamping, Dieter 405
Lanckorońska, Adelajda (Tochter von Karl Lanckoroński) 210f., 235
Lanckoroński, Antoni (Sohn von Karl Lanckoroński) 209, 211
Lanckoroński-Brzezie, Karl Graf 169, 191–213, 422, 430
Lanckorońska, Karolina (Tochter von Karl Lanckoroński) 198, 210f., 219
Lanckorońska, Margarete Gräfin (geb. Lichnowsky, Frau von Karl Lanckoroński) 211f., 223f., 226, 232f., 237
Landberg, Gunnel 189
Landor, Walter Savage 104
Landsberg, Paul-Ludwig 156
Lang, Erwin 41 49
Lang, Martin 41
Lang, Peter 431
Lang, Ulrike 13, 61
Lange-Kirchheim, Astrid 332
Langen, Albert 263
Langhoff, Thomas 432
La Rochefoucauld, François 70
Lasker-Schüler, Else 409, 419
Lawson, Richard H. 289, 319
Lăzărescu, Mariana-Virginia 415, 424, 426
Leblanc, Georgette 233f.
Léger, Marie René Alexis (s. Saint-John Perse)
Lehmann, Johannes F. 426
Lehmann, Lotte 78, 148, 151
Leibnitz, Thomas 168, 189
Leibniz, Gottfried Wilhelm 312f.
Leitsch, Walter 198
Le Moel, Sylvie 426
Lemp, Richard 107
Lenau, Nikolaus 36
Lenbach, Franz von 199
Lenya, Lotte 375
Leopold, Keith 289
Lerchenfeld, Hugo 147
Le Rider, Jacques 427f.
Lessing, Gotthold Ephraim 172, 233, 272, 406
Lessing, Theodor 371
Lethen, Helmut 380
Lévinas, Emmanuel 324f.
Levy, Joe 335, 339
Lewis, Sinclair 178
Lhote, Marie-Josèphe 417
Lichnowsky, Karl Max Fürst von 209, 224
Lichnowsky, Margarete von 209
Lichnowsky, Mechtilde Fürstin von 211
Lichtenberg, Georg Christoph 283
Lichtwark, Alfred 207
Lieben, Annie von 52
Lieben, Robert von 49 52, 71f.
Liebermann, Max 49, 125, 158, 236
Liechtenstein, Johann Fürst von 213, 237
Liechtenstein, Franz von Paula Fürst zu 40, 169, 202, 213
Ligny, Louis de 171
Limbour, Georges 161
Lindner, Burkhardt 392–395, 400, 403
Link, Jürgen 345
Linné, Carl von 190
Linsbauer, Karl 190
Locker, Gerlinde 408
Lodato, Suzanne M. 420

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Loewenberg, Peter 243
Loos, Adolf 43
Lothar, Ernst 159
Louis XVI., König von Frankreich 207
Lowenstein, Steven M. 243
Loys-Chandieu, Henry de 135
Lubkoll, Christine 427
Ludwig III., König von Bayern 75
Ludwig XIV., König von Frankreich 171
Lueger, Karl 202, 248f
Luhmann, Niklas 366
Lunzer, Heinz 59f., 63
Luschinsky, Evita 433
Luther, Arthur 164
Lütkehaus, Ludger 274
Lyotard, Jean-François 287, 310–313
MacLean [Familie] 190
MacLeish, Archibald 161
Mach, Ernst 277
Machatzke, Martin 18
Mackowsky, Hans 237
Madas, Edit 425
Maderthaner, Wolfgang 366, 377
Maeterlinck, Maurice 233f., 414
Makart, Hans 199
Man, Paul de 335
Manet, Edouard 234, 236f.
Mann, Erika 192
Mann, Heinrich 186
Mann, Katharina (geb. Pringsheim) 192
Mann, Katia 193
Mann, Thomas 86f., 90, 125, 139f., 156, 160, 178, 256, 260, 270, 385, 429
Manner, Michael Reichsritter von 195
Marées, Hans von 221
Maria Theresia, Kaiserin von Österreich 71f., 406
Marschner, Robert 347
Marson, Eric L. 289
Martin, Dieter 420
Martini, Fritz 27
Marx, Johannes 376
Masaryk, Tomás Garrigue 356
Massary, Fritzi (Friederike) 158
Massine, Léonide Fedorowitsch 53
Massoud, Fatma 422
Mathes, Jürg 276
Matheson, William 81, 90, 188
Mattioli, Aram 248
Matuschek, Stefan 431
Matz, Wolfgang 428
Mauthner, Fritz 250, 427
Mayer, Mathias 427
Mayr, Richard 78
Mayröcker, Friederike 414, 432
Meid, Hans 49
Meier-Graefe, Julius 250f.
Meinecke, Friedrich 356
Mell, Max 32, 38, 45, 49, 55, 58f., 68–70, 76, 82f., 90–93, 107, 109, 122, 125, 133f., 137, 147f., 150, 152, 157, 169, 178f., 182, 186, 188, 242, 414
Melmoth, Sebastian (s. Oscar Wilde)
Mendelssohn, Eleonore von 86
Mendelssohn, Giulietta von 17, 86
Mendelssohn, Peter de 86
Mendelssohn, Robert von 86
Mendes-Flohr, Paul 243
Mertz-Rychner, Claudia 126, 173, 198
Metternich-Sándor, Pauline Fürstin 195, 239
Metzl, Richard 91
Meyer, Arnold Oskar 178
Meyer, Jochen 189
Meyerbeer, Giacomo 239
Michaelis, Dora 81
Miklin, Richard 35
Milfull, John 243
Mißlbeck, Maria 289, 306
Mittelmann, Hanni 243
Mittenzwei, Ingrid 424, 427
Mittenzwei, Werner 365

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Miziolek, Jerzy 207
Mlnarik, Heinz (s. Heinz Neumann)
Moeller van den Bruck, Arthur 156
Moering, Renate 197
Mohler, Armin 156
Moissi, Alexander 52, 71, 74, 111
Molière 70, 406
Molo, Walter von 178
Monet, Claude 234, 236
Montaigne, Michel 161
Mörike, Eduard 276
Morisot, Berthe 236
Morris, William 104
Mozart, Wolfgang Amadeus 183
Mühll, Theodora von der 148, 158f.
Müller, Christine 270
Müller, Georg 10
Müller, Klaus-Detlef 365, 381
Müller, Michael 290, 323, 349
Müller-Hofmann, Wilhelm 41
Müller-Seidel, Walter 335
Münchhausen, Thankmar von 90, 130f., 142f., 146
Murakami, Haruki 330
Murray, Gilbert 125
Musil, Robert 159, 273
Mussolini, Benito 130
Nádherny von Borutin, Sidonie 29
Nadler, Josef 76, 93, 125, 178, 241, 255
Nagy, Márta 425
Napoleon III. 131, 197
Neumann, Gerhard 186, 288, 328, 332, 336, 341, 349, 366, 414, 427, 445
Neumann, Heinz 236
Neumann, Karl Eugen 103
Newman, John Henry 87f., 124, 140
Newnes, George 409
Nicoletti, Susi (Susanne Habersack) 408
Niemann, George 201
Nietzsche, Friedrich 144, 156, 177, 228, 274, 285, 345f., 355, 357, 427
Nijinskij, Waslaw 10, 32, 53
Nordau, Max 249
Nostitz, Alfred von 251
Nostitz, Helene von 8, 11, 19, 143, 239, 251, 414
Nostitz, Oswalt von 152, 156, 239
Novalis 103, 272, 417
Obermayr, Richard 414, 432
Oelmann, Ute 417
Öhlschläger, Claudia 433
Olden, Marie 17, 188
O'Mahony, Niamh 419
Oppenheimer, [Familie] 241, 250
Oppenheimer, Felix 11, 19f., 31, 55, 89, 124, 142
Oppenheimer, Gabriele (Yella) 8f., 48, 77, 83, 88, 109, 124, 142, 162, 174f.
Oppenheimer, Mysa 88, 124, 142
Orlik, Emil 125
Orman, Elzbieta 198
Ortega y Gasset, José 153
Oestwig, Karl Aagard 78
Otázka, Česká 356
Ott, Ulrich 186, 189, 192
Ottwalt, Ernst 392, 394
Oxaal, Ivar 243
Paeschke, Hans 94, 186, 188
Pallenberg, Max 109, 122f.
Pannwitz, Rudolf 70–72, 76f., 84, 244–248, 251f., 414
Pantz, Ferdinand Maximilian von 63
Pascal, Blaise 136–138, 141f., 156, 160, 174, 177
Pasley, Malcolm 323, 327, 332, 336, 349
Passavant, Hermann von 43
Pater, Walter 73, 104
Pauley, Bruce F. 243
Paulhan, Jean 143
Pauli, Gustav 207f.
Pauly, August Friedrich 237
Pavlova, Anna 10

https://doi.org/10.5771/9783966216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Pázmány, Péter 425
Pehle, Margot 192
Pellegrini, Alessandro 82, 139, 183, 185f.
Pereira-Arnstein, Augustin von 195
Perels, Christoph , 189
Pérez Varas, Feliciano 416
Perrig, Severin 413
Pertlik, Susanne 35
Pestalozzi, Karl 432
Petersen, Eugen 201
Pettenkofer, Max von 238
Pfeiffer, Ernst 67
Pfeiffer-Belli, Erich 84, 188
Pfeiffer-Belli, Wolfgang 159
Phipps, Frances 143
Piccaver, Alfred 148
Piscator, Erwin 375
Pittrof, Thomas 420, 428
Plard, Henri 419
Platon 104, 280, 361
Pociello, Christian 376
Polaczek, Dietmar 432
Polgar, Alfred 137
Pollak, Oskar 333
Pongs, Hermann 315
Port, Ulrich 357
Pourtalès, Agnes Gräfin 135
Poussin, Nicolas 119f., 150
Poverello von Assisi (s. Franz von Assisi)
Prawy, Marcel 167
Prohl, Jürgen 126
Promies, Wolfgang 283
Proust, Marcel 193, 363
Pulzer, Peter 243
Puschkin, Alexandr Sergejewitsch 85, 129
Quadflieg, Will 408
Raabe, Wilhelm 264
Rabelais, François 426
Rabinbach, Anson 334
Raddatz, Fritz J. 272
Radecke, Gabriele 260, 262, 273f., 280, 283
Raffael Santi 183
Rang, Florens Christian 121f., 251
Rathenau, Walther 18, 244, 251
Rauchberg, Heinrich 327, 337, 340–344, 346, 348–353, 360f.
Redlich, Josef 43, 49, 56, 75, 103, 133, 175, 178, 250
Reich, Emil 377
Reimer, Werner 247
Reinhardt, Emil Alphons 49, 87, 95, 140f.
Reinhardt, Helene 134, 137, 142
Reinhardt, Max 11, 13, 30, 32, 50, 52, 63, 74, 86, 91, 109, 116, 125, 130, 146, 158, 169, 186, 241, 250, 414
Reinhart, Werner 43
Rembrandt van Rijn 203
Renard, Jules 184
Renner, Karl 80
Renner[-Henke], Ursula 414, 445
Renoir, Auguste-Pierre 236
Reuß, Roland 336
Révai, Peter 419
Reventlow, Franziska 281, 282
Richarz, Monika 243
Richter, Cornelia 239
Richter, Raoul 71
Rieckmann, Jens 243f., 428
Rieder, Ignatius 109
Riedmann, Bettina 247
Riefenstahl, Leni 404
Ries, Wiebrecht 290
Riezler, Kurt 125
Rilke, Rainer Maria 7–9, 11f., 15, 17–19, 21f., 29, 31, 33, 35, 39f., 49f., 52, 58, 60, 64, 66–68, 73, 75, 81f., 84, 95, 108, 109, 122, 124f., 129, 137f., 143, 145–147, 151, 156, 183–186, 212, 222, 248, 276, 414, 419
Rissmann, Jutta 103, 426
Ritter, Ellen 189, 220

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Ritter, Michael 420
Rizza, Steve 185
Rodewald, Dierk 179
Rohan, Karl Anton 156, 178
Rohde, Gerhard 432
Rössing, Karl 51
Rokyta, Hugo 39
Rölleke, Heinz 413, 415f., 419, 426
Roller, Alfred 61, 159, 243
Rösch, Ewald 290
Rossbacher, Karlheinz 244f., 419, 429
Rothschild [Familie] 195
Rossetti, Dante Gabriel 104
Rozenblit, Marsha 243
Rubens, Peter Paul 236
Rüdiger, Andreas 409
Rudloff, Holger 290
Rudolph, Hermann 156
Ruprechter, Walter 417
Rychner, Max 22, 126, 171–173, 197f., 242
Rysselberghe, Theo van 7, 8
Saint-John Perse 151
Saint-Simon, Claude Henri de 171
Salinger, Herman 289, 292, 319, 323
Salm-Reifferscheidt, Maria 209
Salten, Felix 196, 247, 250, 414
Samson-Körner, Paul 380f., 382–389
Sander, Jörg 427
Sarbak, Gábor 425
Sartre, Jean-Paul 418
Savoyen, Eugen Prinz von 71, 194
Schaeffer, Albrecht 107f.
Schäfer, Carina 8, 192
Schaffgotsch, Xaver 141
Schalk, Franz 42, 78, 159, 167–169
Schalk, Lili (geb. von Hopfen) 8, 10f., 13f., 21f., 29, 116, 123, 157, 182, 189, 411
Scharffenberg, Renate 67
Schärf, Christian 376
Schäublin-Vischer, Kathrin 417
Schefold, Karl 417
Scher, Steven Paul 420
Schereschewsky, Mimi 130
Schering, Emil 116
Scheuer, Helmut 420
Schey, Josef 169
Schiele, Egon 49
Schiewe, Jürgen 427
Schikaneder, Emanuel 148
Schillemeit, Jost 332, 336, 349
Schiller, Friedrich 130, 171, 192, 216, 329, 420
Schindler, Annie 49
Schings, Hans-Jürgen 415, 425
Schlesinger, Franziska 233
Schlesinger, Gertrud (s. Hofmannsthal)
Schlesinger, Hans 142, 236
Schlesinger, Marianne 123, 130, 147, 181
Schlie, Ulrich 220
Schlosser (siehe Friedmann, Louis)
Schlumberger, Jean 21
Schmeling, Max 374, 391
Schmid, G. Bärbel 405–432, 445
Schmid, Martin E. 413f.
Schmidt, Wolf-Gerhard 418
Schmitt, Carl 417, 422
Schmitz, Victor A. 27
Schmitz, Walter 282
Schmujlow-Claassen, Ria 251, 411f., 414
Schnack, Ingeborg 67
Schneditz, Wolfgang 42
Schneider, Sabine 415, 423
Schnell, Axel 386
Schnitzler, Arthur 11, 35, 49, 62, 75–77f., 80f., 103, 116, 120, 125, 137, 159, 163, 167, 191, 201, 216, 244, 247, 249f., 414
Schnitzler, Günter 414, 445
Schnitzler, Heinrich 35
Schnitzler, Olga 35
Scholem, Gershom 247

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Scholz, Nina 243
Schönborn, Friedrich Graf 202, 213
Schönburg, Johannes Prinz von 84
Schönerer, Georg von 249
Schönhaar, Rainer 290
Schopenhauer, Arthur 274, 427
Schorske, Carl E. 243f.
Schreyvogel, Friedrich 169
Schröder, Rudolf Alexander 15, 30, 37f., 52f., 86, 88, 108f, 120, 122, 125, 139, 143, 146, 150, 153, 162, 188, 251, 410, 412, 414
Schröter, Manfred 144
Schuch, Ernst von 414
Schuller, Wolfgang 422
Schulz, Angela 267, 271, 278, 284
Schuster, Gerhard 136, 192
Schwab, Anton 427
Schwalb, Irmelin 268, 271
Schwaiger, Michael 375
Schwarz, Egon 248
Schwarz, Olaf 429
Schweiger, Werner J. 203
Schweighofer, Bettina 236
Schweppenhäuser, Hermann 310
Schwidtal, Michael 256
Schwob, Marcel 151
Seebach, Nikolaus Graf von 414
Segantini, Giovanni 209
Seidel, Esther M. 74
Seipel, Ignaz 159
Sekine, Yuko 433
Seng, Joachim 164, 189, 216, 230, 413, 416, 422
Servaes, Franz 204
Seurat, Georges 236
Sévigné, Marie Marquise de 70
Shakespeare, William 116, 405
Shelley, Percy Bysshe 104
Sicks, Kai-Marcel 365–404, 445
Sieber-Rilke, Ruth 95
Sienertin, Stefan 427
Signorelli, Luca 209
Silberman, Marc 400
Simmel, Georg 251
Simon, Ernst 243f.
Simon, Hans-Ulrich 60
Simon, Ralf 420
Sisley, Alfred 234, 236
Slevogt, Max 236
Sokrates 423
Sombart, Werner 251
Sophokles 12
Spiegl, Edgar 146, 422
Spoerli, Heinz 419
Spoerri, Theophil 154
Sprengel, Peter 18, 201, 273
Srbik, Heinrich Ritter von 178
Stadelmaier, Gerhard 432
Staengle, Peter 336
Starhemberg, Ernst Graf 195
Staub, Herta F. 93
Steiner, Herbert 91, 103, 123, 151, 191
Steinecke, Hartmut 385
Steinhilber, Rudolf 257, 261
Steinlein, Rüdiger 425
Steinmetz, Selma 87
Stern, Friedrich 208f.
Stern, Joseph Peter 290
Stern, Martin 243–253, 431, 445
Sterne, Laurence 22, 141, 156, 160
Sternheim, Carl 250
Stieler, Kurt 157
Stifter, Adalbert 141, 276
Stiller, Mauritz 41
Strauss, Richard 19f., 31, 39, 44, 50, 53, 60f., 63, 69, 77f., 90, 109, 120, 124f., 158-160, 167f., 175, 178f., 250f., 408, 414, 418f., 428, 432
Strawinsky, Igor Feodorowitsch 151, 419
Strindberg, August 116
Strohmeyr, Armin 417
Stülpnagel, Ulrich 267
Sturies, Andreas 269, 275, 280

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Swinburne, Algernon Charles 104, 183, 406
Swoboda, Heinrich 201
Szklena, Hans 43
Tabah, Mireille 419
Tanner, Jakob 248
Tanzer, Ulrike 410, 419
Taube, Maria 107
Taube, Otto von 22-24, 47, 65, 91, 107f., 146, 150, 157, 186, 188, 256f., 261, 272, 282, 411
Tekolf, Oliver 420
Tetzeli von Rosador, Dorothea 407
Thayer, Scotfield 103, 110
Thieß, Frank 365
Thimig, Helene 134, 408
Thimig, Hermann 134
Thoma, Hans 209
Thoma, Ludwig 262, 277
Thomasberger, Andreas 417
Thomé, Horst 418
Thomma, Eugen 81
Thun-Hohenstein, Paul von 24, 192, 197, 218
Thun-Salm, Christiane Gräfin 17, 192, 197, 217, 219, 221-223, 225, 231, 238-241f., 411f.
Thurn und Taxis, Alexander Johann Vincenz Fürst von 22, 40, 136
Thurn und Taxis, Friedrich Prinz von 195
Thurn und Taxis, Hugo Prinz von 195
Thurn und Taxis, Maximilian Theodor Prinz von 40
Thurn und Taxis-Hohenlohe, Fürstin Marie von 8, 11-13, 18-21, 23, 29. 31-33, 35, 39f., 49f., 58, 68, 73, 75, 77, 95, 110, 124f., 129, 136f., 157, 163, 167, 180f., 185, 188, 196, 212, 222, 411f.
Thurn und Taxis, Titi von 40
Thuswaldner, Gregor 428
Tiedemann-Bartels, Hella 281
Tiedemann, Rolf 193, 310
Timms, Edward 290, 320
Tintoretto 236
Tischel, Alexandra 420
Tizian 209, 238
Todesco, Eduard Freiherr von 196
Tolstoj, Lew Nikolajewitsch 51, 164
Toner, Mary Gertrude 66
Toulouse-Lautrec, Henri de 236
Trakl, Georg 42f.
Traun, Hugo Graf 213
Treitschke, Georg Friedrich 148
Tretjakow, Sergej 380
Triffitt, Gregory B. 290, 320
Troeltsch, Ernst 156
Trommler, Frank 260
Truc, Gonzague 171
Tschudi, Hugo von 17
Tucholsky, Kurt 272
Tucholsky, Mary geb. Gerold 272
Twardowski, Julius von 202, 211
Twellmann, Marcus 421, 433
Uebe, Alice 239
Uhde-Bernays, Hermann 178
Undset, Sigrit 178
Ungern-Sternberg, Armin von 255-286, 445
Urbach, Reinhard 35
Uridil, Josef 381
Uzcudun, Pablo 368
Valéry, Paul 143, 161, 166, 417
Valk, Thorsten 287
Van de Velde, Henry 414
Vanhelleputte, Michel 388
Vasili, Paul 196
Verdi, Guiseppe 66
Vergil 150
Vermeer van Delft, Jan 236
Viehöver, Vera 429
Vilain, Robert 428
Villard, André 10
Virilio, Paul 339

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:36. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Vizkelety, András 425
Vogel, Juliane 415
Vogl, Joseph 290, 306
Vogt, Erik 429
Voigt, Marie Luise (s. Borchardt)
Volke, Werner 76, 194
Vollmoeller, Karl Gustav 35
Vossler, Karl 120, 125, 142, 152
Wagener, Rudi 380
Wagner, Benno 327-363, 445
Wagner, Hans 47
Wagner, Karl 264
Wagner, Nike 431
Wagner, Otto 202
Wagner, Richard 10, 228
Wahrmund, Ludwig 202
Waldau, Gustav 142
Wallas, Armin A. 87
Wallerstein, Lothar 159
Walter, Bruno 66, 167
Warburg, Aby 357
Warne, Frederick 409
Wassermann, Jakob 13f., 21, 32, 41, 49, 76, 87, 122, 125, 152, 249f., 414, 422
Wassermann, Julie 422
Waterhouse, Peter 414, 432
Wawrykowa, Maria 198
Weber, Alfred 332f., 352
Weck, Peter 408
Weckbecker, Wilhelm Freiherr von 199, 213
Weeks, Charles A. 246
Weigand, Wilhelm 237
Weigel, Sigrid 366
Weinrich, Harald 303, 305f.
Weissenberger, Klaus 427
Wellbery, David E. 415, 423, 433
Welzig, Werner M. 35
Wendelstadt, Julie von 19
Wenning, Bernhard 220
Werfel, Franz 244
Wertheimstein, [Familie] 250
Wertheimstein, Franziska von 429
Wertheimstein, Josephine von 429
Wessling, Bernd W. 78
Whistler, James McNeill 236
White, John J. 290
White, William M. 290
Whitehead, Edmée Gräfin 135
Whitehead, Robert 135
Widmaier, Karl 96
Wiebeck, Lully 10
Wiegand, Willy 76, 87, 96, 119f., 122, 131f., 136f, 139, 142, 144, 152-154, 157, 189
Wiesenthal, Franz 49
Wiesenthal, Grete 34, 41, 49, 69, 250, 414
Wilczek, Hans Graf 202, 213
Wilde, Oscar (Sebastian Melmoth) 104, 406
Wildgans, Anton 60, 82, 90, 93f.
Wildgans, Lilly 94
Wilhelm II. 75
Wilke, Tobias 423
Williams, Simon 420
Winiewicz-Wolska, Joanna 203, 206f.
Winkler, Kurt 239
Wistinghausen, Henning von 256
Witzler, Ralf 371
Wöhrle, Dieter 393
Wolde, Ludwig 119, 132
Wolff, Alfred 60f., 73
Wolff, Hanna 60f., 73
Wolff, Karin 198
Wolff, Marcella 61
Wölfflin, Heinrich 125
Wolfskehl, Karl 431
Wolters, Doris 409
Wolters, Friedrich 27
Wonderley, A. Wayne 255
Woolf, Virginia 427
Wörner, Anette 427
Worth, Charles Frederick 79
Wunberg, Gotthart 414, 445

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Wuthenow, Ralph-Rainer 260
Zeller, Bernhard 36
Zifferer, Paul 8, 21, 33, 71, 74, 82f., 250
Zilcosky, John 332, 341
Zimmer, Andreas 432
Zimmer, Christiane, geb. von Hofmannsthal (s. Hofmannsthal)
Zimmer, Christoph Heinrich 174f.
Zimmer, Heinrich 157, 174f., 229
Zimmermann, Jörg 431
Zinn, Ernst 10, 31, 119
Zipfel, Frank 405
Zischler, Hanns 409
Zmegac, Viktor 276
Zola, Emile 277
Zweig, Stefan 35f., 41, 55, 145, 216, 244, 249

https://doi.org/10.5771/9783968216980 - am 17.01.2026, 22:57:38. https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -